Der Münzthurm. Historischer Roman von Georg Hiltl.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen und Klasing.
1872.

I. Abtheilung. Das Erzbild des Kurfürsten.

Zwei Baumeister.

Ein schöner Herbsttag des Jahres 1700 hatte die *kurfürstliche Residenz Berlin* mit seinem milden Glanze und durch eine für die vorgerückte Jahreszeit ungewöhnliche Wärme erfreut. Aus den Thoren strömte die Menge der Spaziergänger, die Plätze waren belebt von Heimkehrenden, und in den Boutiquen, welche sich an der Freiheit hinter der Wasserkunst hinzogen, herrschte selbst zur Nachmittagszeit noch ein sehr buntes, reges Leben.

Wer von dem neuen Stadttheile »der Dorotheenstadt« über die Hundebrücke auf das kurfürstliche Schloß zuging, der hatte schon in weiter Ferne, von dem bereits sechsfachen Baumgange aus – die »Linden der Kurfürstin« genannt – einen wunderbaren, in seiner Art imposanten Anblick. Die großen und mächtigen Gebäude des kurfürstlichen Schlosses lagen, vom röthlichen Lichte der sinkenden Sonne beschienen, weit sich ausdehnend vor den Blicken des Beschauers. Diese Masse von Baulichkeiten war zwar nur stellenweis übereinstimmend. Hie und da ragten Giebel, Thurme und Dächer verschiedener Art hervor, allein der gewaltige Steinkoloß machte dennoch einen achtunggebietenden Eindruck. Was aber augenblicklich noch größeres Staunen erregte und dem Bilde einen erhöhten Reiz verlieh, das waren die riesigen Stangen und Leitern, die Bretter und Galerien, die Winden und Krahne, die hohen Balken und Verbandstücke –

welche sich miteinander zu einem Baugerüste verflochten, dessen einzelne Theile niemand zu entwirren oder zu zählen vermochte.

Dieses mächtige Gerüst begann schon an der Seite des Schlosses, welche nach der Spree hinaus der Burgstraße gegenüber lag, und setzte sich mit seinen vielfachen Verbindungen, die großen Netzen gleich in die Lüfte starrten, längs des ganzen Schloßflügels fort, der seine Front gegen den Lustgarten kehrte. Es war in der That ein imposanter Anblick, die Massen von luftigen Gestengen, welche hier und dort hell von der Sonne erleuchtet, rothglühenden Eisenbalken glichen – während an andern Orten wirre dunkle Schlagschatten über die Bretterlagen und Mauern fielen, zu deren Höhe sie hinaufstrebten.

Zwischen all diesen luftigen Gängen und Windungen stiegen und kletterten viele Menschen umher, deren Gestalten so hoch oben recht winzig und unbedeutend aussahen, die sich aber alle regten und tummelten. Dazu hörte man den einförmigen Gesang, jene signalartigen Töne, mit welchen die Zimmerleute und Maurer ihre Arbeiten und das Heranholen der Materialien zu begleiten pflegen – auch schwebten in der Abendluft, von der Gewalt der Winden emporgezogen, kolossale Balken zum obersten Rande des Gemäuers auf.

Es waren die Arbeiten des Schloßbaues, der seit dem vergangenen Jahre auf Befehl Kurfürst *Friedrichs III.* mit großer Energie unter der Meisterhand des berühmten *Andreas Schlüter* fortgeführt wurde und dessen Endziel

war: alle diese verschiedenen hohen und niederen Gebäude, die neuen und älteren – alle die Baustyle, welche den verschiedensten Zeitaltern entstammten, Räume, die den entgegengesetztesten Zwecken dienten, zu Einem großen, imponirenden Ganzen umzuschaffen. Diese Riesenarbeit war dem genialen Schlüter durch Rescript des Kurfürsten übertragen. Der Baumeister hatte sich an das gewaltige Werk gemacht – die Mauern des Neubaues stiegen bereits hoch in die Lüfte.

Von den Thürmen Berlins summte die fünfte Abendstunde. Mit dem letzten Schlage begannen in den Schloßhöfen die Glocken zu läuten, welche den Arbeitern das Ende des heutigen Tagwerkes ankündigten. Es entstand ein Gewimmel und Lärmen in den Gerüsten. Wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen die kleinen Bewohner hin und herlaufen, so ging es auch droben auf und an dem Schloßbaue zu. Man sah die Werkleute eilig hinabklettern, in den Höfen liefen sie zusammen. Hier ward an einer Stelle der Tagelohn ausgezahlt, am anderen Orte labten sich einige Gruppen durch schnell bereitgehaltene Speisen, und an dem Brunnen im Eishofe oder »Hofe der Herzogin« reinigten sich die Stutzer der Gesellenschaft von dem Staube der Arbeit. Eine halbe Stunde später strömten Massen der Arbeiter zum Portale hinaus, welches auf den Ballhaus weg zur Hundebrücke führte, während andere singend durch das breite, auf den Schloßplatz sich öffnende Thor zogen.

Als die letzten dieser Scharen den hinteren Schloßhof verließen, schritt, von dem Flügel des Schlosses kommend, der auf die Spree blickte und das alte Schloß des Caspar Theiß genannt ward, ein sehr reich gekleideter Mann durch den Thorbogen des Quergebäudes in den Hof. Die Gestalt dieses Mannes war ebenso elegant, wie seine halb militärische Kleidung. Er war über Mittelgröße, hatte schöngeformte Hände und Füße, ein sehr feines Profil, eine schlanke und doch kräftige Taille. Das Oberkleid war aus kornblauem Sammet in militärischem Schnitte gefertigt, wie ihn die Uniform der *Grands Mousquetaires* zeigte. Aus dem mit schönster französischer Perrücke gezierten Haupte saß ziemlich keck der runde, mit Plümage gezierte Filzhut, von welchem eine kostbare Straußenfeder nickte. Die Beine steckten in weiten schwarzsammtenen Beinkleidern und wegen der vorgerückten Jahreszeit oder vielleicht, weil er einen Ritt gemacht hatte, trug der Herr Lederkamaschen von auserlesener Arbeit. Ein Officierdegen mit prächtig vergoldetem Stichblatte hing in dem reichgestickten Wehrgehänge, und die linke Hand, welche der rehfarbne Handschuh bedeckte; hielt den der Rechten, wahrscheinlich um von deren Fingern die kostbaren Edelsteine vor Jedermann recht auffällig blitzen zu lassen. Das Antlitz des Mannes, obgleich es schön genannt werden mußte, zeigte doch einen so hervorragenden Zug von Hochmuth und Geringschätzung gegenüber den Personen und Dingen, welche dem Herrn nahetraten, es spiegelten sich so viel Eitelkeit und Selbstgefälligkeit in diesen feinen Linien und Zügen

ab, daß deren Schönheit wesentlich dadurch beeinträchtigt wurde. Hinter dem also Geschilderten gingen zwei Diener in reicher Livrée.

Der Herr war im Gespräche mit einem starken Manne begriffen, dessen gebräuntes Antlitz und knochige Hände den Handwerksmeister verriethen, wenngleich die zwar bürgerliche, aber sehr feine Kleidung auf eine besonders bevorzugte Stellung deuten mochte. Der Elegante blieb im Gespräche fast inmitten des Schloßhofes stehen.

»Wie gesagt, *mon ami*,« fuhr er mit schneidender Stimme fort, »die Anstalten zum Ausbau des Oranienburger Schlosses werden gemacht. Ich kann es jetzt sagen, nachdem ich vierzehn Tage dort an Ort und Stelle zugebracht. Herrliches Terrain! Großartige Lage – man kann einige *extrachosen* daselbst anbringen – habe bereits vielerlei *projects* entworfen – werden gute Arbeit dadurch erhalten, Monsieur Braun.«

Der Mann verneigte sich kurz. »Herr Hauptmann waren also deshalb so lange von uns entfernt,« sagte er, »hm – ich dachte mir wohl, daß ein kurfürstlicher Befehl Sie fortgerufen – hm – hm.«

Der Hofmaurermeister Braun blinzelte bei diesen letzten Worten recht auffällig.

»*Eh donc!*« sagte der Elegante lächelnd. »Was soll Ihr hm – hm?«

»Ich meine, daß Sie nicht allzu lange mit dem Hofarchitektentitel vorlieb nehmen werden, Herr von *Eosander* – sondern daß vielmehr bald ein zweiter kurfürstlicher Schloßbaudirector entstehen dürfte.«

Eosander scharrte mit der Spitze seines Fußes in dem Staube des Hofes und blickte zur Erde.

»Könnte sich wohl ereignen, *mon ami*,« sagte er, »aber – aber – Seine Durchlaucht haben noch zu große Ansichten von dem Genie des Herrn Schlüter – oh – ich bin weit entfernt, die Meriten jenes Herrn verkleinern zu wollen – gewiß – gewiß sind solche vorhanden.«

»Herr Schlüter ist ein ganz trefflicher Architekt – auch seine Verdienste als Bildhauer sind nicht gering,« sagte Braun. »Aber ich sehnte mich wirklich nach Ruhe.«

»Ruhe?«

»Ja – es ist also zu verstehen: Herr Schlüter ist eigensinnig und beharret fest auf seiner einmal gefaßten Meinung – es ist ja nicht zu läugnen, daß seine Ideen groß und kühn sind – aber macht man denn mit der Idee alles allein? bedarf es nicht der Praxis – des alten ehrwürdigen Gewerbfleißes – der regelrechten Kunst dazu? Zum Henker, wenn *ich*, der Hofmaurermeister, mich immer und immer wieder unterordnen soll – das halte einer aus auf die Dauer.«

Eosander faßte den Arm des Meisters.

»*Mon ami*,« sagte er. »es geht vielen so. Schlüter will im Reiche des Geschmackes allein herrschen. Er drängt alles in den Hintergrund. Dieser Mann hat ja Glück gehabt bis jetzt. Seht Euch um: was ihm aufgetragen ward, ist gelungen – seht jene Gerüste – jene Balken – dieser ganze Plan, den kein anderer anzugreifen gewagt hätte – er begann ihn schnell genug. Daneben die Zeughausarbeiten – die Sculpturen – das Modell und der Guß der

Statue des großen Kurfürsten – ach, Monsieur Schlüter ist ein Universalgenie – *à propos* – wie weit ist es denn mit besagter Statue? als ich abreiste, wollte man von Hindernissen wissen – man sprach von Streitigkeiten zwischen dem Gießer und Schlüter? He?«

»Es scheint, alles sei beigelegt,« sagte Braun, »Jakobi der Gießer ist wohl ein wenig ängstlich. Je nun, zur Statua allein sollen zweihundert und fünfzig Centner Erz verwendet werden – ein solcher Guß ist kein Kinderspiel.«

»Alles beigelegt,« murmelte Eosander vor sich hin. »Zweihundert und fünfzig Centner Erz! hm, *mon dieu* – da kann bei dem Gusse allerlei passiren.«

»Kann – ja –« meinte Braun, »aber Schlüter und Jakobi sind sehr vorsichtig.

»Er bleibt in der Höhe,« knirschte Eosander, einige Schritte vorwärts gehend. »Er schwebt über uns, Monsieur Braun,« lachte er höhnisch, »ha, sehen Sie nicht? so hoch steht er dort – so hoch über unsern Köpfen.«

Er deutete nach oben. Braun schaute empor. An den Rand des Gerüstes gelehnt, stand ein Mann und blickte in die Tiefe. Seine rechte Hand hielt einen Maaßstab – sein Haar flatterte im Abendwinde.

»Es ist Schlüter,« sagte der Maurermeister, »er überblickt seine Arbeiten.

Eosanders Augen schlossen Blitze des Hasses, als er den berühmten Gegner seiner kleinlichen Bestrebungen langsam auf dem luftigen Gerüste dahin schreiten sah. Schlüters edle Gestalt schien zu schweben – es war, als

trage den kühnen Baumeister der brausende Wind langsam über die noch halb chaotischen Werke, aber durcheinander gewürfeltes Gestein, durch Gebälk und Leitern – die Strahlen der Sonne umsäumten das Haupt mit einem wunderbaren Glanze, der allmählich erlosch, bis die ganze Gestalt nur wie ein dunkler Schatten sich gegen den Himmel absetzte und endlich zwischen den Balken verschwindend hinabstieg in die Tiefe.

Eosander athmete tief.

»Er mag seinen Weg gehen,« sagte er fast leichtfertig, »die Zukunft wird lehren, welcher von allen die stolzesten Bauten aufführt – *eh donc*,« rief er, sich zu Braun wendend. »Ich bin wahrhaftig nachdenklich geworden und habe eine ganz *curieuse* Sache vergessen. Ist der neue Polier, der Italiener, bei Euch angelangt?«

»Ganz wie Sie wünschten, Herr Hauptmann. Gleich nach Ihrer Abreise – vor dreizehn Tagen etwa – stellte sich Gregorio bei mir ein. Ich habe ihn bereits bei dem Meister Grüneberg empfohlen, und er hat unter diesem Beschäftigung bei dem Zeughause gefunden. Ein seltsamer Mensch.«

Eosander blickte den Meister fragend an. »Wie meint Ihr das – seltsam?«

»Je nun,« erwiderte Braun ein wenig verlegen, »Gregorio zeigt ein scheues Wesen.«

»Vielleicht ein Rest seiner Abstammung. Die Italiener haben zuweilen etwas Scheues – fast Wildes.«

»Möglich, aber Gregorio scheint mir kein rechter Italiener zu sein. Wohl hört man seiner Aussprache hie und

da ein wenig von dem Wälschen an – allein er pfleget im ganzen doch ein gutes und pures Deutsch zu reden.«

»Er soll lange Zeit schon in Deutschland gelebt and gearbeitet haben.«

»Sie kennen ihn noch nicht, Herr Hauptmann?«

»Nein. Kurz vor meiner Abreise nach Oranienburg bat mich die kaiserliche Sängerin Katharina d'Alikan, den Gregorio anzustellen.«

»Hm – sonderbar,« hauchte Braun, »eine Sängerin verwendet sich für den Maurer Gregorio.«

»Es ist erklärlich. Da mich des Kurfürsten Durchlaucht mit dem Arrangement für Dero Theater und *Opera*, so im Gebäude des Marstalles und bei den Festlichkeiten in den Schlössern stattfinden, beehret haben – komme ich natürlich mit den Sängern in nähere Berührung. Die d'Alikan wendete sich an mich.«

»Vielleicht eine Verwandte Gregorios?«

»Vielleicht.

»Der Italiener ist in meinem Hause untergebracht.«

»Ah, das ist vortrefflich.«

»Ich kann ihn daher genau beobachten.«

»Und gewahren Sie etwas Besonderes an ihm?«

»N – un,« sagte Braun zögernd. Seltsames – Seltsames.«

»Lassen Sie hören.«

»Einmal pflegt der Polier stets zu bestimmter Stunde fortzugehen. Ich weiß, daß er niemanden hier in Berlin kennt – er ist nirgends zu sehen gewesen – wohin geht er? – Zweitens sieht man oftmals lange und spät in die

Nacht hinein das Fenster seines Wohnzimmers erleuchtet – man könnte sagen: er arbeite, aber als ich neulich, um mich zu überzeugen, spät abends an die Thür pochte, ward nicht geöffnet – des Italieners Zimmer war leer, und doch hatte er meiner Tochter gesagt: er müsse heut noch lange arbeiten, bevor er sich zur Ruhe legen könne.«

Eosander lächelte vor sich hin. »Weiter?« fragte er.

»Endlich hat mein Sohn gar Wunderliches beobachtet. Zur Zeit des Vollmondes ist der Italiener zwei Nächte hintereinander hoch oben auf das Dach des Hauses geklettert – er hat, wie es ganz ohne allen Zweifel feststeht, diese absonderliche Wanderung durch das Fenster angetreten, ist die schmale Galerie entlang gegangen und muß dann – es ist nicht anders denkbar – an den Reifen der Wasserröhre, so vom Dache niederführt, hinaufgeklettert sein. Nachdem mein Sohn diese seltsame Erlustigung des Gregorio mit einigem Entsetzen angeschauet, hat er gesehen, wie der Italiener am Dache hinabzuklimmen begonnen – und als mein Sohn davon geeilet, um Zeugen herbeizurufen, ist bei seiner Rückkehr Gregorio schon wieder im Zimmer gewesen.«

»Das ist *curieuse*,« sagte Eosander, »und habt Ihr den Mann nicht befragt?«

»Wir thaten es wohl, aber er läugnete hartnäckig, von diesem nächtlichen Treiben das Geringste zu wissen.«

»Ich werde den Menschen kennen lernen. Hat er keine Zeugnisse? Papiere? Ich muß mit der d'Alikan reden.«

»Er hat Atteste von den Bauhütten zu Straßburg, Wien und Köln. Auch ist er ein Wissender.«

»Ein Wissender?«

»Sie sind noch nicht zünftig, Herr Hauptmann,« antwortete Braun lächelnd. »Sonst würden Sie wissen, daß unter den Gesellen und Polirern, den Meistern der kleinen Arbeit jene Verbindungen bestehen, die –«

»Ah – ich weiß, die Bauhütten oder Baulogen – in der That also kein Märchen?«

»Nichts weniger als das. Die Gesellen halten streng auf diesen Brauch und diese Wissenschaft.«

»*Mort de ma vie* – solche Verbindungen müßten aufgehoben werden. Das gibt Anlaß zu Meuterei, zu Auflehnung – das macht die Leute stark gegen ihre Vorgesetzten. Man dürfte in Berlin mindestens das nicht dulden.«

Braun zuckte die Achseln.

»Eine so alte Verbindung löst sich allzu schnell. Die Sache hat auch manches Gute. Geheimnisse – Pläne des Bauherrn werden gewahrt, die Hilfe aller kommt dem einzelnen zu gut – in den Zusammenkünften wird wohl auch das Verdienst gewürdigt.«

»So – so,« rief Eosander empfindlich. »Ah – da wird Monsieur Schlüter wohl sehr gefeiert in diesen secreten *Réunions*.«

»Es ist wohl glaublich – denn Schlütern laufen die Schüler von allen Seiten zu – hoch und niedrig.«

»Ich höre so – ja – ja.«

»Selbst junge Edelleute sollen sich um die Gunst bemühen, seine Schüler werden zu dürfen – der –«

»*Laissez cela*,« fiel Eosander zornig ein, »jene Bauhütten sind vielleicht Herrn Schlüters Schlupfwinkel – wo –

wo – ich frage eben nur aus *curiosité* – wo ist denn der Ort, das *Rendez-vous* solcher Alliirten?«

Braun schüttelte den Kopf.

»Ich kann es nicht sagen. Die Gesellen halten ihre Hütten sehr geheim. Erst wenn eine Verbindung einige Zeit bei einander gewesen ist, kann man den Ort erfahren. Sie wehren jedem andern den Zutritt.«

»Und Gregorio ist ein Wissender?«

»Ja, die Gesellen sagen, er kenne die Zeichen – die Worte und Gebräuche und habe den Paß der Hütten von Straßburg – Wien und Köln.«

»Seht doch,« brach Eosander plötzlich das Gespräch ab. »Es ist *totalement* finster geworden. Die Schloßleute zünden die Laternen an – lebt wohl, Meister, und tröstet Euch ob des Eigensinnes des Herrn Schlüter. Duckt den Nacken ganz artig – denn der Director wird wie ein Fels im Meere stehen – es müßte denn einmal – so plötzlich – hm – Ihr versteht mich.«

Eosander machte die Pantomine des Zusammenstürzens eines Gebäudes.

»Aber das ist bei Herrn Schlüter nicht zu fürchten. *Bonne nuit*, mein lieber Meister. Nächstens werde ich mir den räthselhaften Gregorio ansehen – ha! ha! ha! – und ein Zusammensturz könnte den König des Geschmackes stürzen, das wäre das einzige, denn solch ein Malheur,« setzte er mit schneidender Stimme hinzu, »ist sehr bedenklich – sehr fatal. Sie kennen das, Monsieur Braun – gute Ruh.«

Er entfernte sich schnell in der Richtung nach dem Lustgarten. Zornig stieß Braun mit seinem Rohrstocke den Boden.

»Verdammt! Dieser Glücksritter spielte auf mein Unglück an,« murmelte er, »wahrhaftig, wäre der Schlüter nicht so herrisch in seinem Willen, ich ordnete mich ihm gerne unter – zehnmal lieber unter einem Genie – als unter solch einem – einem hergelaufenen,« er schluckte die letzten Worte hinunter. »Aber 's geht nicht anders! Der Hauptmann ist bei Hofe angesehen – alles findet ihn herrlich – seine Protectores, die Kurfürstin an der Spitze – der Graf Kolbe von Wartenberg – hm – er wird steigen, zuverlässig. Ein Zusammensturz, meinte er.«

Braun blieb sinnend unter dem Portale stehen. Ein Zittern befiel ihn – die Erinnerung schüttelte ihn wie ein Fieberfrost.

»Schrecklich, wenn das einen Baumeister trifft – ich gönnte es dem Feinde nicht. Herr Gott! Herr Gott! ich habe es einmal empfunden, wie das krachende Gewölbe bei seinem Einsturze das Herz des Meisters zugleich zermalmt.«

Er ging hastig über den Schloßplatz und in die breite Straße. An der Ecke von »Heyses Gäßlein« angelangt, trat er in ein stattliches Haus.

Der heftige, eigensinnige Meister Braun suchte still und in sich gekehrt sein Zimmer. Die Erinnerung, welche Eosander wach gerufen, peinigte ihn. Kaum zwei Jahre waren vergangen, seitdem das Gewölbe der Parochialkirche, welches Braun erbaut hatte, eingestürzt war.

Der Hauptmann und Hofarchitekt *Eosander von Goethe* – er hatte den letzten Namen sich nach seiner Landesabstammung beigelegt, weil er als ein Schwede sich Gothus oder Gothe nannte – schritt mit festem Gange, recht zuversichtlich umherblickend durch den Theil des Lustgartens am Schlosse, welcher zur Zeit unserer Erzählung noch von Stallgebäuden, Wagen und Waschhäusern und einem großen, gegen Norden zu gelegenen Ballhause, besetzt war – alles Dinge, die dem kurfürstlichen Palaste nicht als Zierden in der Umgebung dienten. Schon bei dem Marstallgebäude verabschiedete Eosander seine Diener.

»Ich komme später heim,« sagte er, »Ihr meldet der gnädigen Frau, daß ich den Thee im Arbeitskabinet nehmen werde.«

Nachdem sich beide Diener in der Richtung des Ballhauses entfernt hatten, setzte Herr Eosander seinen Weg fort. Dem warmen Tage folgte ein kühler Abend. Obgleich der Mond nicht am Himmel stand, war die Dunkelheit doch nicht so stark, daß der Hauptmann nicht alles hätte bemerken können, was vor und um ihn her lag, stand oder sich bewegte. Er kam deshalb ohne weiteres Ungemach über die vielen aufgehäuften Bausteine, Werkstücke und Balken hinweg, welche in der Nähe des Schlosses sich befanden.

»Verdammt,« brummte er einige Male, wenn sein feiner Fuß gegen eine Kante stieß. »Es ist doch jedesmal ein

wahrer *coup de poignard* für mich, wenn ich an einen Gegenstand rühre, den dieser Schlüter da oder dorthin legen ließ – es kommt mir immer vor – au! – schon wieder ein Stein – es kommt mir immer vor, als hätte er selbst das kleinste Hinderniß gerade für mich in den Weg geworfen.«

Er senkte das Haupt und schritt bedächtiger weiter.

»Wie könnte man sich ganz emporschwingen? Dieses Berlin ist ein prächtiger Ort für *carrière* machen – dieser Kurfürst ein Mann für Unternehmungen – alles steigt – alles hebt sich hier ringsum, und wie wird es werden, wenn da oben auf dem Schlosse die Königskrone blinkt – dann geht es reißend schnell vorwärts, und bin ich nicht auf dem besten Wege? aber er, *er* – der Gefeierte der Mann, dem alles glückt – ach, mit ein kleines *malheut*, und alles wäre dahin.«

Unter solchen Selbstgesprächen war Herr Eosander bis an die Ecke des Schlosses gekommen, welche an die »Freiheit hinter der Wasserkunst« stieß. Hier blieb er einen Augenblick stehen und sah auf das große Schloßgebäude zurück – auf die mächtigen Gerüste des Neubaues, welche dunkel und gespenstisch in den Nachthimmel hineinragten.

»Es ist ein riesiges Werk,« knirschte er. »Wird er es durchführen? er wird es – er ist reich an Gedanken – sein Wille ist fest – und was wird hier durch ihn noch alles entstehen? – das dort wird schwinden – jenes sich erheben – diese Stelle wird neugestaltet sein.«

Er wies mechanisch mit den Hand auf den schlanken hohen Thurm, welcher in der Fluchtlinie der Westfronte des Schlosses nur wenige Schritte von dem Eckfenster entfernt lag. Der Thurm trug eine Haube in Form einer umgekehrten, achtseitigen Tulpe – eine Galerie lief oben rings um den höchsten Stock. Vier Fenster, zum Bogen geschlossen, befanden sich unter dieser Galerie. Ein vierseitiger, ziemlich plumper Unterbau trug den eigentlichen, drei Stockwerk hohen Thurm, dessen Seiten nicht so breit als die des Unterbaues, in jedem Stocke zwei Bogenfenster zeigten.

»Das unschöne Ding wird dem Herrn Schlüter Gelegenheit geben, seinem Ruhmeskranze ein neues Blatt einzusetzen,« sagte Eosander vor sich hin. »Der Thurm wird dem neuen Prachtbau nicht im Wege stehen bleiben.«

Ein dumpfes Dröhnen schallte aus dem Thurme durch die Stille. Es waren anfangs gewichtige Schläge, denen sogleich helles Klingen folgte, als ob edles Metall gegen Eisen schlage. Von röthlichem Feuer bestrahlt glühten die Fenster.

»Sie schlagen heut Geld – sie arbeiten im Münzthurme,« lachte Eosander. »Ja – ja – ich setze meinen Kopf zum Pfande, die Hälfte davon ist für Herrn Schlüters Projecte – ah – mein Freund Graf Kolbe von Wartenberg, es wird Zeit, daß Sie Ihre Freundschaft für mich beweisen – *eh donc* – was ist dort?«

Eosander blickte auf eine Gestalt, welche zwischen dem Schlosse und dem Münzthurme stand – die Fenster,

die Lage des Thurmes aufmerksam betrachtete und zuweilen hin und her schritt, als zähle sie die Maße auf dem Erdboden ab.

»Was mag der dort wollen,« murmelte der Hauptmann – »ein *voleur* vielleicht?« Er drückte sich, in dem tiefsten Schatten des Thurmes bleibend, näher – er befand sich so kaum zehn Schritt von dem nächtlichen Beobachter entfernt. Plötzlich ward ein Fenster des Münzthurmes geöffnet, der Strahl eines Lichtes fiel auf den Raum zwischen Thurm und Schloß und erhellte die Stelle.

»Ah – es ist Schlüter,« flüsterte Eosander. »Was thut er hier in dem Dunkel? – gewiß schon eine geheime Vorarbeit zur neuen – prächtigen Anlage –«

»Es ist so, hol mich der –,« sagte eine rauhe Stimme, welche aus dem geöffneten Fenster zu kommen schien. »Ich halte Euch jetzt das Licht, Meister Gerritsen, genau an die Stelle hin – da – seht Ihr, die Schläge wirken aufs Gestein – der Mörtel bröckelt ab – es ist Zeit, daß wir mit dem Werke hier hinaus kommen, sonst fällt die Geschichte trotz aller Verbesserungen ein.«

»Wahrhaftig – es ist Kalk ausgefallen,« sagte eine andere Stimme, und dann ward das Fenster geschlossen.

»Es wird ein Prachtbau hier entstehen – ich wünschte es,« sagte Eosander leise. »Deshalb ist Schlüter schon auf der Lauer – wie der Geier umkreist er seine Beute. Schnelles Handeln wäre das Beste – wohlan – beginnen wir mit dem Präsent für die Gräfin von Wartenberg. Saveni muß sich eilen – mein Feldzug beginnt.«

Er wendete sich nach rechts und verschwand hinter den Boutiquen, welche sich bis zum Ballhause erstreckten.

Der Mann – *Andreas Schlüter* – stand noch immer zwischen Thurm und Schloß. Jetzt legte er einen langen Maaßstock auf die Erde und prüfte dann aufmerksam die Höhe des unteren Geschosses. Dann schlich er näher zum Thurme – er lehnte sich mit ganzer Kraft an das Gemäuer – wiederum krachten innen die Stöße und Schläge des Prägewerkes und dumpf rauschte das Wasser, welches die Räder der Maschine in Bewegung setzte. Der Thurm zitterte unter der Gewalt dieser Stöße – dem Körper Schlüters theilte sich diese Bewegung mit – auch er vibrirte leise.

»Es ist, wie ich gedacht,« sagte er. »Das Gemäuer ist nicht haltbar auf die Dauer. Der ganze Thurm müßte fort – wenn der Kurfürst nur nicht den Gedanken hegt, dieses Bauwerk erhalten zu wollen – ganz fort – ganz fort muß es. Ein neuer schlanker Bau erhebe sich – auf den man mit Lust aus den Fenstern des Schlosses – *meines neuerbauten* Schlosses schauen kann – aber ich fürchte – ich fürchte – eine seltsame Ahnung sagte mir, Kurfürst Friedrich wird den Thurm erhalten wollen, ein Denkmal aus seiner Ahnenzeit – mußte ich ihn nicht schon ändern für die Münze? Ich fürchte,« er lachte plötzlich hell und trotzig auf, »fürchten? ich fürchten? – Andreas Schlüter

hat schon schwerere Dinge zu Ende geführt – seine Hand wirft die Zeichnung so fest auf das Pergament, als sein Befehl die Bogen, die Pfeiler und die Wände mächtiger Bauten aufführt – so fest als diese Hand aus dem todten Gestein Gestalten meißelt – fürchten?«

Er ging langsam die Freiheit hinab.

»Ja – ja Andreas – gestehe es Dir ein,« fuhr er zu sich selber sprechend fort, »Du *hattest* Furcht – bei nächtlicher Zeit hast Du den gefährlichen Thurm besichtigt – geprüft – Du fürchtest, daß man Dich am Werke sehen und dann dessen Ausführung Dir befehlen könnte – Du möchtest es vollenden, und doch stößt Dich die Sorge um das Gelingen zurück – Feigling, der Du bist – die Gestalt des größten Menschen seiner Zeit, das Standbild des Geistesriesen, Friedrich Wilhelms ehernes Bild willst Du der Nachwelt überliefern, und ein armselig Mauerwerk jagte Dir Furcht ein? – pfui Andreas – es ist gut, daß niemand Dein Antlitz jetzt erschaut, er müßte die Schamröthe bemerken, welche in Deine Wangen steigt.«

Er lüftete den Hut und ließ den Nachtwind um seine Schläfe spielen.

»Mit Gott und guter Kraft,« rief er schneller ausschreitend. »Dort wieder – dort soll er stehen,« jubelte er in die Domgasse tretend und über den Schloßplatz hinweg nach der langen Brücke schauend. »Auf jener Brücke, welche ich mit Bildwerken meiner Hand schmückte – wird der gewaltige Reiter aus Erz sich erheben und schauen nach dem Schlosse, dem ich ein neu und prächtiges Gewand anlegen will – hier drinnen glüht es« – fuhr

er fort, auf seine Stirn deutend. »Gestalten – mächtige Häuser und Paläste – Denkmale und köstliche Zier – das alles schwebt vor meinen geistigen Augen, steigt empor – funkelt und strahlt – oh – wenn die Last der herrlichen Arbeit mich nicht erdrückt, dann soll diese Stadt auf hundert Stellen Werke des Andreas aufweisen – dann braucht es nicht elender Schreiber und bezahlter Lohnmaler, wie sie des Eosander Schwiegervater, der Buchhändler Merian, in Sold zu nehmen pflegt – um meinen Ruhm auszubringen – nein – gefällt es und meinem Fürsten – dann werden die Werke Andreas Schlüters für ihn sprechen – seinen Namen ausrufen in alle Winde und zeugen für ihn bei den kommenden Geschlechtern.

GREGORIO.

Da, wo heutzutage sich eine Menge prachtvoller, zum schönsten Ganzen vereinigter Bauwerke, große Zierden der Stadt Berlin sich erheben, führte um das Jahr 1700 noch eine hölzerne, sehr einfache Brücke bei den Mühlen vorüber. Diese Brücke, die Arche genannt, lief zwischen unansehnlichen Häusern hin und vermittelte den Uebergang von dem Stadttheile Köln zum Friedrichswerder. Diese Insel war bereits ziemlich stark bebaut. Stolz erhob sich der schöne Bau des ehemaligen Danckelmannschen Hauses – die Werdersche Kirche war ihrer Vollendung nahe, die Jägerstraße, die Wallstraße u. s. w. waren

entstanden. Gegen Norden zu blieben jedoch noch einzelne kleinere und größere Gebäude stehen, deren Aeußeres sowohl im Styl als auch in Bezug auf Sauberkeit ein hohes Alter verriethen.

Eines der größten jener Gebäude lag fast dicht am Rande der Spree, welche hier seit 1698 mit einer Schalung und gemauertem Absatz versehen worden war. Es war schon im 16. Jahrhundert verschiedenen Hofbedienten als Wohnung überlassen worden, stand jetzt aber fast einsam, denn die wenigen alten Leute, denen man hier ein Plätzchen eingeräumt hatte, ließen sich selten genug blicken. Das Haus war daher ein traurig dreinschauender, grauer Steinklumpen und schien einem Grabmale ähnlich, nur an einer Stelle verrieth sich das innen wohnende Leben, denn aus der niedrigen Esse stieg häufig dicker, schwarzer Rauch, der durch seine häßliche Färbung dem düstern Gebäude einen noch unwirthlicheren Anblick verlieh und gar nicht den behaglichen Eindruck hervorbrachte, den so häufig, namentlich im Winter, der lustig aufsteigende Dampf erzeugt; vielmehr war diese Rauchwolke fast immer Gegenstand einer mißliebigen Betrachtung der Bewohner des Friedrichswerders, ja selbst der Spreeschiffer, welche an der Uferschalung, von der zu solchem Behufe große Eisenringe herabhingen, ihre Kähne festlegten. Besonders große Aufmerksamkeit widmeten die Leute der Esse des alten Hauses, wenn diese des Nachts dampfte, weil dann nicht allein der Qualm ungewöhnlich stark und in den Gassen und auf dem Flusse stark zu empfinden war – sondern weil

auch oftmals die Funken massenweise aus dem Schornstein wirbelten, eine Zeitlang mit dem Rauch gen Himmel stiegen – dann vom Winde über den Werder und die Spree getrieben wurden und bis nach dem Lustgarten hin tanzten – ja zuweilen leckte eine ganz seltsam gefärbte Flamme aus dem Schornstein, so daß einst schon der Wächter Feuer blasen wollte. Die Bewohner waren nicht ohne Sorge, daß diese Feuerwerke einmal ihren Dächern zu nahe kommen dürften, und in dem großen Gebäude, in der Niederlage, wollte man bestimmt wissen, daß die Funken an Wollenballen verschiedene Löcher eingebrannt hätten.

Die Einwohner hatten deshalb auch eine gehorsamste Petition an Seine Kurfürstliche Durchlaucht eingereicht, mit der Relation über besagte Vorgänge, waren aber abschläglich beschieden worden, weil sie um Verlegung des Feuerherdes baten. Die erfahrnen älteren Leute hatten das vorausgesehen, denn um kurz zu sein: der Veranlasser dieses Feuers und Dampfes war der kurfürstliche Hofbediente, *Franziscus Saveni*, ein Tiroler von Geburt. Ueber diesen Mann gingen allerlei Gerüchte umher. Es war ihm eine Werkstatt und eine Wohnung in dem alten Hause eingeräumt. Er trieb das Handwerk eines Goldschmiedes, faßte Edelsteine für den Hof und manchen Goldarbeiter Berlins, schmiedete Ketten und Berloques aus Gold – dies sollte aber nur des Mannes Aushängeschild sein, von dem jeder wissen wollte, daß er zur Schar der *Adepten* und *Goldmacher* gehöre, welche damals an den meisten Höfen ihre Anstellung fanden und gewissermaßen

wie Hofzwerge, lustige Räthe und Hofpoeten zum guten Tone gehörten, – einen Bestandtheil des Hofes ausmachten.

Das Fieber der Goldmacherei war eine allgemein verbreitete Krankheit – der Stein der Weisen ward emsig gesucht und Saveni erfreute sich großer Protection – daß sein Handwerk ein mystisches war, ging schon daraus hervor, weil als sein Hauptschützer der kurfürstliche Hofrath *Dippel* galt, ein Mann, der sich nur mit geheimen Wissenschaften abgab, – eine seltne Bibliothek und großes Vermögen besaß. Aber auch der Graf Kolbe von Wartenberg gab sich den Studien der Alchymie hin und besuchte Saveni oft zur Abendstunde. Den eifrigsten Schüler sollte aber Saveni an dem neuen Hofarchitekten Herrn Eosander haben, der für einen der größten Verehrer geheimer Künste galt.

Zu jener späten Stunde, als Eosander die Gegend des Münzthurmes verlassen hatte, wirbelten Rauch und Funken eben wieder recht lustig aus der Esse des stillen Hauses.

»Da arbeitet der Saveni wieder mit dem Gottseibeiuns,« sagte ein ältlicher Mann zu seinem Begleiter, indem beide ihre Schritte zum Bernauer Bierhaus richteten, das bei der Niederlage oder dem Packhofe stand.

»Was wollt Ihr, Gevatter? sagte der andere. »Es ist immer so gewesen. Das alte Steingerümpel heißt nun einmal: das Alchymisten-Laboratorium – und da hat denn keiner sich weiter drum zu kümmern.«

»Tolle Welt! Es müßte doch anders sein.«

»Ja – Gevatter, wenn *der* noch mitspräche, der dort aushielt – dann wär's anders.

Er deutete bei diesen Worten auf das finster dastehende Gebäude, welches dem gestürzten und gefangenen Danckelmann gehört hatte.

»Seit Danckelmanns Ungnade geht es ein wenig drunter und drüber – na – die Wartenbergs werden auch ihre Zeit halten – sie sollen –«

»St!« machte der andere. »Leise – wer kommt da?«

Ein Mann kam hastigen Schrittes von der Schleusenarche und richtete seinen Lauf gegen die Spree – er mußte dicht an den beiden vorüber.

»Es ist der Hofarchitekt Eosander – der schwedische Hauptmann,« flüsterte der eine. »Hm – seht nur, wie er's eilig hat, da – ha – jetzt biegt er um die Ecke – seht Ihr? ich ahnte so was – da ist er hinein.«

Die beiden Bürger lauschten an der Ecke und vermochten deutlich zu sehen, wie Eosander unter dem großen Thorbogen des Alchymistenhauses verschwand, nach welcher Wahrnehmung sie kopfschüttelnd ihren Weg zum Bierhaus antraten.

Eosander hatte den Klopfer einigemale gerührt. Endlich ward geöffnet. Der mächtig große, hochgewölbte Flur des Hauses lief mitten durch das ganze Gebäude. Seine Hinterthür führte zum Spreeufer. Der Boden war mit Feldsteinen gepflastert – rechts und links liefen Treppen in das Innere – von der Decke des Gewölbes hing ein ausgestopftes Krokodil in Ketten nieder. Die Person, welche geöffnet hatte, war eine kleine, runzelige alte Frau.

Sie nickte stumm dem Hauptmann zu und schritt ihm voran – die Treppe linker Hand hinaufsteigend. Eosander schien in dem Gebäude wohlbekannt, denn das schwache Licht in der Hand der Alten ließ den größten Theil des Ganges im Dunkeln – und nur ein mit des Hauses Räumen Wohlbekannter vermochte sich zurecht zu finden.

Nach einiger Zeit blieb die Alte vor der niedrigen Thür eines Seitengemaches stehen und pochte an, worauf die Thür geöffnet ward. Ein Mann in einfacher Hauskleidung öffnete. Er war lang und hager – sein spitzes, von schwarzem Haar umwalltes Gesicht, dessen Kinn ein langer Bart umgab, zeigte eine gelbliche Farbe – unter den buschigen Brauen funkelten ein paar sehr kluge Augen.

»Ich wartete schon über eine halbe Stunde,« sagte der Mann. »Fast glaubte ich, der Herr Hauptmann würden nicht kommen.«

»Oh – ich habe mich bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht ein wenig verplaudert,« sagte Eosander, Hut und Handschuh ablegend. »Saveni, ich komme, – um zu mahnen.«

Saveni hatte Licht angezündet. Dieses Licht erhellte den niederen Raum eines Bibliothekzimmers, dessen Möbel aus dem sechszehnten Jahrhundert stammten. Die Bücher waren stark von dem Wurme und der Feuchtigkeit mitgenommen – und der Ort litt sicherlich von beiden Feinden einer angenehmen Häuslichkeit – dies hatte jedoch den Meister Saveni nicht gehindert, hier im Zimmer inmitten der Bücher seine Lagerstätte in einem Alkoven aufzuschlagen. Von der Bibliothek führte eine

Thür in das sehr geräumige Laboratorium, dessen Fenster auf die Spree und den gegenüber liegenden Theil des Schlosses und Lustgartens, der Freiheit u. s. w. blickten, und welches Saveni mit seinem Gaste betrat. Ringsumher an den Wänden standen allerlei Geräthschaften und Werkzeuge zu chemischen und Goldschmiedearbeiten. Obwohl das große Gemach recht unheimlich aussah, gewährten die schön und sauber gehaltenen Geräthe doch einen freundlichen Anblick. Saveni schien weit mehr dem Handwerke des Goldschmiedes, als der Kunst des Alchymisten zu huldigen.

Nur in dem weit vorspringenden Ofen glühte ein mächtiger Brand, dessen Wirkungen nach oben bei den Bewohnern des Werders jene Mißstimmung hervorrief, welche sich sogar in Bittschriften Savenis Verbannung Luft machte. Dieser in Form eines Achtecks erbaute Gieß- und Temperirofen sprang so weit in den großen Raum hinein, daß er einen Thell desselben fast in zwei Hälften schied. Die dem Eingange gegenüberliegende Hälfte war durch eine Wandlampe und durch zwei andre auf dem Werktische stehende Spiegellampen erhellt, während die zweite Hälfte in tiefer Finsterniß blieb, so daß man nur die Fenster unterscheiden konnte.

»Herr Hauptmann,« sagte Saveni, »ich kann mir denken, weshalb Sie mich mahnen wollen – allein beim besten Willen war es mir nicht möglich, Ihrem Wunsche eher nachzukommen. Einmal bin ich sehr beschäftigt. Seine Durchlaucht bestellten drei Ringe für –« er hielt ein.

»Für? für?« sagte Eosander.

»Es ist ein Geheimniß – aber Sie mögen es wissen – für Wien. Die große Frage schwebt noch immer – es geht viel dahin – sehr viel.«

»Kostbare Dinge?«

»Sehr kostbare. Jene drei Ringe sind köstlich gewesen. Sie bestanden aus zwei sich ineinanderringelnden Schlangen. Jede dieser Schlangen hielt einen köstlichen Diamanten im Rachen – die Schlangen waren mit kleinen Schuppen bedeckt – jede Schuppe trug einen Diamantsplitter – das Ganze war von schönster – graziösester Zeichnung – eine Angabe des Herrn Schlüter.«

Eosander fuhr unwillig zusammen. »Auch hier – er ist überall,« sagte er.

»Gewiß. Seiner Arbeiten sind unzählige, möchte ich sagen – er gibt Zeichnungen für Goldschmiede, Eisenarbeiten, Drechsler und Sandsteinbildhauer, während er selbst an den größten Werken modelt.«

Eosander pfiff eine leichte Melodie, eine gute Art, sein Mißbehagen auszudrücken.

»Nun, und jene Ringe sind sogleich für Wien bestimmt worden?« sagte er.

Saveni zögerte wieder. »Ich darf es wohl sagen: nur zwei. Sie sollten mit dem Courier an Herrn von Bartholdi gesendet werden – ich höre, daß einer als Präsent für den Grafen Lamberg bestimmt sein – der andere aber in den Besitz der Pfalzgräfin von Neuburg gelangen soll.«

»Und der dritte? was geschieht mit diesem?«

Saveni lächete verschmitzt. »Ich darf es nicht sagen.«

»Monsieur Saveni,« sagte Eosander mit scharfer Betonung. »Sie wissen, was Graf Kolbe von Wartenberg – mein Freund, Ihnen kund that – Sie haben uns, wie alle Leute, welchen wir die Ehre einer Alliance mit uns erweisen – genaue Rapporte abzustatten – sonst – Sie wissen auch wohl – diese Stellung als Chemiker und Laborant ist nicht für ewig.«

Saveni neigte sich betroffen.

»Ich nehme auch keinen Anstand, Ihnen zu sagen, wer den dritten Ring an sich kaufte, um so weniger, als ja doch die Sache öffentlich bekannt werden müßte, wenn der Besitzer des Ringes die Kostbarkeit trägt. Der Herr *Kraut* hat den dritten Ring bestellt.«

»Ah – Kraut? und für wen?«

Saveni schaute um sich und sagte dann mit leiser Stimme:

»Für die Sängerin d'Alikan.«

»*Mon dieu* – ist es möglich? der Geldmann? Kraut hat eine Liaison? Ha! ha! ha! Was wird da seine Gattin für Wehrufe ertönen lassen? was wird der Schwager Monsieur Ilgen sagen – der dicke Herr von Besser wird sich freuen. Ja, ja, wir werden bald hier klein Versailles haben – *Fouquet en miniature!* ah das ist charmant.«

»Ich bitte mich nicht zu kompromittiren,« sagte Saveni.

»Ohne Sorge – o – Kraut ist ja als Verehrer des schönen Geschlechtes und guter Weine bekannt – bei seinem enormen Vermögen kann er solche Liebhabereien wohl durchführen. Aber auf anderes zu kommen: mein Schmuck also – –«

»Würde heut schon fertig sein, hätten Sie mir nicht aufgetragen, etwas ganz Absonderliches zu schaffen. Vergebens mühte ich mich ab, die seltensten Dinge zu finden. Nur durch einen Zufall ist es mir gelungen, ganz etwas Köstliches zu erhalten. Edelsteine – nun ja – ich geb' es zu: sie sind hoch im Werthe, allein wer zahlen will, kann sie gewinnen. Anders steht es um Kunstschätze. Ich habe für Sie fünf Stücke erworben, welche den Neid aller Beschauer erwecken müssen, wenn die Dame sie in Gold gefaßt als Schmuck trägt – sehen Sie hier.«

Saveni schloß ein unter dem Werktische befindliches Kästchen auf und nahm ein Etui hervor, welches er öffnete. Auf seidenem Futter lagen fünf herrliche Cameen. Zwei derselben waren kostbare Onyxe. Aus den Steinen waren Scenen der Iliade und Odyssee herausgearbeitet. Der eine Stein zeigte als Darstellung: Hektors Abschied – der zweite Penelope an dem Gewande für die Freier arbeitend. Drei kleinere Stücke Carneole und Hyacinthsteine mit erhaben geschnittenen Figuren von Bachanten und Tänzern geziert – waren ebenfalls von herrlicher Arbeit.

Eosander war Kunstkenner genug, um den großen Werth dieser Schätze des Alterthums sofort zu würdigen.

»Ah – das ist großartig schön – das ist mehr werth als Diamanten,« rief er aus, die Cameen entzückt betrachtend. »Allerdings wird es Neid erregen – wenn die Gräfin diese Stücke trägt – und charmant gewählt, Saveni! Ein Künstler, ein Mann, der berufen ist, Kunstwerke aufzurichten – ein Mann, wie ich, darf nur solche Dinge schenken – ich erinnere mich nicht, im Cabinet Seiner Durchlaucht Schöneres gesehen zu haben. Aber jede dieser Cameen muß mit einem Kranze kleiner Diamanten eingefaßt und so in das goldene Halsband gesetzt werden – *mais mon ami* – jetzt die nächste Frage: Wie hoch halten Sie diese Schätze? – *mille tonnerres* – ich zahle gern – allein dafür dürfte am Ende meine Kasse nicht ausreichen.«

»Ich erhielt diese Steine durch einen mir befreundeten Mann, der seit einiger Zeit in Berlin weilt – der Preis derselben hängt von dem Eigenthümer ab – vorläufig sind sie Ihnen nur zur Ansicht vorgelegt – aber Sie wollten Kostbares, und ich habe Ihren Wunsch erfüllt. Das Halsband ist fertig, die Stücke dürfen nur eingesetzt werden – werden Sie, gnädiger Herr, nicht über den Preis einig – so füllen wir die Lücken des Schmuckes mit Steinen und Gold aus.«

»Wer ist der Besitzer der Cameen?«

»Er wird sich gelegentlich Ihnen vorstellen – ich will einstweilen das Halsband holen.«

Er verließ das Gemach, um sich in die Bibliothek zu begeben. Eosander blieb allein. Er hatte einen Sessel an den Ofen gerückt, sich in die Polster geworfen und blickte

gedankenvoll in die durch eine kleine Klappe der Ofenthür sichtbare Glut – er bemerkte daher nicht, daß Saveni eine Geberde machte, als er das Laboratorium verließ.

»Ja, ja – das Geld,« murmelte leise vor sich hin der Hauptmann. »Meine schöne Frau wird wieder schmollen, wenn sie erfährt, daß wir genöthigt sind, die Kasse des Herrn Schwiegerpapas in Anspruch zu nehmen – der wackere Merian! nun da ist großes Halloh – ich weiß es voraus – diese soliden Leute begreifen nicht, was eine Carrière kostet. Bin ich erst oben – dann kann man alles wieder einbringen – die Gräfin muß erkauft werden – sie nimmt vom Altare.«

Er hatte mit der Spite der Degenscheide die Klappe auf und nieder bewegt und dadurch einiges Geräusch hervorgebracht – jetzt als er inne hielt – er hörte plötzlich dicht neben dem Sessel einen tiefen Athemzug. Erschreckt wendete er sein Haupt und that zugleich einen Schrei – denn halb im Dunkel des Gemaches, halb von den Lampen erleuchtet, stand ein Mann plötzlich vor ihm.

Es war eine schlanke Gestalt. Das Haupthaar lief, ganz kurz geschnitten, auf der Stirn in eine Spitze aus. Das Gesicht zeigte eine bleiche Farbe, einen vollkommen edlen Schnitt. Große dunkle Augen wurden von kühngeschwungenen Brauen überwölbt. Der Mann trug sehr einfache Kleidung.

»Wo zum Henker kommt Ihr her?« rief Eosander. »Seid Ihr schon lange hier?«

»So lange als Euer Gnaden in diesem Raume weilen.«

»*Eh donc* – da habt Ihr die ganze Unterhaltung mit angehört?«

»Gewiß.«

»Das ist eine Insolenz des Monsieur Saveni – heda – Franziscus! – ich werde mich dafür revanchiren.«

»Herr Hauptmann,« fiel der Fremde ein, beruhigen Sie sich. Ich bin ein Hausgenosse des Herrn Saveni geworden – ich gehöre zu ihm, aber ich gehöre auch Ihnen an.«

»Mir,« rief Eosander, den Mann verwundert betrachtend, dessen Antlitz in der zweifelhaften Beleuchtung unheimlich, fast gespenstisch aus dem Dunkel hervorstarrte

»Allerdings. Wenn auch durch Empfehlung – habe ich doch durch *Ihre* Güte in dieser Stadt Unterkommen – Beschäftigung gefunden. Ich bin *Gregorio*.«

Eosander trat einen Schritt zurück – ein Ruf der Ueberraschung entfuhr ihm – der seltsame Mensch, von dem er heute durch Braun schon allerlei gehört hatte, stand vor ihm – und hier in dem Laboratorium.

»Sie sind es?« sagte Eosander. »Nun gut – aber das ist doch eine remarquable Art, sich zu introduziren – wie kommen Sie hieher? wohnen Sie nicht bei Meister Braun?«

»Allerdings – aber ich habe nur einen Freund – einen Bekannten in Berlin: den Meister Saveni, und zwar kennen wir uns von Italien her. – Ich darf annehmen, daß Euer Gnaden die genaue Verbindung der Wälsch-Tiroler mit den Italienern hinlänglich bekannt ist.«

Eosander nickte. Es war ganz natürlich, daß der Italiener einen Landsmann aufsuchte – und die für Braun

so räthselhaften Ausflüge Gregorios zu gewissen Stunden fanden ihre genügende Erklärung.

Eosander wollte jedoch noch einmal die Frage an Gregorio richten, wie er gerade so heimlich in das Laboratorium gekommen sei – als Saveni mit einem Kästchen in der Hand eintrat.

»Monsieur,« rief Eosander, »ich habe hier die Bekanntschaft eines meiner Protégés gemacht – den mir Signora d'Alikan empfohlen hat – das ist ganz gut – aber ich muß meine *surprise* aussprechen darüber, daß Sie jemanden als Zeuge unserer Unterhaltung in dem Dunkel des Zimmers weilen lassen.«

Saveni berührte leise den Arm des Hauptmanns.

»Sie haben Recht, mich zu schelten,« sagte er. »Aber Gregorio war nun einmal da – ich wußte nicht, daß Euer Gnaden solche Unterhaltung führen würden – im übrigen hätte *ich* doch nur Ursache, die Gegenwart eines Zeugen zu fürchten, da *ich* allein kleine Mittheilungen machte, welche ein Schwätzer benutzen könnte.«

Eosander schien befriedigt.

»Weisen Sie her – dies ist das Halsband?« Er hatte das Kästchen geöffnet. »Sehr schöne Arbeit im Geschmack der Florentiner,« sagte er, den Schmuck ein wenig hebend. »Freilich, wenn da – in diesen Lücken jene kostbaren Stücke im Diamantrahmen prangen – dann hätte ich für sie ein Präsent in Händen, dessen großer Werth es ihnen fast unmöglich machen dürfte, mir einen Wunsch zu versagen – vorausgesetzt, daß die Wartenbergs es annehmen – nun, mir bangt davor nicht,« sagte er leise,

die Cameen betrachtend. »Aber,« fuhr er laut zu Saveni gewendet fort, »ich fürchte doch fast, auf die schönen Dinge verzichten zu müssen – denn der Preis wird sicherlich nicht gering sein. Wann kann ich die Forderung des Händlers erfahren?«

»Ich verstehe mich ein wenig auf dergleichen,« sagte Gregorio, das Etui in die Hand nehmend.

»Auch ich,« sagte Eosander. »Während meiner Anwesenheit in Italien lernte ich solche Kunstwerke vielfach kennen – auch des Kurfürsten Cabinet birgt einige Schätze.«

»Und wie hoch schätzen Sie den Preis?« fragte Saveni.

»Freilich – das ist schwierig,« sagte der Hauptmann. »Ich weiß nicht, wie hoch solche Sachen im *Handel* bezahlt werden.«

»Ich bin fest überzeugt, daß ein *Händler* diese Cameen nicht unter fünftausend Reichsthalern geben würde,« sagte Gregorio.

»Da könnt Ihr recht haben, Freund,« stimmte Saveni zu. »Und das wäre noch billig – in London und Paris, selbst in Wien bezahlt man sie höher.«

Eosander biß die Lippen.

»Wenn ich nun noch den Preis für den Goldschmuck und die Diamantfassung rechne – dann freilich wird es ein großes – fürstliches Geschenk – zu groß für meine Kasse. Einem fürstlichen Aufwande muß der meine weichen.«

Gregorio hatte das Etui wieder auf den Werktisch gelegt, jetzt trat er näher zum Hauptmann.

»Gnädiger Herr,« sagte er, diese Cameen werden Sie doch nicht der von Ihnen angewiesenen Bestimmung entziehen? Da ich Zeuge der Unterredung war, kann ich die Wichtigkeit des Zweckes wohl ermessen, den Sie durch ein solches Geschenk erreichen wollen.«

Eosander blickte seinen Schützling erstaunt an – es lag aber zugleich in diesem Blicke eine Geringschätzung, eine Art vornehmer Zurückweisung – welche Gregorio wohl verstand.

»Herr Hauptmann,« sagte er, »ich finde Ihr Erstaunen über meine Einmischung begreiflich – allein ein Mann, der Ihnen verpflichtet ist, darf sich wohl etwas erlauben. Diese Cameen kenne ich sehr genau – ich zweifle daran, daß sie verkauft werden.«

»Ah,« machte Eosander. »Wenn ich biete?«

»Selbst wenn Sie eine noch größere Summe bieten würden.«

»*Diable* – das wäre –«

»Gewiß, gnädiger Herr – ich möchte Ihnen das mit meinem Worte besiegeln – nein, zu verkaufen sind diese Schätze nicht, aber ich weiß, daß der Besitzer sich eine Ehre daraus machen würde, sie Ihnen zu weiterem Gebrauche als Geschenk zu überreichen.«

»Wa – wa – s sagt Ihr da?« rief Eosander, bald Saveni, bald den Italiener anblickend. »Ihr faselt, guter Freund.«

»Durchaus nicht, und damit die Angelegenheit bald zu Ende geführt werde – denn Euer Gnaden muß an der schnellen Ablieferung des Halsbandes liegen – bitte ich hiermit, die Cameen gütigst als Präsent annehmen zu

wollen – ich darf diese Bitte aussprechen, weil ich selbst der Besitzer dieser Schätze bin.«

Eosander wechselte die Farbe.

»Sie – Ihr seid der Besitzer jener – Cameen?«

»Ja. Durch einen glücklichen Zufall – durch Unkenntniß ihres früheren Besitzers kamen sie in meine Hände – ich darf wohl wagen, sie Euer Gnaden anzubieten.«

»Ich darf das nicht annehmen,« sagte Eosander, der sich allmählich von seinem Staunen zu erholen begann.

»Von einem Manne, der Ihnen hoch verpflichtet ist – dürfen Sie die Aufmerksamkeit schon annehmen, gnädiger Herr. Oft genug schenken Unterthanen ihren Gebietern etwas – ich betrachte mich als Ihren Unterthan, denn Sie haben ja über mich zu befehlen.«

»Aber,« sagte Eosander, bald den Mann, bald die Cameen betrachtend. »Wie soll das zugehen? Ihr seid sicher kein Maurer, kein Polier – Ihr seid – –«

»Ich bin nichts weiter. Meine Arbeitspapiere hat Herr Braun eingesehen – aber ich möchte gern mehr werden, deshalb wendete ich mich an meine Landsmännin – die schöne Signora d'Alikan und suchte nach Berlin zu kommen, wo fürstliche Freigebigkeit eine Menge von Künstlern aller Art, Leute von Geschick aus aller Herren Länder versammelt. Helfen Sie mir, gnädiger Herr, eine gute Stellung zu erringen – ich werde Ihnen dankbar sein.«

Eosander nickte wohlgefällig. Der Ton von Gregorios Stimme hatte etwas äußerst Wohlthuendes – der leicht anklingende Dialect, verlieh den gewandten Reden des Italieners noch besonderen Reiz.

»*Mon ami*,« sagte er. »Ich zweifle nicht an Ihrem Talent – wir sehen ja in der neugeschaffenen Akademie genug Leute von Genie auftauchen – Arbeit sollt Ihr finden, so weit ich bei den mir übertragenen Werken meine Arbeiter bestimmen kann – aber ich selbst bin noch nicht viel mehr als ein Untergebener – so lange der Oberbaudirector, Monsieur Schlüter, an der Spitze aller großen Ausführungen steht.«

Gregorio warf dem Hauptmann einen stechenden Blick zu – zwischen seinen langen, dunkeln Wimpern zuckte es wie ein Blitz hervor.

»*So* lange ja – werden Sie eine zweite – vielleicht mit der Zeit noch geringere Stelle einnehmen,« sagte er, die Arme kreuzend.

»Herr Polier – das war ein wenig keck,« entgegnete Eosander. »Sie wagen bereits etwas auf Ihr *genereuses* Anerbieten hin, das ich noch nicht acceptirte.«

»Ich denke daran nicht, gnädiger Herr. Ich bin nur gewohnt, offen zu sprechen. Herr Schlüter wird immer höher steigen – ein neues, gewaltiges Werk naht der Vollendung – die Reiterstatue des Kurfürsten harrt des Gusses. – Herr Schlüter wird so lange steigen, bis – –«

»Nun? bis wie lange?«

»Bis er eine Arbeit unternimmt, welche ihm mißglückt.«

Eosander fuhr auf – es war ein Gedanke, den er heute schon selbst ausgesprochen hatte – aber Schlüter und Mißlingen! – Wie wäre das möglich?

»Der Oberbaudirector ist ein Genie, seine Werke sind unerschütterlich.«

Gregorio trat dem Hauptmanne einen Schritt näher.

»Gnädiger Herr,« sagte er, »oftmals genügt ein Steinchen, die beste Maschine in Unordnung zu bringen – ein altes Weib war es, deren klugem einfachen Rathe man die glückliche Aufrichtung des Obelisken auf dem Platze von Sanct Peter zu Rom verdankte – sie rieth, die allzu langen Stricke des Hebewerkes mit Wasser zu begießen, um sie einlaufen – kürzer zu machen. Einige Fuß trügerischen Bodens haben die köstlichsten Bauwerke unmöglich gemacht. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Genie stürzte – und nicht das erste Mal, daß viele über diesen Sturz erfreut, von einem lästigen Gegner befreit wären, der sie an dem Emporsteigen hinderte.«

Eosander warf trotzig das Haupt empor.

»Ich nehme gern Kämpfe an, – die mir geboten werden,« sagte er.

»Aber es ist gut, in solchen Kämpfen Alliirte zu haben, gnädiger Herr. Alliirte jeder Art – Sie haben sicherlich Bundesgenossen in den höchsten Kreisen – der Inhalt jenes Etuis wird Ihnen neue Vortheile erringen helfen – aber auch die Leute da unten, die Arbeiter mit den bestaubten Kitteln und schwieligen Händen sind gute Helfer – ich bitte: lassen Sie mich zu diesen gehören – halten Sie mich bei den kurfürstlichen Bauten, selbst wenn man mich verdrängen – verjagen wollte – das ist der Preis, den ich Ihnen, gnädiger Herr, auf jene fünf Cameen setze.«

»Sie wollen kein Geld?«

»Nein, gnädiger Herr.«

»So lassen Sie es meine Sorge sein, Sie gut zu verwenden.«

»Recht im Geheimen, gnädiger Herr,« sagte Gregorio mit leiser Stimme. »Beweisen Sie mir öffentlich kein Wohlwollen.«

»Wie? was soll das heißen?«

»Ich werde Ihnen noch viel mehr nützen,« zischelte Gregorio, »wenn ich Ihnen gleichgültig scheine – ich kann dann arbeiten – oh – ich könnte Pläne entwerfen – die manchem verderblich werden sollten – nicht immer gelingt dem Kühnen alles.«

»Mann – wer seid Ihr?« rief Eosander, dem der Fremde gewaltig imponirte.

»Ein armer Polier, Gregorio von Siena,« sagte der Italiener. »Lassen Sie mich so – ich bitte.«

Eosander machte eine zustimmende Bewegung – es war ihm, als flüstere es eine Stimme in sein Ohr, daß der seltsame Mensch an seinen künftigen Geschicken mächtigen Antheil haben werde.

»Wohlan,« sagte er. »Ich nehme Euren Schatz als ein Darlehn an, welches ich abtragen werde. Saveni – schnell an die Arbeit – setzt die Cameen ein, eilt, tummelt Euch, denn die Ereignisse gehen rasch vorwärts. Es steigt eine Zeit herauf, in welcher die Goldschmiede, der Prunk und Staat gesucht sein werden – eine große Zeit.«

»Ja – ja,« lachte Saveni, sich die Hände reibend. »Ich ahne so etwas, und bei Hofe rüstet man sich darauf. Schon sind allerlei Mariagen in Aussicht.«

»Ihr meint die Fräuleins von Troschke und Sacetot?«

»Ja, und dann die schöne Werneck, der Frau Kurfürstin jüngste Hofdame.«

»Ja – ja – man spricht auch *davon*.«

»Oh – ich weiß es. Ein sonderbar Gerücht geht umher seit gestern. Das Fräulein soll nach Bestimmung eines Testamentes heirathen – wunderliche Dinge, ha! ha! ha!«

»*Faquin*,« lachte Eosander. »Ah – die Klatscherei ist allerliebst. Was geht doch hier vor, seitdem der Hof lustig geworden durch des Monsieur Danckelmanns Sturz?«

Er stülpte den Hut auf und schickte sich zum Gehen an. »*Eh bien* – den Schmuck bald beginnen – Gregorio, meinen Dank – ich werde die Schuld abtragen.«

»Es hat damit gute Wege – gnädiger Herr. Ich kassiere die Schulden ein, wenn Sie am Ziele sind.«

Eosander verließ das Laboratorium.

»Mache Dich an die Arbeit, Franz,« sagte Gregorio. »Ich sehe, alles wird gut.«

»Und bist Du sicher – –?«

»Schweig,« rief der Italiener. »Ich weiß, mein Geschick wendet sich hier zum Besten. Es wird mir gelingen, ihnen allen einen großen Dienst zu erweisen – noch bin ich bei der Arbeit, noch muß ich ringen – und wenn es gelungen ist, wenn sie den Besten beseitigt haben – dann kann ich leicht die Kleinen in den Staub treten. Dieses Berlin ist ein trefflicher Ort, um aufwärts zu klimmen – es ist eine Stadt, welche wächst und ihre Leute mit empor treibt. – Ich habe verteufelt viel Ehrgeiz – des Kurfürsten Oberbaudirector Gregorio wäre kein schlechter Titel

– und dann,« setzte er leise hinzu, »dann *sie* besitzen – *sie* – oh ich hätte des Mädchens blaue Augen meiden sollen – der Zufall – das Verhängniß vielleicht führte mich in ihre Nähe – und dennoch sollte auch das nicht gelingen? der kühne, glückliche Fremdling Gregorio, der eine glänzende Stellung errang, wird seine Hand der Tochter des einfachen Meisters nicht vergebens bieten. Seine Hand?« Gregorio lachte vor sich hin. »Wer weiß, ob ich nicht höher hinauf meine Blicke richte – nein – nein – jenes Mädchen hat es mir angethan, und ihre Kälte vernichtet mich.« Er warf seinen Gewerksmantel um die Schultern und reichte Saveni die Hand. »Leb wohl!« sagte er. »Gedenke, daß mein Glück auch Dir zu gut kommen wird.«

Bald war Gregorio auf der dunkeln Gasse, durch welche der Nachtwind pfiff. Er gewann schnell die Domgasse und dann die breite Straße. Die Knarren der Wächter und deren heiserer Gesang waren die einzigen Töne, welche in der sonst stillen Straße sich hören ließen. Gregorio erschloß die Hausthüre zu Brauns Wohnhause. Er stieg leise die dunklen Treppen hinan. Aus dem Vordergebäude lief quer über den Hof vom ersten Stocke auf eine offene Galerie zu dem Hinterhause und nach kleinen Zimmern, deren eines Gregorio als Wohnung erhalten hatte. Es lag gerade vor der Galerie. Der Italiener blieb stehen, als er in der Mitte des Ganges angekommen war. Er blickte über den Hof hinweg zu den Fenstern des gegenüberliegenden Flügels.

»Dort ist sie –« sagte er leise. »Sie wacht noch – oh – wenn ich sie noch einmal sehen könnte – gerade heute,

wo meine Arbeit begann – wo die erste, wohleingefädelte Begegnung mit dem Hauptmanne so glücklich ablief – könnte ich die schönen frommen Augen noch einmal schauen – die sanfte Stimme hören – es wäre ein gutes Zeichen für mich – es ist so hell in ihrem Zimmer – nur ein wenig weiche zurück, neidischer Vorhang, ich kann sie erschauen – ha –«

Er stöhnte laut und heftig – denn plötzlich verlöschte die Lampe im Zimmer und dunkel, wie alle übrigen Fenster des Hauses, lag auch dieses vor ihm – –.

Ein leichter Schauer durchrieselte Gregorio, der langsam in das Zimmer trat. Er blieb im dunkeln Gemache stehen und starrte in die Ecken – dann wich er einige Schritte zurück – ging wieder vorwärts. Es war – als sähe er etwas, das ihm Grauen einflößte. Hastig schlug er Licht – als die Flamme der Kerze das Gemach erleuchtete – blickte Gregorio schnell zur Decke – zum Fenster – seine Hand beschrieb eine Linie in der Luft – dann ergriff er die Kerze und leuchtete in die Ecke –

Auf einem Schämel lag ausgebreitet ein weißer Maurerschurz, dessen Kanten mit Schnur eingefaßt und dessen Riemen vorn mit einem messingenen Schilde versehen war.

»Es war Täuschung,« flüsterte er leise und aufathmend. »Es ist der Schurke des Poliers, den Braun in mein Zimmer legen ließ – das Zeichen der Genossenschaft steht auf dem Schildchen – und ich – ich hielt es für ein Haupt mit greisen Haaren – für das Haupt des Alten – es leuchtete so weiß durch das Dunkel – Thorheit,« sagte er,

mit der Hand über seine Stirne fahrend. Er knieete nieder, um einen mit zwei Schlössern versehenen, starken Koffer zu untersuchen. »Alles in Ordnung, murmelte er. »Wir wollen weiter arbeiten.«

Er stellte die Kerze in die Nähe seines Fensters und warf sich erschöpf in einen Sessel – –.

Eine Testamentsklausel.

Die *heilige Geiststraße* zu Berlin hatte sich seit den letzten zehn Jahren sehr ansehnlich gestaltet. Die vielen Gärten und freien Plätze, welche der Straße ein unbebautes Ansehen verliehen, waren Gebäuden von stattlichem Umfange gewichen. Aber Berlin schien für die neuen Ansiedler nicht immer ein günstiges Terrain zu sein – viele jener neuerbauten Häuser hatten während der letzten acht Jahre schon einige Male ihre Besitzer gewechselt. Einem solchem Wechsel war auch das an der sogenannten Bolingsgasse »*zum goldnen Scepter*« genannte Haus unterworfen.

Es hatte erst seit einem halben Jahre wieder einen neuen Herren. Wir finden den Eigenthümer in einem hohen mit stattlichem Kamine versehnen Zimmer, dessen Fenster auf die heilige Geiststraße hinausgehen. Das Zimmer ist sehr behaglich eingerichtet – zeigt Möbel von einer zwar nicht luxuriösen aber sehr gediegnen Arbeit. Einige lebensgroße Portraits – Männer und Frauen in der Tracht

des 16. und 17. Jahrhunderts – schauen von den Wänden, und unter diesen Portraits gewahrt man sehr sauber und schwungvoll ausgeführte Zeichnungen von Gebäuden, Schwibbögen, Pfeilern und Treppen. Auch eine Anzahl gut gelungener, nach der Natur aufgenommener Ansichten italienischer Landschaften erfreuen das Auge des Beschauers.

In dem Zimmer sind zwei Leute: ein Herr und eine Dame anwesend. Der Herr mochte etwa seine fünfzig – die Dame wohl vier Jahre weniger zählen. Der Herr war ein stattlicher, ein wenig derb gebauter Mann – er trug braunen Rock und Weste – die Dame hatte ein ganz allerliebstes, frisches Gesicht, das durch eine mit gebranntem Stiche versehene Morgenhaube umrahmt und gehoben wurde. Sie trug ein sehr bunt geblümtes, mit allerlei Schnurwerk besetztes Kleid. Es waren Herr und Frau von *Berchholz*, ein Paar, dem man die echt märkische Abstammung sogleich ansah, hätte man selbst nicht die Aehnlichkeit zwischen ihren und verschiedenen der Portraits herausgefunden, welche die Bezeichnung »Herr von Klein Kottbus« oder »Frau zu Olshein« – alles märkische Grundsitze – trugen. Herr Kaspar von Berchholz war so eben beschäftigt, einen Brief zu lesen, den der Diener gebracht hatte.

»Das ist trefflich – aber wie vom blauen Himmel herunter,« rief er. »Johann von Werneck hier in Berlin – gestern angekommen und dicht hier bei uns einlogirt – eh – hätte ich das gestern früh gewußt – ich hätte ihm im Hause Quartier gemacht.«

»Kaspar,« sagte Frau von Berchholz, Du bist zu freigebig –«

»O mein Kind – –«

»Sei nicht böse, liebster Mann,« fiel die hübsche Frau ein. »Ich will Dich nicht kränken – aber wir sind allein – da kann die Gattin schon ein offenes Wörtchen reden. Es ist besser, daß der Freiherr im Gasthofe zur Taube abstieg – wir hätten ihn standesgemäß aufnehmen müssen, und das – das, lieber Kaspar, hätte denn doch ein garstiges Loch in unsern Geldbeutel gerissen – seit wir Eichow in der Lausitz verkauft haben und unser Besitzthum nach redlicher Tilgung der Schulden auf dieses Haus hier und einige kleinere Renten beschränkt ist, können wir nicht so aufs Gerathewohl wirthschaften, wie das ehemals geschah.«

Der Freiherr schritt in dem Zimmer auf und nieder, er hatte seine Arme auf dem Rücken zusammengelegt, seine rechte Hand hielt dabei den Brief, und er pfiff halbleise vor sich hin.

»Sybilla,« sagte er stehen bleibend, »Du hast ganz recht – ich sehe es ein, und ich wollte, ich wäre Dir immer gefolgt – dann hätte unser Besitzthum heut noch das Wappen der Berchholze führen können. Ich mußte ruhiger handeln – mußte mich nicht mit den großartigen Unternehmungen abgeben, welche die Herren in der Nachbarschaft nach holländischem Muster betrieben: gemauerte Mühlen, Wasserkanäle und Schaufelräder mit allerlei Werken – ja – ja – dazu die großen Schmausereien und die Jagden – wir haben allzu sehr den Cavalier aus

der alten Zeit des seligen Herrn gespielt, wo zweihundert Thaler brandenburgisch ein Kapital bedeuteten, das ansehnlich genug war – das aber jetzt von den Hofherren auf eine Karte gesetzt wird – sehr recht hast Du – ich bin Dir gar nicht böse darum, liebste Sybilla – ich freue mich im Gegentheil, wenn ich Deiner weisen Rathschläge gedenke. Warst Du es doch, die mit wahrhaft männlicher Entschlossenheit dem ganzen Wirrsal ein Ende machte, als ich von den Sorgen überwältigt keine Kraft zum Handeln hatte – Du warst es, durch deren Festigkeit unser Gut Eichow noch zeitig genug verkauft ward, ehe alles werthlos geworden – Du lebtest mit mir in einer Zurückgezogenheit, die fast der Verbannung glich, bis wir unsere Angelegenheit so weit wieder geordnet hatten, daß wir nicht mehr vor einem Taxator aus Briesow oder Kottbus zu erröthen brauchten. – Du hast also ein vollkommenes Recht zu sagen: Kaspar, diese Ausgaben dürfen nicht gemacht werden.«

Sybilla war zu dem Gatten getreten.

»Wie gern möchte ich Dir wieder die Mittel schaffen, Deinem alten Namen den wahren Glanz zu verleihen!« sagte sie. »Glaube mir – es gibt mir oft genug so einen rechten Stich ins Herz, wenn ich die Cavaliers Seiner Durchlaucht prachtvoll ausstaffirt durch die Stadt reiten und fahren sehe – wenn ich bedenke, daß wir so still hier und eingezogen leben müssen – daß Du höchstens an den Gratulationstagen in des Kurfürsten Nähe kommen kannst – dieweil Deine Mittel ein enges Anschließen an die Hofherren nicht gestattet.«

»Ah – bah,« rief lustig der Freiherr. »Lassen wir es vorläufig, habe ich nicht noch Glück genug gehabt? konnte ich nicht mit meinem Geldreste dieses hübsche Haus in Berlin kaufen? – wahr ist's – ich hätte weiter fortziehen – hätte mit weniger Gelde wo anders ein Haus machen können, aber – aber –« er hielt inne.

»Aber es war nothwendig, daß Dein schöner, lieber und mit Genie begabter Sohn in die Residenz komme, nachdem Du Ihm trotz aller Verlegenheiten das Geld zu einer Reise nach dem Lande Italia gegeben hattest, woselbst er genug gesehen und gelernet, um sich hier weiter auszubilden.«

Der Freiherr seufzte.

»Ja – ja – es ist schön,« sagte er. »Kurt ist ein Künstler, ein Architektus – ein Jüngling, der viel des schönsten Wissens besitzt – sieh nur die Zeichnungen an – und doch gibt es viele, welche die Nase rümpfen, wenn man sagt: der Sohn des Freiherrn von Berchholz ist ein Baumeister geworden, – er ist ein Schüler Andreas Schlüters.«

»Laß die Narren schwatzen,« lachte Sybilla, »die heutige Zeit ist schon eine bessere, als die vergangene. Das ist eben das Verdienst unserer Hohenzollernfürsten, daß sie den Mann von Werth wohl zu schätzen wissen – und sie haben gerade so gut wie andere Fürsten, die weit mehr Geschrei von ihren generösen Thaten machen, die Künstler geehrt. Wenn ein so hochfahrender Cavalier die Nase rümpft, weil Kurt ein Architekt ist – so sage ich ihm: wer

waren denn Graf Rochus von Lynar? Der Herr von Waldenfels? Der Philipp von Chieze? waren es nicht Cavaliere? – ja wohl – aber es waren Baumeister – weiter nichts, nun und heutzutage? ist der sehr wohlgelittne, bei allen Hoffesten und in Kreisen der feinsten Herren des Hofes gesuchte Herr Eosander von Goethe etwas anderes als ein Baumeister? wie? – er würde alles drum geben, hätte er Schlüters Stelle – so würde ich sagen, Kaspar, wenn mir einer der naseweisen Herren Bemerkungen machte.«

»Billchen, Du hast vollkommen recht, sag' ich noch einmal,« rief lachend der Freiherr. »Das werde ich mir merken – unser Sohn ist ein Künstler, ja – ein ganzer – ein –« Er senkte das Haupt wieder. »Kurt – ja Kurt habe ich – aber der andere?«

Sybillas Augen füllten sich mit Thränen.

»Wo mag er sein,« sagte sie leise, das Bild eines schönen, jungen Mannes betrachtend, welches gerade über dem breiten Kanapee hing. »Es sind fünf Jahre her, daß wir nichts von ihm erfuhren. Wenn er wiederkehren sollte – was wird Otto sagen? Er kennt die Ereignisse nicht – er weiß nicht, daß unser Stammgut verkauft ward, daß ihm die grünen Bäume des schattigen Parkes, unter denen er spielte, daß der silberhelle See, auf welchem er seine ersten Segelfahrten machte, daß der runde Thurm mit der Windrose darauf, von welchen er so lustig ins Land hinein schaute, ihm nicht mehr gehören, daß dies alles im Besitze von Fremdlingen ist –«

Sybilla drückte das Tuch vor die Augen. Der Freiherr trat zu ihr und legte seinen Arm um den Hals der wackern Frau, sie sanft an sich ziehend.

»Tröste Dich, Sybilla,« sagte er, einen Kuß auf die Stirn der Gattin drückend. »Es war Ottos Wille – er trachtete danach, auf das Meer zu kommen – ferne Länder zu sehen – Gefahren zu trotzen, und es war uns allen eine Ehre, als der kurfürstliche Admiral, unser Freiherr von *Gröben*, der kühne Seefahrer anno zweiundneunzig, als er zum zweiten Male in See stach, die Küsten Afrikas zu besuchen, unsern Otto auf sein Schiff mit hinausnahm in die weite Welt – wir müssen tragen, was der Himmel uns sendet, aber es ist noch nicht ausgemacht, daß wir Otto nie wieder sehen sollen – ei – der Seemann ist ja oftmals lange – lange Zeit für die Seinigen verloren, bis er endlich fröhlich heimkehrt – also Muth, Sybilla, und erfreuen wir uns einstweilen des jüngeren Sohnes – Kurt ist ein prächtiger Junge – voll von Kenntnissen und Eifer – genug also, trockne Deine Augen – so – so – und nun zu diesem Briefe. Ich möchte wissen, was der Baron will – Werneck hat lange nichts von sich hören lassen – er kommt plötzlich aus Hannover hieher – hm – hm. Das hat etwas zu bedeuten.«

»Ich bin deshalb eben ein wenig unwirsch,« schmollte Sybilla, »hat Werneck sich um Dich gekümmert während der letzten Zeit? Nein – das schöne Fräulein, seine Tochter, hat einmal bei uns eine steife französische Visite

gemacht – dann sich nicht mehr sehen lassen. Jetzt plötzlich erscheint der ehemalige Freund – jetzt sollen wir uns seiner Ankunft ganz ungemessen freuen?«

Der Freiherr brummte ein wenig in den Bart.

»Ja – es ist wahr, er hat nicht viel nach uns gefragt die ganze Zeit über – und doch – doch sähe ich ihn gern wieder. Er ruft die Erinnerung an frohe, glänzende Tage zurück, die ich mit ihm und mit dem guten Döbbern verlebte – Döbbern that es uns allen zuvor – freilich er hatte großes, immenses Vermögen – und war ein Junggeselle – der nach nichts zu fragen brauchte.«

»Er war ein schlimmer Kumpan, liebster Kaspar, denn er lehrte Euch alle das Geld in Jagden, Trinkgelagen und großen Gastereien durchbringen – nachher zog er fort.«

»Er ist hinüber,« sagte der Freiherr. »Keine bittern Worte mehr. Als ich vor acht Tagen seinen Tod erfuhr – da habe ich wohl geweint – ich will's nicht leugnen obgleich er auch zu denen gehörte, die mich, den alten Freund vergaßen, als es ihm nicht mehr so glänzend ging, wie früher – nun er ist auch fortgezogen aus dem Lande – ins Hannöversche hinein – die Trennung von der Heimat thut das ihre, man vergißt die alten Freunde.«

»Ah,« sagte Sybilla lebhaft, fast zornig. »Wenn ich nun einst wieder die stolzen Leute so recht über die Achsel anschauen könnte.«

»Mein Engel, das kannst Du heute schon,« rief lachend der Freiherr. »Wenn wir auch nicht mit Tausenden um uns werfen, stehen wir doch frei – unabhängig da und –« Ein Ton der Hausglocke unterbrach seine Rede. »Alle

Hagel, da kommt wohl gar Werneck, seinem Briefe nach. Ich höre drunten laut sprechen.«

»Er wird doch nicht,« rief Sybilla. »Wirklich, es ist jemand draußen im Vorzimmer – mindestens darf er mich so nicht finden.«

Sie eilte schnell aus dem Zimmer, welches sie kaum verlassen hatte, als schon die entgegengesetzte Thür geöffnet ward und ein Mann in feiner, kavaliersmäßiger Kleidung auf der Schwelle erschien. Er war wohl mit Berchholz gleichen Alters, hatte sich aber ein weit jugendlicheres Aussehen als der Freiherr bewahrt.

»Kaspar,« rief er in herzlichem Tone. »Kaspar – ich konnte – ich wollte Deine Antwort nicht erst abwarten – ich folgte dem Briefe nach – ich mußte Dich wiedersehen – *parole d'honneur* – ich hatte Sehnsucht nach Dir.«

Der Freiherr war in Folge des Gespräches mit Sybilla ein wenig versteckter geworden, als es wohl sonst seine Art sein mochte, wenn er lang vermißte Freunde wieder sah – aber die Gleichgültigkeit des ehemaligen Genossen seiner lustigen und glänzenden Tage hatte ihn doch sehr empfindlich berührt.

»Freiherr von Werneck,« sagte er, ich heiße Dich willkommen.«

Werneck stutzte – sein Gesicht drückte sogar einige Besorgniß aus.

»Wie?« rief er, »Du bleibst so starr und kalt stehen? siehst Du nicht, mein Freund, daß meine Arme offen sind? willst Du nicht an meine Brust sinken – *oh mon dieu* – ich habe mich bitter getäuscht.«

Jeder andere als der redliche märkische Landedelmann Kaspar von Berchholz würde das Exaltirte, die *gemachte Rührung*, welche Werneck zur Schau trug – sofort gemerkt und erkannt haben, aber Kaspar war eine zu gutmüthige Natur.

»Es ist zwar lange her, daß Du mir zum letzten Male die Freundeshand reichtest,« sagte er. »Aber – weiß der liebe Gott – ich kann nicht schmollen – da, Johann, ist meine Hand.«

»So ist es, recht – so muß es sein,« rief Werneck mit heftiger Geberde den Freiherrn an sich ziehend. »Zwei alte Compagnons dürfen nicht so ferne stehen.«

»Kumpane – Kumpane,« sagte Kaspar, »laß doch die französischen Wörter bei Seite.«

Werneck zog verstohlen die Lippe zu einem spöttischen Lächeln empor – er musterte schnell das Zimmer, die Möbel und sonstigen Dinge.

»Anständig, bürgerlich,« murmelte er. »Aber nicht viel Ueberfluß.«

»Ja, ja,« lachte Kaspar, der diese Blicke wohl verstand. »Es ist nicht mehr wie auf Eichow.«

Er schob einen Sessel herbei.

»Oh – ich weiß – ich weiß,« sagte Werneck Platz nehmend. »Es ist eine trübe Zeit über Dich gekommen.«

»Die Du ganz unbeachtet gelassen hast,« fiel Kaspar ein.

»Ich weiß,« entgegnete Werneck verlegen. »Du hast mir das übelgenommen, aber es war mehr eine Zartheit – eine Aengstlichkeit. Man wird oftmals durch Besuche

oder Anerbieten früherer Freunde nicht *agréable* berührt, wenn uns Fortuna den Rücken wendet.«

»Laß gut sein, Johannes. Deine Ankunft ist mir eine Freude – Du stehst glänzend da und suchst mich auf, der doch nur ein bescheidenes Leben führt.«

»Ach was da,« rief Werneck. »Bist Du nicht ein Edelmann? Hast Du nicht Ansprüche auf die höchsten Ehren? Hast Du nicht Söhne, welche sich zu den ersten Würden emporschwingen können? und ist nicht gerade Berlin, der prachtliebende echt fürstliche Friedrich – ist das nicht alles gemacht für eine glänzende Carrière? nur ein wenig *bon ton, mon cher*, und Ihr müßt wieder an dem Hofe brilliren.«

Kaspar sah den Freund kopfschüttelnd und lächelnd an.

»Ist es die Möglichkeit!« rief er auf seinen Schenkel schlagend. »*Das* ist Johann, mein ehemaliger Jagdkumpan – der das Kottbuser Bier, die Frankfurter Eisbeine und den Ströbitzer Käse allem andern leiblichen Genusse vorzog? Der sich tagelang mit den Jagdknechten im Forste umhertrieb und die tollsten Lieder auswendig wußte? Ist es Johann Werneck?«

»*Laissez cela*,« sagte Johann, vornehm mit der Hand winkend. »Der Hof von Hannover ändert die Leute. Was uns an Bärbeißigkeit, gewöhnlichem und bäurischem oder Landjunkerwesen noch anklebt, das verliert man an jenem eleganten und glänzenden Hofe, der die Leute

ganz und gar changirt – wo echt französische, von Versailles herüber gekommene Sitte herrscht, – wo Prinzessinnen erzogen werden, wie Sophie Charlotte, die hiesige Kurfürstin – da hast Du ein Beispiel, und es ist *heureusement* nicht weit mehr bis zur vollständigen Umwandlung des hiesigen Hofes, drei Viertel ist schon ganz im Geschmack Ludwigs des Vierzehnten, und tritt das große Ereigniß ein, so wird es ganz und gar vorbei sein mit der derben deutschen *Manière*, die kein Cavalier auf die Dauer ertragen, mit welcher man nirgends mehr durchkommen kann – also bin auch ich umgewandelt.«

Kaspar biß sich die Lippen.

»Ein großes Ereigniß? welches meinst Du?« fragte er, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

»Nun – daß aus dem Kurhute Brandenburg eine Königskrone wird? Du wirst es schon gehört haben.«

»Gewiß – doch hielt ich die Erfüllung nicht so nahe.«

»Sie ist nahe und dann heißt es: Steiget empor im neuen Reiche.«

Er betrachtete den Freiherrn aufmerksam, Kaspar seufzte.

»Ja – ja steiget empor – aber die Börsen müssen helfen.«

Er zuckte wehmüthig lächelnd die Achsel.

»Nun, *mon ami* – Du hast doch sicher ein gut Theil aus dem *naufrage* gerettet?« fragte er lauernd.

»Dieses Haus und zwei kleinere Kapitalien, von deren Zinsen ich meine baaren Ausgaben, kurz meinen Lebensunterhalt bestreite – wozu soll ich es verhehlen? Es ist

das Auskommen eines Bürgers – um in der zukünftigen glänzenden Zeit – da als Edelmann auftreten zu können, dazu bedarf es größerer Mittel.«

»Und Deine Söhne?« sagte Johann.

»Einer ist mit Gröben zur See – er dient unter brandenburgischer Flagge – der Jüngere ist – –«

»Nun?« sagte Johann lauernd.

»Er ist –« der Freiherr zögerte; »ein – ein Künstler geworden.«

»Was ist er?« fragte Johann, die Augenbrauen emporziehend.

»Ein Künstler – Architekt.«

Werneck richtete sich hoch auf – seine Züge drückten trefflich gespielte Ueberraschung – Staunen aus.

»Was? der Sohn eines Edelmannes ist ein *Künstler*? ein Maurermeister?«

»Architekt.«

»*Eh donc*, das ist alles einerlei – Architekten sind eben – eben – nun ja: Maurermeister – *Maurermeister* weiter gar nichts – ha ha – ha! Der Sohn eines der besten Edelleute ein Maurermeister.«

Der gutmüthige Kaspar ward unwillig – die Lection, welche er vor wenig Minuten von Sybilla erlernt hatte, fiel ihm ein.

»Ich bitte, nicht gering von Architekten zu sprechen,« rief er. »Wer war denn Graf von Lynar? wer war Chieze? – ha? was ist denn der überall begehrte Herr Eosander von Goethe? nun? und ist Andreas Schlüter nicht ein Mann, den alle Welt anstaunt? die besten Edelleute waren der

hohen Kunst dienstbar – mein Kurt ist ein Mensch, der sich mit jedem messen kann – die Kunst *ehrt*.«

»Brav, lieber Kaspar,« ließ sich jetzt eine helle Stimme vernehmen, und in sehr einfacher, aber geschmackvoller Morgentoilette trat Sybilla von Berchholz in das Gemach.

Werneck erhob sich bei dem Anrücken dieser neuen Macht und grüßte graziös.

»Ah – meine gnädige Frau – *mon dieu* – wie machen Sie es, daß Sie sich ewig gleich bleiben? *vraiment* – Sie sehen noch wie vor zehn Jahren aus,« sagte er.

»O lassen Sie diese Fladrusen,« sagte Sybilla kurz. »Sie wissen, Freiherr, daß ich älter geworden bin – doppelt älter, denn die Sorgen haben an mir das ihrige gethan – eine Zeit, in der Sie uns fern blieben – aber mein Sohn, mein Kurt, den dürfen Sie nicht klein hinstellen – der ist zu trefflich – der kennt viel und Gutes – er hat Italia durchreiset – er ist ein Schüler Schlüters, der nur talentvolle Leute aufnimmt – –«

»*Ma chère*,« fiel Johann von Werneck ein. »Calmiren Sie sich. Es fällt mir nicht ein, den jungen Monsieur gering zu schätzen – ja – ja, Sie haben vollkommen recht – Künstler werden jetzt gesucht – Eosander ist auch ein Edelmann – ist mir befreundet – ja – ja – aber – aber – « sprach er langsamer und vorsichtig, die beiden Gatten fixirend. »Mit dem Talente allein ist schwer durchzukommen – wie denken Sie den jungen Edelmann zu stellen?«

»Ich habe Dir mit kurzen Worten meine Lage geschildert,« sagte Kaspar sich abwendend.

»O – als die guten Tage waren, da dachte niemand, daß die schlimmen kommen könnten,« sagte Sybilla ernst. »Da war der selige Herr von Döbbern, der vermochte immer so gut zu reden, da war das Geld wie Heu im Schober. Freilich – er hatte auch gut reden – aber als es bei uns knapp ward – da war von Döbbern nichts zu sehen – zu hören –«

Werneck trommelte mit den Fingern auf die Seitenlehne des Sessels.

»Hm,« sagte er, »Sie haben so unrecht nicht – Döbbern zog sich zurück, aber er verließ Brandenburg, um sich in Hannover anzusiedeln – ich habe ebenso gefehlt, Ihnen gegenüber, wie er.«

Sybilla machte eine stolze, zustimmende Geberde.

»Lassen Sie das vergessen sein,« fuhr Johann fort. »Also Ihr Sohn ist Künstler? ein schöner junger Mann gewiß?«

»Ich darf sagen: Ja,« erwiderte Sybilla.

»Er ist jedenfalls schon ein wenig mit einem Herzen engagirt?« fragte Werneck gespannt.

»Sie meinen verliebt?« fuhr Sybilla auf.

»Ja.«

»Nein – nein – o – Kurt hat nur Sinn für die Wissenschaft –«

»Aber mein Kind,« sagte Kaspar, »das kannst Du doch nicht wissen.«

»Ja – ich weiß es,« eiferte Sybilla. »Mein Sohn lebt nur für die Wissenschaft – o – er würde mir sicherlich ein Geständniß gemacht haben – und wem? wem sollte er denn

sein Herz geschenkt haben? Das würde man doch hören? Kurt kommt mit jungen Damen gar nicht in Verbindung – dem Hofe stehen wir fern –«

»Vielleicht in Italien?« sagte Werneck lachend.

»Herr Freiherr, ich muß bitten –« rief Sybilla verletzt.

»O, ich will nicht spioniren in zarten Angelegenheiten – aber ein so schöner, junger Mann sollte doch für glänzende Partieen aufbewahrt sein,« sagte Werneck. »Ganz offen, meine Freunde: weshalb wollt Ihr nicht wieder in der Zukunft eine glänzende Stelle einnehmen? weshalb sollte Euer Sohn nicht bestimmt sein – den Glanz seines Namens zu erneuern?«

»Weil wir nicht mit Glücksgütern gesegnet sind,« antwortete Kaspar.

»Weil es noch einiger Zeit bedarf – ehe man Genie dem Gelde und der Geburt gleich schätzt,« setzte Sybilla hinzu.

»Es wird nicht lange dauern, bis das geschieht,« sagte Werneck. »Aber einen so prächtigen Jungen, wie es Monsieur Kurt sein soll, würde jeder Edelmann gern seine Tochter geben. Glauben Sie zum Beispiel, daß ich mich einen Moment besinnen würde, die Hand meiner Sidonie in die Eures Sohnes zu legen?«

Die Berchholz starrten dem Edelmann ins Gesicht – wo hinaus wollte er?

»Mein Freund,« sagte Kaspar. »Um Deine schöne Tochter, das Hoffräulein der Kurfürstin zu heirathen, dazu bedürfte mein Sohn anderer, bedeutenderer Glücksgüter, als ich sie zu bieten vermag.«

»Wir sind nicht mehr die Berchholz auf Schloß Eichow,« seufzte Sybilla.

Jetzt machte Werneck eine wichtige Miene – seine Hand fuhr in die Brusttasche seines Rockes und brachte ein großes, mit Siegeln versehenes Papier hervor.

»Sie haben, meine gute Freifrau,« begann er, »ganz recht gehabt, als Sie vorhin den seligen Döbbern, den Intimus Ihres Gatten, des Leichtsinnes und der Vergeßlichkeit ziehen. Allein wenn jemand im Leben auch dieses oder jenes vernachlässigt, so bleibt ihm noch oft die Gelegenheit, sein Unrecht später – das heißt nach seinem Ableben, gut zu machen.«

Kaspar und Sybilla hörten erstaunt diese Einleitung an – sie neigten sich zu Werneck, der jede Regung ihrer Gesichtszüge genau beobachtete.

»Sie wissen, *mes amis*,« fuhr er fort, »daß Döbbern als Besitzer des großen Gutes Neu-Lauenrode am See in Hannover, starb. Acht Tage sind seitdem verflossen. Ich stand dem alten Freunde stets nahe, und so bin ich nach seinem letzten Willen zum Executor des Testaments ernannt. Achtundvierzig Stunden nach seinem Tode fand die Eröffnung statt. Es finden sich,« er entfaltete die Papiere, »eine Menge von Legaten und Schenkungen, an weitläuftige Verwandte, Verfügungen über allerlei Dinge – endlich aber eine Klausel, die Sie gewiß mit Freuden anhören werden.«

Er räusperte sich, ließ die beiden Gatten noch einige Sekunden die Ungeduld der Erwartung empfinden und begann dann zu lesen:

»Item so ist mein Wille, daß mein Gut, geheißen: *Neu-Lauenrode am See*, sammt allen Pertinenzien, sowohl lebenden als todten, *id est* Mobiliar *et caetera* – ausgeantwortet werden soll als Eigenthum und Vermächtniß von mir:

a) der Tochter meines Freundes *Karl Johannes Freiherr von Werneck*, *Sidonia* – Fräulein von Werneck und

b) einem der Söhne meines Freundes *Josias Kaspar Freiherr von Berchholz* – unter der Bedingung: daß einer der Söhne des besagten Freiherrn von Berchholz seine Hand dem Fräulein Sidonie von Werneck vor dem Altare reiche und also ein schriftlich Ehebündniß zwischen denen Kindern dieser mir so werthen Freunde gestiftet – auch beide Familien dadurch wieder vereiniget würden. Sollte einer von beiden Theilen aus was immer für einem Grunde getrieben sein, auf diesen meinen Willen nicht eingehen zu wollen, – oder sollten die genannten Kinder schon versprochen sein – so soll die Hälfte des Besitzes an die Stiftung zu Hildesheim fallen – die andere Hälfte aber dem Kinde meiner Freunde verbleiben, das da nicht versprochen oder doch Willens ist, sich in meine Bestimmungen zu fügen. Zu

solchem Ende habe ich mein Gut genau taxiren lassen und ist dessen Werth nach Schätzung durch die kurfürstliche Renteikammer zusammen festgestellt auf: *Zweihunderttausend Reichsthaler*. Gehet also eine der beiden Parteien nicht auf das Ehebündniß ein, so bestimme ich: daß mein Gut an die kurfürstliche Renteikammer, welche Willens ist, selbiges Gut zu kaufen – für obgenannten Preis verkaufet werden soll. Das dafür gelösete Geld soll dann, wie ich oben bestimmet, vertheilt werden, demnach würden: Einhunderttausend Thaler an die Stiftung zu Hildesheim – die anderen Einhunderttausend Thaler aber an dasjenige Kind meiner benamseten Freunde, welches bereit ist, auf meinen Willen einzugehen, gezahlet werden.«

»Sind beide Theile aber einig, so mögen sie nach erfolgter ehelicher Verbindung den Besitz des Gutes entweder antreten, oder dasselbe an die Renteikammer verkaufen und mit dem Erlöse ein gottgefälliges Leben führen – und soll derohalben dem Fräulein Sidonia von Werneck die Wahl bleiben zwischen den beiden Söhnen des Freiherrn von Berchholz – wofür ich dem nicht erwählten Sohne

ein Legatum von »Zehntausend holländischen Gulden« so in der Renteikammer zu Hannover in Amsterdamer Pfandbriefen deponiert liegen – aussetze – als eine *damni restitutio* d. i. Entschädigung. Gehet keine der beiden Parteien auf meinen Willen ein – so fällt das Ganze an die Stiftung zu Hildesheim, der ich meine Heilung nach schwerer Verwundung danke und für die ich außerdem schon ein Legatum aussetzte. Mein Freund Casparus von Berchholz möge da aus Diesem ersehen, wie ich seiner nicht vergessen, sondern bedacht gewesen bin, einiges von Verlusten, so er erlitten, als wir in lustigen Tagen mit einander lebten – zu restituiren. Mögen die Kinder meiner Freunde durch williges Eingehen auf diese Clausul meines Testamentes, ihren Eltern und sich einen schönen Complexus irdischen Gutes erhalten. –

Folgen die Unterschriften der Zeugen und Richter.«

Freiherr Johann von Werneck faltete das Papier zusammen und legte es auf den Tisch – dann stützte er sein Kinn in die Hand und blickte die Berchholzschen Gatten an.

»Nun, *mes amis*? Was sagen Sie dazu?«

Beide Gefragte schauten einander ein Weilchen sich in die verdutzten Gesichter. Diese Mittheilung des Freiherrn machte die Gedanken der braven Leute doch einigermaßen verwirrt. Hatte Freiherr Kaspar recht gehört? Es war die Möglichkeit vorhanden, einen seiner Söhne in den Besitz von zweihunderttausend Thalern gelangen zu sehen. Zweihunderttausend Thaler! für jene Zeiten ein riesiges Vermögen – konnten der Familie zu Glanz, Ansehen – zu jener vornehmen Behaglichkeit verhelfen, welche sie einst genossen, deren Entschwinden Freifrau Sybilla heute noch so innig bedauert hatte.

»Du – kannst Dir meine – unsre Verwirrung vorstellen, Johannes,« stotterte Kaspar. »Es ist einmal dies glänzende Vermächtniß – dann aber auch – die Rührung, daß Döbbern, der alte Freund unsrer dachte.«

»Und wahrlich so edel – so trefflich wie er handelte,« sagte Sybilla gerührt. »Selbst an den hat er gedacht – der bei einer Wahl des Fräuleins, welche für den andern entschiede, doch nicht leer ausgehen würde.«

»*Vraiment*,« rief Werneck. »Es war ein wackrer Junge – nicht wahr, mein alter Freund, ich bringe keine schlechte Nachricht – nach so langer Trennung?«

»Nein – nein – Johannes,« sagte Kaspar, freudig die Hand des Freiherrn schüttelnd, während Sybilla doch bei aller Freude den Verkünder mißtrauisch betrachtete.

»Also wir werden nun bald nicht mehr getrennt sein,« sagte Werneck.

»Ich denke – nein – nur ist noch ein Haupthinderniß!« wendete Kaspar ein.

»*Eh donc?* – welches?«

»Ja, mein Freund, wenn nun die Kinder nicht geneigt sein sollten?«

Werneck schaute ihn verwundert an.

»O – das wäre. Kennt Ihr meine Tochter?«

»Das Fräulein ist sehr schön,« sagte Sybilla.

»Und ebenso gehorsam – *gehorsam* – verstehen Sie beste Freifrau, was ich damit sagen will?«

»Nicht ganz.«

»Ich will sagen, daß *mein* Kind in so wichtigen Falle keinen andern Willen haben *darf*, als den ihres Vaters, denn wo es sich so offenkundig um ein großes Glück – und eine *grandeure future* der Familie handelt, muß alles bei Seite geworfen werden – es gilt keine Rücksicht – die Kinder *müssen* vermählt werden; und es ist schon genug Freiheit gelassen, wenn meine Tochter zwischen zwei jungen Männern wählen darf – aber selbst damit würde ich nicht lange zögern; Euer Sohn Otto ist Seemann – *Dieu sait*, auf welchem Meere – kann vielleicht noch lange fern bleiben – ist wohl – verzeiht die bittre Bemerkung – ist vielleicht sich mehr unter den Lebenden.«

Sybilla stieß einen Wehruf aus und blickte zornig auf Werneck, der mit größter Gelassenheit fortfuhr:

»Also ist mein Wunsch, daß meine Sidonie dem Herrn Kurt von Werneck die Hand reiche – es ist ja anzunehmen, daß Otto von der Seefahrerei nicht lassen wird – also ein sehr unstetes Leben führen muß – er kann daher von dem Gutsbesitze keinen Vortheil ziehen, und da

ich bestimmt annehme, daß Dein Sohn, bester Freiherr, ebenso gehorchen muß wie meine Tochter, so ist die Heirath abgeschlossen, und beide jungen Leute sind die beneidenswerthen Besitzer von Lauenrode – ein Gut, welches ganz großartige Renten abwirft. Glück auf, meine Freunde!«

Kaspar lachte fast gezwungen – er sah sich am Ziel seiner Wünsche – der Reichthum kehrte wieder bei ihm ein – Sybilla, obwohl Werneck ihr als ein selbstsüchtiger Mann erschien – freute sich dennoch ebenfalls des aus der Ferne winkenden Glückes. Welch eine Zukunft erblühte der Familie – wenn sie mit dem großen Vermögen ausgerüstet wieder in die Reihen der Hoffähigen trat? Wie konnte der schöne und hochgebildete Sohn Kurt glänzen – dennoch theilte Sybilla auch die Besorgnisse Kaspars.

Kurt war eine seltsam geartete Natur – er schätzte den geistigen Werth höher, als alles – das konnten so viele hohe Herren nicht begreifen – wenn Kurt nun sich weigerte, das Ehebündniß, das ihm gewissermaßen vorgeschrieben ward, einzugehen? Fräulein Sidonie galt für stolz und hatte die Berchholz sehr wenig beachtet – jetzt sollte um des Gewinnes wegen der junge Edelmann seine Hand der Dame reichen, die ihm seither gar keine Aufmerksamkeit schenkte und der ältere Sohn? wo war er? und wenn er hier gewesen wäre – hätte er sogleich in die Heirath gewilligt?

Sybilla sah nicht ohne Angst und Wehmuth die Hunderttausende entschwinden, deshalb zögerte auch sie –

dem Freiherrn Werneck auf sein »Glück auf« recht heiter zu antworten. Werneck verzog das Gesicht – ja – seine Farbe änderte sich sogar ein wenig. Auch er sah in dem Zögern der Berchholz Gefahr für seine Hoffnungen und Pläne – er zitterte bei dem Gedanken, daß hunderttausend Thaler in die Kasse der Hildesheimer fließen sollten, während er sonst schon allerlei Projecte ausgearbeitet hatte, um mit dem Gesammtvermögen der beiden jungen Gatten großen Gewinn – auch für sich – und für seinen noch sehr jungen Sohn zu erzielen. Er betrachtete die beiden Gatten daher mit ängstlicher Miene.

»Nun?« fuhr er fort. »Es scheint fast, meine Freunde – als ob Ihr nicht so ganz einverstanden mit dem allen wäret.«

»Aber Johann – wie kannst Du nur so etwas denken?« rief Kaspar.

»Sollte Euer Kurt etwa schon eine Liaison – eine ernsthafte haben?« sagte Werneck besorgt.

»Nein – sicherlich nein,« rief Sybilla. »Er hätte mir das vertraut, sag' ich noch einmal.«

»Nun also, was zagen wir?« lachte Werneck. »Ich erkläre heut noch meiner Tochter meinen Willen – Ihr thut dasselbe bei Eurem Sohn – abgemacht.«

»Aber – wenn nun die Nei – gung,« wandte Kaspar ein.

»O – Neigung? Bei den *grandes familles* ist von Neigung nicht die Rede. Man stiftet in Versailles jetzt die Mariagen ganz nach dem Nutzen – nach der Nothwendigkeit zur Erhaltung großer Geschlechter und deren Ruhm, sowie Besitzthum – machen wir es hier ebenso. Deshalb

jener Glanz in Frankreich, daher die mächtigen Mittel: die Hausstände auf wahrhaft fürstlichem Fuße zu erhalten. Denkt Euch, meine Freunde: Eichow wieder in Eurem Besitz – die alten, schönen Tage zurückgekehrt – wir alle jagend und reitend durch die Forsten wie ehemals – Grundherren in Hannover – Grundherren in der Mark – o – es ist zu schön, als daß es uns entschlüpfen könnte.«

Beide Gatten machten Zeichen der Zustimmung.

»Die Neigung wird sich bei den jungen Leuten finden,« fuhr Werneck fort. »Sie sind jung – schön – *pourquoi pas?* – o – nur entschieden – freilich,« setzte er leiser hinzu, »wäre Monsieur Kurt nicht geneigt – dann müßte man warten, bis Monsieur Otto einmal anlangte – man könnte Nachforschungen anstellen – ihn suchen – kommen lassen – indessen wir wollen sehen. Setzt Euren Kurt in Kenntniß, und dann verabreden wir weiteres. Es wäre mir hocherwünscht,« flüsterte er, Kaspar bei Seite nehmend. »Einmal – bedenke Alterchen – welch ein Glück – dann aber ist durch eine Indiscretion schon die Sache im Cercle der Kurfürstin bekannt – man weiß, daß meine Tochter durch Testamentsklausel zu Vermögen kommen soll, wenn sie heirathet – ein Refus durch Deinen Sohn wäre eine Blamage für mich – also hoffe ich, daß Du neben dem eigenen Nutzen auch Deines Freundes gedenken wirst.«

»Meine Freunde,« sagte er laut. »Ich sage Euch Lebewohl für heute. Bald hole ich mir Bescheid wegen Eures Entschlusses. Es lebe unsre neuerstandene Freundschaft!

Einen Dank dem guten Döbbern noch im Grabe nachgesendetl Und frohe Blicke in die Zukunft, wo wir Glanz um unsre Familien strahlen sehen – wo wir unsre Kinder mit Reichthum und Glück gesegnet erschauen. Auf Wiedersehen, meine Freunde.«

Er steckte die Papiere zu sich und eilte hinaus – ohne eine Entgegnung abzuwarten. Kaspar und Sybilla blieben, lautlos sich anschauend, zurück. Endlich begann der Freiherr:

»Es ist mir wie ein Traum. Sollte uns wirklich ein so großes Glück kommen?«

»Oh!« sagte Sybilla. »Es ist kein Traum – es steht alles deutlich vor mir – aber – was sagte Dir Werneck so leise?«

»Er meinte: man wisse schon bei Hofe von dem Instrument, und er hoffe auf meine Freundschaft.«

»Ah!« rief Sybilla. »Ich täuschte mich nicht – seine ganze Freundschaft – seine wiedergeborne – ist nur eine erzwungene, erzwungen durch die Nothwendigkeit – durch seine Habsucht. Er würde niemals zu uns gekommen sein, wäre Döbberns Testamentsklausel nicht da. Er will sicher mit dem großen Gelde was beginnen – er fürchtet, daß hunderttausend Thaler ihm aus der Nase gehen – *darum* kam er wie aus den Wolken heruntergefallen und bot uns seine Hand wieder an – er hätte sonst niemals nach uns gefragt – und seine hochfahrende Tochter ebenso wenig – um das leidige Geld zusammenzuhalten, ist ihnen beiden einer unsrer wackern Söhne recht, die ihnen sonst gleichgültig waren.«

Kaspar schüttelte wehmüthig das Haupt.

»Ja – ja,« sagte er. »Es ist ein sonderliches Schicksal – nun lächelt einmal wieder das Glück – was wir heut vor kurzer Zeit noch ersehnten, beut sich uns dar, und es ist so schwer – so schwer zu erfassen, weil ein ganz klein Stückchen als Hinderniß dazwischen liegt.«

»Nicht so klein,« sagte Sybilla zu ihm tretend. »Auch ich wünsche, daß alles sich fügen möge, wie Werneck hofft – aber soll ich dieses Glück auf Kosten der Ruhe meines Sohnes erkaufen? Wenn Kurt nicht gewillt ist, das Fräulein zu ehelichen – kann man ihn zwingen?«

»Er wird es aber sein, – unser Glück zu gründen.«

Sybilla neigte das Haupt.

»Wir würden freilich den alten guten Tagen wieder entgegengehen – die ehemaligen Freunde – alles fände sich ein – wohlan, versuchen wir es einmal. Gott lenke alles zum Besten.«

In diesem Augenblicke ließ sich ein heitrer Gesang hören. Eine frische Stimme intonirte eines jener lustigen Lieder, welches die italienischen Treiber und Fuhrleute auf ihren langen, einsamen Zügen oft genug ertönen lassen.

»Es ist Kurt,« sagte Kaspar gepreßt. »Wir wollen ihm nicht gleich mit der Sache entgegentreten.«

»O – doch,« sagte Sybilla. »Doch! Laß dem guten Jungen nur erst einige Minuten Zeit.«

»Zweihunderttausend Thaler,« seufzte Kaspar. »Oder halb soviel – wenn Fräulein Sidonie Nein sagt – ach – sie wird's nicht thun – sie muß gehorchen – sie geht auf die Heirath ein.«

Die Audienzen bei Schlüter.

Einige Stunden vor diesen Scenen, welche im Hause der heiligen Geiststraße stattfanden, gingen drei Männer die *Brüderstraße* entlang und traten in das Haus, welches dem kurfürstlichen Oberbaudirector *Andreas Schlüter* gehörte, der es sich selbst erbaut und ausgeziert hatte. Das Haus war sehr einfach, aber solid hergestellt. Der große Künstler hatte absichtlich die eigene Wohnung nur bescheiden eingerichtet – während sein erfinderischer Geist die Häuser, deren Erbauung ihm andere auftrugen, mit reichen Zierrathen schmückte. Das Haus hatte zwar stattliche Fenster und einen eben solchen kühn geschwungenen Thorbogen, aber sonst war es ganz schmucklos.

Die Sonne schien hell in die Fenster und beleuchtete die wahrhaft künstlerische Ausstattung des Arbeits- und Empfangszimmers von Schlüter. Die Möbel bestanden aus einem großen, geschnitzten Eichentische, den hochlehnige Stühle umstanden – ein mächtiger Schrank nahm eine Hälfte der Wand ein, dieser Schrank enthielt eine Menge langer Schubfächer, in denen eine köstliche Habe – ein unschätzbarer Reichthum aufgespeichert lag, denn sie bargen die Pläne und Risse Schlüters – Entwürfe und ausgeführte Zeichnungen von bereits erstandenen, oder in der Vollendung begriffnen, sowie noch für die Zukunft projektirten Bauten, Bildhauerarbeiten, Statuen in Erz zu gießen, von Gartenanlagen und Kanalmauerungen – von Geschütz- und Waffenzierrathen – von Ehrenbogen

und verzierten Grotten mit Muschelwerk. Der Oberbaudirector schaffte auf allen Gebieten.

Der Styl, in welchem die Möbel gearbeitet waren, war der einer schönen Renaissance und zeigte keine Spur jener geschnörkelten Art, die an der Tagesordnung und in der Mode war. Die Wände des Zimmers waren einfach glatt gestrichen, in halbdunkler Farbe gehalten. Von dieser setzten sich um so trefflicher alle die schönen Gebilde ab, welche Schlüter hier angebracht hatte. Auf Konsolen standen die herrlichsten Abgüsse antiker Statuen und Köpfe. Ein mächtiges Jupiterhaupt schaute ernst und majestätisch hernieder – ein Reliefbild, welches die reizende Gestalt einer Nymphe zeigte, lächelte aus dem Ebenholzrahmen den Beschauer an – auf langem Untersatze streckte sich der Abguß eines nervigen Ringerarmes, dessen Finger die Wurfscheibe umspannt hielten.

Zahlreiche Masken von tragischen und komischen Gestalten – kleine Genien aus Alabaster – Broncefiguren und Vasen standen an den Wänden oder auf kleinen Piedestalen und dazwischen endeckte man mehrere ausgezeichnet schöne Bilder, italienischer und holländischer Schule, welche durch ihre Farbenpracht und Lebendigkeit der Darstellung eine echt künstlerische Wirkung hervorbrachten. Ein Theil der Wände war mit Grundrissen und Profildarstellungen großer Gebäude geschmückt – sie waren meist von Schlüters Hand – und nur zwei dieser sauber ausgeführten Zeichnungen trugen den Namen und die Bezeichnung: *Kurt de Berchholz fecit*.

Zwischen den beiden, auf die Straße blickenden Fenstern war ein hohes Pult angebracht – auf demselben lag ein Reißbrett, umgeben von Schienen, Linealen, Zirkeln und Maßstöcken. Ueber diesem Pulte hing ein Gemälde. Es war fast lebensgroß und wenn auch fast Skizze – doch bereits von großer Wirkung. Es stellte Michael Angelo dar, sein Modell für die Peterskirche zu Rom prüfend. Schlüter hatte das Bild selbst componirt und gemalt.

Diese Stelle war Schlüters Arbeitsplatz; hier entwarf er, in der Stille der Nacht oft noch arbeitend – die Pläne zu seinen Bauwerken, während die Schöpfungen seines Meißels in dem vor der Stadt liegenden, von einem Garten umschlossenen Atelier entstanden.

An jenem sonnenhellen Morgen war es noch still in dem Arbeitszimmer. Einige Bleistifte – eine Reißschiene und kleine Farbennäpfchen – neben dem Arbeitstische eine Lampe mit Druckschirm – die erstgenannten Dinge ziemlich unordentlich durcheinanderliegend – dies deutete darauf hin, daß der Meister noch spät in die vergangene Nacht hinein gearbeitet habe. Ein ältlicher Mann, der Diener Schlüters, war beschäftigt, das Zimmer ein wenig aufzuräumen, – er wollte eben die Farbenäpfchen, die Bleistifte und sonstigen Dinge bei Seite legen, als sich die Thür öffnete und Schlüter, in sein braunsammetnes, weites Morgenkleid gehüllt, hereintrat.

»Halt,« sagte er schnell mit freundlichem Tone, eine scherzhafte Strenge herauskehrend. Will Er wohl mein Heiligthum unentweiht lassen, Herr Martin? Seine Hand

ist mir allzu ordentlich, und ich muß alles so liegend finden auf meinem Arbeitstische, wie ich es abends vorher niederlegte.«

»Verzeihung, Herr Oberbaudirector,« sagte Martin. »Ich meinte es gut.«

»Ich weiß es wohl,« sagte Schlüter, »und rühmte Dich noch eben zu meiner Frau – aber die Ordnung ist mir überall willkommen – nur nicht auf meinem Arbeitstische – da lege ich die Dinge gerade so hin, wie ich sie brauche, und es ist mir, als bliebe in den Stiften und Linealen noch immer ein Theil der guten Gedanken, welche ich abends vorher hatte, wenn niemand die Dinge da berührte.«

»Der Herr Oberbaudirector haben seltsame Schrullen,« lachte der alte Mann vor sich hin.

Schlüter hatte diese halbgebrummten Worte wohl vernommen.

»Ich finde es ganz recht,was Du da sagst, Alter,« fiel er lachend ein. »Du bist am besten dran. Fleißig, ordentlich, redlich wie Du bist, gelingt Dir alles – Du arbeitest gerade so gut in Deiner Weise, – wie wir andern in der unsrigen, nur hast Du mehr Glück mit Deiner Art zu wirken, als unsereins. Wenn Du genau thust, was Dir vorgeschrieben wird, wenn Du nicht denkst, sondern handelst – also keine Schrullen im Kopfe hast, dann ist Dein redlich Tagewerk gethan – ich aber, Alter, muß eben voll Schrullen sein. Eine fügt sich an die andere, und aus allen diesen Schrullen – entsteht zuletzt so etwas.«

Er zog von dem Reißbrette einen seine Arbeit verhüllenden Papierbogen hinweg. Eine wunderschön ausgeführte Zeichnung ward sichtbar. Sie stellte einen mit allerlei Zierrathen, Figuren, Säulchen und Galerien geschmückten Thurm dar.

»Ja, so etwas,« sagte Martin treuherzig. »Das macht auch nur ein Genium wie Sie es sind – davor sind Sie auch der große Schlüterius.«

Schlüter winkte freundlich mit der Hand.

»Bring mir den frischen, gewöhnlichen Trunk,« sagte er sanft. »Ah – das Feuer knistert schon. Es wird bereits kühl des Morgens.«

Martin ging hinaus. Schlüter machte einen Gang durch das Zimmer. Wie stets, wenn er in diesem Raume umherging, ließ er auch heute seine Blicke über all die Statuen, Reliefs und Bilder dahinschweifen. Er blieb in Gedanken versunken an dem Tische stehen.

»Es wird alles bald bereit und fertig sein,« sagte er leise vor sich hin. »Mein Herz klopft gewaltig vor Freude und – doch in banger Erwartung – es ist eine große Stunde. Meine Feinde erwarten sie ebenso sehnlich – als meine Freunde.«

Martin kehrte zurück. Er brachte auf einem zinnernen, mit schöner, erhabner Arbeit gezierten Teller ein hohes Trinkglas voll frischen Brunnenwassers. Schlüter nahm das Glas in die Hand und hielt es gegen das Licht.

»Rein und klar,« sagte er. »Ohne Falsch – ah – das erquickt,« rief er, als er den kühlen Trunk langsam schlürfte. »Es ist eine schöne Quelle im Grunde dieser Gegend.

Ich habe die Idee, eine Statue zu modelliren, deren von Laub umwundenem Kruge das Wasser entströmen soll. Ich will den Kurfürsten bitten, daß er sie statt des häßlichen, viereckigen Brunnens gerade vor die breite Straße setzen soll.«

»Du lieber Gott,« sagte Martin. »Was wird noch alles in Berlin verschönert und gemacht werden! Hier ist alles schon so verdammt kunstvoll, daß man sich fürchtet, mit einem gewöhnlichen Wassereimer an die Pumpen zu gehen, weil sie aus messingenen Delphinfischen Wasser speien.«

Schlüter lachte. »Ist schon jemand draußen?« fragte er.

»Ja – der Herr Joseph Werner ist da.«

»Ah.« Schlüters Stirn zog sich in leichte Falten. »Warum ließest Du ihn nicht herein?«

»Sie sollten erst recht ruhig einige Minuten zubringen – denn wenn Herr Director Werner da ist, dann weiß ich immer, er bringt Sie in üble Laune.«

Schlüter nickte mit dem Kopfe. »Laß ihn nur herein.«

Martin öffnete die Thüre des Vorzimmers und trat bald mit einem Manne ein, dem jeder die Selbstgefälligkeit auf den ersten Blick ansehen mußte. Schlüter ging ihm artig, aber ohne weitere Freundlichkeit entgegen.

»Sie kommen früh, Herr Director,« begann er.

Werner hatte sich sofort auf einen Sessel niedergelassen. Er hielt seinen Stock zwischen den Knieen, und nachdem er sich vornehm und kurz verbeugt hatte, sagte er:

»Allerdings, Herr Oberbaudirector, hat mein Besuch zu so früher Stunde eine besondere Veranlassung – ich würde sonst nicht in Ihre Wohnung gedrungen sein.«

Schlüter zuckte lächelnd die Achsel.

»Zur Sache – wenn ich bitten darf.«

»Obwohl ich,« fuhr Werner fort, »*Director* der von des Kurfürsten Durchlaucht gestifteten Akademie der Künste bin – –«

»Bitte – bitte,« fuhr Schlüter auf, den der insolente Ton Werners, sowie dessen fast verächtliche Miene verletzte. »Sie führen allerdings den Titel, Herr Werner – das ist aber auch alles – wir beide: Herr Terwesten und ich sind die *Rectoren* der Akademie – wir haben die Aufsicht zu führen. Vergessen Sie nicht, daß man Ihnen einen Titel ließ, den das Wohlwollen eines hohen Gönners, des Herrn von Danckelmann, dem Maler Herrn Werner verlieh. Sie würden ohne uns keine Entscheidungen treffen können.«

Werner biß sich die Lippen.

»Sie scheinen es sich zum Gesetze gemacht zu haben, mir die Abhängigkeit von dem Aufsichtsrathe der Akademie stets vorzuhalten,« zischte er.

»Nur wenn es Noth thut. Sie haben doch sicherlich einen Antrag zu stellen, der nur durch Uebereinstimmung mit uns durchgeführt werden kann. Weshalb also schieben Sie sich in den Vordergrund des Ganzen? Doch – es sind nutzlose Discussiones – ich bitte, Herr Director.«

Werner lächelte vornehm und begann wieder, nachdem er auf den Tisch geblickt hatte:

»Ich sehe, daß Sie die von mir eingesendeten Zeichnungen des Herrn Simon Bullard bereits geprüft haben.«

Er deutete auf einige Kreidezeichnungen, welche zwischen andern Papieren auf dem Tische lagen.

»Ich habe es allerdings gethan,« antwortete Schlüter.

»Auch ein Oelgemälde des genannten Meisters ist von mir gestern in die Akademie geschickt worden,« sagte Werner.

»Auch dieses habe ich mit Terwesten gemustert.«

»Nun? – was halten Sie davon?«

»Die Arbeiten zeugen von guter, mechanischer Fertigkeit – aber es fehlt ihnen jede Erfindung.«

Werners Gesicht ward dunkelroth.

»Herr Oberbaudirector,« sagte er mit gepreßter Stimme. »Simon Bullard genießt in Paris große Anerkennung.«

»Wenn man diese Anerkennung seinem Zeichnertalente, seiner Fähigkeit zu kopiren gezollt hat, that man recht; wenn man seiner Erfindung Lob spendete, so muß ich die Herren Franzosen bedauern. Sie haben sich dann – um in ihrer Sprache zu reden – dupiren lassen.«

»Ha,« fuhr Werner auf, »das ist stark. Herr Schlüter – der Maler Simon Bullard ist mit Empfehlungen an mich, den Director der Akademie der Künste zu Berlin, hergekommen. Er bewirbt sich um eine Stelle als Mitglied der Akademie – und Sie wollen –«

»Ihm das Recht absprechen, eine solche Bewerbung zu wagen,« sagte Schlüter kalt.

»Wie, mein Herr?«

»Ich bleibe dabei, Herr Bullard kann nicht Mitglied der Akademie werden, so lange er keine besseren Proben als die hier und in dem Saale befindlichen vorgelegt hat.

»Sie sprechen den Arbeiten Verdienst ab?«

»Nein – sie sind aber nichts als fleißige Kopieen – sie zeugen nicht von Selbsterfindung – der Gedanke gehört anderen.«

»Das wäre denn doch seltsam,« lachte Werner bitter. Ich schmeichle mir, mancherlei zu kennen – –«

»Doch wohl nicht diejenigen Originale, nach welchen Herr Bullard kopirte.«

Schlüter nahm eine Zeichnung. Sie stellte einen Kampf zwischen Nattern und Fußvolk dar. Die Figuren trugen antikes Costüm.

»Rufen Sie sich doch die einzelnen Gruppen aus den herrlichen Cartonen Raphaels ins Gedächtniß zurück,« sagte Schlüter, auf zwei sehr hervortretende Gruppen deutend, »hier – sehen Sie? der Soldat dort, welcher sich die Sandale an den Fuß bindet, ist dem großem Meister ebenfalls gestohlen – nur hat Herr Bullard die Figur umgewendet. Auf dem linken Flügel dort sind drei zum Kampf bereite Gestalten angebracht, welche einem Wandgemälde des Angelo im Palaste Pichini zu Rom entnommen sind. Ich habe sie dort oft genug betrachtet. Sie sind ursprünglich allerdings mit Trachten aus dem vorigen Jahrhundert bekleidet, denn das Bild Angelos stellt den Aufruhr Masaniellos dar, aber Herr Bullard hat jene drei Soldaten mit römischen Gewändern und Harnischen geschmückt – das ist recht lobenswerth – nur muß er

nicht glauben, die Vorstände der Berliner Akademie täuschen zu können – nicht wahr, Herr Director? Das kann man nicht so leicht – Sie werden das zugeben, denn Sie gehören ja auch zu dem Vorstande.«

Werner keuchte – »hm – hm – möglich – ja – ja,« murmelte er. »Aber wenn auch die Zeichnungen, so ist das Oelbild doch – –«

»Eine fleißige, aber mit großer Dreistigkeit für Original ausgegebene Kopie einzelner Figuren und Gruppen von sechs bis acht niederländischen und spanischen Meistern – wie wir das sehr leicht beweisen können,« rief Schlüter; »wenn Herr Bullard sein Gemälde auch »Der Völkermarkt, Originalbild von Bullard« nennt. Nein, Herr Werner – ziehen Sie den Antrag: Herrn Bullard als Mitglied der Akademie einzuführen – zurück, Sie würden sonst eine Niederlage erleben.«

Werner stieß leicht seinen Stock gegen den Fußboden.

»Sie bedenken nicht –« sagte er, »daß Sie nur, *nur* dem Director eine Kränkung zufügen.«

»Ach – das verstehe ich nicht. Sie können nicht gekränkt dadurch werden, daß andre Künstler andere Meinung hegen als Sie.«

»Ich habe auch meine Erfahrungen,« brauste Werner auf. »Ich bin Schüler des berühmten Matthäus Merian zu Frankfurt.«

»Ich weiß es. Merian und seine Nachfolger waren und sind verdienstliche Leute – aber hier entscheiden *wir*.«

»Sie nehmen also Herrn Bullard nicht auf?«

»Nein – er bringe denn Proben selbstgeschaffner Werke. Die junge Stiftung der Berliner Akademie muß sich vorsehen. Fürstliche Huld hat sie geschaffen – es ist eine Aufgabe ihrer Leiter, darüber zu wachen, daß nichts Unlauteres oder Unbedeutendes dem neuen Institute zufalle; wir würden bald genug dem Spotte der neidischen Franzosen anheimfallen, gerade dann, wenn wir ihre mittelmäßigen Landsleute und Talente in unsern neuen, der Muse errichteten Tempel aufnähmen. Das Statut und Reglement sagt: »Der, so recipirt werden will, soll ein Probestück seiner *eignen* Kunst bringen,« das that Ihr Protégé nicht, Herr Director – er ist ein Kopist – wir aber wollen die Pforten der kurfürstlichen Akademie nicht einem Manne öffnen, der nicht selbst schaffen kann – wir wollen nicht anerkennend vor den Arbeiten eines Ausländers stehen, der allem Anscheine nach die gutmüthigen Deutschen durch geschickte Escamotagen täuschen wollte. Ueberlassen Sie es Herrn Bullard, seinen lustigen Landsleuten solche Späßchen vorzumachen. Uns mögen die Ausländer mit dem Abhub ihrer Tafeln verschonen. Ich sende Ihnen, mein Herr Director, noch heute Probebild und Zeichnungen zurück.«

Werner war aufgestanden. Der Zorn drückte dergestalt auf seine Sprachorgane, daß er fast heiser ward – seine eigne Niederlage war offenbar, denn entweder hatte er die Originale, denen sein Schützling seine Figuren entlehnte, nicht gekannt – oder er *wollte* sie nicht kennen und machte sich dann einer Mitwissenschaft, der beabsichtigten Täuschung schuldig.

»Ich muß natürlich der Stimmenmehrheit weichen,« sagte er hüstelnd. »Aber es ist nicht recht, einem talentvollen Manne –«

»Ein Unselbständiger – –« fiel Schlüter ein.

»Einem talentvollen Manne,« fuhr Werner fort, die Stimme erhebend, »das Diplom zu verweigern, weil er einiges kopirte – einem Manne, der dem Schüler Matthäus Merians empfohlen ward – dem Großvater der Frau Eosander von Goethe – man sollte Rücksichten nehmen.«

Andreas Schlüter erhob sich stolz – sein edles Gesicht zuckte heftig.

»Herr Director Werner,« sagte er mit fester Stimme, »es gilt die Ehre der Akademie, der Sie und ich im Vereine mit Terwesten vorstehen – Wer ist Herr Eosander? ich kenne den Mann nicht, wenn es sich um solche Entscheidung handelt. Wenn Sie bangen und zagen, weil einflußreiche Leute über Bullards Abweis die Nase rümpfen könnten, wenn Sie selbst dem Rufe der Akademie so wenig Sorgfalt widmen, daß Sie Verwandtschaften mit den Merians und Ihre eignen Beziehungen zu denselben höher stellen als ein freies Urtheil – dann müssen andere die Ehre des fürstlichen Institutes wahren und sie wird gut aufgehoben sein bei uns.«

»Herr Oberbaudirector – guten Morgen,« rief Werner zornig – er wendete sich mit heftiger Geberde von Schlüter ab und verließ schnell das Zimmer. »Es ist ein stolzer – nicht zu schreckender Monsieur,« knirschte er. »Wir werden alle unter seine Füße getreten.«

Schlüter war erregter geworden, als er selbst gewünscht und sich vorgenommen hatte. »Elende Rücksichten,« murmelte er. »Ich weiß es – dieses Gewürm, das Herr Eosander füttert und um sich kriechen lassen will, ist sehr rührig. Die Wartenbergs thun das Ihrige, um die Würmer feist zu machen – aber ich werde sie alle zurückscheuchen in ihre Winkel, wenn sie den herrlichen Stamm der mächtigen Eiche – der Kunst, beugen wollen – so lange es hier drinnen klar und licht bleibt.«

Er deutete auf seine hohe Stirn.

»Die Herren Brückner, Henzi und Nahl,« meldete Martin. »Sie sind so eben ins Haus gekommen.«

»Ei – schnell – schniell herein mit ihnen – willkommen, meine Freunde!« rief er den Eintretenden entgegen.

Die drei Künstler – Bildhauer – repräsentirten drei Altersstufen. *Brückner* war ein blondköpfiger, schöner Jüngling – *Nahl* ein kraftvoller Mann – *Henzi* ein ehrwürdiger Greis mit prächtigem silberweißen Haare.

»Herr Oberbaudirector, den besten guten Morgen,« sagte Henzi, seine Hand dem Meister entgegenstreckend. »Wir haben uns wirklich gefreut auf diese Stunde. Gestern theilte uns Herr Hofmarschall von Printzen so im Geheimen mit, daß wir berufen werden würden, an dem großen Werke in besonderer Weise mit zu arbeiten.«

»Der gute Hofmarschall!« sagte Schlüter, Stühle hinschiebend für die drei Männer. »Er kann seine Freude immer nicht bergen – nun denn: Ja meine Freunde. Ich will Eure Kunst in Anspruch nehmen. Nur noch wenig

Tage trennen mich von dem schönen – aber angstvollen Augenblicke, wo der Guß des Standbildes eines der größten Männer der Weltgeschichte geschehen soll. Sie sind Künstler – was bedarf es weiter? Sie wissen, unter welchen Empfindungen ich dem Augenblicke entgegengehe.«

Henzi nickte mit seinem silberweißen Haupte – Nahl betrachtete sinnend den Meister, und Brückners Augen funkelten vom innern Feuer jugendlicher Begeisterung.

»Ich hoffe zu Gott,« sagte Schlüter, »daß der Guß gelingen – daß Freund Jakobi seine Kunst bewähren, daß meine Form der Gewalt des Metalls widerstehen werde. Dies bei Seite. Wenn das Gebilde glücklich geschaffen, dann soll es hochaufgerichtet werden auf marmornem Sockel – aber es fehlt ein großartiger Untersatz. Ich habe den gewaltigen Kurfürsten vorgestellt, wie er einzieht als Sieger – wie er stolzen Blickes auf den Sitz seiner Nachkommen schauet – ich wollte ihn einziehen lassen wie die Helden des Alterthums, denen er sich würdig anreihet – vor ihm die gefesselten Feinde, aber ich habe es verworfen. Ich würde diesen Zug der Sclaven unmöglich harmonisch rnit dem Reiterbilde darstellen können – ich will: daß des Kurfürsten Gestalt hoch erhaben sei über alles, daß er droben auf dem Marmorblocke stehe als ein Repräsentant der Macht und eine Leuchte des Herrscherthums, dem sich willig die Besiegten, schweigend und von der Gewalt seines Geistes und Armes gefesselt, unterwerfen. Deswegen habe ich dieses entworfen – und in Modell gebracht.«

Er öffnete eine Mappe und legte vier große, prachtvoll ausgeführte Zeichnungen auf den Tisch. Jene vier herrlichen Zeichnungen stellten eben so viele halbnackte, mit leichten Gewändern bekleidete, gefesselte Männer dar. Sie schienen am Fußende eines Piedestales angebracht zu sein und sowohl in Zeichnung als Bewegung und Ausdruck der Gesichter, an Schönheit der Körper- und Gewandformen – ließ sich nichts Vollendeteres denken.

Die drei Bildhauer hatten sich erhoben. Sie betrachteten mit Staunen und ehrfurchtsvollem Schweigen die Zeichnungen des Meisters.

»Das ist herrlich – das ist vollendet,« sagte der alte Henzi, die Hände faltend. »Und dazu über den Vieren das erzne Reiterbild – welches seiner Gleichen auf Erden nicht hat.«

»O, Ihr seid zu lieb,« sagte Schlüter gerührt, dem die Gewalt des Eindrucks seiner Entwürfe nicht entgangen war. »*Wenn* es gelingt, hoffe ich Ehre einzulegen – und zwar *sicher*, wenn Ihr mir helfen wollt.«

»Wir? wir sollten –«

»Ja. Ich bin mit Arbeit überladen – täglich wächst sie. Mein Arm ist rührig genug – allein ich bedarf der Hilfe. Kurz denn: Ich habe Euch ersehen, diese vier Sklaven nach meinem kleinen Modelle ins Große zu modelliren – wir wollen noch den talentvollen *Baker* heranziehen – jeder von Euch nimmt eine Figur auf sich – ich werde Euch bei der Arbeit schon mit Rath und That zur Hand gehen, und so kommen wir zum Ziele. Ist's Euch genehm?«

Brückner that einen Freudenruf. Nahl und Henzi schauten den Meister mit leuchtenden Blicken an.

»Weiß Gott,« sagte Nahl, »es ist eine frohe Stunde – solche Ehre widerfährt nicht jedem.«

»Nehmt den Dank eines Alten,« rief Henzi, des Oberbaudirectors Hand schüttelnd. »Wer mitschaffen darf an solchem Werke, der hat Ruhmes genug bei Mit- und Nachwelt.«

Schlüter hielt des Alten Hand einige Zeit lang in der seinigen.

»Ihr ehrt auch mein Werk durch Euren Eifer,« sagte er.

»Aber,« fiel Nahl ein, »die kleinen Modelle werden noch Zeit erfordern, bis Ihr sie vollendet habt. Es wäre gut, wenn wir sie entstehen sähen – wenn wir Eurer Arbeit folgen könnten.«

Schlüter lächelte. »Wenn Ihr mich in den nächsten Tagen draußen in meiner Werkstatt auf der Köpnicker Vorstadt besuchen wollt – dann werdet Ihr bereits die fertigen Modelle sehen.«

»Wäre es möglich,« sagte Henzi. »Ihr hättet auch diese Gestalten – diese hier – wie wir sie auf dem Papiere sehen, in Modell gebracht?«

»Ganz fertig, mein theurer Meister.«

»Schlüter,« rief der Alte. »Ihr seid ein Genius, wie ihn unsre Zeit noch nicht gesehen – wie er die kommenden Jahrhunderte selten – vielleicht nie mehr entzücken und erleuchten wird. Ist es möglich – die Modelle wären fertig? – wie kann Eure Hand so schnell nur den Gedanken folgen? Diese vier Stücke allein sind gewaltige Werke.«

»Ihr beschämt mich, Henzi,« wandte Schlüter bescheiden ein. »Es gibt ganz andere Männer wie ich. Was hat Italien in den letzten Jahren noch für wackere Leute uns gegeben? – ich bin meines kurfürstlichen Herrn williger Diener. Aber die Lust zur Arbeit ist groß in mir und ich finde in ihr die höchsten Freuden, nächst dem Glücke in meiner Familie. Also ist es ganz natürlich und wohl zu begreifen, wie ich schneller schaffe als so mancher – der wohl mit guten Gedanken und Kenntnissen ausgerüstet – dennoch die Arbeit nur als eine solche ansieht. Aber die Lust am Schaffen wird desto größer, wenn wir Freunde, Genossen finden, die vereint mit uns ein Werk fördern sonder Neid und Mißgunst – voll Freude am Gelingen.«

Sie schüttelten noch einmal sich die Hände.

»Also, es ist beschlossen und abgemacht zwischen uns – und ich darf dem Kurfürsten melden, daß Ihr die Arbeit übernehmt.«

»Aus vollem Herzen rufen wir Euch und uns: Glück auf!« sagte Nahl.

»Lebt wohl denn für heute. Bei dem Gusse werden wir uns doch treffen.«

»Wir fehlen nicht,« sagte Henzi.

»Wenn alles bereit ist, laß ich es Euch melden.«

Die Bildhauer gingen hinweg. Im Gegensatze zu dem früheren unerquicklichen Auftritte mit Werner – stand diese Unterredung mit den drei Künstlern – Schlüter war deshalb auch in gehobener Stimmung. Aber diese freudige Stimmung sollte schnell genug wieder einer trüben

Platz machen, denn Martin meldete den Hofmaurermeister *Braun* an. Schlüter ging diesem neuen Störer seiner Ruhe freundlich entgegen. Braun war ihm zwar als eigensinnig und störrisch bekannt, aber er galt als ein ehrlicher Mann – Schlüter reichte ihm deshalb die Hand und Braun ergriff sie ohne weitere Herzlichkeit, aber mit achtungsvoller Verbeugung.

»Ich komme, Herr Oberbaudirector,« sagte er, ohne Platz zu nehmen, »mit den Rechnungen der abgelaufenen Woche – es ist nicht sehr erbaulich für eine so künstlerische Natura, als der Herr Oberbaudirector sind – aber es muß also sein.«

»Sie wissen, daß ich mich im Dienste von Kurfürstlichen Gnaden um alles bekümmern muß, was Dero Interessen fördert,« sagte Schlüter. »Und Sie wissen am besten, wie wir am Nüchternen, – am Mammon kleben. Wenn der Herr Finanzrath Kraut kein Geld schafft, – dann trauern alle Musen in Berlin. Geben Sie her, lieber Meister.«

Braun reichte ein Packet Rechnungen und Belege über den Tisch hin. Schlüter entfaltete die Papiere – seine Blicke durchliefen sie schnell – endlich nahm er den letzten Bogen.

»Ah,« sagte er. »Das ist eine Recapitulatio des Ganzen – da kann ich mir Zeit sparen.«

»Wenn Sie die einzelnen Rechnungen nicht einer Prüfung unterwerfen wollen – ja,« entgegnete Braun.

Schlüter blickte über das Papier hinweg, den Hofmaurermeister an.

»Es ist Leonhard Braun, der diese Rechnungen abfaßte,« antwortete er.

Braun verbeugte sich kalt – der Oberbaudirector prüfte die Recapitulation.

»An Gerüstbalken neue Zufuhr für den Preis von dreihundert Thalern – hm – das ist nicht allzuhoch,« sagte er. »Hier ist eine Ausgabe zu sparen,« fuhr er fort, auf eine andere Stelle deutend. »Die Pferde und Wagen zum Heranschaffen der Steine, welche am Werder ausgeladen werden, kann das Amt stellen.«

Er las weiter. »Dieses hier müssen wir mit den Meistern gemeinschaftlich abreden,« bemerkte der Oberbaudirector, auf einen neuen Posten weisend. »Es ist, wie mir scheint, nicht recht vertheilt die Arbeit der Bretterlieferung.«

Braun, der bisher ganz zufrieden mit der Revision gewesen war, zog seine Stirn in Falten.

»Darf ich fragen, weshalb nicht?«

»Weil, mein lieber Meister, der Schneidemüller Hälsus vor dem Stralauer Thore – der Holländer, viel weniger Lieferung erhalten hat, als der Bauführer Herr Jänicke.«

»Damit soll gesagt sein?« fragte Braun schon etwas gereizt.

»Daß Herr Jänicke leicht in den Verdacht kommen kann, sich selbst die Arbeiten zu verschaffen, die andern entzogen werden, denn Jänicke besitzt ebenfalls eine Schneidemühle zu Rüdersdorf,« entgegnete Schlüter ruhig.

»O, Jänicke ist ein unparteiischer – sehr uneigennütziger Mann.«

»Ich zweifle daran nicht – möchte deshalb seinen Leumund gewahrt wissen. Es soll daher die Lieferung gleich vertheilt werden.«

Braun biß die Lippen. Schlüter sah wieder in die Papiere.

»Mit den Steinlieferungen aus den Brüchen bei Halle muß vorsichtiger verfahren werden, Meister Braun,« begann er wieder. »Ich finde hier einen großen Makel.«

»Oh – oh,« machte Braun. »Ich denke, meine Aufzeichnungen bedürfen keiner Revisio,« er lachte leise aber bitter.

»Seid doch nicht gleich so heftig, Meister,« wandte Schlüter begütigend ein. »Daß Ihr so offen und ehrlich die Fehler aufzeichnet, das gerade spricht am lautesten für Eure Redlichkeit – aber wenn Ihr selbst Fehler bekennt, so dürft Ihr mir nicht verargen, daß ich rüge.«

»Fehler macht jeder,« brummte Braun ganz störrisch.

»Aber es hat auch niemand das in Abrede gestellt,« lächelte Schlüter. »Wie gehört diese Antwort hieher? Es handelt sich um ein Factum. Der Kurfürst thut für die Hallischen Steine sieben Groschen auf den Fuß gut – die Steine sind schlecht – Eure Bauschreiber, welche in Halle die Steine laden ließen, haben nicht ordentlich geprüft. Hier nun steht von Eurer Hand geschrieben, daß die Steine als untauglich zu Sand sind zerrieben worden – macht einen Schaden von achthundert Thalern – das darf ich nicht dulden.«

Brauns Gesicht war bleich vor Zorn – er sah ein, wie Schlüter Recht hatte.

»Hier ist alles gut und richtig,« setzte Schlüter sein Gutachten abgebend, fort. »Ganz gut – sehr gut. Was diese Anfrage betrifft: Ob mit der Aufmauerung an der Bibliothekecke in dieser bisherigen Weise fortgefahren werden und neues Material herbeigeschafft werden soll – so wird darauf der neue Plan Euch Antwort geben – den ich so eben zeichnen lasse, der fast fertig ist und der Euch heute noch zugesendet werden soll.«

Er prüfte weiter. Sein Gesicht nahm einen finstern – fast mißbilligenden Ausdruck an.

»Ach – was ist das?« fragte er unwillig. »Das ist nicht gut.«

»Was denn schon wieder nicht?« murmelte Braun.

»Diese neuen Anstellungen beim Zeughausbau – da steht: dem neuangenommenen Gypser Polentz drei Thaler – dagegen habe ich nichts – folgt: dem neuangenommenen Zimmergesellen Lorenz vier Thaler – auch das lasse ich gelten, aber hier, was ist das: zehn Thaler Handgeld dem neuen Polier *Gregorio*? wer ist das?«

»Ein sehr geschickter und uns nützlicher Mann,« sagte Braun erregt. »Ein Mann, der – aus Italien gebürtig – in Wien und Straßburg gearbeitet hat, der mit guten Zeugnissen versehen ist.«

»Mag alles sein, Meister, aber ich habe mich ganz bestimmt ausgesprochen, daß hinfüro keine Anstellung der

fremdländischen Gesellen stattfinden solle – daß Poliere insbesondere aus denen *brandenburgischen* und *deutschen* Landen herangezogen und besoldet werden müssen. Jener Mensch ist von der Arbeit zu entlassen.«

Braun fuhr auf.

»Herr Oberbaudirector,« stammelte er, »der Polier Gregorio ist mit Genehmigung des Baumeisters de Bodt und des Herrn Grüneberg angestellt worden.«

»Herr Hofmaurermeister,« entgegnete Schlüter kurz aber gelassen, »die genannten Herren sind allerdings von Seiner Durchlaucht mit der Führung des Baues betraut, seitdem ich mich, der überhäuften Geschäfte halber, von der Arbeit zurückzog – dennoch ist mir die Oberaufsicht übertragen. Sie alle können eben so wenig Leute ohne meine Genehmigung anstellen, als Sie, wie ja Ihre eigenen Rechnungen beweisen, einen Thaler ausgeben können, den ich nicht genehmigte. Ich weiß, daß Herr de Bodt gern die Fremden in die Arbeit bringt – ist er doch selbst ein Fremdling – ein Franzose. Ich habe alle Achtung vor dem Talente der Franzosen, allein es ist nichts wohlgethan, das aus der Fremde zu holen, was wir hier eben so gut finden können. Die Poliere sind sehr wichtige Leute, das brauche ich nicht zu beweisen – und bei Unternehmungen *deutscher Fürsten* sollten vorzugsweise auch *deutsche Kräfte* gebraucht werden.«

Er betonte den letzten Satz so stark, daß Braun ihn wohl verstehen mußte.

»Der Herr Hofarchitekt Eosander von Goethe ist allerdings auch ein Fremder,« sagte er boshaft lächelnd. »Und

die Anstellung des Gregorio ist auf seinen Wunsch geschehen – ja – ja, diese Empfehlung ist nicht von Nutzen.«

»Ich würde auf niemand Rücksicht nehmen, wenn es meine Ueberzeugung zu behaupten gilt – Herr Eosander ist nicht berechtigt, Leute bei *den* kurfürstlichen Bauten anzustellen die ich überwache. Er mag seinen Italiener nach Oranienburg bringen, wo er ja einen Pavillon erbauen will.«

»Wir müssen also den Polier entlassen?«

»Ja. Ich ordne es so an.«

»Ich gehe sehr ungern an diese Verfügung.«

»Sie werden dem Oberbaudirector wohl ein wenig Gehorsam leisten,« sagte Schlüter gezwungen scherzhaft.

»Ah – ich kenne meine unterthänige Stellung – ich bin nur ein Diener des oberen Leiters.«

»Braun,« rief Schlüter. »Sie sind ein Kind mit Ihrem Eigensinne.«

»Ich will Ihnen wünschen,« platzte Braun heraus, »daß man Ihnen nicht auch einmal Dinge vorschreibe, die Sie recht ungern thun und die Ihnen so bis – bis – in die Augen und in die Nasenwurzel – und von da ins Gehirn klettern.«

»Ich müßte sie verwinden, was mir leicht würde, wären jene Dinge nicht schlimmer als die, welche ich Euch zumuthe.«

»Der Schneidemüller – die Steine aus Halle – der Polier Gregorio ein recht hübsches Aergerfrühstück – Gott befohlen, Herr Oberbaudirector – hol der Teu–«

»Halt!« rief Schlüter mit starker Stimme. »Sprechen Sie nicht aus, Herr Hofmaurermeister – ich will Sie vor einer Verletzung des Respectes gegen Ihren Herrn und Kurfürsten bewahren. Nicht weiter – ich verbiete Ihnen, das in meiner Wohnung zu sprechen.«

»Oh – oh – verzeihen Sie,« knirschte Braun. »Ich bin ja nur der Handwerker – der Packträger – oh – ich füge mich. Den Plan erwarte ich demüthigst. – Gott befohlen, Herr Oberbaudirector – Gott befohlen.«

Er verließ das Zimmer mit einer ironisch demüthigen Verbeugung. Schlüter war kaum Herr seiner selbst geblieben – es geschah ihm selten, daß er dem Zorn gegen Untergebene freies Spiel ließ, aber er wollte dem heftigen Braun, den er sonst achtete, noch eine derbe Weisung auf den Weg geben, – als er in der Thüre auf einen neuen Morgenbesuch stieß. Es war ein stattlicher Mann mit intelligenten Gesichtszügen und feurigen Augen, die gerade jetzt ein wenig unstät blickten, auch zeigte das Antlitz eine Blässe, welche sonst wohl nicht auf demselben lagerte – eine Mattigkeit schien sich über die ganze Erscheinung des Eintretenden zu verbreiten.

»Jakobi – Freund!« rief Schlüter. »Was bringt Sie denn so früh schon hieher?«

»Geschäftssorgen,« entgegnete der Gefragte. »Sie hatten wohl eine Scene mit dem eigensinnigen Braun?«

»Ich wollte ihm so eben noch ein ernstes Wort nachrufen.«

»Er ist glücklicher dran, als mancher andere. Er kann seinem Unmuth Luft machen – seine Sorge austoben – ich würge sie hinunter.«

»Es geht Euch dann wie mir,« sagte Schlüter ein wenig unwillig. »Auch ich würge die Sorgen hinunter – und den Zorn dazu – ich bin ein Narr, denn ich nehme mir die Dinge oft mehr zu Herzen, als es Noth thut. Nun Jakobi, was sind denn Ihre Sorgen?«

Der Mann ließ sich auf den Sessel nieder und seufzte tief.

»Um Gottes willen – es ist doch nichts an der Form der Statue geschehen?« rief Schlüter erbleichend. »Sprecht, Johannes.«

»Nein – nein ich wollte nur melden, daß alles zum Gusse bereit ist,« antwortete der Mann, der kein anderer war, als *Johann Jakobi*, der wackere Erzgießer, dem Schlüter den bevorstehenden Guß des Standbildes Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten, übertragen hatte.

»Ah – ich athme wieder,« sagte Schlüter.

»Ich bin athem-, freudelos – gedankenlos – wie Sie wollen,« sagte Jakobi, finster und ängstlich zu Schlüter aufblickend.

»Aber weshalb denn? Was macht Ihnen so viel Sorge? Es ist gewiß ein Unheil geschehen?«

Auch Schlüter war, wie die meistens Künstlernaturen, leicht erregbar und geneigt, an Widerwärtigkeiten zu glauben, die er freilich schnell genug beseitigte.

»Nein – nein,« beruhigte Jakobi. »Das ist es nicht, aber ich zittre vor dem Augenblicke, wo der Guß beginnen

soll. Ja – jetzt, wo alles bereit ist, wo es nur noch des Willens bedarf, des entscheidenden Wortes, jetzt befällt mich Sorge, die Angst um das Gelingen macht mich erbeben.«

»Mann,« rief Schlüter, dessen höherer geistiger Muth immer mit der nahenden Entscheidung wuchs. »Ihr werdet doch jetzt nicht zagen? Ei, es ist ja eine hochwillkommene Nachricht, die Ihr mir bringt. Ich dachte, wir würden noch eine Woche mindestens zu den Vorbereitungen brauchen. Glück auf, Jakobi! Ihr habt großen Theil an dem guten Werke, das wir bereiten, und Ihr sollt sehen: Es geht alles mit Gottes Hilfe trefflich von statten.«

Jakobi fuhr mit der Hand in die Haare.

»Mag es also geschehen, wie Ihr sagt – aber es ist ein riesenhaftes Werk – so etwas hat man selten gesehen.«

»Desto größer ist unser – Euer Ruhm. Wenn einst die Statue sich stolz erheben wird auf ihrem Piedestal, dann wird die Mit- und Nachwelt, so oft sie auf das Bild blickt, auch unsre Namen nennen. Bedenkt: in dem Augenblick, wo wir den Zapfen ausstoßen, begibt sich etwas Großes; drunten in erdbedeckter Grube gestaltet sich das, was wir bald von allen bewundert sehen und belobt hören werden.«

»Oh – wenn es nur gewiß ist,« rief Jakobi, die Hände ringend.

Schlüter ward besorgt. Wenn der Gießer, der hart vor dem Beginne des gewaltigen Werkes stand, also zaghaft war – wie leicht konnte das Ganze da mißlingen? ein zu frühes oder spätes Ausströmen des Metalles – eine kleine,

fast unscheinbare, in der Erregung und Angst vergessene Sache – eine Stelle, die mit zitternder Hand überarbeitet war – das alles konnte ein Werk gefährden, auf welches, wie Schlüter in stiller Seele hoffte, das ganze brandenburgische Land mit Stolz blicken sollte.

»Johannes,« rief er fast schmerzlich. »Das – das von Euch? – von Euch dieser Kleinmuth – von Euch, der sich kühn erbot, den mächtigen Guß zu vollbringen, als feige Seelen zeigten? O, das ist eine schmerzensreiche Stunde, in der ich solches erfahre.

»Feige Seelen!« rief Jakobi aufspringend. »Ja wohl – Ihr meint den Glockengießer Martin Hinze, dem vor mir der Auftrag ward, die Statue zu gießen und der ihn ablehnte? Ha! ha! ha! Feige? – nein, klug war der Mann bedacht. Er ließ sich nicht blenden von dem Ruhme – er wies die verlockende Arbeit von sich. Oh – es mag ihm viel Ueberwindung gekostet haben, als er Euer herrliches Modell vor sich sah – es mag viel Seufzen da geschehen sein, als Hinze an den Ruhm dachte – aber er war vernünftig genug, Nein zu sagen. Er fürchtete das Mißlingen.«

»Er ist ein Feigling, sage ich noch einmal,« rief er mit kraftvoller Stimme. »Wie? haben wir darum gelernt, gearbeitet, gesorgt und berechnet? Haben wir darum tausend mal mehr Kenntnisse erworben von den Geheimnissen der Metallkunst und von den wunderbaren Vereinigungen der Naturkräfte? Haben wir uns je dieses Feuer, Wasser, Erde – selbst die Luft für unser Werk dienstbar

gemacht, als daß wir im Augenblicke des Vollendens zaghaft und kleinlich dastehen – mitleidig begafft von jedem elenden, kleinen Glocken- oder Stück-, Roth- oder Gelbgießer, der vielleicht muthiger an das Werk gegangen wäre? Nein, Johannes! Muth! Gott ist mit uns. Wir wollen eine schwere Arbeit beginnen, aber es wird eine Arbeit sein, wie sie selten die Sterblichen glücklicher vollbracht haben.«

»Ihr seid zu stolz, Andreas.«

»O nein, wahrlich nicht,« sagte Schlüter mit ernstem, fast feierlichem Tone. »Aber ich *darf* nicht kleinmüthig sein angesichts der Entscheidung. Wem Gott Kraft und Geschick gab, der soll nicht das Gelingen, zu dem doch jene beiden Gaben verhelfen wollen, durch ein elendes Zagen vereiteln. Lasset das bebende Herz nicht in die feste Hand treten – was wir geschaffen, *muß* aus der finsteren Grube herauf an das Licht der Sonnen und es wird strahlen – verlasset Euch darauf.«

»Zweihundert und fünfzig Centner Erz,« stöhnte Jakobi.

»Sie sind nicht mehr und nicht minder gewichtig, als zehn Centner – als acht – als sechs – im Verhältniß zu der Form, in welche der kleine Glockengießer sein Metall strömen läßt. Unsere Form ist kunstgerecht gebaut – alles ist wohl verwahrt. Habt Ihr die Dammgrube fertig?«

»Bis auf wenige Fuß ist alles hergerichtet – am Kopfende ist noch nicht gedammt – Ihr wolltet es erst noch sehen.«

»Gut. Die Roste sind fertig und geblendet?«

»Auch das ist geschehen.«

»Alles Metall ist herbei?«

»Alles.«

»So lasset Gott das weitere verfügen.«

Jakobi senkte das Haupt.

»Ich bin ein guter Christ.« sagte er, seine Hand auf die Brust legend. »Ich bin furchtlos und die bösen Geister die doch wohl vorhanden, sollen mir so leicht nichts anhaben. Dennoch hatte ich ein Gesicht – ich meine, es war ein solches.«

»Aha,« lachte Schlüter. »Daher Euere Sorge? Ich bin der Aufklärung nahe. Ha! ha! ein Gesicht – das hat den gescheidten, – wohlerfahrenen Gießmeister Jakobi, den man sogar in der königlichen Gießerei zu Paris hochachtete, verzagt gemacht? Johannes, seid Ihr ein Mann oder ein Kind?«

»Lacht so viel Ihr wollt – es war in dieser, der vergangenen Nacht. Ich habe keine Ruhe – das ist erklärlich. Seit die Form in der Grube am Ofen steht, seit sie gedammt ist, bin ich stets in der Nähe; wenn ich erwache, prüfe ich alles, und ebenso mache ich es, wenn ich meine Lagerstätte suche. Das war gestern geschehen – aber wie gesagt, ich konnte nicht ruhen und so erhob ich mich von meinem Lager – nahm die Lampe und schritt leise aus dem Zimmer, meine Gattin und mein kleines Kind nicht zu wecken. Ihr kennt den Weg im Gießhause, das Ihr selbst erbautet, genau – er führt bis zur Gießhalle in grader Richtung fort, und ich konnte mit Erstaunen wahrnehmen, wie von der Halle herauf, an der Stelle,

wo der Gang sich senkt, ein röthlich Licht schimmerte. Da die Gesellen längst schon zu Bette waren und da ich eigenhändig jeden Abend die Thüren ringsum verschließe, seitdem die Form in der Grube steht – wußte ich mir nicht den Ursprung jenes Lichtes zu deuten. Es geht die Sage, daß in den Kellern, die noch vom alten Gießhause herrühren, auf dessen Grunde Ihr dieses neue erbaut habt, die Schatten zweier bösen Gesellen umherwandeln sollen, welche dereinst den Guß der Glocke vereitelten, die für den Spandauer Thurm von St. Nicolai gegossen werden sollte. – Ja, Ihr lacht, aber meine Leute haben den Spuk gesehen – nun sei's wie es wolle – ich dachte daran und so trat ich mit gutem Gebet auf die Galerie der Gießhalle und sah in den finsteren Raum hinab, in welchem ein rothes Lichtlein hüpfte.«

Schlüter ward aufmerksamer.

»Ich sah,« fuhr Jakobi fort, »eine dunkle Gestalt – sie hielt das Licht, dessen röthlicher Schein auf und niedertanzte, und ich vermochte bleiche Züge, große funkelnde Augen zu erkennen. Wie ein Schatten bewegte sich dieses Ding an der Dammgrube und am Gießofen umher. Bald war es an dem Rande, dann schien es aufwärts zu steigen und klapperte am eisernen Deckel des Schürloches – kroch behende von da bis an die Gußrinne, und es war mir, als rüttle es an dem Zapfen. Ich stand einige Minuten wie fest gebannt, denn das Wesen war allem Anscheine nach ein böses und teuflisches, so gelenk und schnell bewegt sich nichts von Fleisch und Bein am und um den Ofen herum, der fast glatt und nur mit kleinen Galerieen

umgeben ist, auf welchen der Kundige selbst nur knapp stehen kann. Ich drückte mich die Wand entlang – da huschte es vom Ofen zur Dammgrube und ich sah, wie es schaufelte und kratzte, und die gute, schwarze Gartenerde, die wir zum Dammen aus dem kurfürstlichen Garten zu Friedrichsfelde herbeischafften, herabwarf.«

»Und Ihr seid nicht dem Spuke oder dem frechen Gesellen auf den Leim gegangen?« rief Schlüter fast entrüstet.

»Nein. Ich war von dem abscheulichen Dinge wie gebannt – erst nach einiger Zeit ermannte ich mich und trat vor – ich hielt die Lampe über die Galerie hinaus, so daß ihr Schein in die Halle fiel und rief: Alle guten Geister loben Gott den Meister! Da kreischte das Ding hell auf und ich sah beim Lichtschein ein ganz bleiches Antlitz, wie das eines längst Verstorbenen, und aus dem Schädel funkelten zwei Augen wie Feuerräder – das Wesen löschte seine Grabflamme aus. »Verderben über Euch,« rief es mit gellender Stimme – daß es recht dumpf und wie ein Echo schallend durch den öden, mächtigen Raum summte, und dann glitt der schwarze Schatten an dem Ofen hinab und war verschwunden.«

»Und Ihr? Was thatet Ihr?« fragte Schlüter.

»Ich eilte nun in die Gießhalle – nirgends war eine Spur zu entdecken. Ich stieg auf den Ofen, – leuchtete in die Dammgrube – alles war unversehrt. Es war also sicherlich ein *spectrum*, welches sich dort herum trieb, denn einmal fand ich nirgends Spuren von seiner Hand

an dem Ofen – dann auch muß die Erde gesunken sein, wohin wäre es sonst wohl gekommen?«

»Hm,« lächelte Schlüter. »Ist das der einzige Ab- und Zugang zur Gießhalle, durch den Ihr kamet? Ich kenne doch jede Pforte im Hause. Es führen noch drei Thüren aus der Gießhalle in die Nebenräume – eine vierte an die Wassertreppe des Bastions.«

»Ich weiß es; aber es kann niemand durch diese Thüren entschlüpfen, weil ich selbst sie verriegelte und meine Gesellen längst im Bette schnarchten.«

»Und Ihr habt heute noch einmal den Ofen genau besichtigt?«

»Ganz genau und nichts entdeckt.«

»So habt Ihr ein Gesicht gehabt, aber eines, was Euch durch die sehr erregte Phantasie vorgespiegelt ward. Eure Nerven sind in steter Aufregung, und Ihr habt Furcht vor dem Gusse, daher Eure Phantome.«

Jakobi schüttelte das Haupt.

»Ich hörte deutlich den Weheruf. Gott gebe, daß ich mich täuschte, aber diese Schreckgestalt deutet auf Unheil. Es wird etwas Schlimmes geschehen bei dem Gusse – Ihr sollt sehen.«

»Jakobi,« rief Schlüter zornig und mit dem Fuße stampfend. »Ich liebe Euch und freute mich Eures Ruhmes; der Mann, der mit mir vereint, ein gutes Werk schaffen half, der sollte mir werth sein für immer – nun ich Euch aber so sehe – so in Ammenmährlein vernarrt – voll feiger Furcht, weil der Schein einer Lampe Euch Gestalten vorgezaubert – weil der Wind im Schornstein und

Schwalch heulte, meintet Ihr Wehrufe zu hören – oh – ich bin höchst unwillig, daß Ihr kleinmüthig Euch um den Ruhm bringen wollet. Steht nicht alles prächtig und gut da? Die Form ist gehärtet und gehörig ausgeglüht – das Wachs lief nach Wunsch ab – der Kern ist nach allen Regeln der Kunst gefertigt, desgleichen der Mantel, den wohl geschmiedete Eisenbänder wie mit einem riesigen Netze umgeben – wir haben die Form glücklich in die Dammgrube gebracht – das Metall wartet nur auf die Schmelze und jetzt, – wo alles auf uns blickt, kommt Ihr mit Gespenstermährchen – o, Johannes, ich werde irre an Euch, den ich hoch hielt. Rafft Euch auf – ich werde nach einmal alles besichtigen – ich bin ruhiger wie Ihr – ich werde dem Kurfürsten, dem Markgrafen, Printzen, dem Hofmarschall, den gleißnerischen sowie den redlichen Freunden Nachricht senden, wenn alles bereit ist, und ich selbst will das Zeichen geben, wenn der Zapfen ausgestoßen werden soll. Von morgen an beginnt die Form glühend zu machen – thut große Werkstücke in die Grube – sie halten das Feuer zusammen. Hei – wie werden wir jubeln, wenn das Metall bis zum Trichter hinaufsteigt – ich sehe es brodeln und zischen.«

»Ihr gebt jedem, der zaghaft ist, Muth,« sagte Jakobi. »Ich schäme mich meines Zagens. Wohlan denn – auf Gedeihen des Werkes!«

»Es wird gelingen – so schwer es ist,« sagte Schlüter, Jakobis Hand fassend. »Und wir wollen's im Beisein der

glänzendsten Gesellschaft ausführen, denn es ist ein Festtag für alle. Erwartet mich morgen; wir bereiten alles vor.«

»Ich lasse die Form noch mit Wänden umgeben – die Kohlen sollen glühen.«

»Lebt wohl, Johannes – ohne Zagen und Zittern ans Werk. Bald bin ich bei Euch.«

Jakobi hatte dem muthigen Schlüter keinen Einwand entgegenzusetzen; des Oberbaudirectors Zuversicht hatte sich vielmehr dem zweifelnden Gießer mitgetheilt, und voll Muth verließ er Schlüters Wohnung.

Schlüter war endlich allein. Er lauschte noch einige Minuten, ob Martin etwa neue Besuche melden werde, aber weder der Diener noch sonst jemand erschien. Der Meister warf sich halb erschöpft in den Sessel – seine Blicke waren ernst – seine Augen schlossen sich matt, und er stützte das Haupt in die Rechte. In dieser Stellung blieb er eine Zeit lang – tief in Gedanken versunken, am Tische sitzen. Plötzlich fuhr er auf – er fühlte, wie ein Arm sich um seinen Nacken legte, wie eine weiche, zarte Hand seine Wange strich.

»Christina,« sagte er lächelnd, noch ehe er sich umgesehen hatte, er kannte diesen sanften, liebevollen Druck, er kannte die Hand, welche seine Stirnrunzeln mit einer leichten Bewegung ihrer rosigen Finger glättete. »Meine geliebte Frau,« sagte er, sich umwendend.

»Schon so früh am Tage – wieder in Gedanken?« fragte die schöne Gattin, welche jetzt vor dem Meister stehend,

dessen beide Hände ergriff. Oh – Dein Auge ist matt, Andreas, die Gewalt der Arbeit drückt Dich nieder – es ist zu viel, was auf Deinen Schultern ruht – zu viel selbst für einen Geist wie der Andreas Schlüters.«

»Nein, Christina – nein,« rief Schlüter, sich erhebend. »Wohl wälzt sich die Arbeit gegen mich heran gleich einer riesigen Welle – aber ich bin ein kraftvoller Schwimmer und werde sie durchschneiden – ich kann wohl hinabgleiten in die Senkung jener Welle, aber eben dieselbe hebt mich auch wieder empor – meine Theure, das ist es nicht – nicht die Arbeit läßt mich ermatten, nur die Kleinlichkeiten, die elenden Alltagsmenschen mit ihrem Treiben reiben meine Kraft zuweilen auf. Oh – wer immer frisch an die Arbeit gehen könnte – wer nicht gezwungen wäre, so vieles von dem guten oder bösen Willen anderer abhängig sein zu lassen –«

»Doch – doch, Andreas,« fiel Christina ein. »Es ist fast zu viel, was sie Dir aufbürden – der Schloßbau – die vielen Nebenbauten – die große Statue – zahllose Bildwerke – endlich die Masse von Entwürfen, die Du selbst rastlos schaffest – dabei muß Dein starker Geistsich endlich beugen.«

»Ich werde durchführen, was ich mir vorsetzte,« rief Schlüter stolz. »Und ich habe meinen guten Engel zur Seite,« fuhr er fort, Christina sanft an sich ziehend. »Heut früh – ja heute bin ich freilich matter als sonst – es ist kein Wunder. Dieser stete Wechsel ist aufreibend: Die Anmaßung – der Eigensinn – die Zaghaftigkeit habe ich in kurzer Zeit nach einander bekämpfen müssen, das drückt

schwerer darnieder als die Arbeit – horch – da kommen sie,« rief er, wieder heiter werdend, als die Thür sich öffnete und zwei schöne Kinder: ein Knabe und ein Mädchen ins Zimmer stürmten.

Mit dem Rufe: »Papa – den schönsten guten Morgen,« umschlangen sie den Vater. Schlüter hob das kleine, blühende Mädchen zu sich empor, er preßte seine Lippen auf die des Kindes.

»Christel, mein süßes Christel,« sagte er. »Und da mein Johannes – oho – er hat schon wieder den Stift ergriffen.

Der Knabe begann mit einem Bleistifte auf dem nächsten besten Bogen zu malen, dann hielt er sein Werk triumphirend dem Vater hin.

»Sieh einmal,« rief er, »habe ich es nicht gut gemacht?«

»Herrlich,« sagte Schlüter das Blatt ergreifend.

»Das soll der Münzthurm sein,« lachte Johannes. »Und das da unten ein Wagen, der umgefallen ist, weil von dem Getöse die Pferde scheu wurden, wenn das Münzrad so donnert. Martins Frau sagt: die Leute möchten den Thurm dort weg haben, weil es ein Unglücksthurm wäre, weil so viel Unglück dort passirte, und es würde noch einmal durch den alten Bau größeres Unheil über die Leute an der »Freiheit« kommen.«

Schlüters Antlitz verfinsterte sich. Er setzte die Kleine nieder und legte die kindische Zeichnung des Knaben auf den Tisch.

»Es ist eine Stelle des Unheils,« murmelte er. »Ich werde sie meiden, so lange ich kann.«

»Welch eine schöne Zeichnung,« rief Christina, das auf dem Pult liegende Blatt betrachtend. »Das hast Du nachts wieder geschaffen.

»Es ist der Entwurf zu einem Glockenthurm,« sagte Schlüter. »Wohin er kommen soll – ist gleichgültig – Ah – schon zehn Uhr. Guten Morgen, Ihr Lieben! Ich muß zu den Zeichnern hinauf.«

Er küßte die Seinen und wendete sich zum Gehen. Langsam nahm er den Weg zu dem Theile seines Hauses, der den kleinen Hof umgab.

Dora, die Meisterstochter.

Die Hinterräume des Schlüterschen Hauses waren zu einem Bureau umgeschaffen, in welchem der Oberbaudirector seine Zeichner und Conducteure beschäftigte. Schlüter hielt oft acht bis neun solcher Männer in seinem Hause. Der Oberbaudirector ging durch das erste und zweite Zimmer, in welchen, über ihre Reißbreiter gebeugt, die Zeichner saßen, und trat endlich in ein kleines Gemach, das am Ende des Flügels lag.

Hier stand vor dem Arbeitstische ein junger Mann von etwa 22 Jahren. Er war von auffallend schöner Gestalt. Sein Gesicht konnte mädchenhaft genannt werden, denn den sehr zarten Teint belebte eine feine Röthe, und langes, weiches, seidengleiches Haar fiel in Locken bis auf die Schultern. Der junge Mann war in dunkle Serge gekleidet, ein feiner Kragen umrahmte gegen die Mode der Zeit seinen Hals – was dem Ganzen ein geniales und künstlerisches Aussehen verlieh.

Als Schlüter eintrat, wendete sich der junge Künstler um – er hielt eben die Reißschiene in der Hand, um den letzten Strich unter eine vollendete Zeichnung zu ziehen, weshalb er auch die Reißfeder voll »indianischer Dinte« oder wie man heute sagen würde, mit Tusche gefüllt hatte.

»Ei, mein lieber Kurt,« sagte Schlüter näher tretend. Sie haben fleißig gearbeitet, wie ich sehe. Die Zeichnung für Braun ist ganz vollendet.«

»Ich wollte, daß Sie mit mir zufrieden sein sollten, Herr Oberbaudirector,« sagte der junge Mann.

»Das bin ich immer,« entgegnete Schlüter, ihm die Schulter klopfend. »Es gereicht zur Freude, Sie vorschreiten zu sehen, – und wenn ein Edelmann wie der junge Freiherr von Berchholz so gute, ja bedeutende Anlagen zeigt, so interessirt das doppelt. Es ist als ein erfreuliches Zeichen zu begrüßen, daß auch bei uns, im Norden Europas, die Edelleute sich der Kunst widmen – diese Wendung verdanken wir dem Kurfürsten, der durch seine Schätzung der Künstler und Gelehrten allen mit herrlichem Beispiele vorangeht. Ich war deshalb Ihr thätiger Anwalt, mein lieber Kurt, bei Ihrem Herrn Vater, als dieser Schwierigkeiten machte, den Sohn einer altadeligen Familie der Berchholz, – Architektur studiren zu lassen.«

»Mein Vater hatte von vorne herein Unrecht,« rief Kurt feurig. »Einmal gibt es nichts Erhabeneres als die Kunst – man wird erst ganz davon erfüllt, wenn man Italien gesehen hat; dann frage ich aber: Was kann ein armer Edelmann, wie ich es bin, Besseres thun, als die hohe

Kunst zu treiben? Wie heute die Sachen stehen, bedarf es großer Mittel, um bei Hofe und in der Armee zu glänzen – zu glänzen an einem Hofe, der an Pracht mit jedem in Europa wetteifert; dabei wird eben nur auf das Aeußere gesehen und mir,« setzte er leise hinzu, »mir fehlen die Schätze, um einen meiner Familie würdigen Rang zu behaupten, – das mußte mein guter Vater bedenken. Aber in der hohen Baukunst kann ich mich zu Ehren, zu Würden erheben. Der Kurfürst unternimmt und befiehlt die prächtigsten Dinge. Euer Beispiel, mein erhabner Meister, ist es, was mich anfeuer. Es wird herrlich sein, wenn der Name Berchholz dereinst mit einem großartigen Gebäude verknüpft und verbunden sein wird, das für alle Ewigkeit errichtet wurde.«

»Bleibt dabei, mein Freund,« sagte Schlüter. »Und glaubt mir, daß es ein unbeschreiblich erhabnes und erhebendes Gefühl ist, zu sehen, wenn ein Bau, den wir selbst angaben und planten, in die Höhe wächst, wenn unsre Gedanken die Steine gewissermaßen beleben und Formen annehmen lassen, die wir in stillen Stunden erdacht.«

Er war an das Reißbrett getreten und betrachtete die Zeichnung.

»Vortrefflich,« entschied er. »Ganz, was ich angab und wollte. Der mürrische Braun wird freilich allerlei daran zu mäkeln finden, aber ich werde keine Widerreden dulden. Der Bau an der Bibliothekecke muß so ausgeführt sein, wie es hier steht in der Zeichnung.«

Er betrachtete die Zeichnung wieder sehr aufmerksam – sein Gesicht überflog ein Lächeln. »Sie haben ja da auch einige besonders genau ausgeführte Details angebracht,« sagte er, mit dem Finger auf die Zeichnung deutend. »Hier oben in den Rundbogen der Fenster hatte ich theils Büsten – theils Reliefs angebracht – angedeutet – Sie haben zur Probe zwei solcher Köpfe ganz genau und scharf gezeichnet. Weibliche Portraits, wie ich sehe – aber Büste und Relief sehen einander vollkommen ähnlich.«

Kurt von Berchholz erröthete – er ward sichtlich verlegen.

»Es ist wohl – ein – ein Zufall – –« entgegnete er.

»Hm – mag sein,« sagte Schlüter. »Aber mir ist, als sollte ich ein Original kennen, dem Sie die Ehre angethan haben, als Büste einer Göttin copirt zu werden.«

Er blickte Kurt fragend an – sein Gesicht war freundlich aber ernst – er schien eine Antwort zu erwarten.

»Es ist leicht möglich,« entgegnete Kurt, »daß ich irgend ein schon früher gesehenes, jugendliches Antlitz hier in der Zeichnung wiedergab. Es geschieht ja oft, daß einem die Gestalten und Gesichter vor der Phantasie wieder aufsteigen.«

»Ja wohl,« sagte Schlüter schärfer betonend. »Und die Künstler Italiens, Hollands und so weiter haben oft genug solcher Gestalt diejenige verewigt, welche ihrem Herzen besonders theuer war.«

Kurt kramte in dem Kasten seines Tisches – sein Gesicht war von Schlüter abgewendet, der die Zeichnung

sauber zusammenrollte, nachdem er eigenhändig den Schlußstrich mit Tusche darunter gezogen hatte.

»So,« sagte er, einen Faden um die Rolle bindend. »Nun wollen wir sogleich die Zeichnung an Braun senden, der morgen früh schon die Aenderungen beginnen muß. Böhme kann sie zu dem Hofmaurermeister tragen und so den Plan ihm noch erklären – einiges besprechen.«

Er verwendete bei diesen Worten keinen Blick von Kurt, der sichtlich unruhig und verlegen war.

»O ich dachte,« begann er, »daß derjenige, welcher die Zeichnung des Risses und der Fronten, sowie der Profile fertigte, daß der auch wohl mit dem Maurer Rücksprache in Ihrem Auftrage nehmen müsse.«

»Es ist freilich so der Brauch,« entgegnete Schlüter. »In diesem Falle aber, mein lieber Kurt, gestatte ich mir, von alten Bräuchen abzuweichen und werde dem Conducteur Böhme die Zeichnung übergeben, um sie Braun zu bringen. Sie müssen ja ohnehin in die Akademie. Ihre Stunden, welche Sie dem Studium der Antike widmen, beginnen.«

Kurt entgegnete nichts. Er verneigte sich stumm, wie zum Abschied, nahm von der Wand seinen Mantel, den Hut und den Degen, welchen alle Künstler damals trugen, und verließ mit Schlüter das Zimmer. Er sah, wie der Oberbaudirector den Conducteur Böhme beauftragte, den Plan an Braun abzuliefern, und der junge Edelmann stieg recht mißmuthig die Treppe hinab, welche in den Flur des Schlüterschen Hauses führte. Hier blieb er hinter dem Absatze stehen – er schien einen Entschluß

gefaßt zu haben. Der Conducteur Böhme war bereits mit der Zeichnung in der Hand in das Vorzimmer des Bureaus gekommen. Böhme warf höchst mißmuthig seinen Mantel um und stülpte mit einer zornigen Geberde den Hut auf. Er ging sehr ungern zu dem Hofmaurermeister Braun.

»Man kommt nie ohne Streit von diesem Menschen fort,« brummte er, zur Treppe gehend. »Wenn er einen Entwurf Schlüters sieht, dann hat er auch daran zu mäkeln, und der Zank ist da.«

Er stieg die Treppe hinab, – und wollte eben auf die Hausthüre zu, als Kurt von Berchholz ihm in den Weg trat.

»Herr Böhme,« sagte er schnell und leise. »Ich weiß, Sie gehen ungern zu Braun.«

»Ich würde lügen, wenn ich nein sagte,« antwortete Böhme lachend.

»Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir diesen Ihnen unangenehmen Gang zu thun überlassen wollten,« bat Kurt.

Böhme schaute ihn mißtrauisch an.

»Braun ist kein Anhänger Schlüters,« sagte er.

»Eben deswegen,« fiel Kurt ein. »Ich habe schon längst einmal mit dem Hofmaurermeister ein Wort reden wollen. Sie meiden ihn gern.«

»Gewiß, gewiß, und wenn Ihnen ein Gefallen geschieht –«

»O ein sehr, sehr großer.«

»Gut denn! Sie wissen genauer mit den Gedanken des Oberbaudirectors Bescheid als ich. Sie zeichneten den Plan, die Profile, die Fronten.«

»Aber Sie dürfen Herrn Schlüter nicht sagen, daß ich bei Braun war.«

Böhme dachte ein wenig nach.

»Es wird wohl nicht verborgen bleiben,« meinte er. »Denn morgen schon bespricht Schlüter sich mit Braun.«

»Nun – so wird ja kein Unglück daraus entstehen, wenn er erfährt, daß ich statt Eurer bei Braun war.

»Freilich nicht. Es kommt ja nur darauf an, daß die Sache ausgeführt werde.«

»Gewiß. Wir können ja auch eine kleine Lüge wagen: Ihr wurdet unwohl, gerade als Ihr zu Braun wolltet – da traft Ihr auf mich – und ich bot mich an, Braun den Plan zu übergeben.«

»Das ginge,« sagte Böhme, der gern einen freien Vormittag hatte. »Ich darf mich vor Nachmittag nicht sehen lassen.«

Er gab Kurt die Zeichnung, und dieser eilte hastig damit auf die Gasse. Er schritt die Brüderstraße hinunter bis zum Dom und Schloßplatz, während Böhme ihm kopfschüttelnd nachblickte. Er konnte sich nicht erklären, weshalb Kurt so sehr eifrig nach einer Mission bei dem unangenehmen, eigensinnigen Braun strebte. Kurt hätte viel kürzeren Weg bis zur Wohnung Brauns gehabt, denn er brauchte nur durch Heyses Gäßlein in die breite Straße zu gehen. Dort an der Ecke stand Brauns Haus, aber der junge Mann schien im Gehen allerlei zu überlegen,

und dazu bedurfte er längerer Zeit, die ihm auch der längere Weg lieferte. Kurts Antlitz glühte, – er stieß einige Male gegen Vorübergehende, und als er vor Brauns Hause stand, wußte er selbst nicht, wie er dahin gekommen sei. Er zog die Glocke. Die Thür öffnete sich, und eine Magd erschien.

»Ich habe den Herrn Hofmaurermeister in geschäftlichem Auftrage zu sprechen,« sagte Kurt.

»Der Herr Hofmaurermeister ist auf dem Zeughausbau,« näselte die Alte.

Kurt athmete auf – sein Gesicht drückte vollständige Zufriedenheit damit aus, daß Herr Braun nicht in seinem Hause war.

»Ist etwa ein – ist etwa die Jungfer – die Tochter zu sprechen?« fragte er zögernd.

»Jungfer Dora?« entgegnete die Alte, den schönen jungen Mann betrachtend. »Ich denke, der Herr kommt in Geschäften?«

»Gewiß. Seht hier die Zeichnung. Ich kann nicht den Herrn Hofmaurermeister aufsuchen – ich muß die Zeichnung – eine sehr wichtige, hier lassen, darf sie aber nur in sichre Hände geben.«

Die Alte wendete sich zum Gehen – sie stieg die Treppe hinauf – verschwand – kam dann wieder und rief:

»Kommen der Herr nur.«

Kurt stieg hastig die Treppe hinan. Er sah und hörte nicht mehr – sein Herz klopfte gewaltig, und bald befand er sich in dem an der Treppe gelegenen Zimmer des Maurermeisters. Es war im bürgerlichen Geschmacke der

Zeit, aber sehr behaglich eingerichtet und mit vielen Kupferstichen geziert, welche allerlei Ansichten großartiger Gebäude in verschiedenen Städten Europas darstellten – linker Hand von der Thür, der andern in die eigentliche Wohnung führenden Thür fast gegenüber, hing ein in Quecksilberrahmen gefaßter Spiegel von ziemlichem Umfange, für jene Zeit ein großer Luxusartikel, den nur wohlhabende Leute sich gönnen durften.

Kurt hatte seine Zeichnung wohl bewahrt in der Hand. Trotz seiner ersichtlichen Unruhe musterte er doch das Zimmer mit Aufmerksamkeit. Er war gerade dabei, den schön gearbeiteten Spiegel zu betrachten, als er unwillkürlich einen Ruf der freudigsten Ueberraschung ausstieß. Er erblickte nämlich in dem Glase die Gestalt eines schönen jungen Mädchens, welches, aus der Thür tretend, von Kurt sogleich im Spiegel gesehen wurde.

Es war *Dora Braun*, die Tochter des Hofmaurermeisters. Doras edle und feine Gestalt umgab ein dunkelgrünes Kleid, welches nach der Tracht und Mode für bürgerliche Frauen und Mädchen mit breiten Bändern besetzt und mit Spitzen an den Aermeln versehen war. Ein blendend weißer, schmaler Kragen legte sich um den schlanken Hals, und das zierlich gestickte Mieder, welches in die zu jener Zeit beliebte, sogenannte »Schnebbe« auslief, hob den reizenden Wuchs des schönen Mädchens. Dora Braun trug ihre prächtigen, kastanienbraunen Haare mit einem Kamme aufgesteckt, der die Fülle der Locken kaum zu halten vermochte, welche ihn ziemlich widerspenstig überfluteten.

Es war sehr eigenthümlich, daß auch die Tochter des Hofmaurermeisters einen Ruf ausstieß, als sie im Spiegel Kurts Antlitz gewahrte, und daß dieser Ruf ebenso freudig klang als der, den der Schüler des Meister Andreas beim Erblicken des jungen Mädchens ausgestoßen hatte. Kurt wendete sich schnell um – Dora stand noch auf der Schwelle, sie schlug die Augen nieder, eine hohe Röthe überströmte ihr schönes Gesicht, und ihre zarte Hand spielte verlegen mit dem Schlüsselbunde, welches von dem Gürtel herabhing.

»Sie kommen, Herr von Berchholz?« begann Dora.

»Im Auftrage des Herrn Oberbaudirectors, um – um eine sehr wichtige Zeichnung für Ihren Herrn Vater zu überbringen,« fiel Kurt ein.

»Sie finden meinen Vater nicht hier.«

»Oh – ich bedarf nur seiner verehrlichen Tochter – der Plan muß sicheren Händen anvertraut werden. Was Herr Schlüter mir auftrug, mit Herrn Braun zu besprechen, das kann ich dem Herrn Vater später mittheilen. Ich komme in einiger Zeit wieder.«

Er reichte Dora die Zeichnung. Sie nahm die Rolle. Es wäre nun der Auftrag, den Kurt sich erobert hatte, beendet gewesen, allein der junge Edelmann zeigte die ganz entschiedene Absicht, seinen Besuch verlängern zu wollen, und – Jungfrau Dora Braun machte durchaus keinen Versuch, die Zusammenkunft abzukürzen.

»Es ist einige Zeit verflossen, seitdem wir uns gesehen, mein Fräulein.«

Dora blickte ihn freundlich an, obwohl das Wort »Fräulein« ihr so fremd und förmlich klang, die Bürgertöchter jener Zeit waren an einfachere und schlichte Titel gewöhnt.

»Herr Junker,« sagte Dora, »ich habe den fröhlichen Abend wohl noch im Gedächtniß. Das Fest, welches die Herren Directoren der kurfürstlichen Akademie zur Feier des Stiftungstages gaben, war eines der schönsten, das ich mir denken kann.«

»Für mich gewiß,« fiel Kurt schnell ein. »Ich habe es – gleich Ihnen – in dem Gedächtnisse bewahrt; ich habe den Strauß bewahrt, den Jungfrau Dora mir beim Tanze auf jenem Feste reichte – ich habe oft genug voll Hoffnung, Dora Braun wiedersehen zu können, meinen Weg an diesem Hause des ehrsamen Herrn Hofmaurermeisters vorüber genommen.«

»Und ich seh Euch wohl,« gestand Dora leise, den hübschen Kopf wegwendend.

»Ihr sahet mich, Dora,« rief Kurt freudig. »Ihr wolltet mich sehen?« er wagte es, die Hand des schönen Mädchens zu ergreifen – sie entzog sie ihm sanft.

»Herr Kurt von Berchholz,« begann sie nach einer Pause, Ihr seid ein erfahrener – vielgereister Herr – Ihr seid ein Edelmann – deshalb scherzt Ihr ein wenig dreist mit der Tochter des Leonhard Braun – ei nun – das liegt so in den Manieren der jungen Cavaliere – aber wenn Ihr vermeinet, die Tochter des Hofmaurermeisters traue so leicht dem schönen Gerede – so irrt der Herr Junker gewaltig. Ich las neulich ein gutes Sinngedicht, darinnen

kam es vor, wie der schöne, junge Edelmann das Bürgermädchen mit so vielen gut gedrehten, süßen Redensarten bedachte – wie er einen Strauß bewahren wollte, den das gute Kind ihm gegeben – wie er sich unter einem Vorwande in das Haus der Eltern schlich, um das Mädchens zu sehen und wie er ihre Hand fassen wollte – gerade so, wie Ihr heut gethan, und daran sah ich, wie lehrreich ein solches Sinngedicht ist.«

Sie lehnte sich an den Thürpfosten und blickte dem schönen jungen Mann fast trotzig in das Gesicht, welches bleich geworden war. Das hatte Kurt nicht erwartet. Von dem ersten Augenblicke an, wo er Dora Braun auf dem Feste der Akademiker gesehen, war in ihm die Liebe für das schöne Mädchen erwacht. Daß er, der Edelmann, den Stand des Künstlers, des Architecten erwählt hatte, der ihn mit dem Maurer wohl in Berührung bringen konnte, schien ihm eine günstige Vorbedeutung. Er hatte oft genug versucht, in Doras Nähe zukommen – vergeblich. Jetzt war es endlich gelungen, und nun mußte Kurt erfahren, daß Dora ihm mißtraute, daß der Edelmann der Bürger- und Meistertochter Argwohn einflößte. Aber Kurt war sich wohl bewußt, daß ein so glücklicher Augenblick nicht so leicht wiederkehren dürfe – er hatte Schlüters Wohlwollen an die Erlangung des Glückes gesetzt, sich Dora nähern zu können, – er mußte die kurze Zeit nutzen.

»O, mein Fräulein,« begann er.

»Jungfer Dora,« fiel diese ein.

»Gut denn, schöne, liebe Jungfrau Dora, Sie sind gar zu hart – Sie vermeinen, daß ich einer der vielen jungen Leute sei, die da mit Complimenten und französischen Bonmots umherwerfen – die sich auf das Wappen etwas zu gut thun, so ihre Familien führen – o, Jungfer Dora, Sie thun mir wahrlich Unrecht. Ja – ich will offen, ganz offen bekennen. Diese Sendung des Oberbaudirectors an Ihren Herrn Vater war einem andern zugedacht. Aber ich habe alles aufgeboten, die Zeichnung, welche ich selbst gefertigt, auch selbst zu überbringen weil,« er trat Dora einen Schritt näher und sprach zu ihr mit innigem Tone, »weil ich hoffte – erwartete, Sie ein Mal wieder zu sehen – den Klang Ihrer Stimme noch ein Mal zu vernehmen und vielleicht von Ihnen zu hören – was ich wirklich hörte, was mich glücklich machte, daß Sie auch meiner gedacht, daß Sie mich gesehen – mich, der Tag und Nacht Ihrer gedachte, der bei der Arbeit selbst mit dem Gedanken an Sie beschäftigt war – der Ihr liebes Bild so lebendig vor seinen Augen stehen sah, daß er es in jene Arbeiten mit hineinflocht – –«

Dora Braun hob den Kopf, und ihr Blick war so freundlich, so herzig, daß Kurt muthig ihre Hand sanft erfaßte und – als die schöne Jungfrau ihm das Händchen dieses Mal nicht entzog – ausrief:

»O, geben Sie dem Manne einen Schimmer von Hoffnung, der Sie liebte von dem ersten Augenblicke an, wo er so glücklich war, Ihnen, schöne liebe Dora, gegenüberzutreten –«

Dora zog ihre Hand aus der seinigen – aber nur um sie sanft auf seinen Arm zu legen.

»Herr Junker,« sagte sie lieblich und fast schmerzlich lächelnd, »Ihr mögt recht wackre Gesinnung hegen – aber wollt bedenken, daß ein großer Abstand ist zwischen dem Edelmann und der Tochter des Maurermeisters. Wie könnte Euer Vater sein Jawort geben zu dem Bunde zwischen uns!« Sie fuhr mit der Hand an die Stirne. »Ei – wie thöricht ich schwatze – wie unrecht thue ich – ich rede fürwahr von einer Heirath, das ist wider alle Sitte, und denkt deshalb nicht schlechter von mir, weil ich heut, wo ich Euch nach längerer Zeit wieder sehe, so – so – kindisch schwatze.«

»Dora!« rief Kurt, ihre Hand aufs neue fassend, »Eure Worte bezeugen mir, daß Ihr dem Kurt von Berchholz nur gute und brave Gesinnungen zutrauet. Ihr sagt Euch selbst: Er kann nur das Beste im Sinne haben – es ist ihm niemals der Gedanke gekommen, einen Liebeshandel mit der Tochter Leonhard Brauns anspinnen zu wollen – darum sehet Ihr viel weiter in die Zukunft – aber zu schwarz, Dora, viel zu schwarz. Ich bin Künstler – ich habe die Kunst zu meinem Lebenszwecke erwählt, nicht den Degen, nicht das Hofkleid der Cavaliere. Wer sich so frei gemacht hat von den kleinlichen Vorurtheilen, der darf wohl um Doras Hand einst werben – Ihr seid es, derer ich stets gedenke – immer, wo ich auch bin – was ich auch treibe – da – da seht her!«

Er entzog Dora hastig die Zeichnung und rollte sie schnell auseinander, breitete das Papier auf dem Tische

aus und deutete mit dem Finger auf die Zeichnung der Fronte. Dora neigte ihr Köpfchen zu Kurt nieder und beugte sich über die Zeichnung, ihre Locken berührten die Wange des jungen Mannes, seine Hand ruhte auf dem Papiere neben der ihrigen, und wenn beide die Köpfe einander zuwendeten, schauten sie Aug in Auge.

»Sehen Sie hier,« sagte Kurt, auf die Linien der Fensterbogen deutend, »da stehen Büsten und Reliefs gezeichnet – erkennen Sie diese Züge wieder? Ich sollte nach Schlüters Angabe dort unter den Bogen Büsten und Reliefs andeuten – ich gab ihnen die Züge eines Wesens, welches ich hoch verehre – Ihr Antlitz war es, das mir stets vorschwebte, während ich emsig den Griffel führte und ehe ich mich dessen versah – ganz von selbst – wie von geheimnißvoll wirkenden Genien geführt, glitt meine Hand über das Papier und zog die Linien – und als sie gezogen waren, hatten sie Doras Gesichtszüge abgebildet – nicht wahr? die kleinen Bilder sind ähnlich – Sie erkennen sich selbst wieder.«

Dora nickte wohlgefällig, sie hatte sich ein wenig von dem Tische zurückgezogen und betrachtete die feinen, kleinen Bilder, deren Aehnlichkeit mit der schönen Tochter des Maurermeisters Schlüter bereits aufgefallen war.

»Es sind in der That Bilder von mir geworden,« sagte sie. »Und gewiß hat der, welcher sie zeichnete, das Original recht genau angeschaut – ich weiß das wohl, Herr Junker, denn auch ich verstehe zu zeichnen. Es soll ein Maurer mit den Griffeln und der Bleifeder Bescheid

wissen – der Vater ist ein guter Zeichner, und ein wenig von seinem Geschick ist auch auf mich gekommen – darum kann ich wohl urtheilen, und ich muß sagen: diese Bilder dort, welche mir gleichen, sind nicht gewöhnliche Zeichnungen – o nein,« fuhr sie fast träumerisch fort. »Das Herz ist in die Hand getreten.«

»Sie – Sie fühlen – Sie empfinden das?« rief Kurt überglücklich. »So werden Sie auch erkennen, Dora, daß der, welcher jene Bilder auf das Papier warf, mit Herz und Sinn bei Ihnen war,«

»Ich erkenne es recht gut,« lispelte Dora leise.

Kurt drückte sanft die schöne Hand und führte sie an seine Lippen.

In diesem glücklichen Augenblicke war es, als streife ein dunkler Schatten durch die offenstehende Thür – dieser Schatten nahm Gestalt an, und plötzlich stand zwischen den beiden Glücklichen ein hagerer, unheimlich aussehender Mann, dessen bleiches Gesicht Kurt zugewendet war. Die jungen Leute fuhren betroffen zurück.

»Gregorio,« flüsterte Dora erschreckt.

Der Polier richtete seine stechenden Augen auf den Junker, und nachdem er ihn einige Sekunden gemustert hatte, wendete er den Blick dem Plane und den Zeichnungen zu.

»Sehr gut – sehr gut,« begann er mit boshaftem Lächeln in fremdländischem Dialecte. »Ihr Herr Vater wird sich freuen, Jungfer Dora, wenn er das Portrait seiner Tochter durch die Conducteure des Herrn Oberbaudirectors Schlüter ausgeführt erblickt.«

Dora seufzte. Sie gedachte der Mißstimmung, welche fast stets zwischen ihrem Vater und Schlüter herrschte, aber der Stolz, den sie als Tochter des Hauses in sich trug, bäumte sich schnell genug auf gegen den dreisten Eindringling.

»Polier Gregorio,« sagte sie kalt und herrisch. »Wer hat Euch gestattet, dieses Zimmer zu betreten? Seid Ihr nicht der Untergebne meines Vaters? Wenn Ihr hier eintreten wollt, so habt Ihr vorher zu bitten.«

Gregorio zuckte auf – seine Hand ballte sich zur Faust – seine Augen rollten.

»O, Fräulein Dora – schöne Jungfrau – ich weiß, daß ich nur der Polier des Hofmaurermeisters, daß ich nur ein Handwerker bin, ich wollte mir auch eben Befehle Ihres Herrn Vaters holen, deshalb kam ich ungelegener Weise in dieses Zimmer.«

»Ungelegner Weise?« rief Kurt jetzt heftiger. »Was soll das heißen, Mann? Ich bringe von dem Oberbaudirector Zeichnungen für den Meister Braun, ich finde ihn nicht und muß sie sicheren Händen anvertrauen.«

»Und schönen,« sagte Gregorio die Lippen beißend. »Denn Ihr habt die Hand recht innig geküßt.«

»Ah – das ist eine Frechheit, Mensch!« rief Dora, ehe Kurt noch antworten konnte, »hinaus! Ihr verlaßt das Zimmer sofort – wie dürft Ihr es wagen, die Tochter Eures Meisters zu belauern? Vergebt, Herr von Berchholz, daß dieser Mann es wagte – –«

»Ich gehe schon – ich will nicht stören,« sagte Gregorio mit den Zähnen knirschend. »Die Meisterstochter hat zu

befehlen. Es ist ein Hieb mit der Peitsche, den ich erhalte – es werden noch mehrere desgleichen meinen Buckel treffen – bis ich klug werde. Oh – die Schüler des Oberbaudirectors sind glücklich wie ihr Meister – blicken Sie nicht so zornig auf, schönste Jungfrau – ich gehe schon – ich gehe.«

Rückwärts schreitend verließ er das Zimmer, unter der Gewalt seines abscheulichen Blickes blieben die jungen Leute wie gebannt stehen.

Erst als Gregorio das Gemach verlassen hatte, nahm Kurt das Wort.

»Wer war jener Mensch?« sagte er nicht ohne Bewegung.

»Ein fremder Gesell – der Polier Gregorio – er ward meinem Vater durch Herrn Eosander von Goethe empfohlen.«

»Durch ihn?« rief Kurt bestürzt. »O, dieser Mensch hat ein schlimmes Gesicht – seine Augen tragen etwas von dem in sich, was die Leute in Italien den bösen Blick nennen. Was treibt er hier?«

»Er arbeitet an dem Zeughausbau – er wohnt in unserm Hause.«

»Wie? Er weilt mit Ihnen unter einem Dache mit Ihnen, Dora?«

»Mein Vater konnte nicht umhin, da Herr Eosander ihn empfahl.«

Kurt zog die Stirn in Falten.

»Vergeben Sie meinem Eifer,« sagte er. »Es ist thöricht von mir – ich habe kein Recht, so zu fragen – und doch –

doch,« rief der junge Mann. »Gerade in dem glücklichen Augenblicke trat die finstre Gestalt zwischen uns – ohne jedes Recht, ohne jeden Grund – und deshalb darf ich ihm wohl zürnen – vergeben Sie mir.«

Dora trat auf Kurt zu und sah ihm lange in die Augen, dann legte sie ihre Hand auf seine Schulter.

»Herr von Berchholz,« sagte sie treuherzig, »Gregorio hat Ihnen – wie Sie sagen – einen glücklichen Augenblick gestört – o, nehmen Sie von mir das Geständniß: Auch ich – auch ich war um eine schöne Minute ärmer, als Gregorio zwischen uns trat.«

»Ist es möglich? Was sagen Sie da? Sie zürnen dem Störer?« rief Kurt, die Hand Doras an sein Herz drückend.

Dora wendete sich ab.

»Geht, lieber Junker, geht jetzt,« bat sie. »Ich bitte Euch.«

»Ich darf hoffen?« flüsterte Kurt.

»Seid guten Muthes,« sagte Dora, ohne ihn anzublicken. »Geht, Ihr sollt meinem Vater nicht begegnen.«

Kurt fühlte einen leichten Gegendruck ihrer Hand, dann wendete Dora sich schnell zum Gehen – der junge Edelmann verließ das Zimmer und gewann, trotz der unheimlichen Erscheinung Gregorios, die heiterste Laune zeigend die Straße.

Dora Braun blieb einige Minuten sinnend vor der Zeichnung stehen, dann rollte sie schnell das Papier zusammen und eilte mit demselben auf ihr Zimmer. Es lag, wie schon angedeutet, im Seitengebäude des Hofes. Dora entrollte noch einmal die Zeichnung und betrachtete

lächelnd die in den Fensterbogen angebrachten Köpfe, welche nur Portraits der schönen Meisterstochter waren.

»Er hat mein Bild trefflich wiedergegeben,« sagte sie vor sich hin. »Er hat mit Liebe gemalt – man sieht es – o – wenn er wüßte,« fügte sie hinzu, die Zeichnung bei Seite legend und einen Kasten öffnend.

Sie nahm aus demselben ein breites, in Leder gebundenes Buch und blätterte darin. Verschiedene Zeichnungen wurden sichtbar – endlich schlug Dora das Buch auf – sie hielt das Blatt vor sich, aus welchem ein in farbigen Stiften ausgeführtes Bild des jungen Kurt von Berchholz prangte. Kurts schöner Kopf, der freundliche Blick – seine zarte Farbe – alles dies war trefflich wiedergegeben. Dora lächelte dem reizenden Bilde freundlich und glücklich zu – es war ein Werk ihrer Hand – es war das Bild eines jungen, edlen Mannes, den sie still und innig liebte – von dem sie wieder geliebt ward – sie durfte seit wenigen Minuten nicht mehr daran zweifeln.

Ein Pochen an die Thür schreckte sie aus ihren schönen Träumen auf – hastig barg sie das Buch in den Kasten – die Thür öffnete sich und ein junger, kraftvoll und blühend aussehender Mann trat herein.

»Der Vater ist drunten,« sagte er. »Komm schnell, Dora, er will die Zeichnung haben, welche Schlüter gesendet hat.«

Dora erhob sich und nahm die von Kurt ihr übergebene Rolle.

»Komm, lieber Leonhardt,« sagte sie zu dem Bruder.

»Ist es wahr,« sagte Leonhardt, »daß der Junker von Berchholz die Zeichnung Dir übergab?«

»Woher weißt Du das?«

»Ei nun, ich weiß es,« lachte der Bruder. »Schade, daß ich nicht hier war.«

»Weshalb?«

»Je nun – ich habe den Junker lieb. Hätt' ihn mal gern hier bei uns gesprochen.«

Dora athmete auf – sie trat in das Zimmer des Vater, aber ihr Schritt ward gehemmt, ihr Fuß wollte zurück, als sie neben dem Vater Gregorio gewahrte. Der Polier stand unbeweglich – er schien keinen Blick für Dora zu haben, sondern starrte gegen die Wand. Braun dagegen verzog sein Gesicht zu einer sehr strengen Maske und sagte kurz:

»Gib mir die Zeichnung, Dora.«

»Hier ist sie,« sagte die Tochter, die Rolle hinreichend.

Braun öffnete sie und betrachtete die Zeichnung.

»Recht einleuchtend das alles,« sagte er. »Die Sache ganz anders, als ich mir vorstellte – natürlich – Herr Schlüter hat andre Ansichten wie ein gewöhnlicher Maurermeister.«

»Sie werden morgen anfangen, Meister,« fiel Gregorio ein.

»Ja – wir beginnen morgen.«

»Ich könnte wohl einmal bei der Arbeit sein.«

»N – ein,« sagte Braun zögernd.

»Weshalb nicht?«

»Ich habe heut schon eine Unterredung deswegen mit Schlüter gehabt – er will Euch nicht beim Bau beschäftigen sehen.«

Gregorios Augen erweiterten sich – sein Haupt schüttelte er heftig.

»Er – will – mich – nicht?« sagte er,

»Nein. Ausländer sollen nicht beschäftigt werden.«

Gregorio schwieg – nach einiger Zeit sagte er fast röchelnd:

»Wir wollen sehen.«

Braun hatte während dessen die Zeichnung gemustert.

»Ihr hattet Recht,« sagte er zu Gregorio gewendet. Sein Blick fiel, über den Rand der Zeichnung hinweggleitend, auf Dora. »Herr Schlüter und seine Zeichner thun dem Leonhard Braun viel Ehre an,« lachte er bitter. »Sie setzen seiner Tochter Bildniß in ihre Pläne – dahin, wo Bilder von Göttinnen stehen sollen.«

Er griff mit der Rechten in den offenstehenden Kasten seines Arbeitstisches – dann breitete er die Zeichnung vor sich auf der Platte aus – Dora folgte seinen Bewegungen gespannt – Braun lachte noch einmal gereizt auf.

»Sehr gut,« rief er. »Aber ich danke für solche Aufmerksamkeiten der Zeichner des Herrn Schlüter – und wenn es selbst Edelleute wären, die meine Tochter verewigen wollten,« und mit fester Hand fuhr er, einen Ballen feuchter Brotkrume gebrauchend, schonungslos über die Zeichnung dahin, in wenig Sekunden waren die von Kurt entworfenen Bildchen – die Portraits der schönen Dora – von dem Papier entschwunden.

Gleichgiltig, und doch nur mühsam seinen Aerger verbergend, wickelte Braun die Zeichnung wieder zusammen. Dora stieß einen leisen Ruf des Schmerzes und des Zornes aus – dann preßte sie die Hand auf ihre schönen Augen – eine Thräne rollte durch die rosigen Finger. Gregorio verließ das Zimmer.

Ein Heirathsantrag.

Kurt von Berchholz war in der heitersten Stimmung im Hause seiner Eltern angelangt. Er betrat es singend und frohlockend. Welch ein glücklicher Morgen war auch für ihn heraufgezogen? Wie konnte der junge Mann anderer Stimmung sein? Hatte er doch zum ersten Male derjenigen Aug' in Auge geblickt, die seine Gedanken – sein Herz erfüllte. Hatte er doch aus dem Munde der schönen Dora vernommen, daß sie den glücklichen Kurt nicht ohne Hoffnung lassen wolle.

Kurt kannte die Welt genug – er war seit heute Morgen der Neigung der schönen Dora gewiß, und damit war ein Ziel erreicht. Alles andere schien dem feurigen, jungen Manne leicht zu erringen. Er bedurfte zwar der Einwilligung seiner Eltern und der des Meisters Braun – er wußte noch gar nicht, was aus ihm selber werden sollte – er dachte der Hindernisse durchaus nicht, die sich von verschiedenen Seiten gegen seine Liebe aufthürmten – aber wie konnte der junge Edelmann überhaupt an solche Kleinigkeiten denken? Er baute sich auf dem Wege von Brauns Hause bis zu dem seiner Eltern ein so

herrliches Gebäude von Glück und Wonne, daß er eben unwillkürlich einen Siegesgesang anstimmte.

Frau Sybilla von Berchholz hatte keine Ruhe. Sie wollte durchaus ihrem Sohne die von Werneck überbrachte Kunde mittheilen – nachdem der junge Mann sich also ein wenig von seinen Erregungen erholt hatte, trat er, noch ganz freudestrahlend, in das Zimmer seiner Eltern. Kurt war, wie schon mitgetheilt, ein bildhübscher, junger Mann – nie aber hatte er schöner ausgesehen, als heute. Seine Mutter betrachtete ihn mit freudigem Stolze.

»Ja, er ist es werth,« murmelte sie, »ein großes Glück zu machen. Welch eine Zukunft, wenn bei seinem Geschick noch große Glückgüter ihm zu Theil werden!«

Kurt küßte der Mutter die Hand, dem Vater die Stirne und setzte sich in den breiten, am Fenster stehenden Lehnsessel.

»Du kommst frühzeitig von der Akademie zurück,« sagte Freiherr Kaspar, der vor einiger Bewegung nicht recht mit sich selbst zu Stande kam.

»Ja – es war heut im Saale gar zu voll – die neuen Ankömmlinge machen sich breit – auch hatte ichbdei dem Oberbaudirector sehr fleißig gearbeitet,« sagte Kurt, die erste Lüge durch die zweite Wahrheit beschönigend.

»Was wird Schlüter sagen?« fragte er sich selbst. »Er wird bald genug die Geschichte erfahren.«

Kurt stand auf – er hatte in der Freude seines Herzens ganz vergessen, sich mit Böhme zu verabreden, der sich

genau mit ihm zusammenstimmen mußte. Sybilla hustete bereits – der Freiherr blinzelte ihr zu – sein Geberden- und Augenspiel schien zu sagen: »Nun, fange doch an.«

Sybilla nahm endlich einen Anlauf.

»Weißt Du, mein Sohn, wer hier in Berlin ist?« sagte sie, Kurt ganz absonderlich anschauend.

»Doch nicht etwa,« fuhr Kurt auf, »doch nicht etwa mein – mein Bruder, Otto?«

»O leider nein,« sagte Kaspar. »Nein – es ist ein andrer Mann – ein Freund – ein Genosse froher, mindestens glänzender Tage.«

»Der Freiherr Johannes von Werneck ist es,« sagte Sybilla.

»So?« entgegnete Kurt mit Achselzucken. »Ich erinnere mich seiner noch einigermaßen.«

»Es ist der Vater Sidoniens, der kurfürstlichen Hofdame.«

»Der stolzen, der hoffärtigen Sidonie!«

Die beiden Ehegatten sahen sich ziemlich betroffen an.

»Ei – sie ist wohl ein wenig großartig erzogen worden,« meinte Sybilla, »aber es soll doch ein gutes Herz in ihr stecken.«

»Je nun,« lachte Kurt. »Was kümmert es mich?«

»Sie ist sehr schön.«

»Sie war es – ja – als sie uns besuchte. Ich meine mich dessen noch zu entsinnen. Diese Damen mit ihrem nichtssagenden Treiben lassen keine großen Erinnerungen bei mir zurück, auch habe ich so viel schöne Gesichter auf meinen Reisen gesehen.«

»Er hat wirklich noch keine ernste Neigung gefaßt,« sagte Sybilla leise vor sich hin.

»Der Freiherr sprach auch von Dir,« begann jetzt Kaspar, eine neue Batterie spielen lassend. »Er war nicht einverstanden damit, daß Du als Edelmann ein Architekt geworden seiest.«

»Was versteht der alte Jagdjunker davon?« brauste Kurt auf. »Was kann ein Mann von Kunst urtheilen, der sein Lebtag nur Pferde zugeritten und Wildschweine gehetzt hat? Ein Mann, der höchstens noch einige Kolonnen ausrechnen kann, wenn er sein Korn verkaufen will.«

»St! St! mein lieber Kurt,« beschwichtigte Sybilla. »Freiherr von Werneck hat es gut gemeint. Er war ja nicht gegen die Kunst – er meinte nur: In den heutigen Zeiten sei es doch immerhin bedenklich für einen Edelmann – so ganz ohne bestimmte Aussicht, an große Stellung und ohne Vermögen in die Welt zu gehen.«

Freiherr Kaspar seufzte tief auf – er stützte sein Haupt, und der junge Edelmann bemerkte wohl, wie eine helle Thräne in den Wimpern des Vaters glänzte. Der Freiherr gedachte der schönen Gelder, die in Rauch ausgegangen – es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er dem anmuthigen und begabten Sohne nur mäßige Unterstützung angedeihen lassen könne.

Kurt trat zum Vater.

»Es ist nicht kavaliermäßig gehandelt von dem Freiherrn,« sagte er, des Vaters Hand fassend, »daß er Euch, lieber Vater, die geringen Mittel vorhielt, über die Ihr verfügen könnt. Er war einst der Genosse Eures glänzenden

Haushaltes – fast sieht es wie Hohn aus, daß Werneck sich jetzt hier einfindet, um an mir und meinem Sinne für die Kunst zu mäkeln. Und ist denn der Freiherr selbst so glänzend gestellt? Ist er denn mit so gewaltigen Glücksgütern gesegnet, daß er auf uns mitleidig herniederblicken darf?«

»Das nicht,« fiel die Freifrau ein. »Aber – er weiß das wohl auszugleichen. Er hat sich dem kurfürstlichen Hofe zu Hannover genähert, hat von da aus gute und einträgliche Stellung erhalten – er hat seine schöne Tochter, die Sidonie, an unsern Hof zu bringen gewußt, wo ihr eine von vielen beneidete Stellung eingeräumt worden ist, welche sie gewiß für das ganze Leben sicherstellt und ihr auch zu guter, angesehener Heirath verhelfen kann – wenn es den Einen wirklich einmal nicht nach Wunsche geht, so sind sie recht gut dran, wenn sie Kinder haben, die ihre Lage bessern können.«

Kurt senkte das Haupt, seine rosigen Wangen wurden blässer, seine Lippen schlossen fest aufeinander, und er kreuzte die Arme.

»Ja – ja,« sagte er mit sanfter, von innerer Bewegung zitternder Stimme. »Ich fühle es wohl – ich bin kein guter Sohn – ich habe noch nichts gethan, meinen wackern Eltern zu helfen – ich habe keine Stellung in der Welt, die meinem Herrn Vater zur Ehre gereichen könnte. O es ist wahr, welch ein nutzloses Treiben ist diese Künstlerei – ja – die Getreidebauern, die Jagdjunker und die Pagen droben auf dem Schlosse sind besser daran – sie haben Aussicht auf gute Einnahmen und Stellen – sie können

ihren Eltern helfen – sich selbst zu Ehren bringen – gut denn! ich will das Leben des Künstlers aufgeben – will den Degen nehmen.«

Die beiden Gatten waren sogleich in der Nähe des Sohnes – er stand zwischen ihnen.

»Sei nicht so heftig – so hitzig,« bat der Freiherr. »Haben wir nicht alles gethan, Deine Lust an kunstvollen Dingen zu nähren? Habe ich nicht freudig das Geld zur Reise in das Land Italia hingegeben? und ich sollte plötzlich wünschen, daß Du umkehrest – einen anderen Weg einschlagest? – nicht doch – aber,« er zögerte.

»Nun?« fragte Kurt, gerührt dem Vater seine Hand reichend. »Was meint Ihr? Ihr gedenkt des Bruders.«

»Ach – nein,« seufzte der Freiherr. »Otto ist aufgegeben – wir weinen ihm die Thränen der Wehmuth nach – kommt er zurück, dann mag es ein Freudenfest sein – wir denken jetzt nur an Dich. Stelle Dir vor, geliebter Sohn, wenn Du mit dem guten Namen, mit dem Talente, ein berühmter Mann geworden, wozu alle Aussicht vorhanden – wenn Du daneben aber ein schönes, großes Vermögen hättest – nach den Tagen der Arbeit ruhtest Du aus auf einem schönen Gute – in dem stattlichen Herrenhause, das Dein Eigenthum wäre, das Du ganz nach Deinem Sinne Dir aufgebaut hättest – säßest Du wie ein Fürst in seinem Schlosse – wenn die Zeit des Landaufenthaltes vorüber, dann kämest Du in stattlichem Wagen. vorn auf ein Pikör, durch das Spandauer- oder Stralauer- oder Georgenthor gefahren – Du hieltest hier vor unserm Hause

an – die Nachbarn liefen zusammen, wenn der Erbgesessene Herr von Berchholz auf Schloß so und so nach Berlin käme zu nichts anderem, als um die Auffahrt nach des Kurfürsten Schlosse – zur Begrüßung und Audienz mitzumachen und wir, die Eltern, die heute nur schlichte Edelleute von geringen Einkünften sind, wir könnten wieder in der alten Pracht mit Dir ziehen und wenn das Glück gut ist – dann käme Eichow noch wieder in unsern Besitz – jene Wälder und Wiesen – jene stillen, schönen Parkanlagen – das trauliche Herrenhaus mit dem Hofe, wo ihr beide – Du und Dein Bruder, so lustig spieltet – ah – Dein Bruder, wenn er noch lebt, wenn die See oder die Kannibalen ihn nicht verschlungen haben – welche Freude würde der haben, wenn er wieder in Eichow thronen könnte. Er würde kaum sich fassen können über den Verlust des Gutes, weiß er doch nicht, wie schlimm es uns ergangen – käme er wieder, und es wäre durch Dich das Glück bei uns eingekehrt – welche Wonne für uns alle.«

Freiherr Kaspar hatte sich in Feuer geredet – jetzt schwieg er. Er hatte während seiner Rede den Sohn aufmerksam beobachtet.

Kurts Gesicht nahm bald den Ausdruck der Trauer – bald den des Erstaunens an, je nachdem des Vaters Ansprache den Verfall der Familie oder die Hoffnung auf deren neuen Glanz ausmalte. Als Freiherr Kaspar die Freuden und Annehmlichkeiten des Wiederbesitzes von Eichow schilderte, überflog Kurts schönes Gesicht ein Lächeln des Wohlgefallens – er nickte mit dem Haupte, und leise murmelte er: »Mit ihr! mit ihr!«

Er schwieg, als der Vater innehielt.

»Dieses alles ist sehr schön,« begann er nach kurzem Ueberlegen. »Aber wie sollte das alles zurückkehren – o – es ist wahr: ich brauche noch Zeit genug, bis ich am Ziele bin – bis man die Entwürfe Kurts von Berchholz mit Golde aufwiegt, wie die Schlüters aufgewogen werden könnten – wie schön, wie herrlich wäre es – könnte ich das alles erreichen, was Ihr, mein Vater, so beredt und lockend mir da abgeschildert.«

Sybilla trat näher und legte ihr Haupt an des Sohnes Schulter.

»Ja – es wäre ein Glück, das über Dich käme und dessen Du auch Deine Eltern theilhaftig machtest.«

»Aber warum,« rief Kurt schmerzlich, »warum spiegelt Ihr mir das alles vor? weshalb ein Glück so schön ausmalen, dessen wir nicht theilhaftig werden können?«

Der Freiherr nahm eine Art von Stellung an.

»Mein Sohn,« sagte er, »dieses Glück liegt Dir und uns nicht so fern, als Du glauben möchtest.«

Kurt sah ihm staunend ins Antlitz – sein Blick sagte: »was soll das heißen.«

»Ja – schau mich nur an,« fuhr der Freiherr fort. »Du hast ja wohl auf die alten lustigen Edelleute geschmäht, die nur Pferde zu reiten und Wild hetzen können – und doch hat einer jener Alten sich wie ein echter Ritter und Freund gezeigt. Erinnerst Du Dich unsers Freundes – des Döbbern?«

»Ei wohl! es war ein jovialer Herr – er ließ mich oft auf seinen Knieen reiten – später, als ich größer war, schenkte er mir eine Flinte – sie ist noch droben auf dem Zimmer.«

»Nun denn,« der Freiherr legte viel Gewicht in seine Rede. »Jener edle Freund ist gestorben und hat uns ein Erbtheil ausgesetzt – wir werden reiche Edelleute durch seine Freundschaft.«

»Ist es möglich?« rief Kurt freudig. »Ihr, meine guten Eltern, Ihr werdet wieder zu Gut und Geld kommen? wie glücklich macht mich das! – Der edle alte Herr.«

»Ja.« Kaspar räusperte sich stark. »Ja – aber es ist freilich – es ist – –«

Er stockte und gab Sybilla einen Wink, das Gefecht nun auch aufzunehmen.

»Es ist eine Bedingung dabei,« fuhr Sybilla fort, »deren Erfüllung von Dir abhängt, mein Sohn – der durch Erfüllung jener Testamentsklausel sein – und unser Glück begründen kann.«

»Und könnt Ihr daran zweifeln?« rief Kurt, die Hände der Mutter erfassend. »Gäbe es denn eine größere Freude für mich, Euch alle Sorge und Liebe – die mannichfachen Entbehrungen, die Ihr um meinetwillen ertragen habt – Euch wieder vergelten zu können?«

»Ich dachte – ich wußte es,« jubelte Kaspar.

Sybilla aber sah fast traurig in des Sohnes schönes Antlitz – er wollte – so hatte es den Anschein, den Eltern ein Opfer bringen – er ahnte noch nicht, um was es sich handelte – doch beruhigte die Freifrau der Gedanke, daß

Kurt mindestens seinem Herzen keinen Stoß zu geben brauche.

»Welche Bedingungen sind es? fragte Kurt. »Soll ich den Degen nehmen? es sei – wir haben Officiere genug, die neben dem Waffendienste auch Baumeister sind. Soll ich – –«

»Es betrifft eine andere Sache,« unterbrach ihn der Freiherr. »Das Erbtheil steht auf dem Gute Lauenrode am See im Hannöverschen und stellt eine Summe von zweihunderttausend Thaler vor.«

Kurt riß die Augen weit auf – ein bedeutendes Vermögen war der Familie beschieden.

»Diese Summe,« fuhr der Freiherr fort, »kann entweder ganz – oder zur Hälfte die Dei – die Uns – nein die Deinige werden,« stotterte er.

»Wenn Du – –«

»Nun?« sagte Kurt. »Ihr stockt?«

Kaspar gab seiner Gattin wieder ein Zeichen. Sybilla nahm sich zusammen – sie legte die Lunte an die Mine, indem sie schnell sagte:

»Wenn Du Fräulein Sidonie von Werneck heirathen willst.«

Die Wirkung dieser Worte auf Kurt war so mächtig, daß Sybilla ausrief:

»Um Gottes willen, Kurt – was ist Dir?«

Der junge Mann taumelte zurück – seine Hand fuhr zum Herzen und sein Haupt sank auf seine Brust.

»Was – was – soll ich? habe ich recht gehört?« stammelte er.

Der Freiherr hegte den seltsamen Gedanken: die Freude der Ueberraschung mache den Sohn so verwirrt.

»Es ist im Testamente des Alten so gefaßt,« sagte er, »Sidonie soll einen meiner Söhne heirathen. Sagt sie nein, so verliert sie hunderttausend Thaler – und der Sohn, welcher in Eure Heirath willigt, erhält die andre Hälfte – weigern meine Söhne sich – so erhält Sidonie die hunderttausend Thaler – wir gehen leer aus – die Hälfte fällt an die Stiftung zu Hildesheim.«

»Ah – so – so,« stammelte Kurt. »Es hängt also von der Sidonie – noch – ab. Sie kann ausschlagen?« er athmete leicht.

»O – das fürchte nicht,« sagte Kaspar. »Nein – sie muß ihrem Vater gehorchen – sie *muß*. Das schöne, herrliche Gut bliebe dann in Euren Händen – es würde aber auch von der Rentei von Hannover gekauft werden, wenn Ihr baares Geld lieber haben wollt. Ach – welch ein Glück – ja, mein Junge, erhebe Dich nur – das greift an die Brust, solche Freude – ha! ha! wie wollen wir alles gut eintheilen – es ist des Freiherrn von Werneck sehnlichster Wunsch, daß das Geld beisammen bleibe – seine Tochter ist ihm blind gehorsam – also wird alles gut gehen.«

Er rieb sich die Hände – seine Gattin aber betrachtete sorgsam und ängstlich den Sohn.

Kurt rang mühsam nach Fassung – alle seine Träume von Glück, von Liebe sah er zerrinnen – vor wenig Minuten baute er sich noch ein herrliches Luftschloß auf – er hatte eine glückliche halbe Stunde in Dora's Nähe zugebracht – die Gewißheit mit sich genommen, daß er ihr

nicht gleichgültig sei – und jetzt, jetzt trat das Schicksal zwischen ihn und sein Glück.

Es galt einen hohen Preis: die Stellung der Eltern, der Name der Familie – konnten mit einem Schlage zu neuem Glanz emporgehoben, mit ihm umgeben werden. Kurt wußte, daß jetzt alles von den Mitteln zur Behauptung glänzender Stellen abhing – er sagte sich wohl, was sein Vater für ihn hergegeben, um die kostbaren Studien, die Reise des Sohnes zu ermöglichen – er fühlte, daß er ein Undankbarer, ein Leichtfertiger war, wenn er mit einer kurzen Weigerung alles, was von weitem an Reichthum und Glück ihm entgegenlächelte – was den Eltern die Verluste zehnfach ersetzte – vernichtete – und dennoch: sein Lebensglück sollte er opfern, er sollte die schöne, edle, heißgeliebte Dora täuschen? er vermochte nicht zu sprechen, der Schmerz – der Schrecken schlossen ihm den Mund – erst nach langem Sinnen vermochte er die Worte hervorzubringen:

»Und Otto? mein Bruders hat er nicht das erste Anrecht auf die Hand des Fräuleins? den ersten Anspruch auf das Vermögen – das Glück? er ist der älteste.«

Kaspar faßte des Sohnes kalte Hand.

»Mein Sohn,« sagte er stutzend. »Wo ist Dein Bruder? verschollen – verschwunden. Er ruht wohl auf dem Meeresgrunde – und dann: Käme er wieder, wer weiß, ob er in die Heirath willigen – ob er, der ruhelose Seemann, sich glücklich fühlen würde, selbst im Besitz des herrlichen Gutes.«

»Aber ich – ich,« rief Kurt, »ich werde mich glücklich fühlen?«

»Wir hoffen es,« sagte Kaspar. »O, die schöne Sidonie – bedenke, wie man Dich beneiden wird – ein großer Grundherr – und endlich auch selbst Deinen Bruder, wenn er heimkehrt, hilfst Du mit Deiner Heirath zum Glück – denn der wackre Döbbern hat demjenigen der Berchholze, den das Fräulein nicht wählt, ein Legatum von zehntausend holländischen Gulden ausgesetzt – wenn die Heirath zwischen unsern Familien zu Stande kommt.«

Es war ein neuer Donnerschlag für Kurt – seine Weigerung brachte den Bruder, wenn dieser einst heimkehrte, um ein Vermögen – den Bruder, der fern auf wilden Wogen umhertrieb, als Kurt durch den Vater mit Geld ausgestattet, herrliche Reisen machte – deren Kosten dem schlichten Seemanne einen Theil des ohnehin geringen väterlichen Erbtheiles schmälern mußten – denn der sonst genau gewordene Freiherr hätte sie gewiß gespart – Kurt sah sich daher als einen Berauber des freilich fast verschollenen Bruders an – wenn er die Heirath weigerte –

»Dora! Dora!« flüsterte er leise, »Dich soll ich lassen.«

Kaspar hatte während dieser Zeit seinen Hausrock abgestreift und einen Straßenrock angezogen – er nahm seinen Hut und den langen Stock.

»Wohin gehst Du?« fragte Sybilla.

»Ich will sogleich zu Werneck in den Gasthof – ihm die Nachricht bringen.

»Aber Mann – es ist doch noch Zeit –« fiel Sybilla ein.

122

»Nein – nein – Werneck muß wissen, daß wir einig sind – seine Tochter muß davon unterrichtet sein, Du weißt, daß man bei Hofe von der Klausel bereits Kenntniß hat – halte mich nicht auf – und Du, Kurt, erhebe Dich – ja, ja – ich glaubs gern: solche Ueberraschung, eine solche *tormentatio* – das drückt nieder – na – Kopf hoch – die Freude muß nicht zu tief beugen. Ha! ha! ha! Die werden sich wundern.«

Er eilte hinaus. Kurt lehnte matt an dem Tische – seine Arme hingen nieder – seine Lippen bebten. Dahin alles Glück – dahin!

Sybilla horchte einige Minuten auf den sich entfernenden Schritt des Gatten, dann eilte sie zu dem geliebten bleichen Sohne, dessen reizendes Gesicht der innere Schmerz noch verschönerte.

»Kurt! lieber Sohn,« begann sie, »Du bist nicht glücklich – diese Eröffnungen des Vaters – diese lachenden Aussichten haben Dich niedergeschmettert – o – eine Mutter sieht es auf den ersten Blick – rede, geliebter Sohn – Du – Du liebst Sidonie nicht, sie mißfällt Dir durch ihr Wesen.«

Kurt nickte stumm.

»Du irrst vielleicht – das Fräulein muß im Sinne des Hofes handeln.«

Ein tiefer Seufzer entzog sich der Brust des jungen Mannes.

»Denk an das hohe Glück,« sagte Sybilla.

»Ja – ja,« rief Kurt mit schneidendem Tone. »Ich will es – es ist ein Opfer, das ich bringen muß – eine Pflicht, eine schmerzliche, die ich erfülle. Es soll Euch – dem Bruder – allen – zu gut kommen, wenn mein Herze bricht.«

Sybilla faßte erschrocken den Arm des Sohnes.

»Kurt,« rief sie, »sprich zu der Mutter – ich sehe Dir ins Auge – ich will hören – es ist – es ist nicht nur Abneigung gegen des Fräuleins Stolz – nein – Du verbirgst mir etwas, Du hast eine Neigung – ich meinte heute noch, es sei nicht also – aber dieser Schmerz, der sich auf Deinem Gesichte malt – –«

Kurt vermochte nicht dem dringenden Tone zu widerstehen, er lehnte sein Haupt matt an die Schulter Sybillas.

»Ich kann das Fräulein von Werneck heirathen – wenn ich Euer Glück begründe,« sagte er. »Aber ich liebe sie nicht – mein Herz ist nicht frei – es mag brechen.«

Sybilla fuhr mit der Hand über seinen Mund, als wollte das schlimme Wort nicht den Lippen entschlüpfen lassen – der Sohn küßte diese Hand.

»Wer – wer ist es?« fragte die Freifrau nach einer Pause. »Gewiß die Sacetot –«

Kurt schüttelte das Haupt.

»O – eine aus niederem Adel, die Dürkau, sie waren auf dem Akademiefeste.«

Neues Schütteln Kurts.

»Die Anna von Koppe – sie erkundigte sich neulich so eifrig nach Dir – es ist ein schönes Mädchen – ich bin nicht stolz, aber dennoch sähe ich es gern, wenn Du – da

jenes Glück Dir nicht beschieden sein soll – eine Dame aus guter Familie freitest.«

»Nein,« sagte Kurt. »Auch diese nicht.«

»Nun denn, welche? Sprich,« rief Sybilla, sich dicht zu ihm neigend.

Er blickte der Mutter in das Gesicht und sagte mit fester Stimme:

»Es ist Dora Braun, des Hofmaurers Tochter.«

Sybilla that einen Schrei.

»Eine Meistertochter!« stöhnte sie. »Ja – ja, die Berchholz haben nichts mehr zu verlieren.«

Ein Vormittag im Schlosse zu Berlin.

Im Vorzimmer des Kurfürsten Friedrichs des Dritten war eine sehr glänzende Versammlung von Cavalieren und Militärpersonen der verschiedensten Grade zu erschauen. Man konnte dort die bevorzugtesten Herren des prächtigen kurfürstlichen Hofes sehen, wie sie geschäftig und eifrig mit einander plauderten, sich gegenseitig Komplimente sagten, Neuigkeiten aller Art einander zuflüsterten und wie sie zuweilen sehnsüchtige Blicke auf die Thür warfen, welche in die Gemächer des Kurfürsten führte. Vor dieser mit schwerem Gobelinteppich verhängten Thüre standen zwei Schweizer mit blinkenden Hellebarden und der Kammerpage Botho von Eberstein ging zwischen den beiden Riesen auf und nieder – des kurfürstlichen Befehls zum Oeffnen der Thüre gewärtig. Da um jene Zeit die Gemächer des Kurfürsten wegen des

Baues im Schlosse ein wenig beschränkter als sonst waren, lag das Audienzzimmer unmittelbar neben dem Vorzimmer. Die Unterhaltung der Cavaliere mußte deshalb in gedämpftem Tone stattfinden. So plauderten denn der Hofmarschall von Printzen, der Oberjägermeister Samuel von Hortefeld – die Kammerherren von *Grote*, *Kniphausen*, *Waldburg*, *Finkenstein* und *Damnitz* nur halblaut mit einander.

»Es ist also gewiß?« fragte der lustig blickende Grote. »Dieses große Ereigniß sollte in der That herannahen?«

»Verlassen Sie sich darauf, meine Herren,« sagte Printzen, sich vorsichtig umschauend. »Es ist mir – zwar nicht amtlich, denn sonst würde ich nicht davon sprechen – aber von guter Seite her vertraut worden, daß man in Wien ganz und gar gewonnen ist, durch die unablässigen Bemühungen der kurfürstlichen Agenten. Es wird nur noch kurze Zeit vergehen, und Sie alle – wir die wir hier stehen, sind *königliche Diener* – dieser Kurhut, der vergoldete dort oben in den Ornements über der Thür, wird schwinden – um der *Königskrone* Platz zu machen.«

Die Herren konnten ihre Freude darüber nicht bergen – sie zischelten lauter als sonst und rieben sich die Hände.

»Man wird doch endlich dahin gestellt, wo man schon längst stehen sollte,« sagte Waldburg. Wenn ich die Siege des großen Kurfürsten bedenke – das Einschreiten unsres Herren gegen die Franzosen – es ist *immense*, und dennoch wurden wir nur gleich einem der kleinen Reichsfürsten geachtet.«

»Das wird aufhören,« fiel Printzen ein. »Es kein Zweifel mehr, und jeden Tag kann der Courier eintreffen, der uns die Nachricht von der Einwilligung des Kaisers bringt. Uebrigens, meine Herren,« fuhr er lächelnd fort, »sehen Sie ja schon die Vorbereitungen zu den schönsten *Chosen* in der unmittelbaren Nähe. Meinen Sie, dieser riesige Schloßbau sei nur so zum Zeitvertreib unternommen? nur um eine *kurfürstliche* Wohnung zu erweitern? Sie täuschen sich sehr. Das Genie Schlüters ward nicht in Anspruch genommen, um diesen Bau für einen kleinen Reichsfürsten zu vollenden.«

»Es ist ein ungeheures Werk, das Herr Schlüter da unternommen hat,« fiel Grote ein. Bin *curieux* ,ob er es durchführen wird – halte es für unmöglich, dieses alles in einem Menschenalter herzustellen.«

»O, Herr Kammerjunker,« nahm Printzen heftig das Wort. »Sie kennen den Andreas Schlüter doch nur sehr wenig – wenn Sie an dessen Kraft zweifeln. Ich bin fest überzeugt, daß ihm alles gelingt. Wir erwarten den Guß der Statue des hochseligen Herrn – jeden Augenblick – wir sehen Gebäude vor uns aufsteigen, die Schlüters Geist erdachte – mit Bildwerken aller Art schmücken sich unsre Häuser – Gärten – Kirchen, sie sind von Schlüters Hand, und dennoch rückt jede Arbeit vorwärts.«

»Es ist nur nicht ganz in der Ordnung,« wendete Finkenstein ein, »daß der Oberbaudirector seine Gewalt mit eisernem Arme handhabt – er hat *par exemple* den sehr liebenswürdigen Herrn Eosander von Goethe in den Hintergrund gedrängt. Eosander ist ein *Chevalier comme il*

faut – er hält Tafel – hat eine charmante Frau – ist ein entzückender Gesellschafter – –«

»Aber nur ein mittelmäßiges Talent,« fiel Printzen ein. »Wir haben hier genug Künstler aus den verschiedensten Ländern, ihr Urtheil über Schlüters Größe und Bedeutung ist eben so einstimmig, als das über Eosanders unbedeutendes Talent. Er ist ein ganz oberflächlicher Routinier – ein Mann, der nur eine Kunst besonders versteht, die nämlich: sich die Talente andrer Leute für eigne Zwecke dienstbar zu machen. Daraus entstehen allerlei Widerwärtigkeiten, so zum Beispiel bringt er eine Menge ausländischer Gesellen, Künstler und Lieferanten hieher – welche die heimischen beeinträchtigen.«

»Das sei Gott geklagt,« sagte jetzt mit tiefer Stimme ein starker Mann, der bisher in einem Lehnstuhle sitzend der Unterhaltung stumm zugehört hatte. »Ich weiß ein Lied davon zu singen. Seit dem Beginn der großen Bauten ist Berlin mit einer Anzahl fremder Gäste überschwemmt. Ich lasse genau über die Leute wachen, welche die Bauarbeiten hieher führen, und die Ausländer mehren sich wie die Frösche hier bei uns. Da holt Herr de Bodt Franzosen – der Herr Director Werner desgleichen – Broebes, dem man den Franzosenteufel vorhielt, dem er sich ergeben, schleppt uns jetzt Engländer herbei – wie den Herrn King, und der Herr Eosander bringt am liebsten Italiener und Schweizer an. Diese fremden Gesellen bringen einen

seltsamen Ton in unsere deutsche Bevölkerung und verderben sie nach und nach. Man wird eine Gesellenrepublika hier entstehen sehen, wenn es so fortgeht. Ich höre, daß die Leute unter sich geheime Bündnisse stiften.

Der Mann, welcher so sprach, war Herr de *Portz*, Polizeirath und Director von Berlin.

»Sie malen recht schwarz,« lachte Finkenstein.

»Es ist also –« entgegnete de Portz. »Wir wissen das genau, bester Kammerherr, und Herrn Eosanders Freigebigkeit sollte sich einigermaßen auf die Inländer beschränken.

»Ich meine überdies,« sagte Printzen, »daß Schlüter auch wohl eine Menge Leute hat, die ihm anhängen. Sein edler Charakter, seine Offenheit und die Beweise seines Genies sind genügend gewesen, ihm Freunde *en Masse* zu erwerben.«

»Das ist richtig und sicher,« sagte Damnitz. »Es geht sogar soweit, daß Edelleute bereits sich vom Degen ab und der Kunst zuwenden.«

Die im Vorzimmer befindlichen Officiere traten während dieser letzten Worte näher und hörten eifrig zu.

»Richtig – ich habe so etwas vernommen,« bemerkte Grote. »Da ist ja der kleine Berchholz, der auch in Italien war – ein ganz hübsches Menschenkind – wie geschaffen zum Damenpagen und *Cavaliere servente* einiger schönen Marquisen – dieser Junker aus gutem Geschlechte sitzt am Reiß- oder Zeichnenbrette in der Stube des Herrn Schlüter und componirt, wie sie es nennen, Entwürfe für Häuser, Grotten und ähnliche *chosen*.«

»Es ist wahr,« lachte Grote, »die Berchholz – nun sie – eine verarmte Famile – nicht mehr auf der Höhe.«

»Es könnte sich bald ändern,« sagte Kniphausen,« Sie haben doch schon gehört, daß ein seltsamer Handel an unserm Hofe im Werke ist. Die schöne Werneck wird der Preis sein, den ein Freund der Familien Berchholz und Werneck auf die Erfüllung einer Testamentsklausel setzte. Ein bedeutendes Vermögen fällt dem Junker Kurt von Berchholz zu, der damit seiner Familie, die ja vom besten Adel ist, auch wieder zu *Glanz* verhelfen wird, indem er jenen Preis erringt und, wie der Lateiner sagt *nolens volens* die schöne Werneck heirathet.«

»Ist es also wahr? – dieses Gerücht ist nicht aus der Luft gegriffen?« riefen ein Dutzend Stimmen – aber dieser vielstimmige Ruf ward durch einen kurzen Schrei übertönt. Es war ein fast krampfhafter Schrei – einer jener kurz gellenden Töne, die im Momente herben Schmerzes sich unwillkürlich der Brust entringen.

Alle blickten erstaunt um sich. Die Officiere sahen voll Schrecken, wie einer ihrer jüngeren Kameraden, der Lieutenant *Anatole d'Aubreuil* von den Grands Mousquetaires – der Sohn eines französischen Refugiés – bleich und entstellt gegen die Wand taumelte. Anatole hatte den Schrei ausgestoßen.

»Um Gottes willen – was ist Ihnen, Lieutenant?« rief der Hauptmann von Brand, während die Kameraden den bleichen jungen Mann umringten.

»Oh – nichts – nichts,« sagte der Officier matt und mit aller, ihm noch zu Gebote stehenden Kraft sich bemeisternd. »Ich bin angegriffen Sie – Sie wissen, Herr Hauptmann, daß ich heut früh von Potsdam fortritt und, ohne anzuhalten nach Berlin jagte. Es galt, die Meldung an Graf Dohna zu – brin – gen.«

Er holte tief und mühsam Athem.

»Welche Meldung war es?« fragte Printzen.

»Eine rein militärische. Graf Wartensleben will morgen Revue über die Berliner Garnison halten. Er kommt von Potsdam herüber.«

»Und dieser Ritt griff den Lieutenant so sehr an?«

Brand wollte so eben erwidern, als gerade zwei Männer in das Vorzimmer traten, deren besonders schöne und graciöse von der ausgewähltesten Toilette gehobene Persönlichkeiten, das Interesse aller von dem Lieutenant ab und jenen Herren zulenkte.

Einer der Herren ist dem Leser hinlänglich bekannt. Es war der Herr Eosander von Goethe.

Der andere, welcher ihm einige Schritte vorausging, war ein Cavalier von imposanter Gestalt. Er trug einen mit breiten Schößen versehenen Rock, aus schwerem dunkelrothem Sammet gefertigt. Die hochaufgeschlagenen Aermel waren ebenso wie alle Näthe des Rockes, die Taschen und Kanten mit kostbarer Silberstickerei bedeckt. Eine Weste aus Silberbrokat, von gleicher Länge mit dem Rocke, glänzte unter demselben hervor, wenn der Sammt sich bei einer Bewegung sich aus einander faltete. Perlfarbene seidne Strümpfe gingen bis über die

Knie, und die weitfaltige Sammthose ward unter denselben von einem mit Goldplättchen belegten Riemen gehalten. Ein reichverzierter Degen hing im Schoße des Rockes. Spitzen und durchbrochene Bänder fielen von der Brust, dem Halse und den Armen des Mannes herab, dessen Haupt eine mächtige in zahllosen Locken sich ringelnde Allongeperrücke bedeckte – eine ungeheuerliche, aus Frankreich eingebrachte Mode, die freilich den Wuchs und die Erscheinung des ohnehin schon stattlichen Mannes noch bedeutend hob und imposanter machte. Dieser prächtige Cavalier war der Oberkämmerer *Graf Kolbe Wartenberg*.

Diejenigen unsrer Leser, welche unsere Erzählung »*Das Geheimniß des Fürstenhauses*« noch ein wenig im Gedächtniß haben, werden sich erinnern, wie kühn und glücklich Graf Wartenberg seinen Weg zurückgelegt hatte, wie er den eisenfesten, starken und redlichen *Dankelmann* gestürzt, wie er mit Hilfe seiner intriguanten Gemahlin die höchsten Stellen im brandenburgischen Staate gewonnen hatte. Daß alles sich vor einem solchen Manne neigte und ängstlich darauf bedacht war, ihm nicht Grund zur Klage zu geben – lag auf der Hand, und da Jedermann wußte, daß die Wartenbergs gar viel auf Aeußerlichkeiten hielten – beeilte sich die Versammlung im kurfürstlichen Vorzimmer, ihre Ehrerbietung darzubringen, und nur einige der Officiere machten dem Gewaltigen ein kaltes Compliment. Der Graf entwickelte eine zwar herablassende aber immerhin sehr bestechende Liebenswürdigkeit.

»Herr Obermarschall,« sagte er, Printzen die Hand reichend, »ich gehe mit meinem Protégé hier – unserem talentvollen Hauptmann Monsieur d'Eosandre zu Seiner Durchlaucht. Ich bitte im voraus um Ihre Güte – nehmen Sie Eosander in Affection. Es gilt nämlich festzustellen, wie der Bau am kurfürstlichen Château weiter geführt werden soll.«

»Herr Oberkämmerer,« entgegnete Printzen, dessen redliches Wesen sich schon bei diesen Worten ein wenig empörte, »ich meinte, es könne gar keine Entscheidung weiter getroffen werden, denn der Oberbaudirector Schlüter hat das Wort Seiner kurfürstlichen Durchlaucht, daß ihm allein der Bau übergeben werden solle.«

»Herr Obermarschall,« sagte Wartenberg mit dem liebenswürdigsten Lächeln; denn er hatte trotz seiner Gewalt einige Scheu vor Printzen, »das absolute *Wort* – das *mot d'ordre* so zu sagen, hat Herr Schlüter wohl noch nicht erhalten. Seine Durchlaucht haben sich stets Entscheidung vorbehalten – und,« er blickte die Versammelten der Reihe nach schnell an, »da sich wohl etwas ereignen könnte, welches den Entschlüssen des gnädigsten Herrn eine ganz andere Richtung geben dürfte – vielleicht *müßte*, kann sich der Herr Schlüter eben nicht auf das Wort berufen. – Wer ist bei dem gnädigen Herrn?« fragte er den Pagen von Eberstein.

»Der Oberbibliothekar und Rath Beger,« antwortete der Page.

»Ah,« sagte Wartenberg, »unser gelehrter Antiquarius – der geistvolle Kenner der alten Münzen, Figuren, Medaillen und geschnittenen Steine. Er wird sein herrliches Buch fortsetzen, den *Thesaurus brandenburgicus*! – – –«

»Wenn die Kosten nicht so gewaltig wären – vielleicht,« sagte Grote ziemlich dreist.

Wartenberg verzog das Gesicht.

»Seine Durchlaucht werden immer für die Wissenschaft und für die *beaux-arts* eine genügende Kasse haben – und ich halte dafür, daß dergleichen protegiret werde,« warf der Graf kurz ein. »Wenn etwa die Leute erlauben, daß die Zeiten des *Monsieur de Dankelmann* wiedergekehrt seien, wo man um einige Groschen knauserte – dann irren jene Gläubigen sich sehr. Wir steigen als Staat – also wollen wir auch an *noblesse* steigen – daß wir uns immer sehr gut in den pecuniären Dingen halten, dafür sorgt hier unser *ami*.«

Er wendete sich lachend zu einem hochgewachsenen, finster schauenden Mann, der gerade bei des Oberkämmerers letzten Worten in das Vorzimmer trat.

»Der Herr Finanzrath und Oberzahlmeister *Kraut*,« fuhr er fort, sich dem Eintretenden nähernd. »Unser Goldmann sorgt dafür, daß die *meriten* belohnt werden.«

Kraut versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht so nach Wunsch. Der erfahrene und gewissenhafte Finanzier aus Danckelmanns Schule ward stets von einer Angst und Sorge befallen, wenn Wartenberg über Geldangelegenheiten sprach.

»Alles nach Rechnung, Herr Graf,« sagte Kraut. »Ich komme so eben mit einer submissesten Reclamation für Seine Durchlaucht. Ich kann die Gelder nicht bewilligen, welche für den Bau in Oranienburg verlangt werden,« setzte er leise hinzu.

Wartenberg zuckte die Achseln. Er trat dann schnell zu dem meldenden Pagen.

»Melden Sie mich sofort, wenn Herr Beger aus dem Gemache des Kurfürsten kommt,« sagte er. »Wir müssen vor Kraut ankommen – denn er stimmt Seine Durchlaucht sonst gegen uns.«

Der Graf war kaum zurückgetreten, als die Vorhänge sich öffneten und der Rath Beger, ein feiner, ältlicher Mann, artig grüßend durch das Vorzimmer schritt. Der Page verschwand in das kurfürstliche Cabinet, kam dann wieder heraus und rief:

»Herr Graf von Wartenberg und Herr von Eosander.«

Die Gerufenen schritten in das Cabinet. Beger ging langsam durch die Versammlung zur Thüre.

»Was hat der Herr Ihnen wieder aufgetragen? fragte Kraut den Rath.

»Ich habe die Sammlung der Statuen des Bonanni zum Ankaufe vorgeschlagen,« sagte Beger.

»Ah – meine Herren,« entgegnete Kraut leise. »Woher soll man das Geld nehmen? ich bin in größter Verlegenheit.«

Beger machte ein ernsthaftes Gesicht.

»Der gnädige Herr will durchaus für die Künste viel thun –« sagte er. »Und da halte ich es für besser, man räth

zum Ankaufe von Dingen, die ihren Werth behalten. Ich will mich nicht erkühnen, dem Herrn Finanzrath Kraut einige Lehren oder Regeln zu geben, aber ich möchte darauf hinweisen, daß Sie Ihren Einfluß durch möglichst schnelles Eingehen auf die Wünsche *Serenissimi* zu erhalten suchen. Heute – eben jetzt sah ich deutlich, daß Sie in Geldsachen einen Rivalen haben.«

»Ich weiß, wen Sie meinen. Es ist der Hofjude und Juwelier Liebmann.«

»Derselbe. Ich denke mir, seine gewandte Frau ist noch gefährlicher.«

»Ich fürchte es auch.«

»Sie weiß des Kurfürsten Liebhabereien zu schmeicheln – ich kann nichts dagegen thun. Ihr Gatte schießt – wenn Sie, Herr Finanzrath, Gelder verweigern, – das Nöthige vor; Frau Liebmann verhandelt für das Münzkabinet allerlei seltne Dinge – Medaillen, Kuriositäten, Cameen – von dem letzteren Artikel hat sie gestern wieder einige schöne Stücke seiner Durchlaucht überreicht. Es sind allerdings seltne Stücke – Sie werden das Geld dafür anschaffen müssen.«

Kraut brummte zornig einige Worte vor sich hin. Der Einfluß *Joel Liebmanns*, des Hofjuweliers, war ihm bekannt – er fürchtete den zudringlichen und gewandten Ebräer.

Unterdessen waren der Graf von Wartenberg und Eosander ins Cabinet des Kurfürsten getreten. Die Fenster dieses kleinen Zimmers gingen nach der Spree hinaus, und man konnte von dort auf die Burgstraße entlang schauen.

Der Kurfürst war von einer Menge Papieren, Briefen, Abgüssen von Statuen und Bauplänen umgeben. Auf einer Seite des großen Tisches stand ein kleiner, sehr zierlich gearbeiteter, etwa zwei Fuß hoher Schrank. Eine Chatoulle, welche durch zwei Thüren geschlossen war, deren Vorderseite schöne Arbeit von Perlmutter- und Elfenbeineinlagen zeigte.

»Ah – es ist gut, daß Ihr kommt,« rief Friedrich den Eintretenden entgegen. »Habe ich doch heute morgen nichts als ernste Geschäfte abgemacht – der erste heitere Moment war Begers Audienz. Die Künste sind eine Erholung nach den Arbeiten – ich denke, der Monsieur Eosander wird mir auch einiges Gute bringen.«

Eosander verneigte sich tief.

»Die Musen streiten sich unter einander, Euer Durchlaucht zu besitzen,« sagte er. »Sie haben aber zunächst ihren schlimmsten Feind: das Geschäft – den Staatsdienst zu besiegen. Und da Euer Durchlaucht auch hierin Meister sind – so wird es mir, der ich im Dienste der heiteren Muse mich nahe, nicht leicht sein, einen siegreichen Combat zu bestehen. Ich flehe Euer Durchlaucht deshalb um gnädiges Pardon im voraus an.«

Diese sehr schwülstige Rede war ganz im Geschmacke damaliger Zeit. Der Kurfürst nahm sie daher sehr gütig auf, und ein Lächeln lohnte Herrn von Eosander.

Wartenberg säumte nicht, ein hörbares: Charmant! zwischen den Zähnen hervorzumurmeln.

»Ihr kommt? fragte der Kurfürst.

»Um Euer Durchlaucht einige Proben der Entwürfe für die Decorationen vorzulegen, welche bei der Opera und dem damit verbundenen Ballet, das Ihre kurfürstliche Durchlaucht, der erlauchten Gemahlin Frau Sophie Charlotte in Lützenburg aufführen lassen wollen – glänzen sollen,« sagte Wartenberg.

»Sehr schön – charmant das,« sagte der Kurfürst, in einem Sessel Platz nehmend. »Laßt sehen. Es wird eine gute und mir willkommene Zerstreuung sein –«

Eosander begann eine große Mappe vor dem Kurfürsten auszubreiten. Er legte die in derselben befindlichen Blätter einzeln aus.

»Das Opus nennt sich: »*Der bestrafte Betrug des Schäfer Atis*« es ist von *Abbate Mauro* verfaßt. Die Handlung beginnt in einem Blumengarten.«

Eosander hielt dem Kurfürsten die in Farben ausgeführte Decoration hin.

»Sehr schön – gefällt mir,« rief Friedrich. »Die Bosquets sind ganz trefflich arrangirt. Hier, wo die Lauben sich öffnen, ist noch eine Statue der Venus anzubringen.«

Eosander verneigte sich.

»Der zweite Aktus spielt in dieser Muschel- und Steingrotte.«

Der Kurfürst nahm das zweite Blatt aus Eosanders Händen.

»Excellent – ich bin *enchantirt* – Eosander, *vous êtes un génie* – meine Gemahlin hat vollkommen Recht, wenn sie Euch Anordnungen überträgt. Apropos, bevor wir weiter gehen, wie sind die Einrichtungen getroffen? welche Sänger und Sängerinnen werden wir hören?«

»Herr von Besser wird Euer Durchlaucht darüber den schuldigsten Bericht ertheilen,« sagte Eosander mit gut geschulter Bescheidenheit. »Da mir nur die Direktion der Decorationen obliegt, kann ich Herrn Besser nicht wohl vorgreifen.«

»Es macht Euch Ehre, daß Ihr niemandem in seinen Ressort kommen wollt – indessen muß Ihre Durchlaucht die Kurfürstin, welche Gebieterin im Schlosse ist, auch ihre Zustimmung geben – was man aber zu bringen gedenkt, könnt Ihr mir doch sagen.«

»Es werden von den Sängerinnen der Oper des Saales in der breiten Straße die Demoiselles Weidemann und Blesendorf – von den Männern die Sänger Stricker und Pieri mitzuwirken die Ehre haben. Das Beste aber dürfte wohl der Genuß sein, den die berühmte Sängerin d'Alikan – welche die Partie der Daphnis singt – dem hohen *auditorio* bereiten wird.«

»Ah – die schöne Italienerin? ich höre allgemein sehr viel Gutes. Man hat schon in Dresden dieses Mädchen für die *Opera* in Dienst nehmen wollen, nachdem sie aus Wien fortzog. Ihr habt sie für uns angenommen.«

»Ich traf die d'Alikan in Prag, und da Euer Durchlaucht eine schöne Stimme an dero *Opera* und Orchester, so wie Concerten wünschten, nahm ich die d'Alikan in Dienste für Euer Durchlaucht. Dresden bot vergeblich.«

»Sehr gut – *ma foi*, ich bin zufrieden,« sagte der Kurfürst lächelnd und sichtlich erfreut darüber, daß er dem Dresdner Hofe einen Luxusartikel in Gestalt der Sängerin fortgenommen hatte.

»Ihr macht Euch sehr *agréable*, Eosander. Diese Chanteuse ist schon seit längerer Zeit in Berlin? Nicht wahr?«

»Allerdings. Sie wohnt im weißen Rosse in der Fischerstraße – lebt sehr eingezogen und hält sich eben deshalb fern von der großen Welt, weil sie Euer Durchlaucht sowie Dero erlauchte Gattin und den gesammten kurfürstlichen Hof besonders überraschen will.«

»Ich nehme das sehr hoch auf – es ist eine Rücksicht, welche ich der Demoiselle d'Alikan nicht vergessen werde, sagte der Kurfürst. »Nun die Decorationen.« Er nahm das dritte Blatt.

»Es stellt den Palast der Königin Corisca im Lande Arcadia dar. Die Aussicht ins Freie ist durch einen Bogen – durch ein Portal von meiner Erfindung und Idee.«

Die Zeichnung war mit großem Geschicke angefertigt und sehr fein ausgeführt. Der Reiz der Farbe, die Formen und Zierrathen blendeten den Kurfürsten. Er betrachtete die Zeichnung sehr genau – gab durch wohlgefälliges Nicken seinen Beifall zu erkennen und ergoß sich in Lobeserhebungen gegen Eosander.

»Aber,« fuhr er fort, »werden die Räume in Lützenburg groß und weit genug sein, diese kühnen Bogen in den Decorationen aufzunehmen?«

»Ich habe mit Herrn von Besser verabredet, daß der große Mittelsaal dafür hergerichtet werde, der Raum für die hohen Herrschaften werde in Form eines Halbkreises hergestellt. Die Korridore vor dem Saale, welche auf den weiten Vorhof gehen, dienten den übrigen Herrschaften als Parterre.«

»Die Kurfürstin wird entscheiden,« sagte Friedrich, wieder die Zeichnung in die Hand nehmend.

»Sehr schön – fast zu schön für eine Operndekoration,« sagte er. »Wißt Ihr wohl, daß ich solch ein Portal – solch einen Bogen in Stein ausgeführt sehen möchte?«

Eosander und Wartenberg schauten sich mit triumphirenden Blicken an.

»Euer Durchlaucht haben ja nur zu befehlen,« fiel der Graf schnell ein. »Es ist Ihr Vorrecht, den Steinen Leben einzuhauchen – sie als Gestalten aufeinander zu thürmen.«

»Aber wo? wo ist ein solcher Bau anzubringen?« sagte Friedrich.

»Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben dürfte – so ließe sich der Ort bald finden,« sagte Wartenberg. »Euer Durchlaucht müßten nur die Gnade haben – etwas Arbeit zu theilen.«

»Ihr meint?« sagte der Kurfürst.

»Ich meine, da Herr Schlüter im Hofe des Schlosses *vier* Portale erbauen soll – daß eines derselben wohl dem Herrn Eosander von Goethe übertragen werden könnte.«

Es entstand eine Pause. Beide Herren betrachteten den Kurfürsten mit lauernden Blicken – es sollte sich zeigen, ob dem allgewaltigen Oberbaudirector ein Rival zugesellt – ein Stein in den Weg geworfen werden könne.

»Ich bin einigermaßen in Verlegenheit,« sagte Kurfürst Friedrich. »Der Oberbaudirector hat mit mir die Pläne berathen – dort liegen noch die Anschläge, welche Kraut und der Hofrath Mieg, so wie Printzen geprüft und durchgesehen und protegiret haben, auch hat der Monsieur de Bodt sein Gutachten abgeben müssen. Ich muß gestehen, diese Pläne sind herrlich. Schlüter ist ein *génie du premier rang* –«

»Ah – wir werden niemals wagen, ein Wort gegen die Bedeutung des Herrn Schlüters zu sagen,« fiel der Graf schnell ein. »Ich selbst habe ihm ja alle nur mögliche Unterstützungen angedeihen lassen.«

»Er ist gerade in diesem Augenblicke mit dem Beginn eines Werkes beschäftigt, welches, wie Ihr wißt, zur Zierde der *Résidence* gereichen – welches für ganz Europa ein Gegenstand der Bewunderung sein soll – der Guß der Statue meines hochseligen Herrn Vaters wird geschehen – ich darf nicht wohl an dem rütteln, was ich mit Schlüter besprochen.«

Die beiden Herren schwiegen betroffen, aber Wartenberg kannte den Kurfürsten genugsam.

»Es bedürfte nicht einer Beeinträchtigung des Herrn Schlüter,« begann er wieder – »indessen, wenn Euer Durchlaucht der *Sclave* Ihres Wortes sind, so dürfen wir keinen Vorschlag wagen.«

So streng und rechtlich Friedrich dachte, – das Wort *Sclave* klang ihm höchst fatal. Sein fürstlicher Sinn empörte sich leicht, wenn ihm Hindernisse entgegengethürmt wurden, die er nicht erwartet hatte.

»*Monsieur le comte*,« rief er heftig. »Wählen Sie Ihre Ausdrücke. *Esclave! Esclave!* das ist kein Ausdruck dem Gebieter gegenüber. Ich kann *stets* befehlen.«

Wartenberg verneigte sich tief. Der Kurfürst war im hohen Grade erregbar – sein feuriger Geist erfaßte schnell eine Idee, für die er sich leicht begeistern konnte. – Er hatte die Zeichnung der Operndecoration schon wieder ergriffen und betrachtete sie.

»Wenn wir nun einen Ausweg wüßten, um Herrn Schlüter gerecht und dem Talente des Herr Eosander wohlgefällig zu werden, ihm Gelegenheit zu geben, sich zeigen zu können.«

Eosander machte eine Geberde des Entzückens.

»*Eh bien*,« sagte der Kurfürst. »Es liegt in meiner Absicht – auch Schlüter ist damit einverstanden – daß nach der Freiheit hinaus ein großes, schönes Portal erbaut werde. Ich will sehen, ob wir es Eosander übertragen.«

Eosanders Gesicht überflog ein Schimmer freudigen Stolzes. Wartenberg lächelte befriedigt.

»Da fällt mir aber ein,« sagte der Kurfürst, »daß die Rechnungen bereits abgeschlossen sind – Ihr müßtet also warten, bis wir neue Baugelder auswerfen können.«

Auf den Sonnenblick sollte wieder Sturm folgen, denn Eosander war Geschäftskenner genug, um zu wissen, welche Menge von Geldern Schlüters großer Bau verschlang – es konnte also noch sehr lange dauern, ehe der Anfang mit dem Portal gemacht wurde.

Graf Wartenberg schien dasselbe zu befürchten. Er that einen kleinen Schritt zum Kurfürsten und sagte: Vielleicht ließen sich durch die bekannten Fertigkeiten des Herrn Finanzrathes Gelder für einen solchen Bau schaffen, und Herr Eosander könnte dann in kurzer Zeit beginnen. Es wäre für die ganze *celebre* Welt der Künstler gewiß interessant, zu sehen, wie in Berlin, der kurfürstlichen Residenz, zwei große Genies mit einander wetteiferten.«

Obwohl der Kurfürst Schlüter bedeutend höher als Eosander stellte, gefiel ihm dieser Vorschlag, der seiner Residenz – seinem Namen ein neues Interesse verlieh, dennoch sehr.

»Es ist wahr,« rief er. »Man könnte ja etwa die Baugelder theilen.«

Eosander frohlockte. Nicht allein stand für ihn selbst eine Arbeit in Aussicht, welche mit denen Schlüters in gleiche Reihe gestellt wurde – er sah auch noch die Werke seines großen Rivalen, des angestaunten Meisters, durch Entziehung der Gelder, welche für Eosanders Bau verausgabt wurden – gehemmt oder doch langsam vorschreiten.

»Wir könnten da gleich Euer Durchlaucht einige *éclaircissements* verschaffen,« fuhr Wartenberg fort, der stets das Eisen schmiedete. »Finanzrath Kraut ist im Vorzimmer, hören Durchlaucht seine Meinung.«

Der Kurfürst gab ein beistimmendes Zeichen. Er nahm, während der Graf zur Thür ging, einige Papiere aus dem Portefeuill. Kraut trat ein. Er war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß es sich um Geld handle.

»Kraut – Ihr sollt eine Entscheidung herbeiführen,« sagte der Kurfürst. »Seht Euch einmal diese Zeichnung an.«

Er reichte dem Finanzmanne die Decorationsskizze, welche Kraut sehr gleichgültig betrachtete.

»Gefällt's Euch?«

»Recht hübsch gemalt,« sagte Kraut, die Zeichnung fortlegend.

»Was meint Ihr, wenn nach dieser Zeichnung ein neuer Bau angefangen würde?« fragte der Kurfürst.

»Wenn Euer Durchlaucht mir gnädigst sagen wollen, woher ich die Gelder zu nehmen habe, so mögen höchst Sie über den Bau verfügen,« sagte Kraut, der eine ziemlich grobe und rücksichtslose Natur war, wie sie sich häufig die Männer aneignen, welche durch Geld ein Uebergewicht erhalten.

»Da habt Ihr's« lachte der Kurfürst. »Kraut ist eben ein andrer Rechner als Künstler und Cavaliere.«

»Ich sage nicht nein, Durchlaucht.«

»Aber,« fuhr der Kurfürst fort. »Ich sehe hier die Abschlüsse der Rechnungen, welche dem Bauschreiber

Jänicke quittirt wurden. Demnach haben wir für den Schloßbau bis zum Ersten dieses Monates vier und sechzig tausend einhundert und sieben und achtzig Thaler ausgegeben – das ist nicht allzuviel.«

»Es ist gerade genug, Durchlaucht.«

»Mag's denn sein – wie, wenn wir die Gelder theilten und die Hälfte an Schlüter – die Hälfte an Eosander abführten?«

Kraut verzog sein Gesicht.

»Darauf lasse ich mich nicht ein,« sagte er kurz. »Ich kenne das. Da wird die Sache leicht abgemacht, die Gelder werden angewiesen, aber dann ist kaum die Arbeit begonnen, so bleibt es nicht bei der Hälfte, es heißt: schafft heran! und da wird bald noch einmal so viel gefordert. Ich habe von Euer Durchlaucht das Vertrauen erhalten – mir wird die Kassa anvertraut, und ich erkläre demnach: daß ich für außerordentlichen Bedarf keine Gelder beschaffen kann, ohne meine Finanzen in Verwirrung zu bringen.«

Der Kurfürst that einige Schritte im Zimmer auf und nieder.

»Es ist gut,« sagte er, mit dem Kopfe nickend. »Wenn ein so strenger Finanzmann »*Nein*« sagt, dann müssen wir uns darein finden. Kraut ist ein Muster von Ordnung und Enthaltsamkeit.«

Er hatte den Herren grade den Rücken zugewendet und Kraut bemerkte mit einigem Erstaunen – wie Eosander wohl zwei bis drei Mal mit seinem linken Zeigefinger

auf den Ringfinger seiner rechten Hand deutete und dabei verschmitzt und eigenthümlich lächelte.

»Wir können später darüber noch weiter sprechen,« sagte der Kurfürst. »Monsieur Eosander, ich bin mit Ihnen *content*, und Sie werden mit Ihren Zeichnungen sich nach Lützenburg zur Durchlauchtigen Kurfürstin begeben – ihr solche verlegen und Befehle für das Fest entgegennehmen. *Adieu, mon cher*.«

Er winkte gnädig zum Abschiede. Eosander trat bleich und niedergeschlagen mit tiefer Verbeugung ab.

»Alles ist mit diesem Hamburger Maurermeister – diesem Schlüter,« sagte er leise, die Vorhänge zurückschlagend. »Selbst der frivole Kraut. Warten Sie, mein Herr – wir wollen nach eine kleine Unterredung haben.«

Er grüßte die Cavaliere im Vorzimmer sehr freundlich und ging durch die Hinterzimmer bis an die zwischen dem Bau des Kaspar Theiß und dem Hause der Herzogin gelegne Treppe, welche in den kleinen, hart an der Spree gelegenen Garten des Schlosses mündete.

»Ich habe in *présence* des Monsieur Eosander nicht weiter sprechen wollen, um Euch eine Verlegenheit zu ersparen, Monsieur Kraut,« sagte der Kurfürst, als Eosander das Cabinet verlassen hatte. »Aber künftig bitte ich mir devotere Sprache aus.«

»Die Sache bleibt dieselbe, Durchlaucht,« erwiderte Kraut furchtlos. »Ich bin Dero unterthäniger Diener, aber ich muß meine *opinion* heraussagen. Nur Euer Durchlaucht Nutzen treibt mich dazu. Ich weiß, daß der Herr

Graf hier mich wohl nicht immer gut ansehen, weil ich zu Ersparungen rathe – aber es muß sein.«

Der Kurfürst war schon besänftigt. Er erkannte den Werth des Finanzmannes.

»Gut, gut, Kraut,« sagte er, den beiden Männern ganz nah tretend. »Aber es *kann* nicht immer so bleiben.« Seine Stimme ward leiser. »Ihr wißt, daß der große Moment herannaht – jede Stunde erwarte ich Nachricht. Bartholdi sendet täglich Depeschen – Dohna bemüht sich bei dem starren Kinsky. Hier ist, wie Ihr wißt, alles vorbereitet – Ilgen, Printzen, Kamcke, Wartensleben – der ganze Regierungsrath hält sich für meinen Ruf bereit. Wenn es alles geordnet – wenn dieses Ziel erreicht ist und die Königskrone hier vom Schlosse funkelt – dann, mein lieber Monsieur Kraut, dann werden Sie uns wohl größeren Credit bewilligen müssen.«

Er lachte freundlich und gutmüthig.

»O, gnädige Durchlaucht,« fiel Kraut auf den Scherz eingehend in die Rede. »Dann – ja. Wenn die Staatsgeschäfte so an Ausdehnung gewinnen, dann kann der Credit für ein solches Geschäft erweitert werden – bis dahin geruhen Sie in kleinen Verhältnissen zu bleiben. Wir werden noch mancherlei nöthig haben und diese Dinge *par exemple*.« Er wies auf die Chatoulle. »Die Antiken und ähnliche Sachen müßten *jetzt* keine Aufnahme finden.«

»Kraut ist ein Muster von Enthaltsamkeit,« sagte Friedrich. »Er beschämt uns – freilich wer so ganz rein von allen Kleinlichkeiten dasteht, wie Ihr, Finanzrath, der darf so scharf sprechen.«

»Vielleicht wären auch die Sängerinnen unnütz,« fiel Wartenberg mit schneidender Stimme ein.

Kraut zuckte mit den Lippen, er ward verlegen.

»O – das sind Dinge, die zum Etat eines Hofes gehören,« sagte er ausweichend.

»Gewiß,« bestätigte der Kurfürst. »Wir wollen dergleichen Amüsements – sie sind für einen glänzenden Hof nothwendig. Diese Dinge hier kaufte ich zum Ergötzen der Künstler,« er öffnete die Chatoulle und zog einige Schubfächer auf. Eine wohlgeordnete Sammlung herrlicher, geschnittner Steine, Kameen, Onyxe und Siegel lachten den beiden Männern entgegen.

»Es ist eine treffliche Collection, wie Beger selbst sagt – ich muß sie haben.«

»Vielleicht könnte Liebmann uns einen baaren Vorschuß machen,« sagte Kraut.

»Er hat erst neulich geholfen,« erwiderte der Kurfürst. »Ihr wißt es. Nach Wien ging viel Geld – baar sowohl, als in Juwelen und Ringen. Die beiden Schlangenringe sind wahrhaft königliche Geschenke. Man wird solche nicht noch ein Mal finden – sie sollten auch einzig sein.«

Kraut erzitterte leicht.

»So lassen Durchlaucht mich in einigen Tagen Rath schaffen. Diese Sammlung kostbarer Stücke soll nicht aus Ihren Händen.«

Er sah, wie des Kurfürsten Blick sich freundlich ihm zuwendete.

Wartenberg verfolgte jede Bewegung. Er erkannte sehr wohl, daß Kraut diese Ausgabe dem Kurfürsten erleichterte, um sich selbst dafür irgend einen Anspruch auf des Fürsten Nachsicht zu erwerben, oder um sich den Dank des Herrn zu verdienen.

»Diese Steine sind allerdings herrlich,« sagte Wartenberg, »und man muß Kenner sein – um zu ermessen, welchen Kummer man empfindet – wenn solche Kostbarkeiten uns entgehen.«

»Wir werden noch Geld genug brauchen, sagte ich bereits,« fiel Kraut ein.

»O – wenn es erst so weit wäre,« rief Friedrich mit leuchtenden Blicken. »Ich erwarte ja stündlich neue Berichte. Wißt Ihr,« fuhr er fort, »daß so etwas verzehrt – aufreibt? es ist nicht allein meine Person, welche dabei betheiligt ist – nein: der Ruhm ist es, den ich meinem Lande verleihen, die Größe ist es, welche ich ihm geben will – und solche große Dinge machen das Blut vor Erwartung sieden. Es ist Ihnen bekannt, Graf, daß Bartholdi und Dohna für uns mit regstem Eifer arbeiten. Nicht nur die angesehensten Personen des kaiserlichen Hofes werden gewonnen – auch zahlreiche andere Bundesgenossen hat man geworben – Persönlichkeiten, welche oft den unmittelbarsten Einfluß, wenn auch ganz im Geheimen, ausüben.«

Er holte tief Athem, sein Gesicht nahm den Ausdruck des Triumphes an und er fügte halblaut hinzu:

»Daß einige da unten in Wien Furcht haben vor unsrer neuen Würde, ist erklärlich. Einmal droben – und wir werden uns gewaltig heben.«

Kraut stieß einen leisen Seufzer aus – er sah im Geiste schon die mühsam zurückgelegten Thaler in die Welt hinauswandern. Der Kurfürst hatte eine Pause der Unterhaltung eintreten lassen, welche durch den Pagen von Eberstein unterbrochen wurde, der den Oberceremonienmeister von Besser anmeldete.

»Ah – wir werden neue Mittheilungen über das Fest in Lützenburg erhalten,« sagte der Kurfürst. »Ihr bringt sicherlich das Programm, welches Ihre Durchlaucht die Frau Kurfürstin entworfen.«

»Verzeihung, Durchlaucht,« sagte Besser, dessen Wohlbeleibtheit die Reverenzen erschwerte, welche der Hofmann sonst sehr graziös zu machen verstand. »Ich bin sehr gern der Ueberbringer von Nachrichten oder Dingen, welche zu Euer Durchlaucht Erheiterung dienen – allein in diesem Augenblicke scheint mir die Sache, welche ich zu melden habe, denn doch wichtigerer Natur, als es ein Programm selbst für die *Fête* in Lützenburg sein dürfte.«

»Nun? was gibt es?« rief der Kurfürst, hastig zu Besser tretend.

»Ich weiß, daß ich hier – in Gegenwart der Herren sprechen darf,« sagte Besser auf die beiden deutend. »So eben ist der *Conte de Maffei* in das Vorzimmer getreten. Er ließ sich bei mir melden – ich führte ihn in meinem Wagen hieher – der Graf kommt direkt aus Wien und –

wie ich mit Bestimmtheit annehmen darf – als ein *Envoyé extraordinaire* seitens des kaiserlichen Hofes – in Angelegenheiten –«

»Ja – ich bin erfreut, den Grafen hier zu sehen,« rief der Kurfürst mit strahlenden Blicken. »O – keine Minute länger zögern – führen Sie den Grafen herein. Er ist einer der Männer, welche für unser Interesse arbeiten. Seine Ankunft ist von höchster Wichtigkeit.«

Besser ging hinaus.

»Euer Durchlaucht gestatten, daß wir uns verabschieden dürfen,« sagte Kraut zum größten Leidwesen des Grafen: »Es wird wohl vorläufig eine Unterredung sein, welche nur für Euer Durchlaucht bestimmt ist.«

»*C'est ça*,« sagte der Kurfürst. »Maffei möchte sich vielleicht ohne jedes Ceremoniel einführen – alles andere erfahrt Ihr ja doch –«

Er blickte bereits so ungeduldig nach der Thüre, daß die beiden Herren nicht schnell genug sich zu entfernen vermochten. Unter der Thür stießen sie auf Besser, der einen sehr reich gekleideten alten Cavalier in das Cabinet geleitete. Wartenberg und Kraut betraten das Vorzimmer, und gleich hinter ihnen erschien Besser ebenfalls wieder. Der Kurfürst war mit dem Grafen Maffei allein.

Friedrich ging dem alten Cavalier einige Schritte entgegen. Maffei verneigte sich tief, als der Kurfürst seine Hand erfaßte und ihn zu einem Sessel geleitete.

»Graf,« sagte Friedrich, »nehmen Sie Platz bei mir. Es ist einige Zeit her, daß wir uns nicht sahen.«

»Zum letztenmale hatte ich das Glück, von Euer Durchlaucht mit gnädigem Gruße bedacht zu werden, als Sie im Haag zum Besuche König Wilhelms von England anwesend waren,« sagte Maffei. »Da mein Herr als Fürst von Savoyen mit Frankreich den Frieden geschlossen und die königliche Würde errungen hatte, wurde mir der ehrenvolle Auftrag, die Verhandlungen im Haag zu leiten, soweit sie auf jenes Ereigniß Bezug hatten.«

Des Kurfürsten Blick verfinsterte sich. Er lehnte sich ein wenig in den Sessel zurück und entgegnete kurz:

»Ja – ja. Es war eine Zusammenkunft, die mir noch heute im Gedächtnisse ist.«

»Ich glaube es, gnädiger Herr,« antwortete Maffei mit einiger Betonung.

»Ihr *glaubt* es,« lachte der Kurfürst gereizt. »O – freilich – in diesem »*Ich glaube*« es liegt die ganze Historie von damals. Es war nahe daran, daß wir, König Wilhelm und ich – uns hart überwarfen. Er wollte mir den Armstuhl nicht zugestehen. Er wollte bei unsrer Zusammenkunft sitzen – der Kurfürst von Brandenburg sollte vor ihm stehen – das *durfte* nicht sein. Es war genug für uns des Desagreablen, daß Ihr Herzog schon die Königswürde erhalten, daß der Prinz von Oranien ebenfalls die Krone von England trug – eine solche Zurücksetzung aber konnten wir uns nicht gefallen lassen. Man meint, die Brandenburger seien nur kleine Souverains – das ist eigentlich lustig, denn die großen Herren können niemals ohne die Brandenburger etwas ausrichten. Mein Herr Vater selig focht für ganz Deutschland, trieb Franzosen und

Schweden zu Paaren – machte seinen Ruhm durch alle Welt tönen. Ich selbst bin stets der Erste, an den man sich wendet, wenn Hilfe nöthig ist. Meine Truppen fochten gegen Frankreich – am Rhein, in Italien, in dem fernen Ungarlande – und mit ihrer Hilfe, mit ihrem Blute, gewinnen sie kaiserlicher Majestät Schlachten – aber den Armstuhl weigerte man mir – *Oh monsieur le comte, c'est ridicule*.«

Er hatte sich wirklich ereifert – die Erinnerung berührte ihn in sehr peinlicher Weise.

»Durchlaucht,« entgegnete Maffei, »Sie haben doch schon damals *das* erreicht, was Sie wollten: die Unterredung wurde *stehend* abgemacht, und bei des Königs Gegenbesuch in Cleve ward Euer Durchlaucht der Armstuhl nicht verweigert.«

»Es ist richtig,« sagte der Kurfürst. »Ich hätte auch viel eher jede Unterhandlung abgebrochen. Wer die *Kraft* in sich fühlt, muß auch zur *Macht*, zum Ansehen kommen.«

Er fixirte den Grafen scharf – ohne eine Frage an ihn zu richten – er wollte nicht zeigen, wie sehr es ihm am Herzen lag, den Grund der Ankunft Maffeis zu erfahren.

Der Graf war ein stattlicher alter Edelmann, dessen feines Gesicht die Spuren eines stürmischen, eines in Genüssen aller Art verbrachten Lebens trug. Er galt für einen jener Cavaliere, welche ihre Jugend und Blütezeit an den genußsüchtigsten Höfen Italiens, Frankreichs und Englands unter Abenteuern und Intriguen verlebt hatten. Gleichwohl erfreute der Graf sich vielleicht gerade deshalb der allgemeinsten Beachtung an den Höfen und galt

für eine Person, deren Einfluß wichtig und entscheidend werden konnte. Mit großem Vermögen verband Maffei eine durch vielfache Erfahrungen noch bedeutend gesteigerte Gewandtheit in allen Missionen, deren Führung ihm vertraut ward.

»Euer Durchlaucht haben vollkommen Recht,« sagte er, sich verneigend. »Wer die Kraft fühlt, *muß* zur Macht gelangen. Was Sie damals im Haag so sehr vermißten: jene hohe Würde – sie durfte nicht lange mehr fern bleiben.«

»Was sagen Sie?« rief der Kurfürst mit gut gespieltem Erstaunen. »Es wäre bereits *nahe*? näher als wir hier glauben? Graf – ich will offen sein: Bartholdi und Dohna sind emsig bemüht, Bundesgenossen zu werben. Es ist mir bekannt, daß Sie einer derselben sind. Sie kommen – –«

»Ich komme, um Euer Durchlaucht die Meldung zu bringen, daß der kaiserlichen Einwilligung, Euer Durchlaucht Kurhut von Brandenburg in eine Königskrone zu verwandeln – nichts von Bedeutung mehr im Wege steht – und daß Seine kaiserliche Majestät die Unterzeichnung des Krontractates nur noch einer Sitzung der Reichsräthe mittheilen wollen. Die ernste Sache ist bald entschieden.«

Der Kurfürst hatte Mühe, seine Erregung zu bergen. Er fühlte, daß er vor dem alten Diplomaten sich keine Blöße geben dürfe – die kaiserliche Einwilligung mußte als etwas Selbstverständliches erscheinen.

»Gut – gut,« sagte er mit leicht vibrirender Stimme, was dem Grafen nicht entging. »So wäre alles denn in

bester Ordnung. Die Räthe werden sich nicht lange sträuben.«

»Gnädiger Herr,« fiel Maffei ein. »Ich bin als Freund des kaiserlichen Hofes und zugleich als Freund Ihrer erhabnen Person nach Berlin gekommen, auf Bitten und Wunsch des Grafen Dohna. Soviel ich vermochte, habe ich gethan, die kaiserlichen Herrschaften zur Unterzeichnung des Traktates zu bewegen – von Seiten des Kaisers steht kaum noch etwas zu besorgen. Es fehlte nur noch die Einwilligung des Kurfürsten von Baiern als Gouverneur der Niederlande und damit: die der Seemächte – gelänge es, diese Anerkennung zu erhalten, so wäre alles geordnet. Dieses Hinderniß schien mir so gefährlich – denn eine Stockung könnte leicht die Gegner der Erhebung Brandenburgs ermuthigen – daß ich auf Wunsch Bartholdis sogleich nach Berlin reiste und so der kaiserlichen Entschließung und Negotiirung des Krontractates zuvorkam. – Ich muß Euer Durchlaucht bitten, in Dero Interesse auch die Anerkennung Baierns und der Seemächte zu gewinnen.«

»Ich danke Ihnen, Graf,« sagte Friedrich, dem Edelmanne die Hand reichend. »Aber fühlen Sie mit mir, welcher Unmuth mich ergreift? Um die gerechten Ansprüche, welche mein Haus auf Erhebung hat, durchzusetzen, muß ich den kleinen Souverains schmeicheln, ihnen durch meine Envoyés Aufmerksamkeiten erweisen – muß ich mich zu Bitten herbeilassen. – –«

Er stampfte unwillig mit dem Fuße.

»Gnädiger Herr,« sagte Maffei. »Die größten Dinge werden durch kleine Ursachen hervorgebracht. Der Pater Wolff hat die Kaiserliche Majestät für Euer Durchlaucht gewonnen – ein freundliches Wort genügte – bei den Seemächten und dem Kurfürsten von Baiern genügte nur eine gewandte Vermittlung. Weshalb wollen Sie in wichtiger Sache, durch eine Vernachlässigung das Ganze in Frage stellen? Wenn die Hindernisse aus dem Wege geräumt sind – dann handeln Sie, Durchlauchtiger Herr.«

»Sie haben recht,« sagte Friedrich. »O – wäre nur des Kaisers Unterzeichnung erst geschehen,« fuhr er fort, heftig auf und niedergehend. »Hätte ich Nachricht von diesem Vollzuge – dann stände ich am Ziele – aber wenn es scheiterte – wenn die Räthe die Freunde des intriguanten Kinsky, in der zwölften Stunde noch den Traktat umstießen?

»Es ist zu hoffen, gnädigster Herr, daß dies nicht geschehe. Graf Dohna hat mich beauftragt, Euer Durchlaucht mitzutheilen, daß er alle Vorkehrungen getroffen, um sogleich nach Unterzeichnung des Traktates, die ganz in geheimer Rathssitzung geschieht oder geschehen würde, Nachricht zu erhalten. Graf Dohna läßt den Tag über zwei Kabinetscouriere sich bereit halten – die Pferde stehen gesattelt, es ist Relais gelegt – Wagen und Pferde sind für die ganze Route bis Berlin bestellt. In demselben Momente, wie die Nachricht von dem Vollzuge des Traktates durch den Kaiser dem Grafen überbracht wird, schwingen die Couriere sich in die Sättel und bringen den Bescheid nach Berlin.«

»Trefflich trefflich,« sagte der Kurfürst, in größter Erregung das Zimmer durchschreitend. »Wenn es nur erst soweit wäre! Meine *impatience* ist kaum zu zügeln. Also – Baiern und die Seemächte – freilich – freilich, Englands Anerkennung ist ebenso wichtig, als die der Generalstaaten – man müßte sogleich nach dem Eintreffen der kaiserlichen Botschaft einen gewandten Envoyé, eine Person nach dem Haag senden, die den Kurfürsten von Baiern schnell gewönne.«

»Es müßte eine Persönlichkeit sein, der fast unmöglich wäre zu widerstehen, der selbst ein Souverain kaum etwas verweigern könnte,« sagte Maffei.

»Wir wollen es in aller Eile überlegen,« entschied der Kurfürst. »Geld! Geld!« setzte er leise hinzu, auf die Chatoulle mit den Steinen und Kameen einen Blick werfend, als er sah, wie Maffei aufmerksam die von vorhin noch offen gebliebenen Kästchen und deren Inhalt musterte.

»Sie betrachten diese prächtigen Dinge,« sagte er, nähertretend. »Mein Hofjuwelier hat mir diese Schätze für mein Münz- und Medaillenkabinet erstanden. Es ist eine theure – nicht wieder aufzufindende Sammlung.«

»Diese Exemplare sind wirklich entzückend,« sagte Maffei. »Ich bin Kenner und Liebhaber.«

»Ich weiß es – ich weiß es,« entgegnete der Kurfürst mit sarkastischem Lächeln und leichter Handbewegung.

»Euer Durchlaucht meinen, daß durch diese Liebhaberei, welche mir innewohnt, Dero geschickte Agenten in

Wien meinen Einfluß für die Kronverhandlungen gewonnen haben – ja, ja das lag in Euer Durchlaucht Ton und Geberde.«

»Sie können glauben Graf?«

»O, gnädigster Herr, ich nahm den Beweis Ihrer Huld dankbar an. Herr von Bartholdi überreichte mir das fürstliche Geschenk, als ich bereits Schritte im Interesse für Durchlaucht gethan *hatte*, und ich durfte es um so eher annehmen, als es keinen materiellen, sondern einen rein künstlerischen Werth besitzt. Die Marmorstatue der auf einem Seepferdchen sitzenden Nymphe hat für mich, den Liebhaber und Kenner, unschätzbaren Werth. Es ist eine Antike von größter Schönheit, der ich in meiner Galerie einen bevorzugten Platz anwies.«

Er neigte sich dankend vor dem Kurfürsten.

»Das Geschenk eines Kunstwerkes schien uns für Sie am geeignetesten,« sagte Friedrich. »Der scharfe Kenner der Antike wird durch solche Dinge mehr erfreut, als – –«

»Als durch kostbare, moderne Arbeiten, selbst wenn sie mit Brillanten besetzt sind und zwei ineinandergeringelte Schlangen vorstellen, welche köstliche Steine im Rachen tragen. Graf Lamberg und die Pfalzgräfin von Neuburg prahlen bereits mit diesen herrlichen Geschenken,« sagte Maffei.

Der Kurfürst erröthete leicht – Maffei kannte sehr genau die Mittel, welche angewendet wurden, um eine wohlverdiente Würde zu erlangen.

»Es war mein Wille,« sagte Friedrich, »denjenigen, welche mir in amicabler Weise dienen, eine Aufmerksamkeit

zu erweisen. Ich ließ diese Ringe eigens fertigen, damit keine andere Person ein ähnliches Exemplar aufzuweisen haben könne – Fassung, Zeichnung und Arbeit sind einzig in ihrer Art und daher wohl eine Auszeichnung. Nicht allein der Werth der Steine und des Materials gibt ihnen Bedeutung.«

»Ich weiß es wohl zu schätzen,« sagte Maffei. »Die Ringe sah ich mir genau an. Sie gingen von Hand zu Hand am kaiserlichen Hofe in Wien. Wenn ich recht hörte, ist die Idee, die Angabe von dem berühmten Schlüter.«

»Allerdings.«

»Also in der That etwas Klassisches, Schlüter wird mit Recht ein nordischer Michel Angelo genannt. Solch einen Künstler dürfte kein Fürst außer Euer Durchlaucht den Seinen nennen.«

Der Kurfürst nickte wohlgefällig und stolz mit dem Kopfe – die Erinnerung an seine vor wenig Minuten mit Eosander gehabte Unterredung fiel ihm ein. Wie unbedeutend erschien der Hauptmann dem großen Schlüter gegenüber! Maffei hatte wieder die Steine in der Chatoulle gemustert, er nahm einige derselben aus dem Brette.

»Diese Onyxe sind wundervoll,« sagte er, die Steine wieder in das Kästchen legend, wobei sein Gesicht finster wurde und ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg.

»*Eh donc*, Graf! was ist Ihnen?« rief halblachend der Kurfürst. »*Mon dieu*, was sind diese Liebhaber neidisch – wir wollen sehen, ob ein Tausch möglich ist – lassen Sie uns einmal später darüber reden.«

»Durchlaucht irren,« erwiderte Maffei. »Es ist weder Neid noch Eifersucht. Gern lasse ich Ihnen den Vorrang – was noch so trübe stimmt, ist eine Erinnerung. Vor etwa drei Jahren ließ ich im meinem Palaste zu Safferata eine bauliche Aenderung vornehmen, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß die dort beschäftigten Arbeiter in meiner Galerie einen frechen Diebstahl begingen. Verschiedene Kostbarkeiten, antike Schätze wurden entwendet. Unter anderen Dingen auch fünf köstliche Steine – Onyxe und Carneole, Hyacinthsteine – diese Verluste sind unersetzlich, und so oft ich ähnliche Dinge sehe – seufze ich über die verlorenen Herrlichkeiten.«

»O – das ist empörend,« sagte der Kurfürst, »und es ließ sich keine Spur des geraubten Gutes entdecken? Die Diebe waren nicht zu ermitteln?«

»Die Steine blieben verschwunden. Die Thäter – die Räuber wurden zwar vermuthet – die Maurer mußten es gewesen sein – niemand konnte sonst, zu jener Zeit wenigstens nicht, den Einbruch vollführt haben. Man warf, glaube ich, sogar einige der Bursche auf die Folter – allein das Geständniß war nicht zu erpressen. Außerdem waren noch Gründe vorhanden, die mich selbst bewogen, die Untersuchung fallen zu lassen.«

Maffeis scharfes, durchfurchtes Antlitz nahm einen tiefernsten, fast schmerzlichen Ausdruck an, der jeden Zug von Ironie und Sarkasmus verdrängte. Der Kurfürst hatte die Chatoulle geschlossen – er lächelte gutmüthig.«

»Ich begreife den Schmerz des Kenners und Amateurs,« sagte er. »Aber nun, *mon cher comte* – lassen Sie

uns Ihre Person recht genießen. Ihre Anwesenheit ist erwünscht und erfreulich, wie Ihre Botschaft, hoffentlich trifft die kaiserliche Negotiirung bald ein – wir bedürfen Ihres Rathes wegen der Seemächte, und Sie sollen ein lieber Gast, ein Freund an unserm Hofe sein. Ich darf Sie wohl bitten, der Kurfürstin Durchlaucht eine Visite zu machen – übrigens kommen Sie zu guter Zeit. Meine gnädige Gemahlin gibt eine Fête in ihrem Schlosse Lützenburg, zu deren Verherrlichung wir eine schöne Oper mit Tanz haben werden. Das Arrangement wird trefflich sein. Monsieur Eosander und Besser haben es übernommen. Man gibt den Schäfer Atis von Abbate Mauro. Unsere Kapelle wird dabei mitwirken – unsere Sänger und Sängerinnen ebenfalls, und damit wir etwas ganz extra Schönes genießen können, haben wir durch Eosander die fameuse Sängerin Katharina d'Alikan für unsern Dienst angenommen.«

Der Graf zuckte heftig empor – seine Hände machten eine Bewegung nach der Brust hin – er warf das Haupt zurück.

»Die – die Sängerin – d'Alikan ist hier? – hier – an Euer Durchlaucht Hofe?« fragte er mit gepreßter Stimme.

»Ja – ja,« antwortete der Kurfürst. »Schon wieder Neid? Ha! ha! ha! Sie meinen wohl, die Messieurs da draußen, man könne in Berlin den Hofhalt nicht so großartig machen, weil der Kurhut und nicht die Krone über unserm Wappen steht? Die Herren irren. Sie sehen,« fuhr er stolz fort, »daß Künste und Wissenschaft bei uns blühen – die trefflichsten Männer sind bei uns versammelt.

Ueberall steigen Bauten, Kunstwerke empor – die Armee ist in wahrhaft achtunggebietendem Stande – die Pracht ist wohl eine solche zu nennen, wie sie an königlichen Hoflagern Brauch ist, und wenn die Erhebung ausgesprochen sein wird – dann wird die kaiserliche Bewilligung nicht in ein Land, nicht zu einem Fürsten gelangen, die solcher Ehre unwerth sein oder zu ärmlich dastehen könnten – nein – nur der Titel fehlt, meine Hofhaltung, meine Anordnungen, meine Armee, meine Schöpfungen auf dem Kunstgebiete sind längst königlich. Kann Sie die Anwerbung einer Sängerin wundern?«

»N – ein – nein,« sagte Maffei, »durchaus nicht – ich war nur erstaunt – die d'Alikan hatte Wien verlassen, um – um nach Dresden zu gehen, woselbst ihr Cerrini im Auftrage des Königs ein großes Stück Geld geboten – ich bin erstaunt, diese Sängerin hier zu finden.«

Der Kurfürst zeigte aufs neue, daß dieses Staunen ihn sehr befriedigte. Es war nur eine Sängerin, die er einem königlichen Hofe abwendig gemacht und dem seinigen, dem kurfürstlichen Hofe gewonnen – aber es war dennoch ein Triumph: die Notabilitäten der Kunst gingen gern nach Berlin.

»Eosander hat in Bessers Auftrage, diese Sängerin für uns angenommen,« sagte er.

Maffei wer sichtlich in Unruhe.

»Ei, ei, Comte,« lachte der Kurfürst, mit dem Finger drohend, »sollte diese *chanteuse* dem allbekannten galanten Maffei etwa gefährlich sein?«

Der Graf wies auf sein Gesicht.

»Solche alte Herren wie ich, Durchlaucht,« sagte er lachend, »sind nicht mehr in den Reihen der galanten Cavaliere zu suchen.«

»St! St!« lachte der Kurfürst, »Sie gelten für einen eifrigen Bewunderer des schönen Geschlechtes – *hélas!* ich kann Ihnen nicht die *Cercles à la Versailles* bieten – an unserm Hofe ist aber doch viel Eleganz, Sie werden sehen – *heureusement* ist es nicht wie in Versailles. Meine Cavaliere, meine Räthe, meine Officiere sind nicht Libertins – es herrscht in der That guter Ton bei uns – und durchaus ungezwungen.«

»Ich bin überzeugt davon,« sagte Maffei, seinen Hut nehmend. »Darf ich jetzt um gnädige Entlassung bitten – ich werde der Kurfürstin Durchlaucht meine Aufwartung machen.«

»Ich entlasse Sie mit Dank und hoffe Sie bald wiederzusehen,« sagte der Kurfürst freundlich.

Maffei neigte sich und suchte eilig die Thüre. Im Vorzimmer wartete Besser des Grafen, um ihn die Treppe hinab zum Wagen zu geleiten, der im Schloßhofe hielt.

»Ich höre,« sagte Messei beim Einsteigen, Sie haben die d'Alikan gewonnen.«

»Ja, Herr Graf. Wir überboten Cerrini.«

»So – so – dieses Mädchen ist sehr schön – sehr gute Sängerin – sie – sie ist schon länger hier?«

»Ja. Sie wohnt schon seit einiger Zeit in Berlin.«

»Und wo? wo?«

»Ich – ich weiß es in der That nicht,« antwortete Besser nach einer Pause.

Maffei stieg in den Wagen, reichte Besser noch einmal die Hand und fuhr davon.

»Alter Sünder,« murmelte Besser. »Er wäre im Stande, der d'Alikan den Hof zu machen – er ist noch immer der leichtfertige Cavalier. Diese alten Herren sind unverbesserlich.«

Als Besser in das Vorzimmer trat, vernahm er, daß der Kurfürst noch zur Nachmittagszeit eine Fahrt nach Lützenburg unternehmen wolle.

Im kleinen Schloszgarten.

Wir haben den Hauptmann Eosander von Goethe in dem Augenblicke verlassen, wo er die kleine Treppe hinabstieg, welche zum Schloßgarten an der Spree führte. Die zum Hofe und dessen Beamtenkreise gehörenden Personen hatten einen Schlüssel in Händen, der die auf den Schloß- oder Domplatz führende kleine Pforte öffnete. Diese Pforte lag in einer kleinen Mauer, von dem vorspringenden Seitenflügel, »*das Haus der Herzogin*« genannt, bis zum Ufer der Spree lief.

Der Garten war sehr klein. Einige alte Bäume verbreiteten Schatten, machten aber die Mauern und Fenster noch düstrer, als sie bereits waren, und die grauen Steine des Thurmes, »der grüne Hut« genannt, an den sich allerlei unheimliche Sagen knüpften, waren mit dickem Epheu umrankt. Die herbstliche Zeit machte ihre Rechte schon geltend. Die Blätter begannen herabzufallen, und

der Wind strich, von der Wasserfläche der Spree kommend, mit lautem Seufzen an den Thürmen empor. Ueber das Wasser hinwegblickend, gewahrte man die noch im Entstehen begriffene Burgstraße, welche zwar schon mehrere Häuser aber noch mehr Gärten zeigte, deren Bäume ebenfalls die schönen aber zur Schwermuth stimmenden Farben ihres Laubwerkes zeigten, welche der Herbst auf die Blätter der Bäume und Sträucher malt.

Diese melancholische Stimmung hatte sich des Herrn Eosander wahrscheinlich bemeistert, denn er schritt gebeugten Hauptes aus der kleinen Pforte des zweiten Thurmes des Herzoginhauses in den Garten.

»Es will durchaus nicht glücken,« murmelte er. »Die ganzen Verhältnisse sind mit ihm im Bunde. Wie nahe war es! Wenn Kraut Ja sagte – dann stand ich mit Schlüter gleich – unsere Gerüste am Schloßbau erhoben sich einander gegenüber. Und nun – nun vollends dieser Guß!«

Er lehnte sich über die Brüstung der niedrigen Steinmauer, welche ringt des Flußufers hinlief, und schaute nach der über das Wasser zur Georgenstraße führenden langen Brücke.

»Dort – dort wird es stehen,« sagte er laut und heftig. »Dieser Mensch hat überall seinen Namen geltend gemacht. Dort diese Seegötter und Najaden an den Brückenbogen sind von ihm – die Zierde der Brücke wird das Standbild sein.«

»Wenn der Guß gelingt,« sagte eine Stimme dicht neben senden der sich erschreckt umwendete.

Der Hauptmann sah sich dem Polier Gregorio gegenüber.

»Ihr hier?« rief er. »Woher kommt Ihr? was wollt Ihr, Mann?«

»Herr Hauptmann,« sagte Gregorio, »ich bin von dem Zeughausbau entlassen.«

Eosander blickte ihn verwundert an.

»Ihr? ich habe Euch doch an Grüneberg und de Bodt empfohlen – Eure Anstellung habe ich befürwortet.«

»Gewiß – und ich war dankbar dafür. Aber Meister Braun hat mir angezeigt, daß Herr Schlüter meine Entlassung verlangt und befohlen habe, weil er keine Ausländer an der Arbeit dulde.«

Eosander stieß einen Ruf des Zornes und der Ueberraschung aus.

»Wie? Herr Schlüter jagt Euch fort?« sagte er mit bebenden Lippen.

»Es ist so. Braun hat es mir heut verkündet. Er wagt nicht gegen des Oberbaudirectors Befehl zu handeln.«

Eosander biß die Lippen.

»Ich werde Euch beistehen – Euch schützen.«

»Ich bat schon bei unserer ersten Zusammenkunft darum, gnädigster Herr,« sagte Gregorio mit sanfter Stimme.

»Sie mahnen mich,« entgegnete Eosander. »O – ich weiß wohl – Sie haben recht. Diese kostbaren Steine – «

»Sie kränken mich, gnädiger Herr,« sagte Gregorio. »Ich machte mir eine Freude daraus, Ihnen das Geschenk zu überreichen. Ich denke nicht daran, von Ihnen einen

Gegendienst zu verlangen – o nein – ich wünschte vielmehr nur deshalb Ihre Protection, damit ich stets in Ihrer Nähe bleiben könnte, um Ihnen zu dienen – um,« er trat dicht zu Eosander, »um den gemeinsamen Gegner aller, die hier nach fürstlicher Gunst ringen, zu beseitigen, und ich bin, ohne Ihre Protection genossen zu haben, bereits ans Werk gegangen.«

Eosander starrte den räthselhaften Mann an, der ihm wieder gleich einem Dämon in der Stille dieses düstern, kleinen Gartens, innerhalb der dunkeln Mauern des Schlosses erschien, und mit dem er fortwährend verknüpft wurde.

»Ihr habt – Ihr seid ans Werk gegangen? Wie soll ich das verstehen,« fragte er.

»Sie führten, als Sie die lange Brücke betrachteten, ein Selbstgespräch,« sagte Gregorio. »Sie sehen – es ging mir daraus hervor – den Koloß, die Statue des großen Kurfürsten schon auf dem Ausbau der Brücke stehen – o – freilich es ist ein ewiges Denkmal für den großen Fürsten – die verkörperte Bewunderung, welche Mit- und Nachwelt ihm zollen, und dankbar werden Generationen hinaufblicken – aber bei dieser Bewunderung wird man sich ebenso Schlüters erinnern – fahren Sie nicht auf – das waren Ihre Empfindungen.«

»Ihr habt recht,« lispelte Eosander. »Wenn der Guß vollendet ist – –«

»Das war es,« fiel Gregorio ein. »Wie, wenn er nicht vollendet würde? wenn er nicht zu Stande käme?«

Eosander packte das Wamms des Poliers.

»Was sagt Ihr?« keuchte er. »Der Guß könnte mißlingen?«

»Er würde nicht mißlingen – so wie er vorbereitet ist – nein. Aber,« seine Stimme sank zum Geflüster hinab, »wenn man nun – wenn ein gewandter, kühner Mann irgend ein Mittel, eine geheime Kunst, ein sinnreiches Stück – wüßte und anwenden, könnte, dessen Gewalt den Guß vereitelte, die Wellen des flüssigen Metalls im Momente, wo der feurige glühende Strom in die Form schießt, zum Stocken brächte – ja im Innern der Form eine vernichtende Wirkung erzielte, welche die Wände sprengte? wäre damit kein Schritt zum Verderben des Mannes geschehen?

Eosander erbebte, wie die über seinem Haupte, vom Aste des Baumes herabhängenden Blätter unter dem Hauche des Herbstwindes bebten. Diese Gewaltthat schien ihm allzu furchtbar. Das mächtige Werk sollte durch eine Bosheit gestört werden – die der fast Unbekannte anstiftete? in welche Hand hatte Eosander sich gegeben?

»Ihr fabelt,« sagte er, »Ihr seid ein Mensch, der sich und andere verderben wird. Wie sollte ein Werk vernichtet werden, das mit ängstlicher Sorgfalt begonnen und gehütet wird?«

»Seit drei Nächten war ich am Ofen – an der Dammgrube – an der Form,« entgegnete Gregorio kalt.

Eosander trat entsetzt einige Schritte zurück – »Ihr seid im Gießhause gewesen?«

»Ja. Die Gesellen Jakobis ließen mich ein. Ich untersuchte den Ofen, die Gußrinne – die Erde in der Dammgrube. Ich werde mit Hilfe Savenis einen Kloben Metall zusammensetzen, der in den Ofen geworfen – die Gußspeise erstarren macht und Blasen treibt, welche platzen und durch ihre Dünste den Lauf des Metalls, die Mischung verderben. Der stolze Herr Schlüter wird sehen, daß wir Macht genug besitzen.«

Eosander betrachtete den unheimlichen Mann mit furchtsamen Blicken. Obwohl er an ihm einen mächtigen Bundesgenossen haben konnte – war diese Gemeinschaft doch immerhin eine gefährliche. Eosander wußte kaum, wer der Mann war, der mit so brutaler Gewalt in den Gang eines Ereignisses von Wichtigkeit griff.

»Ich erkläre,« sagte er, »daß ich mit solchen Dingen nichts gemein habe – nichts gemein haben *darf*.«

»O – ich verstehe,« sagte Gregorio mit seltsamem Lächeln, »lassen Sie mich handeln.«

»Wer seid Ihr? ich sage es noch einmal. Es ist doch seltsam, daß ein Mensch so ohne weiteres hier in Berlin auftaucht – sich an meine Person drängt – mir kostbare Geschenke oder Darlehen macht, nur um mir gefällig zu sein – nur um Schutz für den Aufenthalt hier zu finden.«

»Ich könnte sagen: dies alles ist nur der Grund – aber ich will offen sein, wie ich es schon im Hause Savenis aussprach: Lassen Sie mich in Berlin bleiben – lassen Sie mich steigen und eine gute Carrière machen, wenn ich Ihnen helfe.«

Eosander wollte so eben erwidern, als die kleine Thurmpforte sich aufs neue öffnete und in heftiger Erregung der Graf Wartenberg in den Garten trat.

»Ah,« rief er schon von weitem. »Ich finde Sie noch hier – das ist gut. Die Sache muß schnell ergriffen werden. Kraut sträubt sich entschieden, das Geld zu geben – für die Spielereien des Hofjuden ist aber Geld vorhanden. Damit will er einen Schlag pariren, wir müssen ihm an den Hals gehen.«

»Sie verbinden mich hoch, mein theurer Gönner,« sagte Eosander, den Grafen auf die andere Seite drängend, denn Gregorio machte einen sehr langen Hals, um jedes Wort zu erlauschen.

»O – es geschieht nicht allein Ihretwegen,« rief Wartenberg ziemlich rücksichtslos. »Nein – es darf überhaupt nicht geduldet werden, daß Kraut uns Gelder verweigert, daß er Partei gegen uns nimmt. Ich werde das zu verhindern wissen.«

»Aber wie wollen Sie –«

»*Eh donc*,« sagte Wartenberg. »Haben Sie nicht in Erfahrung gebracht, daß Kraut der d'Alikan einen Ring zum Präsent gemacht hat? Der Kurfürst bildet sich ein, die Form dieser Ringe sei nur ein- oder zweimal vorhanden. Es wird ihn beleidigen, wenn er hört, daß seine Untergebenen ähnliche Präsente machen, wie der Gebieter. *Ad* zwei hat Herr Kraut, den der Fürst für ein Exemplar von Solidité hält, sehr unpassende Verbindungen mit der Sängerin, die sich dem Kurfürsten selbst noch nicht einmal präsentirte. Es dürfte denn doch einigen Scandal in der

Familie des Herrn Kraut, bei den Ilgens und so weiter geben, wenn man bei Hofe etwa diese Liaison mit der Sängerin publicirte, und Herr Kraut wird wohl Chamade schlagen, wenn wir ihm die Wahl lassen zwischen Scandal oder – Geldbewilligung für ein Portal.«

»Ah – Sie haben recht, und vor Ihrer diplomatischen Einsicht beuge ich mich,« sagte Eosander. »Wie aber wollen Sie mit Kraut verhandeln?«

»Deshalb suchte ich Sie auf, *mon cher*. Es ist gefährlich, in Krauts Wohnung zu sprechen. Die Frau Räthin könnte uns den ganzen Spaß durch voreiliges Auftreten verderben. Zu mir dürfte Kraut jetzt nicht kommen – er schmollt, aber Sie – Sie sind der Mann dazu. Laden Sie Kraut heut noch zu sich ein. Ihre schöne Frau Gemahlin ist der Madame Kraut befreundet – ich treffe dann, wie zufällig, bei Ihnen ein – natürlicher Weise nur Herren dürfen Sie laden – die Damen müssen fehlen. *Eh bien*, Eosander! Geben Sie ein kleines Diner – wir kommen.«

Eosander ergriff begierig die Gelegenheit, sich dem mächtigen Grafen verbindlich zu machen.

»Ich werde die Einladung auf morgen ergehen lassen – ein Vorwand ist bald gefunden. Ich habe köstlichen Wein erhalten – ein Dejeuner wäre besser.«

»Wie Sie wollen,« sagte Wartenberg. »Eilen Sie nur. Ich gehe hier hinaus – meine Sänfte wartet am großen Portal.«

»Und ich werde folgen. O – theuerster Comte – dieser Schlüter ist ein Hemmniß, für mich – wie Kraut für Sie –«

»Beide werden entweder fallen oder sich unserem Willen beugen,« sagte Wartenberg. »*Au revoir!*«

Er ging durch die kleine Thür, welche zum Schloßplatze führte. Eosander wartete wenige Minuten. Er wollte nicht, daß man ihn in Gesellschaft des Grafen sähe. Jetzt folgte er langsam. Dicht an der Thür trat aufs neue Gregorio ihm in den Weg. Eosander hatte die Anwesenheit des Abenteurers ganz vergessen.

»Ihr habt noch hier verweilt?« sagte er.

»Wie Sie sehen – ja. Und ich hörte alles.«

Eosander fuhr zurück.

»Mensch – Ihr seid allzufrech – Ihr werdet wohl thun, Berlin bald im Rücken zu haben.«

»Ich hoffte für meine Gefälligkeit besseres Entgegenkommen.«

»Ja – ja – der Schmuck – es ist wahr,« sagte Eosander. »Ich werde Ihnen diesen Schmuck bezahlen – ich werde dann die sie Freiheit haben zu handeln.«

»Ich sagte Ihnen bereits, gnädiger Herr, daß ich diesen Schmuck nicht zum Kauf anbot. Aber abgesehen davon, ich bin Ihnen ergeben – ich bat um Ihre Hilfe. Ich bin ein Mann, der seinen Freunden – seinem Gebieter, wollte ich sagen – gern seine Dienste weiht. Daß ich horchte, soll Euer Gnaden nicht zum Nachtheil gereichen. Ich bin ein Landsmann – ein Freund der d'Alikan, sie war es, welche mich Euer Gnaden empfahl – wie! wenn ich nun Macht genug über dieses Mädchen besäße, um sie Ihren Wünschen mit Bezug auf Herrn Kraut geneigt zu machen!«

Eosander fuhr empor – es leuchtete ihm schnell genug ein, daß die Sängerin, der Kraut den Hof machte, wohl auf den starren Jesuiten von Einfluß sein könne.

»Wenn dies der Fall wäre,« sagte er, »dann allerdings hätten Sie mir einen neuen Dienst erwiesen – die d'Alikan müßte Kraut bewegen, das Geld zu bewilligen, um welches – wie Sie also erlauscht haben – es sich handelt.«

Gregorio verbeugte sich.

»Es ist aber nothwendig, daß Kraut schon gewonnen wäre, bevor er noch zum Dejeuner kommt.«

»Ich gehe sogleich ans Werk,« sagte Gregorio.

Eosander blieb einige Minuten lang sinnend stehen.

»Kennen Sie den Polizeimeister, Herrn de Portz?« fragte er plötzlich.

»Nur von Ansehen.«

»Er ist kein Freund der Ausländer.«

»Ich weiß es.«

»Wir müssen Sie bald recht gut stellen, damit kein Einspruch Schlüters Sie vertreibe.«

Eosander reichte dem Italiener die Hand; als dieser des Hauptmanns Finger umspannte, war es, als ziehe ein heißer Strahl durch den Arm und Brust und Kopf.

»Wir sind Verbündete, Herr Hauptmann,« rief der Italiener. »Von jetzt ab erst recht, und Sie werden sehen: ich bin kein schlechter Helfer. Erst werde ich Herrn Kraut eine Scene bereiten, die Ihnen nützen soll – sodann wird mein Geschenk bei der Gräfin eine gute Wirkung thun – endlich wird das große Unternehmen des Herrn Schlüter

einen Stoß erhalten. Alles was ich thue, ist für Sie – gegen Schlüter gerichtet und ich bitte nur um Schutz, – Sie werden gestehen, daß ich billig bin.«

Ehe noch der Hauptmann die Thür geöffnet hatte, war Gregorio schon damit beschäftigt gewesen und eilte nun hinaus über den Schloßplatz. Eosander blickte ihm nach, bis der seltsame Mann in die breite Straße hinein verschwunden war.

»Er tritt fast in jeder Sache zu mir,« murmelte der Hauptmann. »Es gibt Dämonen – Wesen, die uns gesendet werden, damit wir uns ihrer bedienen. Sollte dieses Geschöpf ein solcher Dämon sein? wie – wo kam er her? Ich hätte die Sängerin fragen sollen – ich hätte nicht so lange zögern müssen. Ja – sie! es ist eine alte Sache, daß zuweilen die bösen Geister heraufsteigen – Erasmus Francisci hat es wohl oft genug mir versichert – sicherlich ist dieser Gregorio Einer von den Schwarzen. Ich will Saveni fragen. Wenn der Dämon wirklich den Guß störte!«

Eosander hatte diese letzten Worte so laut gesprochen, daß er sich erschrocken umsah, aber gleich nach diesem Schrecken spielte ein Lächeln um seine Lippen. Der Hauptmann gönnte seinem Feinde Schlüter einen tiefen Fall. »Gregorio,« rief er leise. Eosander war als Kind seiner Zeit abergläubisch – den geheimen Künsten ergeben. Er meinte, der Dämon, für den er Gregorio hielt, müsse plötzlich wieder vor ihm stehen, aber – es erschien ihm keine Gestalt – und der Hauptmann setzte langsam den Weg bis zu seiner Sänfte fort.

Gregorio war durch die breite Straße über den Kölnischen Markt bis zur alten Fischerstraße geeilt. In diese, für Berlin damals schon enge Straße trat er und blieb nach kurzem Wege vor einem großen Hause stehen, welches über seinem Thorbogen die Figur eines Rosses zeigte. Es war der sehr alte, schon aus den Zeiten der Markgrafen stammende Gasthof »zum weißen Rosse«. Drunten im Flure und in der neben dem Eingange liegenden Schenkstube waren Mägde, Hausknechte und Gäste mit Fegen, Packen von Kisten und Trinken beschäftigt. Gregorio war bereits im Hause bekannt. Er stieg eine Treppe hinauf, ging über einen finstern Corridor und gelangte zu einer Thüre. Er pochte stark, weil drinnen im Gemache die Töne eines Gesanges laut und vernehmbar erschallten – und dieser Gesang durch zwei Saiteninstrumente begleitet ward. Als Gregorio einige Male gepocht hatte, öffnete eine Dame die Thür.

»Du bist es?« rief sie.

»Ich will, – ich muß Dich sprechen,« sagte Gregorio.

»Es sind zwei Musiker des Kurfürsten hier, Karges und Green – nimm Dich in Acht.«

»Schicke sie fort.«

»Warte draußen.

Die Dame trat zurück, und Gregorio blieb einige Minuten im Dunkel des Ganges. Er sah bald genug die beiden Musiker aus dem Zimmer kommen und die Treppe hinabsteigen. Gleich darauf erschien die Dame wieder in der

Thür und gab ihm einen Wink. Gregorio trat in das Zimmer. Es lag im ersten Stocke und war mit den nothwendigsten Möbeln versehen. Rings umher auf diesen waren allerlei wunderliche Dinge sichtbar, welche wohl vielen räthselhaft genug erscheinen mochten. Da lag quer über den Tisch gebreitet ein rother Sammetmantel, dessen Kanten mit falschem Hermelin verbrämt und mit Goldflittern gestickt waren – neben diesem Mantel paradirten seidne, mit blauen Streifen durchwirkte Strümpfe. Auf einem Sessel stand eine offne Chatoulle, welche lauter Glasbüchsen enthielt, die mit Oelen und Salben gefüllt waren, daneben lehnte am Sessel ein kurzes römisches Schwert auf dessen Griff eine aus Nattern zusammengesetzte Perrücke balancirte. Die Nattern waren sämmtlich aus Seide gefertigt, hatten Glasaugen und schienen im Innern mit Drahtfedern durchzogen zu sein, denn sie zitterten bei der geringsten Erschütterung, welche im Zimmer stattfand. Eine Menge verschiedenartiger Toilettengegenstände: Schäferhüte, Kragen und Leibchen – einige Kronen aus vergoldetem Messing gefertigt – die Röcke und Schuhe lagen im Zimmer umher oder hingen an den Riegeln der Fenster. Auf einem zweiten Tische waren viele Notenhefte sichtbar, und am großen Ofen des Gemaches lehnte eine prächtige Theorbe, ein Instrument, welches mit kostbarer Arbeit von Elfenbein, Perlmutter und Gold bedeckt war.

Die Dame, welche als Besitzerin des Zimmers und all der Herrlichkeiten erschien, war Signora Katharina

d'Alikan, die vielbesprochene, gefeierte Sängerin, welche sich in Berlin vor dem Hofe hören lassen sollte, die von Kurfürst Friedrich den Dresdnern weggefischt worden war. Die Signora war eine bildschöne, schlankgewachsene Italienerin. Ihre großen, dunklen Augen, die langen Wimpern, der sinnlich geformte aber desto reizendere Mund mit den prächtigen Zähnen, der stolze, elegante Nacken, wundervolle Arme und Hände – dies alles bildete eine Verbindung von Anmuth und Hoheit, welche ihres Eindruckes gewiß sein konnte. Auf den ersten Blick aber hätte jeder, der Gregorio und die Signora beisammen stehen sah, die große Aehnlichkeit der beiden Personen erkennen müssen. Freilich war Gregorio nicht so schön, als Katharina – aber es gibt bekanntlich Aehnlichkeiten zwischen mehr und minder schönen Leuten.

Die Signora war sichtlich nicht erfreut über den Besuch. Sie warf sich nachlässig in einen Sessel, machte ein sehr finsteres Gesicht und sagte kurz in italienischer Sprache: »Was soll's schon wieder?«

»Zeig deine Hand,« sagte Gregorio in derselben Sprache.

Unwillkürlich folgte die Signora dieser Aufforderung. Die Finger waren mit schönen Ringen geziert – aber einer derselben fiel besonders auf. Er ward aus zwei in einander geringelten goldenen Schlangen gebildet, die Steine im Rachen trugen.

»Kraut hat Dir diesen Ring geschenkt,« sagte Gregorio.

»Ich bin Dir keine Rechenschaft schuldig,« rief zornig die Signora.

»Ich verlange sie auch nicht,« sagte der Italiener.

»Was willst Du nur heute hier, Gregorio? Du hast mich in der Probe gestört.«

Gregorio neigte sich zu ihr.

»Ich will Dir Dienste erweisen – ich will Dir helfen. Du hast mich ja hierhergebracht.«

»Es war Dein Wunsch.«

»Ich bin Dir dankbar, meine Schwester.«

Die Signora stieß einen tiefen Seufzer aus und wendete heftig den Kopf ab.

Gregorio streckte die Beine vor sich, fuhr mit den Händen in die Taschen seiner Hosen und blickte zur Decke des Gemaches empor.

»Katharina,« begann er, »ich muß, fast wider Willen, Dich, die hochgestellte, an unser Leben – an unsere Gemeinschaft erinnern. Es war bereits in Prag, wo ich Dich wiedersah, daß Du Dich meiner zu schämen schienest.«

»Ich habe genug für Dich gethan. Auf meine Bitte brachte Eosander Dich nach Berlin.«

»Ich erkenne es an – aber Du willst weiter nichts mit mir zu thun haben – ich muß Dich stets erinnern, daß ich Dein Bruder bin. Es ist unsre kleine, mit wildem Wein umrankte Wohnung zu Imola, die ich vor mir sehe, wir spielen im großen Flure des Hauses, welches die Spitzenwäscherin Alikan bewohnt, die schön Alikan, die geschickte Wäscherin, welche für alle Klöster und Schlösser der Umgegend die feinen Kanten und Schleier reinigt. Zuweilen erscheint ein vornehmer Herr bei uns – er bringt allerlei Tand für die Kinder mit. Er hat auch ein

Wort für unsre Mutter. Man entdeckt die herrliche Stimme an Dir, Du mußt singen in dem Kloster der heiligen Clara – dann in der Kirche zu Faenza. Ich werde fortgebracht aus dem Hause der Mutter zu Meister Matteo dem Maurer und dort in die Lehre gegeben. Wir werden älter – Du hast einen Lehrer erhalten an dem seltsamen Manne, dem alten Meister Luigi, der Dich singen lehrt – ich blieb bei Matteo. Eines Abends, als wir in das Haus unsrer Mutter traten – lag sie starr – kalt – sie war eine Leiche. Neben ihrem Bette knieten zwei barmherzige Schwestern. Man bedauerte uns recht sehr, das war alles. Wir waren ganz gleich – beide verlassen. Du gabst mir die Hand und sagtest: »Wir trennen uns nicht mehr.« »Nein, wir bleiben beisammen,« sagte ich, aber es kam schnell anders.«

»Luigi nahm sich Deiner an, er wußte, welchen Schatz er an Dir hatte, denn Deine herrliche Stimme war ein Kapital, aus dem der Alte Zinsen schlug – ich stand bald allein da – ein armer Gesell, der mit guten Kenntnissen ausgestattet, doch nur ein Bettler war. Ich weiß wohl den Tag noch, als wir von einander schieden.

»Ihr seid vornehm, Kinder,« sagte Luigi. Ich lachte ihm ins Gesicht. »Nein – nein,« rief der Alte. »Du brauchst nicht bange zu sein, um Deiner Zukunft willen. Eure Mutter war die Geliebte eines hohen Herrn – Ihr könnt ihn aufsuchen – da, Gregorio, nimm diese Briefe; diese Papiere. Eile nach Safferato, Du wirst ihn dort finden. Wenn Deine Schwester auch durch ihr Talent vor Sorgen geschützt ist – Du kannst die Hilfe Deines Vaters wohl in

Anspruch nehmen. Luigi führte Dich hinweg – ich blieb wie im Traume stehen. Der vornehme Herr, der uns immer soviel brachte, schwebte mir noch vor. Ich las aufmerksam die Briefe, die Papiere und einem Jungen, wie ich es war, war es nicht schwer zu entdecken, daß unser Vater ein feierliches Versprechen gegeben hatte, die schöne Alikan zu ehelichen – für die Kinder seiner Liebe zu sorgen. Ich wußte, daß der Mann dies seit langer Zeit nicht gethan hatte – denn in den letzten Jahren hatten wir ihn nie mehr gesehen – ich erinnerte mich, wie unsere Mutter oft genug seufzte, wie sie nur durch Arbeit ihrer Hände uns ernährte – wie sie einstmals mit dem Pater Hilario sprach, der die Achsel zuckte und sagte: »Ihr habt's Euch selbst zuzuschreiben. Wenn die Vornehmen Euer überdrüssig geworden – wenden sie den Rücken. Ich machte mich mit den Papieren im Sacke auf nach Safferato. Noch sehe ich das prächtige Schloß vor mir, mit seinen breiten Treppen, den herrlichen Gärten und dem großen Springbrunnen

»Als ich ankam, ein armer Maurergesell, bestaubt und ermattet von der Wanderung, trat ich in den Vorhof. Hier lungerte eine Schar von Bettlern umher, die Diener warfen ihnen Speisereste zu – sie fielen wie Hunde darüber her. Ich musterte die Kerle in der Livrée, bis ich einen fand, der mir wohlgefiel, den rief ich und bat ihn diese Papiere, die ich hervorzog, dem Herrn Grafen zu zeigen. Der Bursche ging – ich mochte ihm gefallen, wie er mir gefallen hatte. Eine Zeit lang erfolgte gar nichts – dann aber –« Gregorio erhob sich wüthend – die Adern seiner

bleichen Stirn schwollen heftig an – seine geballte Faust schlug die Tischplatte, daß verschiedne messingne Kronen und Ketten klirrten und die Nattern der Furienperrücke heftig nickten und zitterten – »dann aber,« fuhr er fort, »erschien der Kerl wieder mit drei bis vier andern. Sie trugen Knittel in den Händen, und ehe ich mich dessen versah, fielen sie mich an: »Hinaus mit dem Schurken! hinaus mit dem Räuber! dem Betrüger!« riefen sie. »Er will dem Herrn Grafen etwas abtrotzen! stehlen will er.« Sie schlugen ohne Erbarmen auf mich los – so heftig, daß das Blut von meiner Stirne träufte – ich wehrte mich, aber die Bettler nahmen Partei für die Knechte, die ihnen einige Brosamen reichten – alles fiel über mich her. Ich floh – meine Feinde und Peiniger hinter mir drein – geschlagen und mit Koth beworfen entwich ich in den nahen Wald.

»Hier erst fand ich Schutz und Ruhe. Ich sank erschöpft nieder und überlegte, nachdem ich meine Stirnwunde in einem Quell gekühlt hatte: was zu thun sei? – Zu meinem größten Schrecken gewahrte ich jetzt erst, daß der Schurke, der Schloßherr, meine Papiere in Händen behalten hatte; ich war also ganz ohne jeden Beweis. An ein Wiedererlangen dieses Schatzes war nicht zu denken, und spät Abends machte ich mich auf. Ich getraute mich nicht, wieder nach Imola zurück, ich würde dort nur ein Gegenstand des Hohnes geworden sein, denn man hatte mich schon in den Gasthäusern den Herrn Grafen genannt. Ich wanderte voll von Zorn und Haß in die Weite.

»Ich will nicht noch einmal auf mein früheres Leben zurückkommen. Du weißt, daß ich in die Gesellschaft von Banditen und Strolchen – daß ich zweimal in die Gefahr gerieth, zu Modena gehängt zu werden. Ich lernte bei diesen Leuten allerlei Künste. Sie waren geschult im Handhaben der Meißel, der Zangen und Feilen für den Einbruch. Sie verstanden tausend geheime Künste, Metalle nachzumachen, die Steine zu fälschen und dergleichen. Nachdem ich mit ihnen eine Weile umhergezogen war, gefiel mir das Leben nicht mehr. Ich trug doch etwas Höheres in mir – ich mich zu Bologna bei einem Maurer. Da war ein alter Mann – der hatte viel gesehen, erlebt, erfahren. Er war von droben her aus dem Norden gekommen und verstand trefflich die Gebäude zu entwerfen – als schöne Risse und Pläne – er konnte bis auf ein Geringes ausrechnen, wie viel man zum größten Bau an Steinen brauchte – er hatte mit vielen großen Baumeistern verkehrt – er besaß einen Schatz an Zeichnungen und Plänen, die führte er mit sich, wenn er eine Stadt verließ. In Ravenna bei dem Meister, wo ich mich meldete, bei Vincenzio, galt dieser alte Deutsche für einen Wundermann. Er schien Gefallen an mir zu finden, mein Eifer rührte ihn.«

Gregorio hielt inne. Er erhob sich wieder und that einen Gang durch das Zimmer. Die Signora folgte seinen Bewegungen –

»Nun?« fragte sie, das Haupt weit vorstreckend. »Was erregt Dich so? der Alte?«

Gregorio stieß einen dumpfen Laut aus, seine Hand drückte er auf die Augen, als wollte er sich irgend einer Erscheinung erwehren.

»Laß es gut sein,« lispelte er.

»Ein Schurkenstreich!« rief die Signora.

Gregorio lachte höhnisch.

»Dein Vater hat mich dazu gemacht,« fuhr er heftig fort. »Es verging einige Zeit – ich ward wieder in dem Handwerk geübt, da –« Gregorio biß die Lippen – »da wurden wir eines Tages hinausgesendet auf die Arbeit.«

»Wohin soll es gehen?« fragte ich.

»Nach Safferato, dem Lustschlosse des Grafen Maffei.«

Ich zuckte wüthend empor. Die Erinnerung an all diese Schmach hatte mich noch nicht verlassen. Ich betrat die Räume des Hofes wieder – ich sah die Stelle, wo ich geschändet worden war.

»Wir gingen an die Arbeit. Ich war in die Verbindung der Gesellen getreten, die man Baulogen nennt. Einer meiner Kameraden, ein Kerl aus Genua kroch im Schlosse umher. Ich folgte ihm. Es war das Schloß meines Vaters, der mich unbarmherzig hatte hinwegtreiben lassen, der mir meine Papiere stahl – ich knirschte und fürchtete fast, den Grafen Maffei zu sehen, denn ich hätte meiner Wuth keine Zügel angelegt. Der Gesell Bertrando und ich kamen durch viele Zimmer; überall Reichthum und verschwenderischer Glanz. Ich stand dabei in ärmlicher Kleidung, ein Gesell auf Arbeit in den Räumen, die ich hätte bewohnen müssen, wäre der Graf kein Elender gegen unsre Mutter gewesen.

»Sieh, welch eine Menge von kostbaren Dingen!« sagte Bertrando zu mir, als wir in einen achteckigen Saal traten. Da lagen Münzen und Medaillen in sammtenen Futteralen, und kostbar verzierte Kästchen und Truhen mochten noch schönere Dinge bergen. Ich hatte bei den Strolchen mir viele Kenntniß solcher Dinge erworben – ich verstand sie zu schätzen. Bertrando machte mir eine bezeichnende Geberde – ich nickte. Wir waren einig. Im Augenblicke konnten wir nicht den Diebstahl wagen – man hätte uns beide sofort als die Schuldigen erkannt. Wir beschlossen die Nacht abzuwarten. Es waren neun Gesellen und der Polier bei der Arbeit beschäftigt – der Verdacht konnte Verschiedne treffen. Ich hatte mit Bertrando alles verabredet und wälzte mich auf meinem Lager, welches in einem Zimmer neben der Trink- und Gesindestube des Schlosses gelegen – aufgeschlagen war. – Ich war zu der Ansicht gekommen, daß ein Theil jener Schätze mir gehöre – daß ich endlich nur für die mir entwendeten Papiere eine Entschädigung erhielte, wenn ich einige der Sachen für mich entwendete.«

»Ich hatte bei unserm Besuche des achteckigen Saales Zeit gehabt, zu entdecken, daß sich kostbare Steine in einer mit vielen Kästchen versehenen Chatoulle befanden. Auf diese Chatoulle war mein Augenmerk gerichtet, ich überlegte nämlich, daß nicht gleich die Kästchen geöffnet, die fehlenden Steine also auch nicht sogleich bemerkt werden würden, daß wir also genügend Zeit hätten, Safferato verlassen zu können. Sobald die Nacht weiter vorgerückt war, schlüpfte ich aus dem Zimmer.

Bertrando war schon im Hofe. Im Schatten des Gebäudes krochen wir hin und gewannen die Treppe, welche ins Innere des Schlosses führte. Wir hatten den Weg uns genau gemerkt, die Schlösser widerstanden meiner Geschicklichkeit nicht – wir waren in dem Saale. Bertrando hatte sich mit einer Laterne versehen. Wir nahmen verschiedene Kostbarkeiten zu uns – ich befahl Bertrando auf das bestimmteste, nur aus den Kästen zu nehmen. Ich hatte mir verschiedene Stücke erwählt – sie trugen hohen Kunstwerth – der dumme Bertrando aber hatte eine goldene Kette entwendet, die in dem Schaukasten lag – ein Stück, welches in dem Grabe einer Römerin gefunden worden. Ich ahnte diesen Raub nicht. »Ich werde später die Stücke für uns verkaufen, sagte ich. Wir vollendeten unser Werk, schlossen die Kasten und Thüren und gelangten glücklich wieder in unser Zimmer.

»Einige Tage darauf beendeten wir die Arbeit und kehrten nach Ravenna zurück. Unsre Schätze hatten wir gut verborgen – aber die fehlende Kette ward unsere Verrätherin. Graf Maffei, der sein Cabinet musterte, bemerkte die Lücke sogleich – angstvoll öffnete er die Kassetten – verschiedene Dinge fehlten – der Graf schlug Lärmen. Der Verdacht fiel natürlich auf die Maurer. So sehr Vincenzio für uns sprach, – wir wurden allesammt verhaftet und nach dem Schlosse geführt, wo der Barrighello uns verhörte. Glücklicher Weise für uns, hatte Bertrando die gestohlene Kette nicht veräußert – die Beweise des Diebstahls fehlten. Gleichwohl hatte der Graf keine Lust, uns zu schonen – er drängte zur Folter. Wir waren in dem

Amtsgebäude des Schlosses untergebracht, die Verhöre fanden dort statt. Noch sehe ich uns alle in einer Reihe vor dem Tische des Barrighello stehen – ein magrer Mönch saß neben den Richtern und schrie uns fortwährend donnernde Reden in die Ohren. Der Graf trat ein.

»Laßt mir die Bursche foltern – durch drei Grade hindurch,« rief er mit schneidender Stimme. »Sie haben mir Unersetzliches gestohlen.«

Zornig ging er die Front entlang, welche wir bildeten. Einen jeden musterte er scharf, als wolle er das Geheimniß mit den Augen herausbohren – plötzlich trafen seine Blicke auf mich – ich sah, wie er erbleichte, ich bemerkte sein Zittern, und ich heftete meine Augen fest an die seinigen.

»Wird er den Muth haben, Dich auf die Streckbank zu werfen?« fragte ich mich.

Der Graf blieb vor mir stehen – »Wie ist Dein Name?« fragte er.

»Gregorio Alikani.«

Der Graf wendete sich ab. »Woher stammst Du?«

»Von Imola.«

Er setzte seinen Weg fort und trat an den Tisch der Richter.

»Es scheinen hartnäckige Bursche zu sein,« sagte er.

»Wir werden sie bald haben, Excellenza,« näselte der Barrighello.

Man führte uns in das Gefängniß zurück. Ein Tag verging. In banger Erwartung kauerten wir am Boden, die Genossen schimpften und fluchten den Räubern, welche

sie nicht kannten, die aber an ihrem Unglück schuld waren.

Gegen Abend kam der Barrighello und holte – mich ab. Ich ward zum Grafen geführt. Er sah mich durchdringend und scharf an.

»Kannst Du sagen, wer von den Deinen den Raub begangen hat?« fragte er.

»Nein.«

»Ich muß Euch sämmtlich foltern lassen.«

»Thun Sie es.«

»Wenn ich den Räuber finde – –«

»Sie werden vielleicht sechs Räuber durch die Folter entdecken, denn der Schmerz preßt Geständnisse von Verbrechen aus, die niemand beging, und Sie müssen dann Schuldige und Unschuldige richten lassen.«

Der Graf überlegte – meine Ansicht hatte viel für sich, aber was er nun that – das that er doch wohl nur aus einer Anwandlung von Menschlichkeit oder Gefühl – er that es um meinetwillen, er wollte seinen Sohn nicht dem Henker überliefern.

»Wer waren Deine Eltern?« fragte er mich.

»Meine Mutter war die Wäscherin Alikani, eine schöne Frau.«

»Und Dein Vater?«

»Ich will ihn nicht nennen.«

Der Graf nickte beifällig.

»Ich halte Dich für unschuldig,« sagte er. »Aber die Folter müßte bei Euch allen angewendet werden – ich will's bedenken.«

»Man führte mich zurück – neugierig umstanden die Kameraden mich – den Verhörten. Am folgenden Morgen brachte der Barrighello selbst uns die Kunde, daß wir frei seien – daß der Graf die Untersuchung gegen uns niedergeschlagen habe, – weil sein Verdacht auf gewisse Personen gefallen wäre. Wir zogen ab – ich wußte wohl, wem wir alle diese Freilassung verdankten, hütete mich aber, darüber ein Wort zu verlieren. Ravenna suchte ich so schnell wie möglich zu verlassen. Ich hatte hier noch etwas begangen – das – das ich verschweige. Ich wanderte fort, die entwendeten Schätze führte ich glücklich mit mir – andere hatte ich geborgen, denn ich hatte in Ravenna den Saveni kennen gelernt, denselben, der heute hier in Berlin großes Ansehen als Laborant genießt. Ihm gab ich das, was ich nicht zu tragen vermochte, bei ihm verkaufte Bertrando auch die goldne Kette, welche in den Schmelztiegel wanderte. So zog ich umher in der Welt. Meine Fähigkeiten waren nicht gering – in Wien, in Straßburg und in Köln am Rhein fand ich bei den großen Bauten gute Beschäftigung.«

»Ich hörte von Dir viel sprechen, an den Theatern Oberitaliens und des südlichen Deutschlands warst Du eine gefeierte Sängerin geworden. Mein Sinnen war hierher, nach Berlin gerichtet, wo für Leute, welche ihren Weg machen wollen, ein guter Boden ist. Hierher wollte ich – ich traf Dich endlich in Prag – der Zufall wollte, daß ein Baumeister des Kurfürsten auch die Leitung der Oper unter sich hat, daß dieser Baumeister Dich gerade erwählte. Ich danke Deiner Empfehlung die Erlaubniß,

hier in Berlin bleiben zu können, obwohl meine Stellung schwierig wird.«

»Und weshalb?« sagte die Sängerin.

»Weil der Feind Eosanders, der mich anstellte: Schlüter – ein mächtiger Mann – der Feind der Ausländer ist.

»O – er wird Dich nicht fortjagen können – aber *mußt* Du in Berlin bleiben?«

»Ich *muß*. – Hier ist der Ort, an welchem man sich emporschwingen kann. Dieses kleine Land wird groß werden – schon spricht man allerlei von mächtigen Würden und Ehren – der Kurfürst begünstigt jeden, der sich emporschwingen will. Eosander ist ein oberflächlicher Mensch. Er bedarf der Unterstützung durch talentvollere oder – kühnere Leute – ich bin ihm näher getreten, als Du ahnst – er ist zum Theil in meiner Hand, ohne daß er es selbst recht wüßte.«

Die Sängerin erhob sich schnell – ihre Blicke drückten große Unruhe aus.

»Gregorio,« sagte sie mit gepreßter Stimme, »hüte Dich. Bringe nicht neues Unheil über Dich und mich. Du bist mit Schuld beladen – halte Dich still und redlich, damit ein Theil des Unrechtes von Dir genommen werde – reiße nicht mich in das Verderben hinein.«

Gregorio lachte leichtfertig.

»Was denkst Du? Hier ist der Ort, von welchem aus man steigen kann, sage ich noch ein Mal. Eine Menge von Leuten hat sich an diesem aufstrebenden, glanzvollen Hofe eingefunden. Alles ringt, alles muß gegen – miteinander kämpfen. In mir liegt mehr – in mir rollt das

Blut eines Edelmannes – ich will nicht unten bleiben – ich will hoch hinauf. Sieh doch um Dich: wer war denn der Wartenberg? ein armer Landjunker, der nicht eine Hufe Landes sein nannte – wer war seine Gattin? die Tochter eines Schiffers, der am Rheinstrom eine Schenke hielt – wer war denn Kraut,« rief er, und als die Sängerin trotzig und mit verletzter Miene den Kopf zurückwarf, fuhr er langsam fort: »Kraut war ein Mensch aus der untersten Bürgerklasse, ein Schreiber – ein Kassenbote oder Aehnliches. Heute ist er hoch gestiegen und – er könnte noch höher steigen, wenn er *jetzt* – gerade jetzt handelte.«

Katharina horchte auf. »Wie meinst Du das, Gregorio?« sagte sie.

»Ich habe Dir die lange Geschichte erzählt, um Dich an unse Zusammengehörigkeit zu erinnern,« sagte Gregorio, »nicht daran denken, mich zu verleugnen. Das ist eines – das andere aber ist: Ich bin gekommen, Dir einen Rath zu ertheilen – horch auf. Es ist bekannt bei den Herren des Hofes, daß Kraut Dir huldigt – o – fahre nicht auf, man weiß es. Sieh auf den Ring, den er Dir schenkte. – Du kannst Kraut vor einem Scandal bewahren.«

»Um der Heiligen willen – was geschieht?« rief Katharina erschreckt.

»Wartenberg und der Hauptmann Eosander wünschen Gelder für einen Bau zu erhalten. Wenn dieser Bau ins Werk gerichtet wird, steigt Eosander auf eine Stufe mit dem beneideten Schlüter – er wird ebenfalls ein Meister am Schloßbau. Wenn Eosander steigt, dann steige ich mit ihm – wenn es Dir gelingt, Kraut zu bewegen: die Gelder

zu zahlen, welche er heute noch verweigert, dann hast Du in Wartenberg einen mächtigen Schützer gefunden und auch ich bin im Werthe hoch gestiegen. Suche den finstern Kraut zu bewegen – das ist Deine Aufgabe, deshalb kam ich hierher. Denke Dir, wenn wir alles durchsetzen – wenn wir hier eine bleibende Stätte finden.«

Gregorios Augen schienen milder zu blicken, er gedachte wohl Doras.

Die Sängerin war einige Male im Zimmer auf und nieder gegangen.

»Wohlan,« sagte sie. »Ich will es versuchen – Gregorio,« fügte sie fast flehend hinzu. »Achte auf Dich. Bedecke die Spuren Deiner früheren Tritte sorgfältig –«

»Ha! ha!« rief Gregorio lachend. »Sie sollen Mühe haben, den ehemaligen Genossen der Bande von Ferrara zu erkennen. Ich bin ein Wissender – ich bin im Schutze Eosanders – wer will mir etwas anhaben?«

»Hast Du niemals Deinen – den Vater wiedergesehen?«

»Niemals.«

»Er nimmt in Wien eine große Stellung ein.«

»Mag sein.«

»Und Deine sonstigen Genossen?«

»Savenis bin ich gewiß – Seine eigne Sicherheit heißt ihn schweigen – Bertrando sah ich niemals wieder – eine andere Person deckt das Grab,« setzte er leise hinzu.

Katharina erzitterte – sie hatte die letzten Worte wohl vernommen.

»Ich bin an ihn gefesselt,« murmelte sie, »ich muß ihn schützen.«

»Du meinst,« fuhr Gregorio fort, »unser Vater habe eine große Stellung in Wien?«

»Es ist so. Ich weiß, daß er mich einige Male singen hörte – daß er mich sah, als ich in den Opern am kaiserlichen Hofe auftrat.«

»Desto besser – er wird niemals nach Berlin – nach Norden kommen, und wenn auch – ließ er damals eine Anklage gegen die Gesellen fallen, weil ich zwischen ihnen war – so würde er mich gewiß heute nicht kennen – aber es ist Thorheit, so etwas zu denken. Der alte Graf sitzt ruhig am Hofe zu Wien. Vielleicht erkennt er mich einst wieder, wenn ich als Director der Bauten von Berlin vor ihm erscheine – wenn er noch lebt.«

Er ergriff seinen Hut.

»Katharina,« sagte er, »ich gehe. Handle klug und geschickt. Kraut soll dem Grafen Wartenberg zu Willen sein – die Summe für den Bau bewilligen, den Eosander leiten wird – das ist alles – hörst Du? Kraut muß es thun – sei geschickt. Mach dem Rufe der Italiener Ehre. Bis zum Festtage in Lützenburg, wo Du zum erstenmale vor dem Hofe singen wirst – muß alles geordnet sein. Leb wohl – wir werden eine gute Fahrt nach Aufwärts thun – eine Hand wäscht die andere.«

Er reichte der Sängerin seine Hand.

»Es soll alles geschehen,« sagte Katharina. »Nur Vorsicht – ich flehe Dich an.«

»Ohne Sorge,« rief Gregorio, das Zimmer verlassend.

»Es scheint trefflich zu gehen,« frohlockte er, die Treppe hinabsteigend. »Eosander habe ich gewonnen –

sein fürstliches Geschenk wird die elende Wartenberg vollends fangen – durch mich wird Katharina bewogen, die Gelder von Kraut zu erpressen – mit diesem Gelde wird Schlüters Stellung gelockert – seine Macht beim Schloßbau ist keine unumschränkte mehr – ein Zweiter, Mächtiger steht neben ihm – der Gewalt der Intrigue ist Schlüter nicht gewachsen – könnte ich noch das Werk – das große zum Stocken bringen, sein Sturz wäre gewiß, schneller als alle vermuthen – und Eosander errichtete den Thron auf den Trümmern von Schlüters stolzem Bau – dann – dann könnte der Hauptmann dem Helfer nichts versagen, dann streckte ich kühn, befehlend die Hand nach *ihr* aus. An die Arbeit.«

Er beschleunigte seine Schritte und war bald wieder auf dem Schloßplatze angekommen.

»Wenn dieser große Bau *Eins* sein wird,« sagte er leise, die mächtigen Gebäude der kurfürstlichen Residenz betrachtend, »dann ist Schlüters Ruhm befestigt. Er muß fallen, noch ehe das Werk zur Hälfte gethan ist – Eosander kann nicht diesen Riesenplan entwerfen – und ich würde aufs neue sein Helfer werden haben – ich doch das Beste wohl verwahrt in meiner Truhe.«

Er schritt die Freiheit an der Wasserkunst hinab.

Im Bechholzschen Hause.

»Na – das wäre glücklich abgemacht! Kurt – Herzenssohn, welche Freude hast Du uns bereitet! Das Glück kehrt wieder ein – die Berchholze sind nicht mehr die armen, in bürgerlichen Verhältnissen lebenden Edelleute

– wir werden unser Gut haben – wir werden unsere Freiheit genießen wie sonst – ach – was war der gute Werneck glücklich! Er tanzte im Zimmer umher. »Wie schön sich alles fügt,« rief er einige Male. »Beider Kinder Herzen frei – beide Kinder gehorchend dem Willen der Eltern, – der sich – –« Freiherr Kaspar hielt inne, denn er hatte jetzt erst das bleiche und bekümmerte Antlitz des Sohnes erblickt, neben dem die tröstende Mutter stand. »Wa – wa – was ist denn dem Kurt?« rief der Freiherr besorgt – »Ich sehe – er ist traurig. Wie? das Glück hat ihn wohl angegriffen, die Kunde von so vielem Guten stürmt auf ihn ein –«

Kurt erhob sich – er wollte einer Mutter nicht die Vertheidigung allein überlassen. »Mein guter Vater,« sagte er mit fester Stimme. »Ich liebe Euch. Aber ich sehe die Kunde, welche mir ward, als ein Unheil für mich an.«

»Wie? wäre es möglich?«

»Es ist so, mein Vater. Ich weiß, ich fühle recht sehr, wie ich um Euch, Ihr Guten, ganz anders mich fügen müßte – wie ich Euer Glück fördern und blindlings einwilligen sollte – ich werd's auch thun – aber mein Herz bricht darob, denn ich hab's der Mutter gestanden, daß ich nicht in Liebe des Fräuleins von Werneck gedenken kann – dennoch, wenn es Euer Wille ist – –«

Freiherr Kaspar stand wie vom Donner gerührt im Zimmer. Er blickte, ohne zu sprechen, bald Sybilla – dann Kurt an.

»Aber – aber,« begann er dann, »das ist ja schrecklich. Der ganze Hof weiß von Döbberns Testament – er sieht Euch schon als ein Paar –«

»Kurt liebt das Fräulein nicht – er trägt eine andere Neigung im Herzen,« sagte die Freifrau.

»Dacht' ich's doch – eh – wo ist nun Dein Scharfblick, gutes Billchen? – oh – ich verzichte auf alles – nein – nein, Kurt darf nicht um seine Ruhe gebracht werden – wir wollen nicht um dieser Sache willen sein Herz brechen.«

»Guter – lieber – trefflicher Vater,« rief Kurt, gerührt die Hand des Freiherrn küssend.

»Aber ich muß zurück,« jammerte Kaspar in größter Unruhe. »Werneck will sogleich hinaus nach Lützenburg zur Kurfürstin, ihr die Mittheilung von der bevorstehenden Heirath zu machen – ihr diese Verbindung ihres Hoffräuleins mit unserem Sohne zu notificiren. Himmel Gottes! wenn er nun diese Meldung machte, und hinterdrein wäre nichts daraus geworden. Laßt mich fort –« Er raffte seine Handschuhe – den Hut und Roquelaure wieder zusammen. »Aber wer – wer ist's denn, den Kurt liebt?«

Der junge Mann war schon an die Erregung gewöhnt – es schien ihm besser, wenn er ohne weiteres mit der Erklärung vorging –

»Wer es ist?« fiel Sybilla ein.

»Ja doch,« rief Kaspar, der in der Eile sich in den Aermel des Roquelaures verwickelte. »Ich muß doch dem Werneck sagen, welches Fräulein es ist, das alle unsere Pläne über den Haufen wirft – mindestens die mit Kurt,

denn,« er streichelte gutmüthig die Hand Sybillas, »siehst Du, alles ist ja nicht verloren. Unser Sohn Otto ist ja möglicherweise noch am Leben – er kann heimkehren, und Werneck wird der Tochter Hand für ihn bewahren – dessen bin ich gewiß. Also – nicht verzagt, Kurt, unsertwegen. Wen liebst Du?

»Es ist Dora Braun, die Tochter des Hofmaurermeisters,« antwortete Kurt mit fester Stimme.

Der Freiherr stieß nicht wie seine Gattin einen Schrei aus – er sank lautlos in den Sessel, der ihm zunächst stand. Er blickte nur die beiden – Mutter und Sohn – stumm an – fuhr dann mit der Hand an seine Stirne, als wolle er sich überzeugen, daß das Gehörte keine träumerische Empfindung gewesen – dann stand er schnell auf und sagte: »Das sind die Folgen der neuen Grundsätze von der Gleichheit der Menschen, meine gute Sybilla – die adligen Maurermeister werden recht gesucht sein – o – ich habe zuviel Zeit verloren – wenn ich Werneck nur noch finde.«

Er stürmte aus dem Zimmer. Kurt und die Mutter blieben in banger Erwartung zurück.

»Es ging nicht anders,« sagte Kurt. »Ich werde durch Talent und Fleiß erringen, was mir der Zufall in den Schoß werfen wollte.«

»Weiß Herr Schlüter um Deine Neigung?« fragte Sybilla.

»Nein – nein entgegnete Kurt. »Er weiß es nicht.« Der junge Mann erzitterte bei diesen Worten. »Schlüter und Braun sind Gegner – es wird einen neuen Kampf kosten

– mein Meister ahnt es nicht, daß ich die Tochter Brauns liebe.«

»Und Braun selbst?« forschte die Mutter weiter.

»Ich weiß nichts – ich habe keinen Gedanken als das schöne, liebe Mädchen.«

»Wir werden viel zu kämpfen haben, mein Sohn,« sagte Sybilla, ihre Hand auf sein Haupt legend. – – –

Drunten ward die Hausglocke gezogen.

»Sollte der Vater schon zurück sein?« sagte Kurt.

Das Gießhaus zu Berlin lag zur Zeit unserer Erzählung genau an derselben Stelle, wo wir es heute noch erblicken – es war mit einem Worte dasselbe Haus, dessen finsteres und fast gedrücktes Aussehen, dessen schwerfällige Architektur noch heute dem Beschauer diesen Bau unheimlich erscheinen lassen. Auf der Stelle hatte schon früher ein Gießhaus gestanden – dieses neue Gebäude, welches Schlüter auf Befehl des Kurfürsten errichtete, ward zum Gießen und Bohren von Geschützen erbaut, sollte aber auch als Gußstätte für Erzbilder dienen welche zur Zierde der vielen großartigen Gebäude und Plätze, die Friedrich erstehen ließ, nothwendig waren. Auch in der Anlage dieses scheinbar plumpgeformten und massig dreinschauenden Gebäudes offenbart sich das Genie, das richtige und klare Verständniß, die praktische Anschauung und Auffassung Schlüters. Es wäre nicht dem Zwecke des Gießhauses entsprechend gewesen, diesem

Gebäude, in dem schwerfällige Dinge: Mörser und sonstige Geschütze, wichtige Zierrathen und Figuren von vielen Centnern Gewicht hergestellt und gebildet wurden, eine leichte, luftige Außenseite zu schaffen. Die Form harmonirt ganz mit der Bestimmung. Diese mächtigen Mauern, die stark hervortretenden Fensterverdachungen und die steif abgesetzten Kragsteine geben dem Hause das Ansehen des Unerschütterlichen, und man begreift sehr wohl, daß innerhalb dieses mächtigen Steinklumpens die Gewalten des Feuers und des Metalls leicht gebannt werden können.

Das Gießhaus war schon zu jener Zeit ein Nachbar des noch nicht vollendeten Prachtbaues – des Zeughauses. Es lag schon damals versteckt, wie es auch heut noch eigentlich zwischen andern Gebäuden eingeklemmt liegt. Es stand in dem Bastion, welches die Spitze die Friedrichswerder bildete der dort mit Köln durch eine Brücke zusammenhing. Das Bastion war damals noch nicht weiter hinausgeschoben. Seine Spitze lag der Dorotheenstadt fast gegenüber. Der Spreearm, welcher zwischen Köln und dem Friedrichswerder fließt, bespülte einen Theil der Face.

Von dieser Seite aus führte eine Treppe vom Bastion aus an das Wasser. Dicht an diese Treppe stieß die Mauer, und hinter der Mauer lag das Gießhaus. Von der Wassertreppe aus konnte man also leicht an das Gießhaus gelangen. Im Innern des Gießhauses waren verschiedene Räume für die Arbeiten vorhanden, und ein besonders

großer, weiter und hoher Raum, der den riesigen Gußofen enthielt, diente zur Herstellung der Erzbilder, welche bedeutenden Umfang einnehmen sollten. An diesen, mit Galerien versehenen Raum stießen mehrere Gänge, von denen einer zur Wohnung Jakobis, des Gießers, führte. Heutzutage sind diese Räumlichkeiten vielfach verändert worden.

In einer hohen Halle standen an dem so eben beschriebenen Tage drei Männer, Schlüter, Jakobi und der Gießer Wolfgang. Vor dem Ofen stehend, schienen sie alle drei aufmerksam etwas zu betrachten. Dieser mächtige Ofen glich einem grob behauenen Felsblocke. Seine ungeheuren Mauern waren vom Rauche geschwärzt und diese Schwärzungen hatten wunderliche Gestaltung angenommen. Sein Kugelgewölbe mit dem Fenster, dem wohl verwahrten Schürloche und den Zuglöchern hatte Aehnlichkeit mit einem gigantischen Kopfe, der verschiedene Augen zeigte. Vor dem Ofen war die bedeckte Dammgrube, an ihr waren noch einige Arbeiter beschäftigt. Sie stampften die Erde mit eisernen Rammen fest. Unter dieser Decke von Erde stand die Form, welche in kurzer Zeit durch das flüssige Metall ausgefüllt – eines der herrlichsten Gebilde wiedergeben sollte, die jemals von Menschenhand geschaffen und vor den Augen der staunenden Menge aufgerichtet wurden. Die drei Männer waren ernst und nachdenklich.

»Es ist in der That seltsam,« sagte Schlüter. »An diesem Theile der Gußrinne ist etwas Absonderliches geschehen. Die Steine sind locker.«

Er deutete mit seinem Stocke auf die Stelle hin.

»Ich sah es wohl,« sagte Jakobi.

»Die Arbeiter haben unter der guten Gartenerde, mit der wir die Dammgrube gefüllt, viel Lehm und Thonerde gefunden,« sagte Wolfgang. »Ich ließ sie hinausschaffen. Dort liegt sie.«

Er deutete in den Winkel der Halle.

»Und Ihr habt niemanden dabei ertappt?« fragte Schlüter.

»Nein.«

Der Oberbaudirector ging rund um den Ofen herum. Er besichtigte genau jede Stelle. Jetzt waren die drei Männer zur andern Seite des Ofens gekommen. Die Arbeiter sahen sie nicht mehr.

»Es ist kein Geist,« sagte Schlüter leise, »der Euch störte, Jakobi. Eine Bosheit bereitet sich gegen uns vor – wir werden bedroht – ich sage es Euch, Wolfgang,« fuhr er fort; »wie sind Eure Gesellen jetzt? könnt Ihr ihnen trauen?«

»Ich sollte es meinen,« sagte Wolfgang.

»Wie viele wohnen hier im Hause?«

»Vier Mann,« antwortete Jakobi.

»Welche sind es?«

»Fromann, Heß, beide sind Deutsche – Hulst ist ein Holländer – Alquist ein Däne.«

»Hm,« machte Schlüter. »Ihr könnt allen trauen? – dem Dänen traue ich nicht. Ich erinnere mich seiner – er hat ein tückisches Gesicht.«

Jakobi lächelte schwermüthig.

»Ihr wollt durchaus auf natürlichem Wege alles erklären,« sagte er. »Es war eine scheußliche Erscheinung – ich sag's Euch.«

Schlüter hatte sorgfältig in dem Raume umhergeforscht.

»Diese kleine eiserne Thür führt zum Bastion – ich weiß es. Von da aus sind nur wenige Schritte bis zum Wasser – wenn ein Böswilliger durch diese Thür käme, uns an dem Ofen oder der Form einen Streich zu spielen?«

»Diese Thür ist stets verschlossen,« sagte Jakobi.

»So nehmen wir an,« entschied der Meister lachend, »es war ein Dämon – den wollen wir fortbeten. Mit Gott meine Freunde.«

Er besichtigte wieder den Ofen, stieg auf die Galerie der Dammgrube – sah die Gußrinne, die Roste genau an. Die beiden andern folgten ihm. Sie bemerkten nicht, wie von oben herab, zwischen dem Balkenwerk der Halle ein Gesicht niederschaute – tückisch und häßlich, wie es Schlüter beschrieben.

»Von Morgen früh an laßt das Metall in dem Ofen zergehen. Es ist, wie ich Euch sagte. Ihr habt alles gethan, was Menschenkraft und guter Wille thun können – also denn ans Werk. Beginnt von morgen früh an zu feuerns – und,« setzte er leise hinzu, »wachet über alles. Ich traue den bösen Leuten keine Macht – aber genug bösen Willen zu. Jetzt laßt noch einmal die Reifen prüfen.«

In diesem Augenblicke erschien ein kurfürstlicher Diener, verneigte sich vor Schlüter und sagte:

»Seine kurfürstliche Gnaden lassen dem Herrn Oberbaudirector einen Gruß entbieten und sagen: wie kurfürstliche Gnaden Herrn Schlüter heute um die Mittagszeit in Lützenburg zu sehen wünschen, wohin Seine Gnaden sich zu Ihrer Frau Gemahlin, der gnädigen Kurfürstin begeben. Es werde dem Herrn Oberbaudirector wohl bekannt sein, was kurfürstliche Gnaden für Pläne zu sehen wünschen.«

»Ich werde mich einstellen,« sagte Schlüter.

Der Diener ging.

»Es ist Zeit, daß ich heimkehre,« sagte Schlüter. »Ich muß die Zeichnungen ordnen. Der Kurfürst hätte mir eine größere Gunst erwiesen, wenn er mich in das hiesige Schloß bestellt hätte. Ich bin nicht gern gesehen in Lützenburg. Lebt wohl, Jakobi – Wolfgang. Wenn die Metalle recht im Flusse sind – dann laßt mich's wissen.«

Er verließ die Halle.

»Ich muß heut einen Gehilfen mitnehmen, zum Vorlegen der Pläne – zum Weisen mit dem Zirkel – ei – es soll Kurt sein. Ich will den Höflingen in Lützenburg meinen adligen Schüler zeigen – das wird Aufsehen machen. Sie sind nur gewöhnt daran, die Cavaliere mit Uniform oder Staatskleid zu erblicken – laß sehen, welche Augen sie machen werden, wenn ein Edelmann mit dem Zirkel und dem Stift in den Händen unter sie tritt.«

Die Glocke am Hause der Berchholz wurde also gezogen und statt des Freiherrn trat Martin, der Diener Schlüters herein. Kurt schreckte bei dem Anblicke des Dieners ein wenig auf – er sah in dessen Hand einen Brief, der, wie der Junker sicher wähnte, herbe Vorwürfe des Meisters enthielt. Martin überreichte das Schreiben »mit einem Gruße des Herrn Oberbaudirectors.«

Hastig erbrach Kurt das Schreiben.

»Des Kurfürsten Gnaden,« so lautete der Inhalt, »haben mich auf heute nach Lützenburg zu befehlen geruht, um die Pläne für den Umbau des rechten Flügels durchzugehen. Es gereichet mir zur sonderlichen Freude, Sie aufzufordern, mich bei solcher Fahrt und Präsentation begleiten und meinen Famulus abgeben zu wollen. Ich erwarte Sie in meinem *logiament* und bitte um Antwort durch Martin. Wie immer Ihr Schlüter.«

Kurt sagte sogleich zu – aber als Martin das Gemach verlassen hatte – ging er unruhig vor der Mutter auf und nieder.

»Ist es nicht ein seltsames Verhängniß,« rief er, »daß mich heute gerade Schlüter mit sich nach Lützenburg ruft? ich treffe mit dem Werneck sicherlich dort zusammen – ich sehe die Sidonie.«

»Fasse Dich, mein lieber Sohn – wir müssen uns mit dem Vater einen,« sagte Sybilla. »Er wird den Freiherrn gefunden – er wird ihm vorgestellt haben –«

Die Thür des Zimmers öffnete sich wieder, und keuchend taumelte der Freiherr in das Gemach.

»Er – ist – schon fort, hinweg nach Lützenburg – ich fand ihn nicht mehr,« stöhnte er. »Ich kam zu spät – die Geschichte ist nicht mehr zu verbergen – Werneck eilte zur Kurfürstin.« Er lehnte ermattet sein Haupt zurück.

»Ich werde auch in Lützenburg sein,« rief Kurt.

»Wie? Du?« stotterte der Freiherr betroffen.

»Ich fahre hinaus mit dem Oberbaudirector – ich werde mit Werneck zusammentreffen – ich werde Ihm ohne Scheu sagen, daß ich Sidonie nicht lieben – nicht ehelichen kann.«

Der Freiherr schnellte empor.

»Nein – nein,« rief er im schmerzlich zornigem Tone, wie er ihn selten anschlug. »Es ist kaum zu fassen, daß ein Mensch sein Glück also mit Füßen treten sollte – geh in Dich, Kurt.«

»Nimmermehr!« rief dieser, den die scheinbare Nachgiebigkeit des Vaters kühner gemacht hatte. »Nimmermehr! o – mein Vater: Kurt von Berchholz läßt sich nicht verkaufen.«

»Aber das Glück – das Geld?«

»Ich bin traurig, mein Vater, daß ich Euch nicht zu solchem Glücke verhelfen kann – und doch wollte ich es – Ihr selbst habt dieses Opfer nicht angenommen.«

»Gut denn,« rief der Freiherr. »Es sei – aber eine Heirath mit der Maurermeistertochter – das ist über meine Gutmüthigkeit, das ist zu viel. Ich sage dazu nicht ja – nein –.«

Er ward roth vor Zorn im Gesichte, und die sonst gutmüthigen Augen funkelten beinahe. Kurt sah, daß er

nicht weiter gehen könne – er schwieg, drückte der Mutter die Hand und begab sich auf sein Zimmer.

»Ich weiß nicht – wie die Sache zuging – wie sie steht,« sagte mit zorniger Stimme der Freiherr zu Sybilla. »Aber ich werde mir Aufklärung verschaffen und ein ernstes Wort mit diesem Hofmaurermeister reden – o, das Glück ist bald entschwunden –«

»Unser Sohn will die Werneck nicht,« sagte Sybilla kurz und fest. »Und Du kannst ihn nicht zwingen.«

»Ich bin kein Mann von Thatkraft, wie Werneck,« rief unmuthig der Freiherr, »sonst träte ich anders auf – Werneck fackelt nicht lange – dessen Kind darf keinen Willen haben. Sidonie denkt auch nicht an Widerspruch – sie würde nicht einmal wagen, den Gedanken an eine andere Liebe zu hegen – weil sie weiß: ihr Vater will und denkt anders. Werneck hat sich sein Kind nicht über den Kopf wachsen lassen – er ist ihrer sicher.«

Das Dejeuner bei Eosander.

Auf dem seit dem Regierungsantritte des Kurfürsten ansehnlich erweiterten, neubebauten und mit dem Namen *Friedrichsstadt* belegten Theile von Berlin zogen sich schon verschiedene Straßen hin. Sie waren, wie die meisten neu angelegten Straßen, theilweis durch Gärten unterbrochen, innerhalb deren die Gebäude lagen.

Eine dieser Straßen war die im Jahre 1695 bereits angelegte *Behrenstraße*, nach dem talentvollen Ingenieur *Behr* benannt, der hier an der Ecke ein schönes Haus erbaut hatte, welches an der »Potsdamerbrücke« lag – es ist

die heutige *Charlottenstraßenecke* – sie führte ihren damaligen Namen von der alten Brücke, die vor Anlegung der Friedrichsstadt hier über den Spreegraben lief. Ueber diese Brücke ging ehemals der alte Weg nach Potsdam.

Aehnlich wie die Behrenstraße war die »französische Straße«. Sie hat ihren Namen von den ersten französischen Flüchtlingen erhalten, die sich hier anbauten, hieß aber zur Zeit unserer Erzählung nur theilweis »französische Straße«. Die letzten Ausläufer der Straße, welche gegen die Spree zu lagen, hießen: »*Am französischen Kirchhofe.*« Hinter dieser Stelle war ein freier mit Bäumen besetzter Platz, auf welchem ein ansehnliches Gebäude ziemlich einsam stand. Es lag ungefähr da – wo heute der große Bau des Telegraphenamtes sich erhebt. Das Haus war ganz im Styl der Zeit erbaut, und ziemlich neu.

In einem sehr geräumigen Zimmer, dessen Fenster auf Spreegraben und über diesen hinweg nach dem Friedrichswerder sahen, war eine Tafel servirt. Geschirr, Gläser und Bestecke, Tischwäsche und Aufsätze waren im besten Geschmacke und in feinster Weise ausgeführt. Silber, Krystall und das schönste holländische Leinenzeug bildeten eine höchst wohlgefällige Zusammenstellung. Im übrigen war das Zimmer ganz im französischen Style möblirt. Hochlehnige Stühle, wie sie die Altvordern besaßen – erblickte man gar nicht, dagegen jene breitsitzigen Sessel mit den Lehnen in Fächer- oder Walzenform, welche eigens dazu bestimmt waren, die weiten Roben

der Damen und die von Sammet und Stickerei starrenden Röcke der Herren bequem aufzunehmen. Utrechter Teppiche und Vorhänge, ein Spiegel, ein breiter, mit geschweifter Lehne und weiten ausgebogenen Füßen versehenes Sopha, verschiedene Tische nebst Fußbänken – prächtige Ueberzüge von großgeblümtem Stoffe vollendeten die Einrichtung.

An den Wänden hingen einige werthvolle Oelgemälde – aber neben diesen eine große Anzahl trefflicher Kupferstiche in Rahmen. Sie stellten meist Landschaften und Städteansichten dar, doch sah man auch eine ganze Reihenfolge von Stichen: »die Thaten des Julius Cäsar« veranschaulichend. Sämmtliche Stiche waren wie die Marken auf den Blättern den Stichkenner belehrten, Werke des berühmten *Matthäus Merian*, zu Frankfurt am Main dereinst geboren.

Es war augenscheinlich, daß die Inhaber der Wohnung oder des Hauses eine Gesellschaft erwarteten, denn einmal waren auf dem Schenktische bereits viele Flaschen und Krüge aufgestellt, dann aber schwebte ein feiner Bratenduft durch das Haus – endlich hatten die beiden, im Zimmer anwesenden Personen sich in eine sehr elegante Gesellschaftstoilette geworfen. Eine dieser Personen ist uns vollkommen bekannt. Es ist der Hauptmann Herr *Eosander von Goethe*. Die andere Person ist eine Dame in noch jugendlichem Alter.

Sie war nicht schön zu nennen; wenngleich ihre sehr graziöse Gestalt auch dem verwöhntesten Auge wohlgefallen mußte, so war das Gesicht nicht regelmäßig genug,

um Anspruch auf Schönheit machen zu können. Es zeigte aber den Ausdruck großer Klugheit. Die Augen blickten höchst geistvoll, der große Mund ward von einem liebenswürdigen Lächeln umspielt, und die sehr stark gebogene Nase verlieh dem Gesichte der Dame ein gewisses energisches Gepräge. Die Dame hatte übrigens sehr feine und elegante Bewegungen, auch besonders schöne Hände. Ihre Toilette war einfach – aber reich. Eine weite Robe aus perlgrauer Seide umgab ihre schlanke Gestalt. Eine kleine Mütze aus brabanter Kanten, welche über der Stirn fächerartig aufstiegen – bildete den Schmuck ihres Hauptes, dessen üppige Haare sehr sorgfältig durch das Eisen und die Hand des Friseurs geordnet waren.

Herr Eosander und seine Gattin – denn das war die interessante Dame – befanden sich in lebhafter Unterhaltung. Diese Unterhaltung ward einige Male abgebrochen, wenn ein Diener am Zimmer erschien, um irgend etwas auf den Schenktisch oder die Tafel zu setzen.

»*Ma chère*,« fuhr Eosander eben fort, »Du kannst mir Vorwürfe machen, aber Du wirst doch selbst eingesehen haben, daß zum Avanciren mehr nothwendig ist, als die meisten Leute glauben?«

»Mein lieber Friedrich,« entgegnete die Dame sehr ruhig und den Gatten kaum von der Seite ansehend. »Ich billige Ausgaben – gewiß. Diese Zeiten erfordern dergleichen, und Du mußt Dich zeigen – aber – ich meine doch wohl, diese Depensen müßten eingetheilt werden – ich habe das Vermögen meines Vaters nicht in Händen – ich hänge von ihm ab – und sonst – –«

»Ah – sprich nur weiter,« fiel Eosander ein. »Sprich nur weiter, Du willst sagen: Schaffe Geld – suche Du selbst mehr einzubringen – ich, *ich* allein bringe bis jetzt Opfer – gewiß – o Du hast recht, allein, *mon enfant*, das habt Ihr in Frankfurt wohl gewußt, daß ich erst Stellungen erringen muß, und ich denke: ich stehe gut genug. Mein Gehalt könnte besser sein – *certainement*, aber ich beginne meinen Lauf auch erst. Ein Mann, den der Fürst in Italien ausbilden ließ, den er angestellt, zum Hofarchitekten ernannte – einen solchen Mann kann der Fürst nicht fallen lassen. Nun, *mon enfant*, wenn ich erst auf der Höhe bin, dann werde ich dem Papa gern die Auslagen erstatten.«

Er wendete sich verdrießlich ab. Die Gattin blieb in ihrer Zimmerpromenade stehen.

»Friedrich,« sagte sie streng, »von Erstatten zu sprechen ist eine Beleidigung. Ich bin die Tochter Matthäus Merians, des Nachkommen der berühmten Künstler, und ich habe den ganzen Stolz meiner Familie geerbt. Dieser Stolz, *mon cher Fréderic*, gebietet mir wohl, die glänzende Stellung, welche hier von uns beansprucht wird, erringen zu helfen – und wenn ich Dich, den ich wirklich liebte, heirathete – so gehört, was mein Vater mir gibt, Dir so gut wie mir. Von Erstatten darf daher nicht die Rede sein. Ich will eine Stellung erringen – ich *will* den Damen gleichstehen, die sich aufblähen, ohne wie ich ein Recht dazu zu haben – aber, *mon ami*: alles mit Verstand. Du willst zu schnell es den Ersten hier im Lande gleich thun – plötzlich, aus der Luft kommt Dir ein Gedanke

– ohne jede weitere Ueberlegung schaffst Du Feste, Ueberraschungen – Du machst Ausgaben und Präsente an Leute, welche Dir nützen könnten, ohne zu berechnen. Ich kann die Früchte des Fleißes, die mein Vater erntete, nicht lediglich für ein üppiges Leben hingeben sehen.«

Der Gatte preßte die Lippen aufeinander.

»Ich darf Dir nicht Unrecht geben,« sagte er, »aber wir wollen schnell zum Ziele kommen, dazu ist es nothwendig, daß wir uns diejenigen gewiß machen, welche uns nutzen – helfen können. Das geht nicht sohne Aufwand. Bin ich da angelangt, wohin ich kommen will – so werde ich ganz ohne Hilfe des *cher papa* sein können. Die Leute helfen mir das größte Hinderniß aus dem Wege räumen – –«

»Andreas Schlüter,« sagte die Gattin, indem sie vor Eosander stehen blieb und ihn mit ihren großen, klugen Augen recht durchdringend anschaute. »Ist das zu Recht bestehend? Ist das edel?«

Eosander senkte betroffen das Haupt.

»Schlüter ist ein Genie,« fuhr seine Frau fort; – »er ist eine Leuchte der Kunst – ein Vorbild für die Guten und Eifrigen und Ihr seid seine Gegner? warum? weil er mehr ist, als die andern – weil er sich nicht zu den kleinlichen Schmeicheleien, dem Bücken und Neigen vor hohlen Größen verstehen will. Ihr könnt das Genie des Meisters nicht verdunkeln, erreichen, also greift Ihr es an – sucht durch kleinliche Dinge dem Großen zu schaden – bemäkelt seinen Ruhm – o es will mir nicht gefallen, daß meines Vaters Werk – jenes große berühmte Lexikon

und Buch der Ereignisse, das meine Vorfahren schufen – das *Theatrum Europaeum*, welches bestimmt war, die Verdienste großer Männer der Nachwelt aufzubewahren – daß jenes Buch durch Dich und einige Männer Deines Anhanges benutzt wird – dem Unbedeutenden, der hohlen Größe einen Weltruf zu bereiten. Ihr thut ein schweres Unrecht – und ich fürchte, das ist noch nicht alles – es wird eine Zeit kommen, wo das Buch der Merians die Festung sein wird, aus deren Wällen auf Männer von Ruhm und Ansehen vernichtende Geschosse geschleudert werden – ich will dem Vater das vortragen – ich mag es nicht dulden.«

Eosander befand sich der charaktervollen Frau gegenüber in tödtlicher Verlegenheit.

»Margarethe,« begann er nach einer Pause, »ich sehe, daß Du die Welt nicht kennst. Ich bin weit entfernt, Schlüters Genius läugnen zu wollen, aber er steht nicht mir allein – er steht vielen im Wege.«

»Den Kleinlichen – den Talentlosen.«

»O, nicht doch. Es geschieht oft genug, daß ein Talent sich nicht entfalten kann – weil es nicht zur Geltung kommt. Schlüter will *allein* herrschen. Er ist ein Mann, der sich gleich einem römischen Dictator jeder Ansicht, jedem Vorschlage anderer entgegenstemmt und solchen zum Schweigen bringt.«

»Dem Guten gegenüber handelt Schlüter gewiß nicht also.«

»Doch – er soll übrigens nicht verdrängt werden – nur soll er andern auch eine Bahn offen lassen, dabei – wenn

das zu erringen gilt, kann man nicht immer den geraden Weg wandeln,« er sprach schneller und eindringlicher, als wolle er der Gattin keine Zeit zur Erwiderung lassen. »Jetzt habe ich einen solchen Weg offen vor mir. Es wünscht der Kurfürst einen Portalbogen durch mich – am Schloßhofe erbaut zu sehen – ich wäre dann ein Concurrent Schlüters – alles, meine ganze Zukunft hängt davon ab – denke Dir, *ma chère*, dieses Glück – diese Ehre – gewiß – gewiß hast Du recht: es ist eine Ehre, mit Schlüter in Concurrenz zu sein – ist es etwas Unrechtes? wie? – wenn ich meine Reise mit einem solchen Manne, wie er ist, messen will – kann das alle Welt nur loben – aber würde ich zu solchem Kampfe kommen können, wenn Schlüter allein gebieten dürfte? gewiß nicht. Es bedarf fremder Hilfe, um in die Schranken treten zu können, und deshalb nur arbeite ich mit gewissen Freunden. Hier,« fuhr er fort, auf die Tafel deutend, »hier erwarte ich den Grafen – den Finanzrath Kraut. Kraut hat uns Gelder verweigert, die zu dem Bau nothwendig sind – wenn wir Kraut gewinnen, dann ist die Sache gemacht – ich darf mit Schlüter – neben ihm am Schloßbau wirken – o Margarethe, Du bist eines Künstlers Tochter, begreifst Du nicht, daß der Ehrgeiz, daß der Drang nach Ruhm verzehren können? Ist es Dir nicht klar – offen vor Augen, daß ich jeden Weg einschlagen muß, um mindestens das Recht zu erstreiten: mit Schlüter kämpfen zu dürfen? wirst Du nicht mit Stolz erfüllt sein, wenn neben den Werken des berühmten Meisters ein Werk Deines

Gatten sich erhebt, das den Vergleich nicht zu scheuen hat?«

Margarethe vermochte darauf nichts zu erwidern – sie nickte mit dem Haupte und reichte Eosander die Hand. Der Hauptmann nahm einen Anlauf – er hielt Margarethens Hand fest in der Seinigen und zog die liebenswürdige Gattin an sich.

»Sei mir Fürsprecherin bei dem Vater,« sagte er. »Ich bedarf wohl seiner Hilfe wieder einmal.«

»Geld?« seufzte die Gattin.

»Ja – es soll ein entscheidender Schritt gethan werden – ich bin genöthigt ein großes, kostbares Geschenk zu machen.«

»Die Fürsprache soll damit erkauft werden.«

»Bin ich erst am Werke, dann will ich nie wieder – –«

In diesem Augenblicke hielt ein Wagen unten vor dem Hause.

»Still jetzt – es ist Wartenberg,« sagte Eosander, »laß uns ihm entgegengehen.

Margarethe nahm ihre gute Laune zusammen. Sie fühlte sich immerhin geschmeichelt, daß der mächtige Graf zu ihrem Gatten kam. Sie ging mit Eosander, dem hohen Gaste entgegen. Wartenberg war schnell die Treppe hinaufgeeilt, er befand sich schon im Vorzimmer. Galant küßte er der Frau von Goethe die Hand.

»Es sind schon einige Wochen her,« sagte er, die Dame führend, »daß ich Sie nicht sah.«

Man war in einen Salon getreten, der neben dem Speisezimmer lag.

»Ich besuche nur wenig Gesellschaften, Herr Graf,« sagte Margarethe.

»Leider! Sie sind *retirée*, Theuerste. Meine Gattin hat es innig bedauert – daß man Sie so selten erschauen kann. Ihr Gatte ist viel verschwenderischer mit seinen gesellschaftlichen Talenten.«

»Er hat deren mehr als ich.«

Wartenberg hatte Platz genommen. Eosander trat zu ihm – Margarethe saß ihm gegenüber.

»Also eine so besondere Ueberraschung erwartet uns?« fragte der Graf.

»Ich habe mir erlaubt, Euer Gnaden einmal wieder eine Einladung zu senden. Treffliche Seekrebse – einen ausgezeichneten Wein – ich habe dem Herrn Finanzrath Kraut ebenfalls eine Invitation gesendet.«

»Die er sicherlich nicht ausgeschlagen hat,« lachte der Graf.

»Nein – er wird kommen – aber er hat vorher noch wichtige Geschäfte.«

»Sollten diese Geschäfte ihn in die Nähe eines gewissen Rosses führen?«

Margarethe lächelte.

»Auch ich hörte schon davon sprechen,« sagte sie.

»Kraut ist für einen Finanzbeamten zu leichtfertig,« sagte der Graf.

»Ah – der peinliche Herr Kraut?«

»Er vergißt seine Stellung, glauben Sie mir – –«

»Bitte – eine kleine Geduld, Herr Graf,« sagte Eosander. »Ich höre Geräusch drunten.« Er eilte zum Fenster. »Richtig, der Finanzrath steigt aus seiner Sänfte.«

Kraut war bald im Salon. Er begrüßte Margarethe und den Grafen.

»Ich war ganz erstaunt,« sagte er sichtlich verlegen, »daß ich so plötzlich diese Einladung erhielt. Ich kann leider solchen Genüssen nicht widerstehen. Herr von Eosander weiß trefflich zu locken.«

»Zu Tische, wenn ich bitten darf,« sagte Margarethe.

Man nahm Platz an dem Frühstückstische, der sich schnell genug mit den ausgesuchtesten Leckereien und Delikatessen bedeckte. Kraut war einer der berühmtesten Weinkenner, ein Gourmand, der die theuersten Dinge für seinen Magen nicht gut genug hielt. Er schwelgte vollständig in den ausgezeichnet schönen und trefflich bereiteten Speisen. Sein hageres Gesicht, auf welchem ein starrer Ernst lagerte, schien sich zu runden, und Heiterkeit strahlte aus seinen, ein wenig tief liegenden Augen. Eosander unterließ nicht dem Finanzrathe brav einzuschenken. Kraut schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge – er verstieg sich so weit, daß er ein Lebehoch auf Margarethe ausbrachte. Die Unterhaltung drehte sich um Stadtneuigkeiten, Hofereignisse und dergleichen Dinge.

»Wissen Sie schon,« rief Kraut, »daß wir ein neues Ehepaar am Hofe sehen werden? Der Freiherr von Werneck verheirathet seine Tochter mit dem jungen Kurt von Berchholz – dem Schüler des Herrn Schlüter.«

»Es ist also doch wahr?« fragte Margarethe. »Das freut mich. Die Familie ist eine sehr treffliche.«

»Sie meinen die Berchholz?«

»Ich hörte nichts von den Wernecks.«

»So – so – es ist nur seltsam, daß die Heirath auf Befehl – nach Testament stattfindet.«

»Ja,« sagte Wartenberg, »ich hörte davon.«

»Der junge Berchholz wird nun wohl die Zirkel und Stifte bei Seite legen.«

»Sie glauben, Herr Graf?« fragte Margarethe.

»Gewiß. Ein Edelmann, der zu Vermögen kommt, darf wohl nicht mehr den Bauconducteur spielen. Man überläßt das den Unbemittelten.«

»Meinen Sie nicht, daß die Kunst dem Adel gleichkommt? Meinen Sie nicht, daß ein adliger Künstler doppelt hoch steht,« sagte Margarethe, den Grafen scharf ansehend. »Wer waren denn die ehemaligen Baumeister des Schlosses?« fuhr sie fort, »und hat mein Gemahl, als ein Edelmann, nicht ebenfalls die Baukunst studirt?«

»Ja – das ist wohl richtig, *ma chère*,« sagte der Graf ein wenig verlegen, »aber dieser junge Mann – der Berchholz ist nur aus – wie soll ich sagen – aus Noth zur Kunst gegangen. *Mon dieu* – die Familie besaß nichts – er mußte arbeiten. Ihr Gatte – *mon ami Eosandre* – ging aus Leidenschaft zur Kunst – nicht wahr? er bedarf keiner weiteren Nöthigung. Es wäre außerdem – so meine ich – Seiner kurfürstlichen Durchlaucht höchst unlieb, wenn Edelleute, welche Mariagen mit Hoffräuleins aus distinguirten

Familien schließen, auf Baugerüsten umherklettern oder Zeichnungen machen.«

»Herr Graf,« rief Margarethe, erzürnt sich erhebend. »Ich bin die Gattin eines Edelmannes, der sich Künstler nennt – ich bin aber die Tochter eines Künstlers, welche dem Edelmann ihre Hand reichte. Blicken Sie um sich – dort an den Wänden sehen Sie die Erzeugnisse des Fleißes und des Talentes der Meinigen – es wird wenig distinguirte Familienmitglieder geben, die bekannter im deutschen Lande und weiter hinaus sind, als die Angehörigen der Merians, und ich bedaure herzlich, wenn Seine Durchlaucht die Edelleute zurücksetzen, welche mit Reißbrett und Stiften ihren adligen Namen noch berühmter zu machen suchen.«

Sie erhob sich schnell. Ihre Wangen glühten – der Busen wogte heftig. Sie war in großen Eifer gerathen – der Gedanke: daß die Gattin des Grafen aus dem Nichts zu einer unverdienten Stellung empor gekommen war – das hatte Margarethe besonders erregt. Künstler waren in den Augen Wartenbergs eine Menschenklasse, die nur zur Ausnutzung ihrer Talente für Leute von des Grafen Art vorhanden waren – das ertrug die Tochter Merians – des Nachkommen der berühmten Künstler- und Buchhändlerfamilie nicht. Eosander erhob sich bestürzt – er wollte seine Gattin aufhalten, die schon aus dem Zimmer gerauscht war.

»St – *mon ami* – lassen Sie doch *madame*,« sagte schnell der Graf auf Kraut deutend, der so eben die Scheere eines Hummer präparirte. »Ich nehme das nicht

übel. Wir müssen jetzt ans Werk gehen – die Sache drängt.«

Kraut lachte vor sich hin. »Madame von Goethe ist ein wenig heftig,« sagte er.

»Es geht so,« fiel Wartenberg ein; »wenn man sich von Frauen alles vorschreiben lassen will – dann kommt man weit – also achte niemand auf dergleichen Reden –«

»Es ist wahr,« fiel Eosander ein, »aber meine Gattin hat ein treffliches Herz. Die Zukunft des jungen Berchholz interessirte sie.«

»Bah – er wird schon seinen Tag machen.«

»Und der Vater der schönen Werneck arbeitet an dieser Heirath?«

»Gewiß. Zum Feste der Kurfürstin soll sich das neuverlobte Paar schon der *grande société* präsentiren. O – dieses Fest wird herrlich werden – ich freue mich sehr darauf,« sagte Eosander.

»Allerlei Genüsse – die ausgesuchteste Gesellschaft – Ihre trefflichen Decorationen. Bessers Arrangements – die Sängerin, d'Alikan.«

Kraut ließ Messer und Gabel sinken.

»Eine schöne Person,« fuhr der Graf fort, »aber gefährlich. Der Kurfürst ist erfreut, sie für seine Oper gewonnen zu haben, doch fürchtet er ihr Verbleiben.«

»Wie so?« fragte Eosander.

»Weil diese Sängerin noch überall, wohin sie kam, Unheil stiftete. Man sagt, sie habe in Wien einige Cavaliere in die größten Schulden gebracht. In Würzburg, wo sie

nur in der Kirche sich hören ließ, soll der Finanzverwalter eines großen Spitales – ein Mann, der bisher unbescholten war – sich zu kühnen Griffen in die Kasse haben verleiten lassen, um der Sängerin Präsente zu machen.«

Kraut stöhnte.

»Sie wissen,« fuhr Wartenberg ruhig fort, »daß Seine Durchlaucht, unser gnädiger Herr, sehr ungern so etwas erleben möchte.«

»*Eh donc* – die Huldigungen darzubringen steht jedem frei.«

»Ja wohl – aber wenn – wie es da in Würzburg geschah – ein Beamter so glänzende Präsente macht, wenn obenein verheirathete Leute sich in dergleichen Aventuren einlassen, so erregt das Verdacht.«

Kraut erhob den Kopf. Er war in größter Verlegenheit. Er hatte schon aus der Unterredung bei dem Kurfürsten gemerkt, daß die beiden Herren seine Beziehungen zur d'Alikan kannten. Kraut war ein sehr gewandter Mann. Trotz der Zahlen, die er neben seiner oft schwelgerischen Lebensweise sehr eifrig protegirte, hatte er sich doch einen klaren Blick für alle gesellschaftlichen und außerordentlichen Verhältnisse und Ereignisse bewahrt. Eine kurze Ueberlegung genügte ihm, sich selbst zu sagen, daß diese Einladung nur deshalb geschehen sei, um die Geldbewilligung für Eosanders Bau, die Kraut vor kurzem noch verweigerte, durchzusetzen, ihm abzudringen, und daß dieser Kampf damit hinaus auf des Kurfürsten Ungnade und die gefährliche Liaison des Finanzmannes geführt werden solle. Kraut kam daher seinen Angreifern

zuvor, indem er sich, halb lächelnden Antlitzes erhob und mit fester Stimme sagte:

»Meine Herren, Sie brauchen sich weiter keine besondere Mühe zu machen. Sie wollen, daß ich dem Kurfürsten die Gelder für den neu projectirten Bau des Herrn von Eosander, unseres liebenswürdigen Wirthes, verschaffe – wenn ich mich weigere, so wollen Sie Seiner Durchlaucht und meiner Familie die Aventüren, die Geldausgaben und Verhältnisse eines Finanzbeamten – das heißt *meine* Verhältnisse – in einer Art von Anklage vorbringen und mich, was Ihnen, Herr Graf, nicht schwer werden dürfte durchzusetzen, in Ungnade fallen lassen.«

Eosander und Wartenberg schwiegen – endlich sagte der Graf:

»*C'est ça, mon ami!* wir müssen das Geld haben – wer nicht für uns ist – ist wider uns.«

»Und ich bin Ihnen für das offne Geständniß verbunden,« sagte Kraut. »Gegen Ihre Gattin – gegen die Gräfin von Wartenberg würde ich nicht auf die Dauer mit Erfolg streiten können. Es sind wichtigere Männer als ich durch Ihre Macht beseitigt worden,« setzte er bissig hinzu. »Nur würden Sie, *messieurs*, in eine arge Verlegenheit kommen – setzte man mich ab, denn Sie können sich nicht verhehlen, daß ich in Wahrheit der Geldbeschaffer des gnädigen Herrn bin, und wenn trotz meines guten Willens, trotz meiner Ersparnisse die Mittel nicht ausreichen, der Hofjude Liebmann also noch für besondere Fälle herangezogen wird, so ist das kein Vortheil für die kurfürstlichen Kassen, denn die Liebmanns verstehen es trefflich, die

Schulden des gnädigen Herrn bis in das Große anwachsen zu lassen. Es werden, wie Sie sich selbst in meiner Gegenwart überzeugten, dem Kurfürsten kostbare Dinge, Steine, Preziosen und ähnliches verhandelt – eine baare Zahlung erfolgt nicht immer – und es ist eine bekannte Sache, daß die Forderungen steigen, wenn der Gläubiger selten baares Geld erhält. Beseitigen Sie mich also – dann wird Ihnen das Geschäft sehr schwer gemacht werden – auf Ihr Wohl, Herr Eosander,« setzte er hinzu, dem Hauptmann zutrinkend.

Die beiden Herren waren betroffen – der Graf aber lenkte die Unterhaltung schnell genug in ein sicheres Geleise.

»Wer spricht von beseitigen,« sagte er, »wir haben Sie freundschaftlich geladen, um Ihnen, was an einem anderen Ort viel schwieriger gewesen wäre, unsere Wünsche noch einmal recht dringend ans Herz zu legen.«

Kraut warf die Serviette, welche er in der Hand hielt, bei Seite und erhob sich ein wenig.

»Meine Herren,« sagte er mit halblauter Stimme, Sie waren – Verzeihung – Sie waren da im Begriffe, eine kleine oder große *bêtise* zu begehen, indem Sie die Sängerin d'Alikan, ein sehr liebenswürdiges Wesen, für welches ich mich aus Theilnahme an ihren künstlerischen Erfolgen interessire, durch die Angriffe auf meine Person ebenfalls in große Verlegenheit bringen, ja sie vielleicht stürzen wollten. Ich kann Ihnen mit kurzen Worten die Versicherung geben, daß ich vollkommen geneigt bin, Ihnen, Herr Eosander, zur Erringung einer neben Schlüter selbst

geachteten Stellung, zur Stellung eines Rivalen und Concurrenten des Schloßbaudirectors behilflich zu sein, indem ich Seiner Durchlaucht die Gelder für den projectirten, unter Ihrer Leitung zu vollendenden Bau schaffen werde, aber eben so offen bekenne ich Ihnen, daß Sie diese meine Bereitwilligkeit besonders der regen Theilnahme verdanken, welche die Sängerin d'Alikan für Sie, Herr Eosander, an den Tag legt. Sie ist es gewesen, die mich heute, ehe ich Ihrer Einladung nachkam, mit Bitten bestürmte, jedes Ihrer Projecte, Herr Eosander, recht wesentlich zu fördern, und das ist ein Zeichen edler Gesinnung der Demoiselle d'Alikan, die sehr wohl weiß, daß sie Ihnen die Stellung als Sängerin des kurfüstlichen Hofes zu danken hat.«

Eosander schwieg sehr betroffen.

»Dieser Gregorio hat für mich gewirkt,« murmelte er leise. »Er ist fest an mich gekettet – ich an ihn.«

Wartenberg reichte dem Finanzrathe mit freundlicher Geberde die Hand.

»Ich wußte es, daß Sie uns nicht verlassen würden,« rief er.

»Es ist nicht leicht,« warf Kraut ein, »diese neue, jetzt so plötzlich auftauchende Forderung zu befriedigen, – es knüpfen sich außerdem andere Dinge an die Erfüllung. Ich kenne den unternehmenden Geist des Herrn Eosander – diesen zu Schlüters Concurrenten machen, heißt Schlütern fast stürzen – es wird ein Kampf beginnen.«

»Ich scheue ihn nicht,« sagte Eosander dreist. »Aber es muß mir ein Feld eröffnet werden, auf welchem ich meinem Gegner überhaupt ein Treffen liefern kann; wenn ich nicht neben ihm wirken, wenn ich keine Gelegenheit finden kann, meine Arbeiten neben die seinigen zu stellen, werde ich natürlich im Nachtheil bleiben.«

»Schlüter steht sehr fest,« warnte Kraut. »Sie wissen, daß er ein ungeheures Kunstwerk zu schaffen im Begriffe ist. Der Guß der Reiterstatue des hochseligen Kurfürsten naht der Vollendung. Gelingt diese Riesenarbeit, welche dem Stolze unseres Herrn, und ganz gerechter Weise schmeichelt, dann hat Schlüter einen neuen, festen Stein im Brette.«

Eosander zitterte vor innerer Erregung so heftig, daß die Gabel, welche er spielend in der Rechten hielt, gegen den Teller klirrte.

»Es ist wahr,« sagte er, »wenn alles gelingt, dann ist Schlüter unerschütterlich.«

»Und bis jetzt gelang ihm alles,« fiel Wartenberg ein. »Man muß es gestehen – nur ein entschiedenes Mißlingen wird ihn in den Hintergrund drängen.«

»Oder eine an sich kleine Sache,« sagte Kraut. »Unser Herr ist ein wahrhaft nobler Charakter – wir wissen das. Er kann die größten Vergehen, die offenbarsten Fehler in bedeutenden Dingen und Geschäften verzeihen, dagegen ist oftmals eine Kleinigkeit genügend, den Fehlenden in die größte Ungnade zu stürzen. Der Kurfürst

betrachtet sich– und ich sage wieder: mit vollem Rechte – als einen Souverain, der zwar heute noch den Kurhut trägt, dem aber schon längst die königliche Krone gebührte – was seiner Würde, seiner längst angenommenen königlichen Machtgewalt in den Weg tritt, ist seiner Ungnade gewiß. In diesem Bewußtsein der Würde, welche ihm sicher bald auch äußerlich zu Theil wird, kann er großmüthig wie der Mächtige, – große Beleidigungen verzeihen – kleine Verstöße aber, welche seiner Würde Eintrag thun könnten, die Verweigerung eines Begehrs – das Hindern irgend einer kleinen Sache, welche der Kurfürst nach seinem Willen und Wunsche geordnet sehen möchte – die unbedeutendste Beeinträchtigung des äußerlichen Glanzes, der seinen Hof umgeben soll – würden hinreichen, *par exemple*, Herrn Schlüter zu stürzen – viel eher zu stürzen, als es durch ein mißglücktes Unternehmen geschehen könnte. Wenn Sie gegen den sehr unbequemen Schlüter wirken wollen, Monsieur Eosander, dann müssen Sie dahin trachten, des Schloßbaudirectors Handlungen in geraden Widerspruch mit denen des Kurfürsten zu bringen – eine scheinbar kleinliche Sache muß das gute Einvernehmen erschüttern, muß den Kurfürsten ärgerlich, gereizt werden lassen gegen den Günstling. Sind Sie so weit, dann muß ein größeres Unternehmen Schlüters zum Scheitern gebracht werden – ein Unternehmen, dessen Mißlingen nicht nur beweist, daß Herr Schlüter auch fehlen kann – das zugleich auch durch jenes Mißlingen dem Glanze des Hofes, des kurfürstlichen Namens keinen absonderlichen Vortheil

bringt. Noch mehr wird das wirken, wenn der Kurfürst einem höhern Machtemblem gewichen ist.«

Wartenberg hatte den Rath mit stiller Bewunderung betrachtet. Er sagte sich: wie gefährlich ein solcher Mann war – der neben seinem scharfen, zur Intrigue befähigten Verstande auch noch über die Geldmittel verfügen konnte.

»Ich beneide Sie, lieber Rath, um Ihre Begabung und die große, sowie genaue Kenntniß der Verhältnisse.«

»In den vergangenen Zeiten hat man viel gelernt. Der Sturz mächtiger Gewalthaber – wie Danckelmann – Schöning – ward möglich gemacht, und die Arbeiter an solchen Werken geben prächtige Lehrmeister ab.«

Er verneigte sich boshaft gegen Wartenberg, der viel zu raffinirt in dergleichen Dingen war, um den Beleidigten zu spielen.

»Kommen wir nicht von der Sache ab,« sagte er lachend. »Es wird also durch Ihren Beistand Geld geschafft werden, um den Bau des Herrn Eosander zu ermöglichen und demnach Herrn Schlüter einen Rivalen setzen zu können.«

»Es soll geschehen,« sagte Kraut. »Ich setze voraus, daß kein unvorhergesehenes Ereigniß dazwischen kommt, welches mir mit eiserner Gewalt die Verpflichtung auferlegte, Gelder für andere Zwecke schaffen zu müssen – Sie wissen, *messieurs*, so etwas ist leicht an unserm Hofe möglich – ein reizendes Project, welches in Verbindung mit des Kurfürsten hochfliegenden Plänen steht, genügt, um die Beschaffung großer Geldmittel zu

fordern, und schwebt genug in der Luft – das brauche ich dem Grafen Wartenberg nicht erst zu sagen, der ein Intimus Seiner Durchlaucht genannt wird.«

»Allerdings,« sagte der Graf. »Es schwebt genug in der Luft – aber die Gelder für das große Ereigniß werden bereit sein – wir wissen schon, woher sie genommen werden. Ein Zwischenfall, welcher große Geldopfer, bedeutende Zahlungen erheischte? Ich wüßte nicht, woher diese Forderungen, von wem sie kommen sollten – das ist undenkbar – also mein bester Rath halten Sie das Geld für Eosanders Prachtbau bereit – und wir wollen an eine kleine Gesellschaftsintrigue denken, welche den Prologus zu der *grande Comédie* oder Tragödie bilden soll, in der Herr Schlüter eine undankbare Rolle spielen wird. Auf Gelingen unserer Pläne,« rief er, ein Glas erhebend. »Wir werden heut noch uns alle in Lützenburg treffen – auf dem eigentlichen *champ de bataiile*. Was irgend wie geschehen kann – das geschehe bald!«

Sie stießen an.

»Das Fest wird großartig,« sagte Kraut. »Ich kann es ermessen, denn die Ausgaben werden bedeutend. Es ist besonders wichtig, weil die Kurfürstin alle Gesandten, deren Gattinnen und auch die hier anwesenden Fremden von Rang zum ersten Male in Lützenburg empfängt. Sie werden mit der gnädigen Gräfin die Gesellschaft beehren?« sagte Kraut mit schneidender Stimme.

Er rächte sich an Wartenberg, denn er wußte genau, daß stets ein heftiger Streit bei Hofe entstand, wenn es

sich darum handelte, die Gräfin von Wartenberg in einer Gesellschaft erscheinen zu lassen, die durch Adel und Stellung, Verdienst und Talente hoffähig war. Der Stoß saß auch wirklich. Wartenberg stand schnell auf.

»Sie kennen die Verhältnisse viel zu genau,« zürnte er, »als daß ich noch länger läugnen sollte. Ja, mein Herr Rath, das ist die Sache, die Demüthigung, welche ich der Kurfürstin nie vergessen werde – nie, nie! Sie hat meine Gemahlin, die Freundin des Herrn, des Gebieters, stets mit remarquabler Verachtung behandelt. Als ich endlich nach langem Harren die Einladung zum Feste im Berliner Schloß für meine Gräfin erhielt, macht ein mysteriöser Zwischenfall, den sicherlich Danckelmann angestiftet, eine boshafte Intrigue, das Eintreffen der Gräfin zum Empfange bei der Kurfürstin unmöglich. Seit jenen Tagen ist es nur sehr selten mir, dem Freunde des Gebieters, gelungen, die Erlaubniß für meine Gattin: bei Hofe erscheinen zu dürfen – zu erwirken. Ich bin überzeugt, zu jenem glänzenden Feste wird meine Gattin wiederum mit keiner Invitation bedacht werden.«

»Sie können sich darauf verlassen, daß die Gräfin nicht geladen wird,« sagte Kraut ruhig.

Wartenberg stieß ein Glas so heftig gegen die Tischplatte, daß es zerbrach.

»Pardon, lieber Eosander,« rief er. »Ich gerathe gleich in heftige Mouvements, wenn ich auf dieses Thema komme – und doch: was will die Kurfürstin? Eine Mariage, die ihr nicht zusagt? weil ich die Gattin eines treuen Dieners des Kurfürsten zu der Meinigen erhob? Es gibt genug

Mesalliancen hier am Hofe – es können noch verschiedne andere hinzukommen. Die Kurfürstin ist eine Freundin sogenannter poetischer Ehebündnisse – ganz gegen den Willen ihres Gatten – nun ich weiß es wohl: Die Gnädige meint, die Neigung des Gatten theile dieser zwischen Sophie Charlotte und der Gräfin von Wartenberg – o – allerdings: der Kurfürst *achtet* meine Gattin – er erbittet ihren Rath – ihre Gesellschaft. Aber das beschränkt sich auf jene kleinen Zusammenkünfte, die theils im Garten des Schlosses, theils in der Galerie stattfinden – ich schätze mir das zur Ehre. Schlimm genug für uns, daß die Welt, daß die Kurfürstin solchen harmlosen Dingen böse Deutung gibt – Sie sehen ja selbst, Herr Rath, daß ich nicht alles durchsetzen kann; ich bitte um Ihre Hilfe für einen Freund.«

Kraut zuckte die Achsel – »Die große Welt denkt anders. Man hält die Gräfin seit Danckelmanns Sturz für sehr einflußreich. Geld – stampft niemand aus dem Boden, daran scheitern alle – aber andre Dinge machen sich wohl leichter,« sagte Kraut. »Uebrigens denkt die Kurfürstin nicht im Ernste an näheres Verhältniß des Kurfürsten zur Gräfin, doch – werden Sie die Menge nicht auf andre Gedanken bringen – ja,« er blickte die beiden recht verächtlich lächelnd an. »Ja – es geht sogar ein seltsames Gerücht.«

Wartenberg und Eosander horchten hoch auf.

»Nun?« fragte der Graf gespannt.

»Es geht das Gerücht,« fuhr Kraut langsam fort, sich an der Spannung der Herren weidend, »daß sogar die große

Kunst Schlüters, seine Erfindungsgabe in Bezug auf Ideen absonderlicher Art in Anspruch genommen werden solle, um dem verderblichen und mächtigen Einflusse Ihrer erhabnen Gattin auf Seine Durchlaucht der großen Welt zu offenbaren.«

Der Graf erbleichte vor Zorn und Besorgniß – er fürchtete nichts mehr, als die öffentlichen Angriffe.

»Wa – wa – s sagen Sie da?« stammelte er. »Man wollte in der That – wie soll ich das verstehen? Schlüters Kunst gebraucht? wie? um meiner Gemahlin ein öffentliches Scandalosum zu bereiten? Höre ich recht?«

»Ich bitte, Herr Graf, um Discretion,« sagte Kraut heftig. »Ich weiß nichts Bestimmtes. Ich hörte nur so durch Besser, Ilgen und von noch andern Seiten.«

»Aber wie? was?« sagte Eosander. »Man könnte doch erfahren –«

»Wie?« sagte Kraut. »Ja – das ist die Frage – aber ich denke mir, man könnte darauf antworten: Setzen Sie den Fall, Herrn Schlüters Erfindungsgeist brächte irgend ein Gebilde hervor – eine in Stein oder Metall gemeißelte – oder gegossene Allegorie – eine Darstellung, welche etwa in Form eines Reliefs oder sonst wie gebildet, die Gräfin als triumphirende Favoritin den Augen der scandalsüchtigen Menge vorführte – ich meine nur so, lieber Graf,« sagte Kraut mit immer steigender Wonne im Blicke, der die Freude verrieth, welche der boshafte Rechenmeister dabei empfand, daß er seinem Peiniger Hieb auf Hieb versetzen konnte.

»Ja – ja. Sie haben recht – ganz recht,« fiel Wartenberg ein. »Und dieser Schlüter ist ein hochgefährlicher Mensch, ein Mensch, der seine kleinen Talente mißbraucht.«

Eosander frohlockte – ein so prächtiges und für ihn glückliches Frühstück hatte er noch nie arrangirt. Es war ein Glück, daß die charaktervolle Margarethe, seine Gattin, der ganzen Unterhaltung fern blieb, und Eosander horchte eifrig, ob sie sich nicht etwa nähere – sie kam jedoch nicht.

»Ein sehr gefährlicher Mann,« fiel Eosander ein – gerade seiner Talente wegen. Die große Welt lauscht auf Schlüters Gedanken – gerade in der Allegorie ist er stark. Sehen Sie seine Arbeiten am Zeughause – an den Decken im neuen Schloßbaue und in verschiedenen Kirchen – was kann er nur im Schilde führen?«

»Wir müssen es erfahren,« sagte der Graf, heftig auf und abgehend, während Kraut nach seinem guten Werke eine Seespinne verschmauste.

»Ich suche es herauszubekommen,« sagte Eosander. »Vielleicht durch die Kurfürstin selber – sie will mir wohl – und mag den herrschsüchtigen Schlüter nicht, es ist mir vielleicht vergönnt, dem Anstifter des geheimen und doch bald öffentlichen Angriffes auf die Spur zu kommen.«

»Dieser Monsieur Schlüter soll es büßen,« knirschte der Graf, dessen kleinliche Rachsucht schon in vollen Flammen loderte. »Wir wollen ihn bald aus dem Wege

räumen – heute schon beginnen wir. Des Kurfürsten Mißbehagen durch kleine Chosen erregen – wie Kraut empfahl – dann sofort diesen infamen Gedanken: des Kurfürsten Macht und Selbstherrschaft lächerlich machen zu wollen – dem gnädigen Herrn mitgetheilt, wenn wir Beweise haben – endlich dem Freunde hier das Geld verschafft, um den Bau mit dem des Rivalen zugleich beginnen zu können – dann räumen wir einen Feind aus dem Wege, der mächtig zu werden droht – das Geld ist die Hauptsache – wir werden es erhalten, wenn Sie, Kraut, zu uns stehen – ein Zwischenfall, der uns dieser Mittel beraubte und andre Ausgaben nöthig macht, ist nicht denkbar – oh – wenn ich nur wüßte, was diesen Schlüter bewog, einen Angriff gegen die Gräfin zu beginnen? stände er noch in Verbindung mit Danckelmann?« fragte er leise.

»Es ist ihm das Furchtbarste,« sagte Eosander zu sich selbst. »Ich habe ihn damit sicher – Gregorio muß helfen.«

Die Unterhaltung ward durch den Eintritt des Dieners gestört, der, ohne auf die Glocke Eosanders zu warten, ins Zimmer trat.

»Gnädiger Herr,« sagte er. »Ein unerwarteter, aber wie es scheint hoher Gast, ist so eben in den Vorsaal getreten. Er müsse den Herrn Grafen sprechen.«

»Wer ist es?« fragten alle.

»Der Herr nennt sich: Graf *Maffei* – er habe bereits bei seiner kurfürstlichen Durchlaucht Audienz gehabt.«

»Maffei?« riefen Eosander und Kraut, aber Wartenberg hatte schon das Zimmer verlassen, war hinaus in den Vorsaal geeilt und kehrte mit dem alten Grafen zurück, den Eosander und Kraut mit großen Ceremonieen empfingen.

»Pardon,« begann Maffei, »wenn ich störe. Ich hörte aber in Ihrem Palais, *mon cher comte*, daß Sie hier bei Monsieur Eosander wären und so eilte ich hierher.«

»Reden Sie nicht von Störung, Herr Graf,« sagte Eosander. »Sie erweisen mir eine hohe Ehre.«

»Und sicherlich ist der Grund Ihres Hierherkommens ein wichtiger, daß ich Ihnen im voraus schon dankbar bin für die Mühe,« sagte Wartenberg.

»Es ist so,« antwortete Maffei. »Ich kam hierher – um mit Ihnen, Graf, eine wichtige, eilige Sache zu besprechen – allein ich weiß nicht, ob ich jetzt – –«

Er deutete auf Kraut und Eosander.

»Beide Herren sind Freunde – *amis intimes* – *gens honnêtes* – die ganz in unserm Interesse handeln werden –«

»Ich kenne Herrn Rath Kraut von bester Seite,« sagte Maffei. »Herr Eosander ist Ihr Freund, Graf – *eh bien*, ich will also gleich sprechen, da die Zeit drängt.«

Aufmerksam rückten alle näher – Eosander schloß die Thüren.

»Sie wissen, da Sie mit bei den Verhandlungen sind,« begann Maffei, »daß die Entscheidung nahe ist, welche dem Kurfürsten die Königskrone bringt. Ich bin nun ausdrücklich von Wien hierher gesendet, um Seiner Durchlaucht im Namen kaiserlicher Majestät die Nachricht zu

bringen: daß die Unterzeichnung des Kontractates in Wien nahe bevorsteht. Es hängt nur von einer Versammlung des Reichsrathes ab – dem kaiserliche Majestät diesen Ihren Entschluß: dem Kurfürsten die Königskrone verleihen zu wollen, vorlegen wird. Diese Versammlung wird nichts dagegen einwenden können – alle sind gewonnen. Couriere stehen bereit, um dem Kurfürsten die Nachricht zu überbringen, daß die Unterzeichnung stattfand. – Dennoch – –«

»Nun? dennoch?« fragte der Graf erstaunt.

»Dennoch wird der Kurfürst bis zum Acte der Krönung viele Widerwärtigkeiten überwinden müssen, wenn nicht bald gesorgt wird, daß jeder Widerstand schwinde. Ich bin genau von allem unterrichtet und habe Seiner Durchlaucht bereits empfohlen, einen geschickten Unterhändler – eine Persönlichkeit nach dem Haag zu senden, der man keine Bitte, keinen Wunsch verweigern *kann*. Es handelt sich darum, die Einwilligung der Seemächte und des Kurfürsten von Baiern zu erhalten – diese könnten einzig und allein die Sache gefährden, mindestens hinschleppen. Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern residirt als Gouverneur der Niederlande in Brüssel – von dort nach Loo ist nicht weit, um König Wilhelm von England für die Sache zu gewinnen.«

»Allerdings,« entgegnete Wartenberg. »Aber wen, Herr Graf, haben Sie sich als jenen Unterhändler gedacht, dem niemand widerstehen könne.«

»Kurfürst Max Emanuel ist ein eleganter Cavalier – ein Mann, der schönen und geistvollen Damen keine

abschlägliche Antwort ertheilen wird. Suchen Sie, Herr Graf, es zu vermitteln, als Unterhändlerin an den Kurfürsten und den König niemand anders gesendet werde, als Ihre Durchlaucht, die schöne und geistvolle Kurfürstin Sophie Charlotte.«

Der Graf Wartenberg schnellte empor – Kraut sank vor Staunen in den Sessel zurück – Eosander starrte den Grafen an.

»Sie meinen wirklich, daß die Kurfürstin diese Reise machen würde?«

»Ich weiß durch das Fräulein von Pöllnitz viel mehr – die Kurfürstin ist von dem Einflusse des Baiernfürsten genau unterrichtet und wünscht sehnlichst, diese Reise in Gesellschaft ihrer Mutter zu machen – nur fehlt es zu solchem Ausfluge an Geld.«

Kraut stöhnte.

»Geld,« sagte Wartenberg. Man müßte es der Kurfürstin schaffen.«

Er überlegte schnell, welche Vortheile sich ihm bieten würde, wenn er der Gegnerin einmal als Helfender erschien – die Einladung seiner Gattin zum Feste – der Beistand der Kurfürstin bei allen späteren Veranlassungen war ihm sicher.

»Wie es scheint, waren Sie bereits sehr thätig, Herr Graf,« sagte ist zu Maffei.

»Ich habe hier viele Verbindungen – Sie wissen es. Die Kurfürstin würde Ihnen und jedem, der sich in dieser Sache ihr dienstlich erweist – zu großem Danke verpflichtet sein; sie kann die Reise aus ihren Mitteln nicht bestreiten,

denn wie die Vertraute mir mittheilt, hat die Kurfürstin Schulden.«

»Ich weiß es,« sagte Wartenberg.

»Der Kurfürst,« fuhr sie fort, »hat gewaltige Ausgaben für Bauten und dergleichen – endlich für die Erlangung und Behauptung der königlichen Würde zu machen, auf ihn kann Ihre Durchlaucht nicht rechnen. Es müßte das Geld bereit sein und dem Kurfürsten müßten sofort bei dem Vorschlage die nöthigen Mittel gezeigt werden.«

Wartenberg drehte sich jetzt nach dem Finanzrathe um.

»Sie haben eine glückliche Stunde getroffen, Herr Graf,« sagte er. »Mindestens können Sie schnell Entscheidung haben, denn hier ist der Mann, der uns helfen kann.«

Er deutete auf Kraut.

»Ich zweifelte nicht an der Macht des Herrn Finanzrathes Kraut,« entgegnete Maffei.

»Nun, werther Rath?« fiel Wartenberg schnell ein, dem der Kopf schon von allerlei Plänen glühte, der sich schon als den Vertrauten der Kurfürstin – seine Gattin als Gesellschaftsdame sah. »Nun, wie denken Sie über die Sache?«

»Ah, ich bin ein armer Beamter,« sagte Kraut höhnisch. »Ich könnte leicht mit dem gnädigsten Herrn in Konflikte gerathen.«

Wartenberg ging zu ihm und reichte ihm die Hand, die er verstohlen drückte.

»Keine Scherze,« sagte er. »Sie können helfen – Sie helfen der Kurfürstin. Wenn in der That einige böswillige Personen gegen Sie bei Hofe wegen – gewisser Dinge etwas anstifteten,« flüsterte er leise. »Diese Bewilligung machte die Kurfürstin für immer zu Ihrer Freundin.«

Kraut blickte befriedigt auf.

»Wohlan,« sagte er. »Das tiefste Geheimniß muß auf der Sache ruhen. Ich werde die Gelder bereit halten – aber –«

Die Herren lauerten begierig seiner Entscheidung.

»Etwas anderes ist es mit dem Versprechen von vorhin.«

Eosanders Gesicht ward sehr lang.

»Sie sehen,« fuhr Kraut fort, »wie ich recht hatte. An unserm Hofe kommen die Ereignisse blitzschnell. Ich sagte: Jenes Geld, welches Sie für den bewußten Bau von mir erhalten wollten – kann ich nur dann schaffen, wenn kein neues, unerwartetes Ereigniß eintritt, welches meine Mittel anderweitig in Affection nimmt – dieses Ereigniß ist da. Entweder bewillige ich Ihnen, Herr Graf, das Geld für den von Herrn Eosander projectirten Bau – oder ich gebe es Ihnen für die Reise der Kurfürstin – wählen Sie.«

Wartenberg runzelte die Stirn – der Finanzmann war der Sieger – die beiden Herren hatten vergeblich auf ihn zu drücken versucht.

»Sie wollen also mit uns handeln?« rief Wartenberg halb lachend, halb drohend, dem Rathe finstere Blicke zusendend.

»Ich *muß*,« entgegnete Kraut, der recht gut wußte, daß er die Oberhand gewonnen hatte. »Ich muß eins von beiden fallen lassen.«

»Könnte nicht Liebmann –,« wendete Eosander ein.

»Wenn Sie ein Pfandobject haben, welches Sie Herrn Liebmann für so große Summen geben können – dann freilich, dann haben Sie recht.«

Eosander schwieg – er hatte keine Sicherheit zu bieten – Wartenberg aber sagte:

»Es ist also abgemacht – die Kurfürstin muß die Summe erhalten – Sie werden zurückstehen, Freund Eosander, bis auf bessere Zeiten.«

Eosander neigte sich stumm – das Glück war mit Schlüter und wider den Hauptmann; die Möglichkeit, die ehrenvolle Arbeit mit dem berühmten Meister zu theilen, entschwand. Kraut frohlockte. Es war ihm mindestens gelungen, sich für die beabsichtigte Einschüchterung zu rächen – und er war es, den jetzt die Herren nothwendig brauchten.

»Ich bin zufrieden mit meiner Mission,« sagte Maffei. »O ich werde Ihrer Durchlaucht zu wissen thun – –«

»Pardon,« sagte Wartenberg jetzt kalt. »Das werden Sie nicht. Nur unter einer Bedingung werden wir dieses Ihr Project unterstützen: daß Sie uns handeln lassen. Ist die Sache entschieden – dann, Herr Graf, mögen Sie sich der Ehre der Erfindung ganz nach Belieben vor Ihrer Durchlaucht rühmen.«

Maffei neigte sich zustimmend.

»Es ist außerdem nicht so leicht, die Sache zu übernehmen – sie Ihrer Durchlaucht vorzulegen, zu delicat ist diese Sache, als daß man so mit der Thür ins Haus fiele.«

»Aber – Eile ist nothwendig – Eile, Graf,« mahnte Maffei, »wenn die Einwilligung des Kaisers in Berlin ist, dann muß die Kurfürstin mindestens schon unterwegs sein – sie muß eher in Brüssel eintreffen, als der bairische Herr die Nachricht von Wien erhält.«

»Sie muß gleich nach dem Feste reisen,« sagte Wartenberg. »Wer übernimmt es, der Kurfürstin die Mittheilung zu machen – es muß vorsichtig geschehen, weil der Kurfürst nichts von einer Abkartung erfahren darf.«

»Ich will eilen, daß ich nach Lützenburg komme,« sagte Maffei. »Wir treffen uns alle heut dort – nicht wahr?«

»Gewiß. Zur Nachmittagszeit sind wir dort,« sagte Wartenberg.

»Und ich gehe – die Berechnung zu machen,« sagte Kraut. »Das Geld wird bald genug verlangt werden.«

»Halten Sie sich auf ein *Plus* bereit,« flüsterte Wartenberg. »Die Kurfürstin wird Bedingungen machen.«

Wartenberg und Eosander geleiteten die Herren hinaus, dann kehrten sie in das Speisezimmer zurück.

»Sie sind, mein Freund, um eine Hoffnung ärmer,« sagte Wartenberg. »Aber Sie werden bald genug wieder heiter blicken.«

»Ich bin freilich der Verlierende – aber wenn Euer dadurch Vortheil haben – –«

»Hören Sie mich an. Dieser Schlüter hat, wie es scheint, einen Bund mit meinen Feinden geschlossen. Haben Sie über die mystischen Andeutungen Krauts nachgedacht?«

»Gewiß.«

»Ich meine, der gefangene Danckelmann hat die Hand im Spiele. Schlüter kann furchtbar gefährlich werden – er ist ein gefeierter Liebling des Kurfürsten – ich muß alles daran setzen, ihn zu stürzen, diesen Kanal zu verschütten, durch den meine Feinde leicht zum Kurfürsten hinter meinem Rücken, gelangen – mir schaden – mich vernichten können.«

»Und Ihre Gattin? die Freundin des Kurfürsten?« wandte Eosander ein.

»Sie überschätzen den Einfluß, wie so viele es thun. Meine Gattin kann dem Schloßbaudirector gefährlich werden, wenn dieser eine Handlung begeht, die dem Kurfürsten die Galle ins Blut treibt – wenn ein großes Mißlingen die Gunst des Herrn dem Fehlenden entzieht – eher nicht. Schlüters Genie breitet auch um den Namen Friedrichs eine Glorie – Sie sehen, ich habe Ursache, Schlüters Fall zu wünschen.«

»Nun?« sagte Eosander gespannt, »und dennoch haben Sie die Möglichkeit fallen lassen, mich als Concurrenten an Schlüters Seite zu stellen?«

»Es geht nicht. Die Kurfürstin muß befriedigt werden, das hängt mit meiner Stellung im neuen Königreiche dereinst zusammen. Aber Sie sollen weiter mit mir zufrieden sein – hören Sie. Die Kurfürstin hat Sie persönlich gern –

sie würdigt Ihr elegantes, hofmännisches Wesen. Sie mag Schlüter nicht. Heute sollen Sie nach Lützenburg kommen, um die entworfenen Decorationen vorzulegen.«

Eosander horchte hoch auf – Wartenberg kam mit einem Plane heraus.

»Wir wollen ein neues Bündniß schließen,« fuhr der Graf leise fort. »Ich bin der Kurfürstin keine willkommene Persönlichkeit – ich darf ihr nicht in so delicater Sache nahen. Sie sollen den Unterhändler machen. Während Sie ihr die Pläne vorlegen, theilen Sie ihr auf geschickte Weise mit, daß ich Kenntniß von dem Wunsche der Gebieterin habe: die diplomatische Reise unternehmen zu wollen – daß ich bereit sei, ihr die Gelder zu schaffen. Eine solche Nachricht muß *Sie*, den Ueberbringer, doppelt willkommen machen, und Sie werden die Fürsprache der Kurfürstin erhalten, die mächtig genug ist, den Kurfürsten dahin zu bringen, daß er sein an Schlüter gegebenes Versprechen: ihm *allein* den Schloßbau anzuvertrauen – zurückzieht.«

Eosander ward roth und blaß vor Erregung. Diese wichtige Mission ertheilte ihm der Graf, um das von Kraut ihm entzogene Geld und die zerstörte Hoffnung auf die Bauarbeit wieder einigermaßen auszugleichen.

»So viel Freundschaft, Herr Graf, hatte ich kaum erwartet,« rief er.

Wartenbergs lauernder Blick ward von dem geschickten Eosander nicht bemerkt.

»Nur nicht zu hastig,« rief der Graf. »O, *mon cher*, ich habe auch noch Bedingungen zu machen – Sie müssen für mich handeln.«

Er faßte vertraulich einen Rockknopf Eosanders und spielte während des Folgenden damit.

»Die Kurfürstin wird hocherfreut sein über diese Aussicht, welche ich ihr eröffne,« sagte er. »Fädeln Sie nun geschickt die Bedingung ein, welche ich stelle. Sie ist einfach: Zu dem Feste in Lützenburg, zu jener Opern- und Ballfête, zu welcher alle Gesandten, alle Cavaliere von Bedeutung und deren Damen von der Kurfürstin geladen werden, erhält meine Gattin, die Gräfin von Wartenberg, ebenfalls eine Invitation Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht – weiter habe ich nichts zu verlangen. Es ist doch wahrlich keine große Forderung für eine so gewaltige Summe, wie es die sein wird, welche Ihre Durchlaucht die Kurfürstin zur Reise nach dem Haag und zu sonstigen Zwecken verlangen werden.«

Eosander athmete auf. Er traute sich Gewandtheit genug zu, um den immerhin schwierigen Auftrag durchzuführen; es ward ihm klar, daß er sich neue Vortheile dadurch erwarb.

Die Kurfürstin war dem Unterhändler verpflichtet, er besaß ihr Vertrauen, und Wartenberg, der einst noch mächtigere Minister des künftigen Königreiches, hatte sich ihm ganz verpflichtet – wenn nun Schlüter noch einen Fehler beging, dann stürzt diesen die Favoritdame, die Gräfin von Wartenberg, deren Gunst Eosander durch den Auftrag des Grafen sich ebenfalls erwarb und die er

sich noch mehr gewiß zu machen im Begriffe stand – wenn er die geheimnißvolle Andeutung Krauts verfolgen – nutzen konnte! Welches war die Allegorie – die boshafte Anspielung auf die Wartenberg, die Schlüter im Geheimen vorbereitete und ausarbeitete, um auf doe Gräfin eine öffentliche Verhöhnung oder den Spott der Menge zu werfen? sicherlich traf solcher Pfeil auch den Kurfürsten – und konnte Eosander diesen Angriff auf den Gebieter pariren, ihn als solchen klar und unzweideutig erweisen, dann war Schlüter verloren.

Voll von diesen Hoffnungen reichte er Wartenberg die Hand.

»Auf Wiedersehen heute noch in Lützenburg, ich werde alles nach Euer Gnaden Wünschen regeln.«

»Wir wollen einander helfen, und Sie werden den Grafen Wartenberg stets zum Freunde haben – *au revoir*.«

Er ging, von Eosander geleitet, bis zur Hausthür, wo die Kutsche ihn aufnahm.

»Alles geht nach Wunsch,« frohlockte Eosander. »Jetzt könnte Gregorio helfen! Ich gebe auch den Schloßbau nicht auf – die Wartenberg muß mir das Geld vom Kurfürsten erbitten – Gregorio muß sich aufs Spioniren legen – er scheint gute Anlagen zu besitzen – die Sängerin hatte er wirklich bestimmt, für uns zu handeln – und der Guß der Statue –«

Er war an das Zimmer seiner Gattin gekommen – leise öffnete er die Thür. Margarethe saß in einem Sessel, ihre feinen Finger hielten eine Handarbeit, sie wendete ihr Haupt zum Gatten.

»Mein Engel,« sagte Eosander, »es war nicht recht von Dir, – so die hohen Gäste zu verlassen.«

»Ich konnte diese Reden des Mannes der Schiffertochter nicht anhören – was thut's? mich hat niemand vermißt – ich blieb hier recht gern allein – hat mir doch während der Zeit der Postbote seine Nachricht gebracht, die mich hoch erfreute.«

Sie reichte Eosander ein Schreiben.

»Mein Vater kommt nach Berlin. Mit ihm kommt Tante Sybilla und ihre beiden Töchter Dorothea und Helena – also die drei berühmten weiblichen Reisenden. Sie waren in Holland und wollen nun nach ihrer Rückkehr von Surinam verschiedene Städte besuchen.«

»Ah – das ist schön – sehr schön,« sagte Eosander, den Brief durchfliegend. »Das wird Aufsehen machen. Drei Damen, die so weit über das Meer nach Surinam gegangen sind – die in den Wildnissen umherreisten – Gefahren trotzten, die zusammen ein naturhistorisches Werk geschrieben und mit den herrlichsten Bildwerken versehen haben – ein Werk, wie es zur Zeit noch nicht vorhanden war – Künstlerinnen mit dem Pinsel und dem Bleistift von großer Bedeutung.«

»O – *nur* Künstlerinnen,« sagte Margarethe leicht hin. »Wartenberg achtet sie wohl wenig.«

»Margarethe,« rief Eosander, »sprich nicht also. Deiner Familie Namen ist ein bedeutender. Die Merians sind Leute gewesen, welche Fürsten hohen Ruf verschafften. Ein Werk wie das *Theatrum Europaeum* ist eine Macht. Wartenberg würde sich freuen, wenn er in dem Buche einige

Blätter für seine Person gewinnen könnte – alles ist für uns. Die Ankunft der Damen ist ein neuer Reiz, ein neues Interesse, welches sich an uns heftet.«

Margarethe lächelte – sie sah, wie Eosander alles seiner Eitelkeit Schmeichelnde hoch hielt.

»Welch ein Aufsehen wird es geben!« fuhr er fort. »Die ganze Hofgesellschaft wird diese berühmten Frauen sehen wollen – Du wirst ebenfalls glänzen.«

»Ich verlangte das nie,« sagte Margarethe, »ich habe oft genug gesehen, wie die Großen meinem Vater schmeichelten.«

»Und der Vater kommt mit,« sagte Eosander. »Es ist trefflich. Er wird Berlin kaum wieder erkennen.«

Er wendete sich ab, um seine Freude zu verbergen.

»Ich muß das Geld von ihm erhalten,« murmelte er. »Der Alte ist geschmeidiger als die Tochter. Ich muß diesem Gregorio die Summe zahlen.«

Eosander küßte seiner Gattin die Hand.

»Ich fahre heute noch nach Lützenburg hinaus,« sagte er, »um der Kurfürstin die Pläne zur Oper vorzulegen – heute Abend sehe ich Dich wieder.«

»Gute Fahrt,« sagte Margarethe. »Ich will nach Frankfurt schreiben.«

In Lützenburg.

Zur Nachmittagszeit bewegten sich verschiedene Wagen auf den beiden Hauptwegen hin, die von Berlin nach Lützenburg führten. Der mächtige Graf Wartenberg fuhr in einer großen, mit bunten Teppichen gezierten Karosse.

Ein einfaches Fuhrwerk trug Schlüter und seinen Famulus, Kurt von Berchholz – denselben Weg entlang. Einige Stunden früher war Freiherr von Werneck denselben Weg gefahren, – den vor ihm der Kurfürst passirt hatte. Dieser Weg ging von der Brücke, welche die letzte Straße der Dorotheenstadt mit dem Thiergarten verband, durch diesen bis an den Spandauerweg, von welchem aus er sich rechts ab nach Lützenburg wendete.

Einen anderen Weg, der von der Leipziger Landstraße gegen Schöneberg und von da durch den Thiergarten hinter der Fasanerie entlang nach Lützenburg führte – schlug Herr von Eosander ein. Er begegnete am Spreeufer dem Wagen des Grafen von Wartenberg. Der Graf theilte ihm bei kurzem Anhalten mit, daß Maffei schon der Kurfürstin seine Visite gemacht haben werde, Alles war daher in oder auf den Wegen nach Lützenburg.

Das reizend angelegte Lustschloß der geistvollen und schönen Kurfürstin von Brandenburg, *Sophie Charlotte*, war noch nicht so gestaltet, wie es sich heute als ein ebenso prächtig wie geschmackvoller Bau darstellt. Die Kuppel, heutzutage weithin sichtbar, fehlte, und auch die Seitenflügel waren noch nicht vorhanden. Schlüter hatte nur den mittleren Theil in seiner graziösen und doch imposanten Weise hingestellt. Dieser Bau zeigte drei große und acht schmale Fenster. Die Mitte ragte ein wenig höher, da sie ein Halbgeschoß zeigte. In dem großen Saale sollte die Opernaufführung stattfinden, von welcher so viel bei Hofe gesprochen wurde, und deren Vorbereitungen eine Menge Hände in Bewegung setzten.

Wir müssen jetzt in der Zeit ein wenig zurückgehen, um die Ereignisse, welche in Lützenburg in rascher Folge aufeinander sich entwickelten, begleiten zu können.

Es ist etwa zehn Uhr vormittags. Die schöne und auffallend milde Witterung begünstigte die Promenaden im Parke von Lützenburg, der von jeher zu den reizendsten und schönsten Gärten fürstlicher Lustschlösser gezählt wurde.

Der Park war in seinen ersten Anlagen nach Grundrissen des berühmten französischen Garteningenieurs Ludwigs XIV., nach *le Notres*, Plane angelegt und von einem Schüler des le Notre – von *Simeon Godeau*, der aus Paris verschrieben wurde, in Stand gesetzt und verziert. Wenn nun auch die geschnörkelte Mode der damaligen Zeit, die beschnittenen Hecken und seltsam geformten Beeteinfassungen, die mosaikartigen Einsätze aus Blumen und Gräsern gebildet, der Natur manchen Zwang anlegten – so waren doch auch viele schöne und frei emporwuchernde Baum- und Gebüschgruppen geblieben, die sich herrlich entwickelten.

Von den ehemaligen Beständen des Waldes, der hier vor langen Jahren schon sich in üppiger Fülle hinzog – waren noch die prachtvollsten Buchenalleen erhalten, welche bis an das Schloß in dichten Gruppen bei einander stehend, ragten die ungeheuren Stämme knorriger, deutscher Eichen in die Lüfte, droben ihre Zweige ineinander schlingend, unter deren grünem Laubdache die Farrenkräuter und Waldblumen lustig wucherten. Die langen, träumerischen Alleen verloren sich allmählich

in tiefdunkelgrüne Winkel und Hecken und hinter den frei emporstrebenden Zweigen und Blättermassen dehnte sich rechter Hand vom Schloßeingange – eine lange, grüne Wand, von dicht verzweigten Ulmen gebildet, die sich bis zum Dache des Schlosses erhob.

Hinter dieser Wand liefen in reizendem und malerischem Gewirre eine Menge kleinerer und größerer Anpflanzungen von Buschwerk bis zum Wasser der Spree, welche gegen Norden zu den Park in weitem Halbbogen umzog. Die schöne Färbung des Laubes, die der Herbst vollzieht, erhöhte den Reiz, den der Park an jenem Tage bot, wo sich die verschiedenen Personen nach Lützenburg begaben.

Um die zehnte Vormittagsstunde also wurde einer der eben erwähnten dunkelgrünen Winkel, die so still und einsam am Ende der Alleen sich öffneten, durch lautes Sprechen belebt. Die Gruppen der drei Parzen, welche hier zwischen dem Laubholze versteckt ausgestellt war, sah sich plötzlich von einer kleinen Schar sehr eleganter und schöner junger Damen umringt. Diese Damen waren in eifrigem Gespräche begriffen. Sie schienen ein Thema erwählt zu haben, welches ihre ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch nahm.

»Ei – das ist zu arg – es ist nicht zu dulden,« rief das schöne Fräulein von Sacetot.

»Das ist Tyrannei – es darf in unserer Zeit nicht mehr geschehen,« setzte Fräulein von Bila hinzu.

»Und Sie wissen sicher, liebste Sidonie, daß der grausame Papa seinen Willen durchzusetzen gedenkt? Sollte

es nicht ein sogenannter *Coup d'alarme* sein?« sagte Fräulein von Troschke.

Diese Frage war an eine junge, sehr schöne Dame, an Fräulein *Sidonie von Werneck* gerichtet, die mit verweinten Augen an dem Sandsteinpostamente der drei Parzen lehnte, umringt von den genannten Damen, denen sich noch zwei andere, die Fräuleins von Münchau und von Taube anschlossen. Fräulein Sidonie von Werneck bildete den Mittelpunkt dieser Gruppe, welche in solcher Landschaft – in so reizender Toilette und ungekünstelter Stellung der einzelnen Personen einen trefflichen Vorwurf für den Pinsel eines Watteau abgegeben hätte.

»Es ist so, meine Freundinnen,« sagte Fräulein von Werneck. »Ich bin ein Opfer des väterlichen, grausamen Willens. Mein Herz wird nicht gefragt. Gestern erhielt ich das Schreiben des *papa cruel*, der mir entschieden und kurz anzeigte, daß ich den jungen Freiherrn von Berchholz heirathen werde. Heute will der Vater in Lützenburg eintreffen – um Ihrer Durchlaucht der Frau Kurfürstin die Anzeige zu machen – ich bin verloren.«

Fräulein Sidonie drückte das Taschentuch vor ihre schönen Augen und schluchzte heftig – es waren in der That Thränen, die aus dem Herzen in die Augen gestiegen und die man nur weint, wenn tiefer, wirklicher Kummer die geängstigte Seele belastet.

Die Freundinnen fühlten die Schwere des Ereignisses sehr. Fräulein Sidonie von Werneck war die junge, schöne Hofdame, welche, wie der Leser bereits weiß, durch

den starren Willen und die Geldliebe ihres Vaters zu einem Bündnisse mit Kurt von Berchholz gezwungen werden sollte. War es denn ein so großes Unheil, das über die schöne Sidonie durch diese Heirath hereinbrach? Die nachfolgenden Scenen, welche sich im Schatten des grünen Laubwinkels abspielten, werden darauf Antwort geben.

»Verloren, verloren,« rief zornig die Sacetot. »Das soll nicht sein. Es muß ein Mittel geben, diesen Willen des Vaters zu brechen. Weiß er denn, daß Sie lieben?«

»Ich wagte nie, dieses Geständniß zu machen – o, meine Freundinnen, Sie wissen, daß der, dem mein Herz gehört, ein armer Edelmann ist, der kein Gut als seine Schönheit, sein edles Gemüth – seinen Degen besitzt. Es sind das Eigenschaften – Vorzüge, die bei meinem Vater nicht gelten – er fragt nicht: ob mein Herz bricht, wenn ich nur seinem Willen mich unterwerfe.«

»Es ist empörend,« riefen die Damen.

»Vielleicht ist die Sache doch nicht so schrecklich,« wandte das sehr junge Fräulein von Taube ein. »Der Junker von Berchholz ist ein schöner und liebenswerther Cavalier.«

»Was verstehst Du von der höheren Empfindung des Herzens?« rief die Troschke zornig. »Wenn man liebt, dann ist es der nur allein, dem unsere Pulse schlagen, der von uns begehrt wird – o – ich kenne das. Ich ward auch grausam von einem Herzen gerissen, das für mich klopfte – um hieher an den glänzenden Hof zu kommen – ich kenne die ganze Gewalt des Schmerzes.«

»Wir müssen Sidonien helfen,« entschied die Sacetot.

»Könnten wir nicht eine Petition bei dem Kurfürsten einbringen?« sagte Fräulein von Münchau.

»Es wäre besser, wir stürmten alle gegen den alten Werneck an, und zwar im *cercle* der Kurfürstin öffentlich,« rief die muthige Bila.

»Dank! Dank, meine Freundinnen,« sagte Sidonie, durch Thränen lächelnd über den Feuereifer der jungen Damen. »Es wäre vergebliches Bemühen – mein Vater ist allzu streng.«

»Weiß die gnädige Kurfürstin von Deiner Liebe?« fragte die Sacetot. »Du solltest es ihr gestehen – sie um Beistand bitten.«

»Ich wagte es nicht. Der Kurfürst sieht es gern, wenn die Angehörigen des Hofes reiche Heirathen schließen, die armen Edelleute können mit dem Degen ihre Laufbahn machen – reiche Damen heirathen, aber das Vermögen meines Vaters ist so bedeutend nicht, um mir, als Gattin eines armen Cavaliers, eine Stellung an diesem Hofe zu gründen, wie der Gnädigste es wünscht – dieses große Geld, welches uns in Aussicht steht, wird ein sehr reiches – aber ein sehr unglückliches Paar schaffen – *ich* mindestens sage dem Glück meines Lebens Valet, wenn ich vor dem Altare das Jawort auszusprechen gezwungen werde.«

»Es darf nicht geschehen – sage ich noch einmal,« rief die Bila. »Alle Fräuleins des Hofes müssen dagegen Protest erheben.«

»Kann man sich etwas Abscheulicheres denken, als diese Testamentsklausel?« setzte die Troschke hinzu.

»Aber es ist vielleicht noch Hoffnung,« sagte die Sacetot. »Der Junker Kurt von Berchholz willigt wohl selbst nicht ein – er näherte sich Dir nie – vielleicht ist ihm die Verbindung nicht genehm – auch er will den Zwang nicht.«

»Es ist nicht zu hoffen,« sagte Sidonie, wehmüthig das Haupt schüttelnd. »Er ist wohl ebenfalls ganz dem Willen seines Vaters unterworfen, und wenn meine Familie nicht übermäßig mit Glücksgütern gesegnet ist, dann sind es die Berchholz erst recht nicht – sie haben nur bürgerlich einfaches Vermögen – durch diese Heirath können, müssen sie ihren ehemaligen Glanz erneuern – Ihr seht, es ist keine Hoffnung – meine Liebe, mein Glück werden geopfert.«

Sie lehnte weinend ihr Haupt an die Schulter der Sacetot.

»Hat Er – den Du liebst, schon Kunde von dem harten Loose der Trennung, welches Euch bevorsteht?« sagte die Bila.

»Noch nicht – der Arme ahnt nichts davon. Du weißt ja, Aurelia,« sagte sie zur Sacetot, »wie glücklich wir noch vor zwei Tagen auf jenem schönen Spaziergange im Garten der Meierei der Kurfürstin waren, welche Pläne von künftigem Glück wir entwarfen, wie rosig alles schimmerte.«

»Gäbe es keinen Freund, der helfen, retten könnte? – ich würde mich jeder Hilfe bedienen, sie komme wer

weiß woher,« rief die Münchau, welche für einen kleinen Freigeist galt und der philosophischen Kurfürstin besonders angenehm war. »Selbst finstere Mächte müßten mir helfen.«

»Um Gottes willen nicht,« riefen die Damen, angstvoll um sich blickend.

»Und wenn es die Wartenberg wäre, die ich bitten müßte,« fuhr die Münchau fort.

»Auch diese schlimme Hilfe könnte ich nicht einmal anrufen,« sagte schnell Sidonie. »Wartenberg ist ein Freund meines Vaters. Seine Macht wird viel eher das Bündniß fördern, wenn Schwierigkeiten sich erheben sollten, und der Junker von Berchholz ist freilich sehr schön.«

Rathlos sannen die Damen hin und her – die Minuten verstrichen – der gefürchtete Vater wollte in Lützenburg eintreffen.

»Nun denn – so mag uns ein williger Dämon helfen,« rief die freigeistige Münchau wieder.

»Wenn es solche Geister gibt, herbei mit ihnen!«

Auf diesen verwegenen Ruf stießen sämmtliche Damen einen Angstschrei aus, der aber nicht nur dem Rufe galt. Es schien vielmehr, als habe in der That eine dämonische Gewalt der Aufforderung des Fräuleins von Münchau Gehör geschenkt – denn zum Entsetzen der Damen raschelte es in den Zweigen, einige dumpfe Laute wurden gehört, und eine Gestalt huschte durch das Grün, angstvoll bedeckten die Damen ihre Augen, um den Dämon nicht sofort zu erschauen, sie wurden aber schnell

genug belehrt, daß es ein menschliches Wesen sei, welches hier so plötzlich erschien, denn alle hörten deutlich die Worte:

»Sidonie, meine geliebte Sidonie – endlich finde ich Sie.«

Als die erschreckten Damen aufblickten, gewahrten sie, daß der vermeintliche Dämon nichts Schlimmeres als ein junger, sehr schöner Officier von den Grands Mousquetaires war, der sich vor Sidonie von Werneck auf die Knie geworfen und ihre Hand an seine Lippen gedrückt hatte.

Wir haben die Bekanntschaft dieses jungen Mannes schon einmal flüchtig im Vorzimmer des Kurfürsten gemacht. Es war *Anatole d'Aubreuil*, jener Officier, der bei der Nachricht von der bevorstehenden Heirath des Fräuleins von Werneck einen Wehruf ausstieß, was der Hauptmann von Brand auf die Erregung durch den Ordonnanzritt schob. Das Räthsel ist somit gelöst – der arme Edelmann Anatole d'Aubreuil, der Sohn eines wackern französischen Refugiés, war der, welchen das schöne Fräulein von Werneck liebte und dem sie entrissen werden sollte.

In der Angst seines Herzens wer Anatole sogleich nach der im Vorzimmer ihm kund gewordenen schrecklichen Gewißheit hinweggeeilt, hatte sich auf sein Pferd geworfen und war nach Lützenberg geritten. Er wollte Gewißheit haben – er wußte, daß das Fräulein ihn heiß und innig liebte. Bei den Festen, zu welchen die Officiere der Garden und Mousquetaires stets geladen wurden, hatte

sich diese zärtliche und edle Neigung zwischen den beiden jungen Leuten entfaltet. Sie war aber heimlich gehalten, nur den beiden Freundinnen Sidoniens bekannt geworden, welche das Geheimniß wohl bewahrten.

Anatole, der sich bei der Belagerung von Namur die Epauletten des Officiers verdient hatte, hoffte auf Beförderung. Es glänzende Stellung sollte den Mangel des Vermögens ersetzen – Sidonie hoffte, durch die Fürsprache der Kurfürstin den Wunsch ihres Herzens erfüllt zu sehen – aber sie wagte nicht, die Gebieterin um jenes Fürwort zu bitten – man sah die Verbindung armer Edelleute nicht gern, und die Liebenden hatten auch noch einen Grund zur Eile – sie waren so glücklich in ihrer stillen, von niemandem, als den sicheren Vertrauten, gekannten Liebe, keine Gefahr drohte dieser – der Zukunftshimmel lächelte noch so heiter – die Hoffnung war so schön – und welch selige Stunden, wenn Anatole der Geliebten nahe sein durfte, um mit ihr von dem Glücke zu sprechen, das ihnen dereinst zu Theil werden sollte, wenn die Strenge der Rücksichten ihrer Beharrlichkeit gewichen sein würde!

Da kam es wie der Blitz aus heitrem Himmel – das schreckliche Wort, die niederschmetternde Kunde, welche Anatole ganz unvorbereitet vernahm, welche Sidonie schon seit langen bangen Stunden marterte und dahin brachte, daß sie in ihrem Schmerze dem ganzen Kreise der Freundinnen das zarte Geheimniß ihres Herzens ihre Sorge und Qual offenbarte.

Anatole war vor dem Schlosse von Dorf Lützen her angekommen. Bei dem Fährkruge, der oberhalb der nach Tegel führenden Allee sich befand, hielt der Officier sein noch dampfendes Roß an. Er schwang sich aus dem Sattel. Der Fährmann eilte herbei, und da ein Officier von den Grands Mousquetaires zu den geachtetsten Personen gehörte, so konnte Anatole leicht sein Pferd in gute Obhut bringen. Er verlor sich gleich darauf in den dichten Föhrenwald, welcher bis zum Schlosse lief und den Theil zwischen dem Parke und dem Spreeflusse ausfüllte, den heute der breite, am äußeren Rondell vorüberführende Fahrweg durchschneidet, dessen gekrümmter Lauf rechts von der Hauptstraße ab und nach dem Flußufer an den Lützower Grundstücken entlang läuft.

Anatole war schon einige Male in den Park von Lützenburg auf diesem Wege gekommen. Er wußte, daß die Damen in den Vormittagsstunden ihre Promenaden machten, und er säumte nicht, schnell durch den kleinen Wald an jene Pflanzung von Buschwerk zu kommen, die bis zum Spreeufer lief. Hier verlor er sich sogleich zwischen den Gruppen der Eichen und Tannen, gelangte an die Ulmenwand und hörte schon von da aus das laute Gespräch der Damen. Er blickte durch die Zweige – er sah, daß inmitten der Freundinnen Sidonie stand – aus den heftigen Bewegungen schloß er, daß etwas Besonderes auch die Hofdamen beschäftigen müsse, und er forschte nicht lange.

Oob die Vertrauten Sidoniens oder noch andere zugegen seien – die Zeit drängte – ohne zu warten oder zu

rufen eilte er herbei – gerade in dem Augenblicke, als Fräulein von Münchau die beschwörenden Worte rief.

Sidonie vermochte vor freudigem Schrecken kaum etwas zu erwidern, aber Anatole hatte sich schon erhoben.

»Verzeihung, meine Damen,« sagte er, die ihn anstarrenden jungen Mädchen grüßend. »Verzeihung!«

»Unbesonnener, was haben Sie gethan?« rief Fräulein von Troschke. »Wie dürfen Sie es wagen, hier zu dieser Stunde einzudringen.«

»Ah, mein Fräulein,« rief Anatole leidenschaftlich, die Hand Sidoniens wieder ergreifend. »Wer so wie ich von Angst und Schmerz gefoltert, von der Ungewißheit gepeinigt wird – der kann wohl leicht einen Verstoß gegen die Etikette begehen.«

»So wissen Sie bereits das Schreckliche?« rief Sidonie.

»Es ist also wahr?« seufzte Anatole. »Ich hörte es heute im Vorzimmer seiner Durchlaucht. Sie sollen mir entrissen werden – Ihr grausamer Vater will Sie zu einem Ehebündnisse zwingen.«

»Wahr – alles wahr,« sagte Sidonie.

Anatole wendete sich ab. Der junge Mann war von dieser Mittheilung niedergeschmettert; er vermochte nicht weiter zu sprechen, sondern starrte die Damen sprachlos an, welche sämmtlich die größte Theilnahme für das Schicksal der Liebenden kund gaben.

»Herr von Aubreuil,« sagte Fräulein von Bila, »sollten Sie – ein Mann, ein Officier, kein Mittel finden, diesem Anschlage auf Ihr und Sidoniens Glück zu begegnen?«

»Ich weiß keines, mein Fräulein – ich bin nicht erfahren genug in den Intriguen, welche ohne Zweifel zur Erreichung solcher Vortheile nothwendig sind.«

Die jüngeren der Damen beachteten den jungen Officier mitleidig, und er schien Ihnen das Ideal eines Liebenden. Anatole war auch wirklich gar schön anzusehen in seinem aufrichtigen Schmerze.

»Nur wenige Stunden noch, und mein Vater trifft ein – dann sind wir getrennt auf ewig,« jammerte Sidonie.

»Es gibt nur ein Mittel,« rief Anatole entschlossen. Ich fordere den Herrn von Berchholz unter irgend einem Vorwande – ein Duell befreit Sie – theuerste Sidonie von – –«

»Und Sie?« fiel die Sacetot schnell ein. Was wird mit Ihnen, wenn Sie selbst Sieger bleiben? Kennen Sie nicht die scharfen und strengen Gesetze des Kurfürsten gegen das Duell? Wollen Sie dem Schwerte des Henkers verfallen?«

Anatole kreuzte die Arme – »Ich möchte sterben,« sagte er, »wenn Sidonie mir entrissen würde.«

»Nein,« entschied die Troschke. »Handeln müssen Sie, aber besonnen – so schnell, als es die kurze Zeit gestattet. Die gnädige Frau Kurfürstin ist noch die Gebieterin Sidoniens – an ihre Milde, ihre Huld müssen Sie sich wenden; ihr müssen Sie die Neigung für Sidonie gestehen – wenn Herr von Werneck in der That die Tochter für sich zurück verlangt, sie aus dem Dienste der Kurfürstin entfernen will, dann wird unsre geistvolle Herrin sicherlich ein

Mittel finden, diese ihre Hofdame noch für einige Zeit zurückzuhalten; die Kurfürstin – Ihr sollt es sehen – ersinnt schnell und leicht einen Vorwand, um Sidoniens Heirath, selbst die Verlobung hinaus zu schieben und – Zeit gewonnen alles gewonnen. Ich verspreche mir viel – alles von der Hilfe der Kurfürstin.«

»Sie haben allzu kühne Hoffnungen, mein Fräulein,« ließ sich in diesem Augenblicke eine Stimme vernehmen, welche hinter der Ulmenwand hervorzukommen schien.

Zitternd und wankend vernahmen alle diese Stimme – halb ohnmächtig sank Fräulein von Werneck gegen den Sockel der Parzengruppe, die übrigen Damen preßten sich erschrocken aneinander, und selbst Anatole blieb wie gebannt stehen.

Aus dem Gebüsche trat eine hochgewachaene Dame. Zwei andre Damen folgten ihr. Es war die Kurfürstin *Sophie Charlotte*, die schöne geistvolle Philosophin, Friedrichs von Brandenburg edle Gattin. Die ihr folgenden Hofdamen waren die Fräuleins von Pöllnitz und von Sonsfeld. Die Kurfürstin blieb in dem Bosquet stehen, sich einige Minuten lang an dem Schrecken der Versammlung weidend.

»Ich hörte schon seit einiger Zeit diesem Gespräche mit zu,« sagte sie dann. »Ich muß gestehen – *ma foi* – das hatte ich nicht erwartet.«

»Seien Sie gnädig, Durchlaucht – Anatole ist ein edler Mann,« bat Fräulein von Werneck.

»Ich kenne nur Gutes von dem Herrn d'Aubreuil,« sagte die Kurfürstin. »Aber dieses Eindringen in den geschlossenen Park – dieses *Rendez-Vous* mit einer Dame meines Hofes – ein *Rendez-Vous*, dem wie es scheint – Sie alle, *mesdames*, nicht fremd sind – das mißbillige ich entschieden.«

Obwohl die Kurfürstin sich bemühte, einen strengen Ton anzuschlagen, drang doch die ihr angeborene Liebenswürdigkeit, welche sie nur selten verleugnen konnte, hindurch und ließ die Zitternden neue Hoffnung schöpfen.

»Ah Fräulein Von Münchau *et la petite Taube* – – auch mit in dem Complotte? Ich werde das Lesen der *princesse Alcidiane* verbieten müssen. Die Ideen werden mir *trop romantique* –. Und Sie, mein Herr, wie konnten Sie es unternehmen, aus ihrer Garnison zu Berlin, aus dem Dienste fort und hieher nach Lützenburg zu eilen? Sie haben schwere Strafe verwirkt.«

»Ich bin mir dessen wohl bewußt,« sagte Anatole. »Ich bin ohne Urlaub – heimlich hieher gekommen – aber ich mußte Sidonie noch einmal sehen – die mir – Euer Durchlaucht haben es ja gehört – binnen kurzem für ewig entrissen wird. Wer so alles Glück auf immer entschwinden sieht, der fragt nicht danach: ob ihn wenig oder mehr Unheil treffe, er sucht den letzten glücklichen Augenblick zu erhaschen, und ein solcher war es sicher, als ich hier das Fräulein noch einmal sehen – sprechen konnte. Ich werde mich nicht der Strafe entziehen. Herr von Gersdorf

hat das Kommando der Wache im hiesigen Schloß – ich melde mich sofort bei ihm als Arrestant.«

Er that einige Schritte vorwärts, nachdem er sich tief verneigt hatte.

»Halt, mein Herr – bleiben Sie,« rief die Kurfürstin. »Ich liebe es nicht, mein Schloß – mein *Tusculum*, als den Schauplatz einer *arrestation militaire* zu sehen. Das schützt Sie.«

Sie winkte Fräulein von Werneck zu sich heran. Sidonie gehorchte zitternd – die Kurfürstin entfernte sich mit ihr einige Schritte weit von den Damen.

»*Mes enfants*,« flüsterte leise die Pöllnitz den Damen zu, »was ist das für ein tolles Complott? Warum nicht offen die Kurfürstin bitten?«

»Der irrende Ritter dort kam wie eine Bombe hereingeplatzt,« sagte die Sacetot.

»Ah so – seht nur, wie er vernichtet dasteht – ein junger Mann wie Herr von Aubreuil kann allerdings nicht so leicht aufgegeben werden.«

»*Mon enfant*,« sagte die Kurfürstin halblaut zu Fräulein von Werneck, »Sie haben thöricht gehandelt. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe aus Ihrer Neigung für einen braven edlen Mann – aber ich muß es Ihnen vorwerfen, daß Sie nicht aufrichtig gegen mich waren, deren Neigung für Sie Ihnen bekannt ist. Sie sehen jetzt, wohin es führte – wenn ich Kenntniß von Ihrer *inclination amoureuse* gehabt hätte, ich würde alles aufgeboten haben, Sie glücklich zu machen – nun! *hélas!* es ist zu spät. Ihr Papa hat sich schon gestern bei mir für heute anmelden lassen; wenn

ihn nicht besondere Umstände verhindern, wird er bald hier sein. Die Audienzstunden beginnen dann.«

»So bin ich ein unglückliches – verlorenes Menschenkind,« jammerte Sidonie, das schöne Haupt senkend.

Die Kurfürstin war gerührt.

»Fassen Sie sich, liebes Kind,« sagte sie gütig, die Wange Sidoniens sanft streichelnd.

»Helfen Sie, gnädigste Herrin – erbarmen Sie sich meiner,« bat das Fräulein.

»Arme Kleine,« sagte Sophie Charlotte. »Ihr Vater scheint fest entschlossen.«

»Aber mein Herz – es wird brechen. Wie kann man zu einem Liebesbunde zwingen?«

Die Kurfürstin nickte still und sinnend mit dem Kopfe – »Man zwingt zu solchen Bündnissen – o – man versteht das trefflich zu machen,« sagte sie mit leiser zitternder Stimme.

Sie gedachte der Zeiten, wo auch ihrem Herzen der Zwang angethan ward – wo auch sie einer fremden Wahl gehorsamte, schweigend folgen mußte. Sie achtete ihren Gatten hoch – sie war eine eifrige und treue Anhängerin seiner hochfliegenden Pläne – aber ihr Herz hatte das Bündniß mit dem Kurprinzen Friedrich nicht geschlossen.

Und wäre es so ganz unmöglich,« wagte Sidonie zu bitten, »daß Eure Durchlaucht nach dem Rathe des Fräuleins von Troschke handeln könnten?«

»Es ist unmöglich, Sidonie. Die Troschke ist eine Phantastin. Ihr Papa, mein Kind, hat das Recht: Sie sogleich

von dem Hofe zu nehmen – ich könnte es höchstens als eine Gefälligkeit von ihm erbitten, Sie mir noch einige Zeit zu lassen – und was gewinnen Sie durch den kurzen Aufschub? – ich fürchte aber, er bewilligt auch diesen nicht. Ihr bestimmter Bräutigam ist nicht hoffähig – Sie können deshalb um so schneller vom Hofe entfernt werden, weil an ein Zusammentreffen mit Herrn von Berchholz an unserm Hofe nicht zu denken ist; außerdem reizt, wie es scheint, Ihren *cher papa* das große Vermögen, ebenso sehr als es die Berchholz zu bewegen scheint – dann aber, *mes enfants* – dann vergeßt Ihr Eines: des gnädigen Herrn Kurfürsten Abneigung gegen die Heirathen zwischen armen Familien. Wenn Ihre Familie nun auch nicht gerade *pauvre* ist – so würden Sie schwerlich die Mittel haben, als Madame d'Aubreuil an unserem Hofe eine *grande figure* zu machen; der Kurfürst will seine Cavaliere und meine Damen so glänzend wie möglich gestellt sehen. Bei seinem Hange zur Pracht, zum Glanz und Prunk sieht er es höchst ungern, wenn die Mitgift, die Dotation bei adligen Heirathen gering ist. Und nun diese Mariage zwischen Ihnen und dem jungen Berchholz! Ein großes Vermögen würde dadurch Ihnen beiden zu Theil – die Berchholz bleiben dem Hofe erhalten – das Geld bleibt im Lande, und ein neuverbundenes, schönes, reichbemitteltes Paar trägt dazu bei, dem glänzenden Hofe neue Anziehungskraft zu schaffen; je reicher unsere Cavaliere, desto leichter wird die Hofhaltung zu führen sein. Gewiß ist es schön; ich hänge dem Glanze und der

Pracht nicht minder an, als der Kurfürst – aber es ist gewiß, daß manches darin untergehen wird und muß, was wir Neigung – Liebe nennen. Mein Gemahl ist viel strenger als ich – er könnte, glaube ich, der Feind desjenigen werden, der solche gewinnverheißende Bündnisse hintertriebe und nur allein dem Herzensdrange zweier Personen Rechnung trüge, um – arme junge Leute zu verheirathen.«

»Ich werde also mein Unglück tragen, bis es mich erdrückt,« sagte Sidonie.

Die Kurfürstin wollte antworten, aber sie bemerkte Personen, welche die Allee heraufkamen. Eine derselben trug Uniform.

»Herbei, meine Damen,« rief die Kurfürstin augenscheinlich besorgt näher tretend. »Schließen Sie einen Kreis um mich – so – Herr von Aubreuil, schleichen Sie hinter uns entlang in das Gebüsch. Es ist Gersdorf. Er darf Sie nicht hier finden – sonst sind Sie verloren.«

Anatole folgte der Weisung.

Die Damen bildeten einen Kreis um die Kurfürstin – hinter dessen Bogen entlang Anatole glücklich in das Gebüsch schlüpfte.

»Sie will ihn vor Gersdorf verbergen,« murmelte Sidonie. »Sie wird doch helfen.«

Die Kurfürstin hatte ein scheinbar gleichgültiges Gespräch begonnen, als Gersdorf näher trat. Zu gleicher Zeit hörte man in der Ferne Trommelwirbel – von dem Seitenflügel her sah man einen Trupp Schweizergarden in das Schloß marschiren.

»Seine kurfürstliche Durchlaucht sind so eben angekommen,« meldete Gersdorf.

»So kommen Sie, meine Damen,« befahl die Kurfürstin, den Weg zum Schlosse einschlagend und Gersdorf, der mit dem Kammerherrn von Lottum gekommen war, in ein Gespräch verwickelnd.

Die Damen folgten. Sidonie und ihre Freundinnen warfen ängstliche Blicke zurück nach dem Bosquet – von Anatole war nichts zu erblicken. Er hatte sich den Argusaugen des Herrn vom Gersdorf glücklich entzogen.

Die Mission der Kurfürstin.

Die Kurfürstin schritt, von ihren Damen gefolgt, über die niedrige vor dem Parkausgange des Schlosses laufende Terrasse und trat in den runden Saal. Der Kammerherr von Lottum öffnete die Thür zum Audienzzimmer des Kurfürsten, in welchem bereits verschiedene mit dem Gebieter angekommene Herren versammelt waren, die der Kurfürstin eine tiefe Verbeugung machten, als sie durch das Audienzzimmer in den sogenannten *Damastsalon* schritt. Dieses Gemach hatte seinen Namen von den schönen rothen Damasttapeten erhalten, mit welchen seine Wände geschmückt waren. In reichgeziertem Rahmen sah man hier ein großes Bild: die Familie Kurfürst Friedrich Wilhelms des Großen darstellend – ein Bild König Karls I. von England – einige sehr schöne Werke von Gerard Dow und Teniers. Die Möbel waren ganz neu und im Geschmacke der Zeit aus den besten Hölzern

gefertigt, mit vergoldeten Zierrathen und schweren gewirkten Ueberzügen versehen.

Der Kurfürst hatte so eben einem Pagen Hut und Handschuhe, so wie die mit feinem Seidenfelbel gefütterte Casaque übergeben. Er ging der Kurfürstin entgegen und küßte ihr die Hand – dann geleitete er sie zu einem Sessel, der nicht weit von dem mit kostbaren Figuren, einer Pariser Uhr und breitem Spiegel geschmückten Kamine stand, zwischen dessen vergoldeten Feuerböcken ein Kohlenfeuer prasselte.

»Sie sehen, *ma chère*,« lachte der Kurfürst. »Ich bin hier bei Ihnen wie zu Hause.«

»Sie können mir keine größere Freude bereiten, mein Gemahl,« sagte die Kurfürstin; »als wenn Sie mein Haus wie das Ihrige betrachten; gleichwohl war ich heute gerade und so plötzlich nicht auf Euer Durchlaucht Besuch vorbereitet, ich hätte sonst die Garden schon im Hofraume paradiren lassen, um dem Gebieter ihre *honneurs* zu machen.«

»Ich wollte in der That erst morgen kommen, allein es sind gewisse Gründe vorhanden, welche mich bestimmten, sogleich zu erscheinen, da Sie, *ma chère*, mit Ihrer *sagesse* und Ihrem *savoir faire* die wichtigen Geschäfte und Ereignisse mit uns theilen und leiten.«

»*Mille remerciments*,« sagte die Kurfürstin. »Und was geschah?«

Der Page hatte bereits das Zimmer verlassen – die Gatten waren allein.

»Es ist nicht weit mehr von der Erfüllung meines Wunsches,« sagte schnell der Kurfürst. »Graf Maffei ist in Berlin. Er hat die Nachricht gebracht, daß der Kaiser die Unterzeichnung des Krontractates nur noch dem Rathe anzeigen will, um dessen Stimmen zu vernehmen, daß aber dieses nur eine *pure forme* sei; die Sache ist abgemacht.«

»Maffei ist hier?« rief erfreut die Kurfürstin. »Das deutet auf glücklichen Fortgang.«

»Sie werden ihn sehen,« sagte der Kurfürst. »Er wird bald in Lützenburg sich einfinden – er hat in der That für uns trefflich gewirkt und ist sogar der Ueberbringer eines andern wichtigen Rathes.«

Die Kurfürstin horchte auf.

»Und welcher Rath ist es, mein Gemahl?«

»Wir haben noch einige Widersacher, *ma chère*,« erwiderte Friedrich. »Widersacher von Bedeutung, die jedoch schnell gewonnen werden müßten – gewonnen durch einen glücklichen und gewandten Unterhändler, der jeden Widerstand zu brechen im Stande wäre; der Kurfürst von Baiern und die Seemächte müssen dem von uns gehegten Wunsche zustimmen, denn sie könnten uns einen Stein in den Weg werfen.«

Die Kurfürstin ließ ihre Augen fest auf dem Antlitze des Gatten haften – ihre schönen Züge überflog ein bedeutsames Lächeln und sie vermochte ihre Erregung kaum zu bemeistern.

»Oh – das wäre eine herrliche Mission für eine Person, die es in der That recht gut und *sincère* mit Euer Durchlaucht meinte – mögen Sie die beste Wahl treffen.«

Der Kurfürstin Gedanken hatten sich von allen andern Dingen fort, und diesem einzigen zugewendet. Es war längst ein Lieblingswunsch von ihr, eine große diplomatische Mission vollbringen zu können und diese Aussicht verbunden mit der prächtigen Reise – mit der Entfaltung fürstlichen Glanzes, reizte die geistvolle, großen Unternehmungen stets geneigte Kurfürstin ungemein. Sie malte sich schnell und leicht all die köstlichen Stunden aus, welche sie während einer so wichtigen Reise durchleben konnte – sie hegte in ihrem Herzen den glühenden Wunsch, mit ihrer Mutter der Kurfürstin von Hannover die Reise unternehmen zu können – aber gleich nach diesen Anzeichen innerer Freude überflog ein Schatten das Antlitz Sophie Charlottens – sie gedachte der ungeheuren Kosten, welche diese Reise im Gefolge haben mußte, und die Kasse der Kurfürstin war schlecht bestellt – außerdem sagte sie sich, daß der Kurfürst ohne Zweifel bereits die Wahl der für solche wichtige Mission am besten sich eignenden Person getroffen haben würde.

»Ich denke, wir finden eine solche geeignete Persönlichkeit,« entgegnete Friedrich. »Und nun von andern Dingen. Ihre Festlichkeit, welche Sie uns in Lützenburg zu geben beabsichtigen, verspricht ausgezeichnet werden zu wollen. *Mon dieu* – wir werden die besten Kräfte hier vereinigt sehen. Der thätige Monsieur Eosander hat die excellente Signora d'Alikan gewonnen.«

»O, dieser Eosander ist in der That *un cavalier charmant*,« sagte die Kurfürstin. »Ich bin eine *protectrice* dieses Mannes.«

»*Ma foi* – er verdient Ihre Protection – indessen – es ist ja die *représentation* der Oper nicht allein, welche mit Pomp vor sich gehen wird. Auch die Ausstattung wird herrlich werden. Eosander wird heute noch eintreffen, um Ihnen die Zeichnungen für die Decorationen vorzulegen, welche die Oper schmücken sollen.«

»Ich erwarte sie mit Ungeduld.«

»Apropos! da hatte ich bereits ein *rencontre*. Der eine Triumphbogen des Eosander, der für diese Ihre Festlichkeit entworfen ist, gefiel mir so ausnehmend, daß ich ihn in Stein und Bein – wie man zu sagen pflegt – und zwar im Schloßhofe zu Berlin ausgeführt sehen möchte, *au millieu* der Schlüterschen Arbeiten. Leider ist das nicht zu bewerkstelligen.«

»Und aus welchen Gründen nicht?« fragte die Kurfürstin, eine fast unwillige Miene annehmend. Gäbe es ein Hinderniß von Seiten des Herrn Schlüter?«

»O – o –« antwortete der Kurfürst zögernd. »Es ist das noch nicht gesagt. Allerdings hat Schlüter mein Wort: daß er allein den Schloßbau führen und beenden solle.«

»O, mein Gemahl, Sie sind der *Herr*. Schlüter kann sich wahrlich nicht beklagen – eine Arbeiten sind unzählige – bei jeder – *occasion* wird sein Talent in Anspruch genommen. Die besten Entwürfe werden ihm überlassen.«

»Sie müssen gerecht urtheilen, *ma chère*. Ich besitze auch einen Schatz an Schlüter. Maffei, der großer Kenner ist, sagte mir, wie ich um Schlüter beneidet werde.«

Die Kurfürstin runzelte leicht die Stirne – sie war keine Freundin Schlüters – dennoch konnte sie des Mannes Bedeutung sich nicht verhehlen.

»Und haben Sie selbst, meine Theure, nicht Schlüter mit Arbeiten bedacht?« fuhr Friedrich fort. »Dieser reizende Palast ist sein Werk – nicht nur im Entwurfe – nicht nur ausgebaut – nicht nur geleitet hat Schlüter dieses alles – blicken Sie um sich – hier über den Thüren diese charmanten Scenen aus der Götterlehre in Marmor gearbeitet, sind Werke seiner Hand. Oeffnen Sie die Thüre zum Audienzzimmer und blicken Sie zur Decke empor: die prachtvolle Invention und Ausführung der vielen Figuren in Gyps und die reichen Zierrathen umher verdanken ihm ebenfalls ihre Entstehung – im blauen Cabinet finden Sie die schönsten Arbeiten seines Meißels, und die hochgelungene Ausführung des Marmorreliefs im Speisesaale: *Flore et Zephire* darstellend, welches Schlüter bis auf das letzte Stücklein selbst fertigte, erregt die admiration jedesmal. Bedenken Sie, *ma chère*, daß bei all diesen vielen Arbeiten Schlüter jetzt noch den Guß der Statue dieses großen Mannes vollenden will, den ich das Glück und die Ehre habe, meinen Vater nennen zu dürfen.«

Er deutete auf das Bildniß des großen Kurfürsten. Sophie Charlotte sah ein, daß sie vergeblich gegen des Kurfürsten Neigung für Schlüter kämpfen werde.

»Ich fand es auch nur seltsam,« sagte sie, »daß Herr Schlüter gegen Euer Durchlaucht Wunsch sich in Opposition setzte; – seine Meriten mögen apart sein.«

»O, Sie sind zu hart in Ihrem Urtheile. Es war nur eine Unterredung mit Wartenberg und Eosander; Schlüter weiß nichts davon.«

»Der Graf Wartenberg machte Ihnen den Vorschlag? freilich – freilich, mein Gemahl, Sie hatten recht – Sie mußten Schlüter Ihr Wort halten.«

Die Nennung dieses verhaßten Namens hatte selbst die Neigung der Kurfürstin für Eosander zur Seite gedrängt.

»Ich will nichts gegen die künstlerische Bedeutung Schlüters sagen; indessen ist der ganze Mann mir zu ernst – zu abgeschlossen. Die Kunst soll doch etwas Heiteres sein – Schlüter spielt den Allmächtigen *sur le territoire des arts* – und das mißfällt mir. Auch finde ich die Entwürfe häufig zu schwer, – zu wuchtig. Mit einem Worte: *Eosander est l'oracle auquel je m'adresse pour mes bâtiments.*«

Der Kurfürst hatte während der ganzen Unterredung ein lebhaftes Interesse für Schlüter an den Tag gelegt – doch entging es Sophie Charlotte nicht, daß noch andere Gründe dem protegirten Eosander die Gelegenheit, sich am Schloßbaue zu betheiligen, erschwerten.

»Es ließe sich vielleicht noch ändern, mein Gemahl,« sagte sie.

»Schwer,« entgegnete der Kurfürst. Ich könnte entweder dem Eosander einen Platz zum Bau anweisen, wo ich wollte, – *mais* – die Hauptsache, welche dagegen spricht,

ist der Mangel an Geld in unsern Kassen. Kraut hat heute entschieden jede Geldbewilligung verweigert, wir müssen uns der Nothwendigkeit fügen.«

Das Gesicht der Kurfürstin zeigte bei dieser Mittheilung den Ausdruck größter Trauer und Verlegenheit – ihre Hoffnungen waren dahin – es war ihr ganz gleichgültig, wen der Kurfürst zu seinem *Chargé d'Affaires* ernannte.

Der dienstthuende Herr von Lottum trat ein und meldete dem Kurfürsten, daß der Graf von Wartenberg mit den Herren von Wittgenstein und dem Oberhofmeister von Bülow angekommen seien, und zwar auf Befehl des Kurfürsten.

»Pardon,« sagte Friedrich zu seiner Gattin. »Ich weiß sehr wohl, daß Sie den Grafen nicht gern bei sich empfangen – ich mußte ihn aber sofort sprechen – deshalb beorderte ich heute die Herren nach Lützenburg; ich werde die Audienz in meinem Schreibzimmer ertheilen. Auf Wiedersehen.«

Er schritt, nachdem er die Hand der Kurfürstin geküßt, hinaus.

»Rufen Sie mir Fräulein von Pöllnitz, Herr von Lottum,« befahl Sophie Charlotte. »Ich erwarte sie in meinem Cabinet.«

Die Kurfürstin ging aus dem rothen Damastzimmer durch eine grün tapezirte mit Bildern geschmückte Kammer in ihr Cabinet. Es lag, nur durch ein kleines Vorzimmer getrennt, neben dem runden Saal, dessen breite Flügelthüren auf den in dem Garten liegenden Perron

führten. Die Kurfürstin war noch in größter Erregung, als Fräulein von Pöllnitz, die reizende und geistvolle Hofdame, zu ihr in das Cabinet trat.

»Gnädigste Durchlaucht haben befohlen?« fragte sie.

»Du siehst mich in einer extraordinären Sensation,« rief die Kurfürstin. »Ich werde kurz sein: Der Kurfürst möchte gern eine Gesandtschaft nach dem Haag senden – verstehe mich recht: eine ganz besondere Gesandtschaft, welche den Kurfürsten von Baiern und durch ihn die Seemächte dem großen Projecte günstig stimme – Du weißt, *wie* der Kurfürst Max leicht zu überwinden ist. Damen vermögen alles über ihn – er hat nicht den Muth des Widerspruches – meinst Du wohl: ich könnte diese Gesandtschaft ausführen?

»Wer möchte sich besser dazu eignen?« rief die Pöllnitz mit listigem Blicke. »Sie sind unwiderstehlich, Durchlaucht, und gewiß geschieht durch diese Mission Ihnen zugleich ein großer Gefallen. Sie wollten längst so gern den Haag wiedersehen.«

»Du weißt es – aber – aber – der Kurfürst hat mich noch nicht gewählt.«

»Ein Wort genügte, Durchlaucht.«

»*C'est vrai* – aber – ich muß mich sehr brillant präsentiren – wie sind unsere Kassen beschaffen?«

Die Pöllnitz machte ein trauriges Gesicht und zuckte die Achsel.

»Wir haben nicht nur kein Geld – wir haben große Schulden obenein.«

»Das ist es – *hinc illae lacrimae* –,« sagte die Kurfürstin. »Dieses gute Lützenburg hat mich viel gekostet – es kostet noch viel. Was lebt und zehrt hier nicht alles von mir? – lauter treffliche Leute,« setzte sie fröhlich hinzu. »Ich gebe es gern. Allein diese schöne Gelegenheit zur Reise – es ist traurig.«

Die Pöllnitz war der Gebieterin näher getreten.

»Es wäre wohl gut, Sie parlirten mit Kraut,« sagte sie.

»Kraut? *oh non* – er gibt nichts – er hat dem Kurfürsten sogar die Gelder verweigert.«

»Sollte vielleicht Graf Wartenberg –?« wagte die Hofdame schüchtern zu bemerken.

»Wie? Wer?« fragte heftig die Kurfürstin. »Ich will mit diesem Grafen nichts zu schaffen haben – ich kenne das. Wenn ich ihm nur eine freundliche Miene zeige, so ist er schon mit seinen Wünschen da und diese sind: Anerkennung der Madame Wartenberg. Ich habe, Du weißt es, schon einmal das bewilligen wollen – durch einen räthselhaften Zufall, über den man allerlei sprach, ist diese Plebejerin nicht in die Cercles des Hofes gelangt – *dieu merci* – nun aber bin ich des steten Drängens müde. Wartenberg würde übrigens nichts ausführen können; denn er selbst hängt von Kraut ab, den Jedermann den Geldmacher unsres Hofes nennt.«

»Dann freilich ist die so schöne Aussicht sehr verdunkelt,« sagte die Pöllnitz.

»Sie war auch wohl noch gar nicht erhellt – *ma chère*,« entgegnete die Kurfürstin. »Der Herr Gemahl hat sicherlich einer andern Person die Mission zugedacht – etwas anderes! hat die *petite* Werneck sich calmirt?«

»Kaum – sie hofft auf Euer Durchlaucht Hilfe –«

»O – das ist schlimm. Ich selbst bin genöthigt, um Hilfe zu bitten, und der Kurfürst denkt nicht an solche Liaisons. Seine Liebe zur Pracht ist übergroß, er will keine *pauvre chevaliers* um sich haben. – Was naht sich dort aus der Allee kommend?« sagte sie, an das Fenster tretend.

»Es ist Herr Eosander von Goethe,« antwortete die Pöllnitz.

»Er kommt, um mir die Zeichnungen für meine Operette vorzulegen – sieh nur: dieser Eosander ist in Wahrheit ein Cavalier. Auch gegen ihn ist der Kurfürst zurückhaltend mit dem Gelde. Der Herr Schlüter occupirt den ersten Platz.«

Eosander war unterdessen über den breiten, zum Perron führenden Weg in den runden Saal getreten. Er wußte, daß er stets ein willkommener Gast bei der Kurfürstin war. Die Pöllnitz war bereits durch das Vorzimmer in den Saal getreten und hatte Eosander mit den Worten: »Gut, daß Sie kommen, *Colonel*, die Gnädigste muß in bessere Laune versetzt werden,« in das Cabinet Sophie Charlottens geführt. Eosander legte seinen Hut auf ein Tabouret. Er blieb, sich tief neigend an der Thür stehen. Unter dem linken Arme hielt er eine große Mappe, dieselbe, welche er in der Audienz bei dem Kurfürsten getragen hatte.

»Ich komme,« sagte er, »Euer Durchlaucht Befehle für das projectirte Fest einzuholen, damit ich sofort ans Werk gehen kann. In acht Tagen soll alles bereit sein.«

»Willkommen,« rief die Kurfürstin, ihn näher winkend. »Ich freue mich auf Ihre Zeichnungen.«

Sie hatte schnell alles Widerwärtige vergessen – sie gab sich nur dem Augenblicke hin, der ihr Angenehmes brachte. Eosander hatte die Mappen bereits ausgebreitet, seine schön gearbeiteten Bilder erregten das Wohlgefallen der Kurfürstin, die sich als treffliche Kennerin bewährte. Beim Anblicke des Portals seufzte Eosander.

»O – *mon ami* –« sagte die Kurfürstin lächelnd. »Ich kenne Ihren *chagrin* sehr wohl. Es ist mir von Seiner Durchlaucht alles mitgetheilt worden – der böse Kraut!«

Eosander schoß einen fragenden Blick auf die Pöllnitz – diese machte eine Geberde der Verlegenheit.

»Herr Rath Kraut ist ein Mann, der vielleicht zu erweichen wäre,« sagte er.

»Durch wen?« fragte die Kurfürstin.

Eosander hielt den Moment für gekommen.

»Durch den Grafen von Wartenberg, meinen Gönner.«

»Ihren Gönner? ach ja – es ist so. Es ist das Einzige, worin ich mit dem Grafen übereinstimme.«

Eosander neigte sich.

»Ich möchte Euer Durchlaucht noch weitere Mittheilungen machen,« flüsterte er, unter den Zeichnungen scheinbar etwas suchend.

Die Kurfürstin war betroffen – trotz ihres Widerwillens gegen den Grafen mochte sie doch nicht einen Unterhändler abweisen, der ihr persönlich angenehm war, und da Eosander bedeutungsvolle Zeichen gegen die Pöllnitz machte, wendete sich die Kurfürstin der Hofdame zu und sagte:

»Meine theure Pöllnitz, wollen Sie mich einige Augenblicke draußen vertreten? Ich erwarte heute noch viele Besuche – empfangen Sie diese, bis ich kommen kann. Sie wissen, das Fest eilt.«

Die Pöllnitz kannte solche Momente zur Genüge, sie verschwand mit tiefem Compliment aus dem Zimmer.

»Sie kommen nicht allein der Zeichnungen wegen,« begann die Kurfürstin gespannt. »Sie bringen mir noch mehr.«

»Euer Durchlaucht Scharfblick hat das Rechte herausgefunden,« sagte Eosander. »Und da Sie meine Kühnheit, Ihnen dienen zu wollen, gnädigst unterstützen, darf ich schnell und offen sprechen. Gewähren Sie dem Grafen von Wartenberg die Huld, sich Ihnen dienstbar zeigen zu dürfen.«

»Ah – ich dachte es,« rief die Kurfürstin.

»Gnädigste Gebieterin,« ließ Eosander sich vernehmen, »der Graf kennt Ihren *dépit* gegen seine Person – und daß es ihm schwer werden mochte, sich Euer Durchlaucht zu nahen – dennoch wünscht er, sich Ihnen verbindlich zu machen, und wissend, daß ich mich Dero Gunst erfreue, ward ich beauftragt, der *négociateur* in einer wichtigen Sache zu sein.«

Sophie Charlotte horchte mit größter Spannung – sollte Eosander von den Wünschen der Kurfürstin Kenntniß haben?

»Sprechen Sie,« sagte die Gebieterin.

»In kurzer Zeit wird Graf Maffei hier sein, Durchlaucht. Er ist der Ueberbringer wichtiger Nachrichten, wegen der Erlangung der Königskrone durch Seine Durchlaucht. Alles fügt sich dem Wunsche des gnädigen Herrn – nur Eines steht der Ausführung noch im Wege: ohne die Einwilligung der Seemächte würde die Sache für die Zukunft eine Festigkeit gewinnen. Diese Einwilligung hängt wesentlich von Kurfürst Max Emanuel ab, welcher Gouverneur der Niederlande ist. Ihn zu gewinnen, ist die Hauptsache. Eine Persönlichkeit, welcher der Kurfürst keinen *refus* geben kann, wäre nothwendig nach dem Haag zu senden – so bald als nur möglich – in zehn – zwölf Tagen, und diese hohe, unwiderstehliche Persönlichkeit – sind nach des Grafen Maffei und unser aller Ansicht: Euer Durchlaucht.«

»Ah – ich bin ganz erstaunt – träume ich?« rief die Kurfürstin, die Betroffene meisterhaft spielend.

»Gewiß,« fuhr Eosander fort, »es ist kein Zweifel, daß der Herr Kurfürst Ihr Anerbieten mit Freuden ergreifen wird, wenn Sie, Gnädigste, dem Vorschlage des Grafen Maffei Ihre Zustimmung geben. Der Graf von Wartenberg sichert Ihnen unterthänigst seinen Beistand zu.«

»Ich hege keinen Zweifel, daß mein Gemahl meine Dienste gern annehmen würde – aber dazu bedarf es vielen Geldes – sehr vielen Geldes, und ich bin nicht bei Kasse. Woher die Gelder nehmen?«

»Das ist schwer zu sagen,« fiel Eosander gewandt, die Kurfürstin plagend, ein.

»Sehen Sie wohl? Jeder andere Gesandte könnte um Geringeres reisen als ich – ich müßte *par exemple* mit meiner Mama reisen – welche Kosten? Kraut weigert sogar die Gelder für Ihren *arc de triomphe* – wie würde er meines Geldausgaben gut heißen?«

»Gnädigste Durchlaucht,« sagte Eosander, der nun den richtigen Augenblick gekommen sah. »Das ist der Punkt, der Augenblick, von und in welchem Sie des Grafen regen Willen erkennen werden. Die Gelder sollen Euer Durchlaucht in reichem Maaße zu Gebote stehen, wenn Sie diese wichtige Reise unternehmen wollen.«

»Wäre es möglich,« rief Sophie Charlotte. »Der Graf von Wartenberg gibt mir die Mittel zur Erreichung eines so lange gehegten Wunsches?«

»Es ist so,« entgegnete Eosander zögernd. »Euer Durchlaucht gelangen durch den Grafen zur Erreichung eines Zieles – Er ist es, der Ihnen, Gnädigste, einen lebhaft gehegten Wunsch erfüllt – dagegen –«

Die Züge der Kurfürstin schienen zu sagen: »Aha – jetzt kommt die Bedingung.« Sie sprach nur das Wort: »Dagegen?«

»Der Graf hätte wohl die Bitte zu wagen – um eines solchen Preises Willen möchten Eure Durchlaucht vielleicht ihm Gnade erweisen.«

»Und welche?«

»Sie kennen des Grafen verzeihlichen Ehrgeiz: Ein unglücklicher, mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckter Zufall hinderte das Erscheinen der Gräfin in Euer Durchlaucht *cercle* – geben Sie der Gräfin von Wartenberg die Ehre, auf dem Feste, welches hier in Lützenburg gefeiert wird – welches alle angesehenen Personen hier versammelt, erscheinen zu dürfen als Dero Gast.«

»Ich dachte es,« rief die Kurfürstin, welche so heftig erregt von der Spannung und Mittheilung war, die diese Dinge im Gefolge hatten, daß sie wie Espenlaub zitterte.

Fräulein von Pöllnitz trat ein.

»Graf Maffei ist im Saale,« meldete sie. »Er muß zu Durchlaucht dem Kurfürsten und möchte Euer Durchlaucht vorher sprechen.«

»Entscheiden Sie, Gnädigste,« bat Eosander, dem alles an seiner Mission lag.

»Was ist denn geschehen?« rief besorgt die Pöllnitz, der Kurfürstin bleiches Antlitz und die nervös gerötheten Augen betrachtend.

Mit kurzen Worten, hastig und beengt die Worte herausbringend, theilte die Kurfürstin der Freundin mit, was Eosander ihr soeben berichtet.

Fräulein von Pöllnitz hatte ein eben so treffliches Herz, als sie durchdringenden Verstand besaß. Sie war in der That sehr speculativ, war doch Maffei durch sie von den

Wünschen der Kurfürstin unterrichtet, die Situation hatte nie sich günstiger gestaltet, als im Augenblicke.

»Nun?« fragte die Kurfürstin. »Du sollst entscheiden – Du bist unbefangen – redlich. Was soll ich thun? Rathe mir.«

Fräulein von Pöllnitz machte eine kleine Pause, dann sagte sie, den erwartungsvollen Eosander scharf fixirend.

»Ich kann Euer Durchlaucht nur ganz entschieden rathen, die so eben Ihnen gemachten Vorschläge anzunehmen.«

»A – ah,« rief erfreut Eosander.

»Ich soll die Wartenberg also empfangen? Zu dem Feste einladen?«

»Gewiß – aber,« fuhr die Pöllnitz fort, »man bedarf ja Euer Durchlaucht. Diese Mission ist schwierig, und wenn der Herr Graf von Wartenberg so großen Werth einerseits auf die Ehre legen, welche seiner Gattin widerfährt – auf der andern Seite Euer Durchlaucht Unterhandlung wünscht – dann würde ich bestimmt darauf bestehen, daß es nicht nur bei Zahlung der Gelder für die Reise und der mit der Mission verbundenen Ausgaben bleibe.«

Eosander streckte den Kopf ein wenig vor.

»Wir haben, gnädigste Gebieterin,« fuhr das Fräulein fort, »einige, große – sehr große Ausgaben machen müssen – die fête bedarf neuer Unterstützung. Wenn Sie die Mission übernehmen und die Gräfin von Wartenberg empfangen sollen – dann müßte der Herr Graf sich dazu verstehen, die kleinen Schulden Euer Durchlaucht ebenfalls zu tilgen. Es ist doch wohl anzunehmen, daß der

Herr Graf seine Gattin hoch genug hält und daß es ihm nur eine Ehre sein kann, wenn für den längst gewünschten Empfang einer so hohen Dame ein recht bedeutender Preis ausgesetzt werde.«

Eosander erbebte – die Summe war gewiß eine recht ansehnliche.

»Ich billige Deinen Vorschlag,« sagte die Kurfürstin, welche sich mit der Freundin durch einen Blick verständigt hatte. »Meinen Sie, Eosander, daß der Graf darauf eingehen werde?«

»Ich glaube es versprechen zu können,« sagte dieser.

»Wohlan, dann nehme ich das Erbieten an. Es soll eine Verständigung herbei geführt werden. Melden Sie Ihrem Protecteur, daß ich dem Antrage Maffeis meine Zustimmung geben werde – es ist keine Zeit zum Ueberlegen, denn der Graf harrt der Audienz, und im Vertrauen auf Wartenbergs Versprechen, mir die Gelder zur Reise zu schaffen, sage ich Maffei zu – Sie haben in Gegenwart dieser Zeugin mir des Grafen Anerbieten wiederholt, und ich kann daher meinem Gemahl die Versicherung geben, daß trotz der Weigerung Krauts mir die Mittel zu der ehrenvollen Mission geliefert werden. Ein Zurücktreten ist also nicht möglich.«

Eosander saß fest in der Falle – die Reisegelder mußten bezahlt werden – denn ein Zurücktreten Wartenbergs war höchst gefährlich. Ein solches Spiel mit der Kurfürstin durfte nicht gewagt werden. *Einen* glücklichen Schlag hatten die kluge Gebieterin und ihre Hofdame jedenfalls geführt.

»Ich höre den Grafen im Vorzimmer,« sagte Sophie Charlotte. »Gehen Sie jetzt, *mon cher Eosandre* – ich danke Ihnen. Das Fest wird so arrangirt.«

Eosander schlug die Mappen zusammen.

»Und was darf ich hoffen? für mich hoffen?« sagte er. »Soll der, dem es gelang, für Euer Durchlaucht ein so wichtiges Geschäft glücklich zu führen – keinen Lohn haben?«

»Meine erste Verhandlung mit des Kurfürsten Durchlaucht wird darin bestehen. Ihnen das Recht zu verschaffen, Ihren schönen Entwurf ausführen und am Schlosse – neben den Bauten Schlüters den Bogen errichten zu dürfen.«

»Dann bin ich vollkommen glücklich und befriedigt,« rief Eosander. »Und es wird alles nach Euer Durchlaucht Wünschen geordnet werden.«

»Es ist ein sehr erregter Tag,« rief die Kurfürstin, als Eosander das Zimmer verlassen hatte. »Die *mouvements* scheinen mit jeder Minute sich zu vermehren. Lasse den Grafen Maffei in mein Cabinet treten.«

Der alte Cavalier schritt an der Seite der Hofdame in das Cabinet der Kurfürstin.

Der Kurfürst war in seinem Arbeitskabinete noch in eifrigem Gespräche mit Wartenberg, Wittgenstein und Bülow begriffen, als der Kammerherr von Lottum leise

die Portiere der Thür erhob. Wartenberg gelang es jedoch, ihm einen verstohlenen Wink zu geben, daß er sich zurückziehen möge, worauf Lottum die Portiere wieder fallen ließ; da er aber nicht wagte, zur Thüre hinaus zu gehen – aus Furcht Geräusch zu machen, blieb Lottum zwischen Thür und Vorhang stehen.

»Diese fortwährenden Hindernisse sind unerträglich,« hörte er den Kurfürsten sagen. »Sie alle, *messieurs*, wissen, daß der große Moment herannaht – eine Negotiation dieser Art ist dringende Nothwendigkeit, und in demselben Augenblicke will man die Gelder nicht beschaffen. Ich werde Herrn Kraut ein hartes Wort sagen.«

Lottum bewegte den Vorhang. Wartenberg glaubte nun doch näher treten zu müssen. Es traf sich günstig. Der Kurfürst stand halb abgewendet von der Thür und hörte so eben dem Vortrage Bülows zu – Wartenberg manövrierte sich geschickt bis an den Vorhang.

»Was wollen Sie zum Teufel?« lispelte er leise.

»Eosander ist draußen – die Kurfürstin hat eingewilligt, läßt er sagen.«

Wartenberg stieß einen Freudenruf aus. »Glück auf,« murmelte er.

»Kraut ist draußen,« rapportirte Lottum weiter. »Es trifft sich gut –«

»Was haben Sie da zu *parliren*, Graf?« fragte der Kurfürst.

»Durchlaucht, ich hörte so eben die Thür gehen – und wendete mich dahin. Herr von Lottum ist hier – er berichtet, daß der Finanzrath Kraut *devant la porte* sei.«

Er ließ Lottum vortreten.

»Es ist so, wie der Herr Graf sagen,« meldete Lottum.

»*Eh bien!* Eintreten der Monsieur Kraut.«

Nach wenig Minuten stand Kraut im Zimmer.

»*Mon ami*,« rief der Kurfürst, »ich komme mit Ihnen der Gelder wegen nie auseinander – Sie sperren sich, mir Baugelder zu bewilligen für den *arc de triomphe* des Herrn Eosander – Sie thun, als erweisen Sie mir eine Gnade, indem Sie die Edelsteine ankaufen wollen – jetzt höre ich eben, als ich den Herren hier mittheile, wie eine große Gesandtschaft, eine *extraordinaire* nothwendig sei, daß Sie sicherlich die Mittel dazu verweigern würden – was soll das heißen?«

Kraut und Wartenberg wechselten einen Blick des Einverständnisses.

»Es käme nur darauf an,« sagte Kraut, »wer diese Gesandtschaft übernehmen soll, Durchlaucht. Wenn man eine Person von Bedeutung aussendet – dann müßte ich wohl Gelder von ansehnlicher Menge schaffen – ich kenne meine Pflicht. Ihre Würde muß erhalten werden.«

Friedrich nickte wohlgefällig.

»Wenn aber ein gewöhnlicher *chargé d'affaires* abgesendet würde – dann genügten die Mittel, welche Euer Durchlaucht für Ambassaden kleiner Art auswerfen.«

»Er hat recht,« rief der Kurfürst, »aber wer soll es sein? Wer soll diese Mission übernehmen? Sie ist schwierig und bedarf der verständigsten Leitung. Wer würde bedeutend genug sein, um ihm diese Ambassade anvertrauen zu

können? für solche Dienste freilich wäre kein Preis zu hoch – nur einer wichtigen Person kann man ihn zahlen.«

Wie auf ein verabredetes Wort wurden jetzt die Portieren auseinandergeschlagen, und Lottum führte Maffei in das Cabinet, der auf Befehl des Kurfürsten jeder Zeit unangemeldet eintreten durfte.

»Ha, unser Nestor der Diplomaten,« rief der Kurfürst. »Sie müssen uns rathen, Graf – Sie haben die wichtige Nachricht gebracht – Sie wiesen auf die *nécessité* hin, eine hohe Persönlichkeit *à la Haye* zu senden – jetzt helfen Sie uns, eine solche finden.«

»Ich schätze mich glücklich,« sagte Maffei, mit leuchtenden Blicken die Anwesenden musternd, »daß ich nicht allzu lange mit meinem Rathe warten lassen darf. Im regen Eifer, Euer Durchlaucht dienen zu wollen – habe ich schon gehandelt. Die geeignete Persönlichkeit ist gefunden – und es dürfte wohl unmöglich sein, eine passendere aufzufinden.«

»Nun und es ist?« fragte gespannt der Kurfürst.

»Niemand anders, als Ihre Durchlaucht die Frau Kurfürstin Sophie Charlotte.«

Das Staunen war allgemein. Diejenigen, welche nichts von dem Gange der Ereignisse wußten, staunten wirklich – die Eingeweihten spielten die Erstaunten. Der Kurfürst aber vermochte seine Freude nicht zu bewältigen. Er schnippte, seine sonstige stets wohl erhaltene Würde und Etikette ganz vergessend, mit den Fingern und rief:

»Die Kurfürstin will die Ambassade übernehmen? Welch ein herrlicher Gedanke – ja! ja! sie ist unwiderstehlich, vor ihrem Genie muß sich alles beugen. Graf Maffei, es war ein *chef d'oeuvre*, welches Sie zu Stande brachten.«

»Meine *mériten* dabei sind sehr gering,« sagte der Graf. »Ich durfte nur die Ansicht äußern, so sagten Ihre Durchlaucht mir bereits zu und willigten ein.«

»Oh,« frohlockte der Kurfürst. »Das konnte ich wohl denken. Meine erlauchte Gemahlin steht immer treu an meiner Seite. Wenn es gilt, den Ruhm, das Ansehen, die Würde zu behaupten, ist Sophie Charlotte meine eifrigste Bundesgenossin. Sie müssen gestehen, Messieurs, es ist ein erhabnes Beispiel, welches die Kurfürstin den gekrönten Häuptern gibt: die Gemahlin eines Fürsten kämpft für dessen Rechte.« Er war in der freudigsten Stimmung, die nur ein wenig gemindert ward, als er sagte: »Wir müssen der Kurfürstin die Mittel zu dieser Reise geben – wie wird das geschehen?«

Kraut trat jetzt vor.

»Durchlaucht,« sagte er, ohne zu zaudern. »Ich bin allerdings für einen Knauser verschrieen, aber wenn es gilt, die Ehren und Würden Euer Durchlaucht zu fördern oder zu festigen, werden Sie mich zu jeder Zeit bereit finden – die Gelder für die Reise der gnädigen Frau Kurfürstin werden beschafft sein, sobald die Bestimmungen Euer Durchlaucht festgestellt sind.«

Der Kurfürst reichte Kraut die Hand.

»Das ist schön – wiewohl wir befehlen könnten, macht dennoch dieses Entgegenkommen die Sache weit besser und leichter. Messieurs – ich denke, wir alle, die wir im Besitze des Geheimnisses sind, gehen zur Kurfürstin und sprechen ihr den Dank aus. Sie übernimmt eine *grande* Mission.«

Der ganze Zug bewegte sich langsam, mit einer gewissen Feierlichkeit, durch den Gang in den runden Saal zu den Gemächern der Kurfürstin. Sophie Charlotte erwartete diesen Besuch nicht.

Heftige Scenen.

Als die Herren im Begriffe waren, den runden Saal zu betreten, erschien, von dem Garten kommend, Schlüter mit seinem Famulus, dem jungen Herrn von Berchholz.

»Willkommen, mein Architekt,« sagte der Kurfürst, dem Meister die Hand reichend. »Ich werde sogleich Ihre Pläne mir anschauen – es ist sehr schön, daß Ihr arrivirt seid – heute ist ein bewegter Tag: *Eh, c'est monsieur de Berchholz?*« fuhr er, ein wenig finster blickend fort, den jungen Edelmann betrachtend.

Die übrigen Herren, Maffei ausgenommen, sahen ebenfalls mit einiger Geringschätzung auf den Edelmann, der sich mit Zeichnungen trug.

»Es wird wohl – wie ich höre, ein Changement geben –« fuhr der Kurfürst fort.

Kurt erröthete; ihn ahnte wohl, was der Kurfürst meine. Friedrich wechselte noch einige Worte mit Schlüter

– währenddessen trat Eosander, vom Schloßhofe kommend, in den Saal.

»Es ist Alles entschieden,« flüsterte Kraut ihm zu.

»Hoffen Sie auf Beistand der Kurfürstin,« sagte leise Wartenberg. »Es ist große Freude über alle diese Dinge.«

»Ich habe der Kurfürstin Wort – sie wird für mich handeln,« lispelte Eosander. »Aber die Dinge liegen noch schwieriger.«

»Wie?« fragten Wartenberg und Kraut zugleich.

»Sie kamen nicht mit dem Reisegeld davon – die Kurfürstin will mehr: Ihre Schulden müssen Sie zahlen, wenn die gnädige Gräfin zum Feste kommen und eine Einladung erhalten soll.«

Die beiden Herren fuhren betroffen zurück.

»Teufel, ich sitze in der Grube,« knirschte Kraut. »Welch eine Menge Geld!«

»Sie können nicht zurück – der Zorn des Kurfürsten würde Sie treffen – es wäre ein Hohn,« flüsterte Wartenberg ihm zu.

»Aber das Geld,« jammerte Kraut.

»Sie müssen zahlen – keine Widerrede – ich muß sonst sprechen,« erwiderte Wartenberg.

»Die Frauen sind gefährliche Feldherrn,« winselte Kraut.

»Und meine Baugelder?« fragte Eosander.

»Holen Sie sich die vom Satan,« platzte Kraut heraus. »Es ist keine Zeit zum Ueberlegen mehr.«

Das war auch in der That nicht mehr der Fall; denn der Kurfürst, der eine Unterredung mit Schlüter beendet hatte, befahl:

»Vorwärts, Messieurs!« und die Herren verschwanden in dem Vorzimmer der Kurfürstin.

Im runden Saale standen sich Schlüter und Eosander gegenüber.

»Die Gelegenheit ist günstig, Herr Oberbaudirector,« begann Eosander. »Ich wollte Euer Ehren heute schreiben – so kann ich es mündlich thun.«

»Ihr Begehren?« fragte Schlüter kurz, sich halb wendend.

»Es betrifft zwei Dinge. Nummer eins: den von Herrn Werner vorgeschlagnen Franzosen Boullard – –«

»Kein Wort weiter, Herr Hauptmann,« fiel Schlüter ihm in die Rede. »Es ist Sache der Akademie, die ich vertrete. Sie gehören der Akademie noch nicht an, sonst würden Sie anders urtheilen.«

Eosanders Gesichtsfarbe spielte ins Aschgrau – er bebte vor Zorn – der mächtige Mann ließ sein Uebergewicht mit aller Gewalt auf ihn fallen.

»Gut – gut denn – Herr Oberbaudirector,« stotterte er. »Gut. Ich will mich – muß mich bescheiden – aber zum zweiten: Sie haben einen Mann, den ich empfohlen, den Polier Gregorio, von dem Zeughausbaue zu entfernen befohlen.«

»Sie haben das Rechte gesagt.«

»Herr Oberbaudirector – das ist hart.«

»Nur gerecht und in der Ordnung, mein Herr Hauptmann. Die Stadt Berlin wird mit Ausländern überschwemmt – es ist erklärlich, daß die vielen Arbeiten, das rege Leben, welches sich in Folge dessen hier entfaltet, Leute aller Länder hierher ziehen – es ist genug für Ausländer gethan – ich bin dagegen, daß man die Heimischen zurücksetze.«

»Sie sind ein Deutscher,« sagte Eosander mit Beziehung.

»Ich habe das Glück,« entgegnete Schlüter. Ich achte aber den Fremdling, wenn er Talent hat –«

»Sie müssen das entscheiden.«

»Allerdings steht mir die Entscheidung zu – das hat aber mit Ihrem *protégé* nichts zu schaffen – ich wies den Ausländer fort, der den Landsleuten Brot nehmen würde. So lange ich Plätze für Einheimische offen habe – weise ich die Italiener ab.«

»Ich empfahl den Mann an einen Bau, den ich zu leiten habe.«

»Es steht dieser Bau unter *meiner* Leitung, Herr Hauptmann, und ich bin es, dem Sie alle Rechenschaft geben müssen – meine Autorität hat man zu respectiren – verwenden Sie Ihre Protégés bei den Arbeiten, welche Ihnen allein übertragen sind – zu den kleinen Arbeiten, deren Vollendung das Wohlwollen der gnädigen Herrschaften Ihnen zuwendete.«

»Ha! das ist eine Beleidigung, Herr Oberbaudirector,« rief der Hauptmann todesbleich, unwillkürlich mit den Hand nach dem Degen greifend.

Schlüter richtete sich hoch auf – sein Gesicht nahm einen fast drohenden Ausdruck an – er trat einen Schritt vorwärts, und Kurt, der diesem Streite ängstlich gelauscht, war sofort an des Meisters Seite.

Eosanders Entgegnung erstarb ihm auf den Lippen. »Ich werde mich rächen,« murmelte er dumpf.

Die Thür zum Vorzimmer der Kurfürstin öffnete sich schnell, und Herr von Lottum erschien auf der Schwelle.

»Herr Oberbaudirector,« rief er. »Seine kurfürstliche Gnaden wollen Sie und den Junker von Berchholz sprechen.«

»Was hat das zu bedeuten?« sagte Schlüter zu sich selber – aber dem Befehle des Herrn gehorsam gab er Kurt einen Wink, mit ihm in das Zimmer zu gehen.

Um zu erfahren, was sich in jenen Gemächern der Kurfürstin vorbereitete und begab, müssen wir einige Zeit zurückgehen. Nachdem Maffei die Kurfürstin verlassen hatte, war Sophie Charlotte in der heitersten Laune, obwohl von all dem Erlebten in großer Aufregung sich befindend, durch das Zimmer geschritten.

»Wie froh bin ich, meine liebste Freundin!« rief sie, der Pöllnitz einen Kuß auf die Stirne drückend. »Wir haben gesiegt – oh – ist eine *petite intrigue*, die sich zu meinen Gunsten wendete – wir haben eine ganz treffliche Schlacht geliefert; Eosander hat allem Anscheine nach die Sache leiten helfen, ich bin ganz glücklich.«

»Möchten Euer Durchlaucht nun auch der Trauernden gedenken – in solchen Momenten des Glückes läßt sich hart und leicht für die Unglücklichen wirken. Der gnädige Kurfürst schlägt Ihnen sicherlich nicht die leiseste Bitte ab – legen Sie ein Wort ein für Sidonie von Werneck,« sagte die Pöllnitz.

»Es ist schwer –« seufzte die Kurfürstin. »Und doch – wir sollen im Glück der Trauernden gedenken; wohlan, es sei! Noch habe ich Zeit, rufe mir Sidonie herein – wir wollen berathschlagen, was wir für die Kleine thun können; es muß überlegt werden, noch ehe der Vater erscheint.«

Fräulein von Pöllnitz eilte hinaus. Die Gelegenheit war so günstig – dem Wunsche des Herrscherpaares konnte Werneck am Ende nicht entgegen sein – wie die Befreiung der schönen Sidonie zu bewerkstelligen war, das hatte Fräulein von Pöllnitz zwar noch nicht überlegt – aber sie wollte alles versuchen. Hastig durchflog sie die Zimmer und war bald im Audienzsaale auf der andern Seite angelangt – sie wollte zu den Gemächern der Hofdamen eilen – aber zu ihrem Schrecken begegnete ihr ein Paar – dieses Paar waren Freiherr von Werneck und seine Tochter Sidonie.

Sobald der Freiherr die Pöllnitz erblickte, schritt er auf sie zu und küßte ihr galant die Hand.

»Meine Gnädigste,« sagte er, »ich habe mich bereits bei Ihrer fürstlichen Durchlaucht anmelden lassen und die Gewährung einer Audienz erhalten; der Herr von Lottum theilte mir mit, daß ich jetzt gelegen komme.«

Fräulein von Pollnitz blickte auf die unglückliche Sidonie mitleidig nieder. Das arme Kind glich einer Statue, die sich willenlos bewegen läßt.

»Sidonie ist ganz erstaunt gewesen, mich so plötzlich hier zu erblicken,« lachte der Freiherr sehr vergnügt. »Dennoch scheint sie nicht ganz heiter.«

»Es kommt mir auch so vor,« fiel Fräulein von Pöllnitz ein. »Es ist das *une très naturelle chose*,« entgegnete der Freiherr. »Wer aus so angenehmer Gesellschaft scheidet, – kann nicht fröhlich sein.«

Er deutete auf Fräulein von Pöllnitz. Sidonie blickte starr in die theilnehmenden Zuge der Pöllnitz –

»Dürfen wir der Gnädigsten die Aufwartung machen?« fragte Werneck.

»Gewiß.«

Der Freiherr schritt voran.

»Fassen Sie Muth,« flüsterte die Pollnitz dem Fräulein zu. »Die Kurfürstin wird helfen.«

»Wär's möglich? Ich dürfte hoffen?« entgegnete Sidonie ebenso leise.

Ihre schönen, bleichen Züge belebten sich wieder, und an der Seite der Pöllnitz trat sie in das Cabinet der Kurfürstin, während der Freiherr schon voraus geschritten war und sich tief vor Sophie Charlotte verbeugte.

»Sie kommen,« begann die Kurfürstin, welche die beiden Damen mit ihren hilfeflehenden Mienen halb lächelnd beobachtete, »Sie kommen, *mon cher baron*, in einer mir nicht ganz liebsamen Affaire.«

Die Kurfürstin hielt es für gerathen, den Gegner sofort durch eine Art von Rüge einzuschüchtetn. Werneck schien auch höchst betroffen.

»Gnädigste Durchlaucht,« stotterte er. »Es betrifft – die Zukunft meiner Tochter – und eine glänzende Zukunft. Die Verhältnisse –«

»Sind ein wenig seltsam,« fiel die Kurfürstin ein. »*Ma foi* – es ist noch nicht dagewesen, daß eine Dame meines Hofes laut Testamentsklausel verheirathet wird.«

»Es ist nun eben so,« sagte Werneck ziemlich verwirrt. »Und da der meiner Tochter bestimmte Bräutigam ein ebenso trefflicher als schöner junger Mann – aus guter Familie – diesem Bündnisse in gleicher Weise geneigt ist – so habe ich –«

»Wissen Sie das ganz sicher?«

»Ganz sicher. Noch vor meiner Abreise von Berlin hat der Freiherr von Berchholz Vater, mein Freund, mir die Zustimmung des Sohnes überbracht. Ich hätte,« wagte er zu bemerken, »meine Sidonie schon nach Hannover berufen können – hielt es jedoch für Pflicht, Euer Durchlaucht anzuzeigen – –«

»Daß Sie gesonnen sind, mir eine *jeune dame* zu rauben, die ich besonders in Affection genommen habe und deren Verlust mir *sehr, sehr* nahe geht,« unterbrach die Kurfürstin ihn gereizt.

»O – o – ich –« stammelte Werneck. »Es ist eine *partie brillante* – eine Zukunft voll Glanz.«

»Ich kann Ihnen keine Vorschriften machen,« fuhr Sophie Charlotte fort. »Sie sind Vater – allein *das* hätte ich

wohl gewünscht, daß mir ein Hoffräulein nicht sofort entrissen werde, daß man so viel *regard* für mich gehabt hätte, mindestens so lange mit der Declaration zu warten, bis Seine kurfürstliche Gnaden und ich selbst davon unterrichtet waren. Statt dessen erfahren die Herren und Damen des Hofes die ganze Angelegenheit lange vor uns, den Gebietern. Man nimmt eine junge Dame aus meinem Hofkreise, – als wenn hier ein Pensionat wäre, dessen Schülerinnen allmonatlich entlassen oder gekündigt werden können – *ah, monsieur le baron* – das Geld macht sehr rücksichtslos. Ich hatte auf größere Zartheit von Ihrer Seite gerechnet – Sie waren damals hoch erfreut, als ich Ihre *charmante* Tochter unter meine Damen aufnahm – freilich, damals hatte ihr Freund noch kein Testament gemacht.«

Werneck war ebenso betroffen und niedergebeugt, als seine Tochter Sidonie erfreut war – sie durfte hoffen – die Kurfürstin nahm sich der Sache mit großer Liebe an. Verstohlen drückte sie die Hand der Pöllnitz.

»Aber – was kann ich thun? was soll geschehen?« fragte Werneck.

»Einmal, mir das Fräulein noch auf einige Zeit lassen – sie nicht nach Hannover entführen – dann aber, *mon cher baron*, auch das Herz der schönen Sidonie fragen.«

Wernecks Augen schossen Blitze, dann aber war es ihm, als tanzten verschiedene Lichter vor seinen Blicken auf und nieder. Es war unerhört, daß seine väterliche Gewalt so arg erschüttert wurde.

»Gnädigste Durchlaucht,« sagte er, »ich kann darauf nur erwidern: Ist es Dero Wunsch – so werde ich meine Tochter noch einige Zeit an dem kurfürstlichen Hofe belassen – was den zweiten Punkt anbetrifft, so werde ich – gnädige Durchlaucht verzeihen – mich dabei auf die mir wohlgelungene *éducation* meiner Tochter verlassen. Sidonie kennt keinen andern Willen als den meinigen – und was das Herz anbetrifft – *wenn* es selbst dem Willen des Vaters entgegen spräche – so bin ich vielmehr überzeugt, daß das Herz meiner Sidonie vollständig frei und nur für denjenigen offen ist, den ich, der Vater, bestimme. Fragen Sie meine Tochter doch gnädigst selber!«

Der entscheidende Moment war nun gekommen. Die Kurfürstin schritt auf Sidonie zu – sie wollte eben die Frage thun, als Herr von Lottum die Thür zum Saale öffnete und mit tiefer Verbeugung meldete: »Seine kurfürstliche Durchlaucht.« Gleich darauf erschien der Kurfürst in Begleitung der Herren, die so eben eine Unterredung mit ihm gehabt hatten, im Zimmer. Er achtete nicht auf Werneck, der sich in den Winkel gezogen und kaum den Muth besaß, Sidonie recht zornig anzublicken.

»O weh!« flüsterte die Pöllnitz. »Es ist ein sehr schlimmer Zwischenfall. Einige Minuten später – mußte der Kurfürst eintreten, und alles war glücklich für Sie, mein Kind.«

»Meine Theure,« rief Friedrich, die Gattin zum Sessel führend, »ich komme, um mich bei Ihnen zu bedanken.

Maffei bringt mir so eben die Nachricht von Ihrem hochherzigen Entschlusse – das ist schön – das sieht Ihnen ganz ähnlich.«

»Durchlaucht werden nicht einen Moment daran gezweifelt haben,« sagte die Kurfürstin, »daß ich ganz und gar Ihre Dienerin bin, wenn es sich um eine Sache handelt, die Euer Gnaden Person oder Dero Land betrifft. Ich verhehle nur allerdings nicht die Schwierigkeiten dieser Mission,« setzte sie listig hinzu.

»*Sie* allein können das alles ins Geleise bringen,« rief der Kurfürst.

»Freilich traue ich mir *un peu d'habileté* zu,« sagte sie lächelnd, »aber – aber – es ist noch ein schlimmer Punkt – –«

»Sie meinen die Kosten,« rief Friedrich lachend. »Dafür ist gesorgt – diese Herren haben alles geordnet.«

Er wies auf Wartenberg und Kraut. Die Blicke der Kurfürstin und Wartenbergs trafen sich. Es war seit langer Zeit das erste Mal, daß beide sich verständigten. Der Graf machte eine Verbeugung und zugleich eine vielsagendes Geberde

»Sie werden bald die hohe Mission antreten können?« sagte der Kurfürst.

»Unter solchen Umständen – ja.«

Werneck hatte die Ohren gespitzt – er begriff noch nicht, welchem diplomatischen Geschäfte er hier lauschen durfte – eine Bewegung, die er unwillkürlich machte, lenkte des Kurfürsten Aufmerksamkeit auf ihn.

»Was ist das?« fragte der Gebieter betroffen. »Ein Zeuge dieser Unterredung? Damen?«

»O,« wendete die Kurfürstin schnell ein. »Zufall. Freiherr von Werneck war gerade eingetreten, um mir die Nachricht von der Verlobung des Fräuleins Sidonie zu notificiren, als Euer Durchlaucht sich melden ließen.«

»Werneck ist *un bon gentilhomme*,« sagte Friedrich, den Verlegenen freundlich näher winkend. »Frau Fama hat uns schon mitgetheilt, was wir freilich schon früher hätten durch Sie, Werneck, erfahren sollen – daß die kleine schöne Sidonie eine gute *mariage* schließen will.«

Die Kurfürstin, Sidonie und Fräulein von Pöllnitz ließen die Flügel hängen – dem Kurfürsten durfte Sophie Charlotte nichts entgegnen, was ihm irgend wie unangenehm gewesen wäre – ebenso wenig durfte sie sagen, daß kurz vorher dem Freiherrn von Werneck eine Lection ertheilt worden – Friedrich würde es gemißbilligt haben, er wollte stets die erste Person in allen Dingen sein, welche seinen Hof betrafen. Die unglücklich Liebende sah ein, daß des Vaters Absicht von dem Kurfürsten sicherlich bedeutend unterstützt werden würde – die Pöllnitz hatte richtig prophezeit. Werneck erkannte sogleich, daß für ihn eine günstige Wendung gekommen, und daß es Zeit sei, das Eisen zu schmieden.

»Ich bin überglücklich, gnädigste Durchlaucht, wenn diese Mariage Dero Beifall hat,« sagte er.

»Den hat sie,« sagte Friedrich, »wenn alles sich so verhält, wie man sagt. Ist der Bräutigam der junge von Berchholz?«

»Ja, Durchlaucht.«

»*C'est bon.* Eine sehr wackere und alte Familie kommt auf solche Weise wieder zu Glanz und wird bei unserm Hofe wieder die ihr gebührende Stellung einnehmen.«

»Gewiß – gewiß Durchlaucht.«

»Dann – dann werden die Neuvermählten sich doch in Brandenburg niederlassen, ansässig machen?« fuhr der Gebieter fort, dem viel daran lag, ein großes Vermögen im Lande zu behalten.

»Wenn es Euer Gnaden beliebt, so würden wir das ganz nach Dero Wunsch einrichten können,« entgegnete Werneck schlau.

»Ich danke im voraus. Es ist mir sehr *agréable* zu erfahren, daß durch kluge Arrangements die edlen, unverdient durch Unglück rückwärts gegangenen Familien emporkommen. Cavaliere werden bei mir stets gute Carrière machen. Dieser junge von Berchholz ist ein sehr schöner Mann.«

Sidonie preßte die Hand auf ihr pochendes Herz – Anatole war für sie verloren – mit Sorge und Kummer belastet, irrte er vielleicht noch im Parke umher, während hier schon über sein Schicksal entschieden wurde. Sophie Charlotte sandte ihr einen Blick der Theilnahme – des Mitleidens zu – aber sie kannte den Willen des Gatten: Er haßte die »Mesalliancen«, die Heirathen armer Edelleute untereinander, und in solchem Augenblicke, wo die Kurfürstin am Ziele eines großen Wunsches angelangt war, wo sie sich mit dem höchsten Vertrauen beehrt sah, durfte sie nicht eine Bitte, eine Fürsprache wagen, welche

den Gatten sogleich verstimmt haben würde, der bei aller Trefflichkeit für kleinliche Dinge höchst empfindlich war.

»Es würde wohlgethan sein, über diesen letzten Punkt die Befehle Euer Durchlaucht zu empfangen,« sagte Werneck, der seine Vortheile wohl zu benutzen verstand. »Mein künftiger Schwiegersohn ist nicht geneigt, die Carrière einzuschlagen, welche einem Edelmann geziemt. Er ist Bauconducteur oder so etwas ähnliches bei Herrn Schlüter.«

Wartenberg fuhr auf – das Glück schien ihm heute sehr günstig – vielleicht konnte er für Eosander wirken und dem ihm verdächtigen Schlüter zugleich den im Zimmer Eosanders besprochenen Stoß versetzen. Wie sehr der Kurfürst geneigt war, an kleinen Dingen Theil zu nehmen, davon sah Wartenberg hier wieder ein Beispiel. Ueber die projectirte Heirath einer Hofdame hatte Friedrich momentan alles andere vergessen – es war möglich, daß Krauts Ansicht über die Empfindlichkeit des Gebieters bei kleinen Anlässen, an dem mächtigen Schlüter heute schon in dem von seinen heimlichen Gegnern sehnlichst gewünschten Sinne – zur Thatsache werden konnte. Die *kleine* Veranlassung, welche den Günstling in seiner Stellung zu erschüttern vermochte, – war vielleicht bald gefunden.

»Ich hörte von jener Stellung bei Schlüter,« sagte der Kurfürst, schon ein wenig unangenehm berührt. »*Mais – c'est trop fort!* ein Edelmann kann wohl Architekt sein. Wir lieben und achten die Künste, und Beispiele genug

sind vorhanden, daß Edelleute sich in dem schönen Berufe der Kunst hingaben. Auch Eosander ist Edelmann.«

»Gewiß,« fiel jetzt Wartenberg ein. »Es wäre auch wohl nur des Freiherrn Wunsch, daß der junge Herr von Berchholz, der berufen sein würde, an Durchlaucht Hofe zu glänzen, – eine seinem Stande gebührende Lebensweise führte.«

»Dies meine ich wohl,« sagte Friedrich. »Ich werde bei einer Audience dem jungen Herrn das ans Herz legen.«

»Es wäre das sehr leicht, wenn Euer Durchlaucht da Hochdieselben doch die Gnade haben, sich mit der Familie zu beschäftigen – dem jungen Berchholz sogleich einige freundliche und zustimmende, wie auch mahnende Worte sagten. Er befindet sich im Vorsaale mit seinem Meister, dem Oberbaudirector Herrn Schlüter, der auf Durchlaucht Befehl heraus kann, einige Pläne vorzulegen.«

»Wie?« fragte der Kurfürst. »Und der junge Freiherr geht so – – als Famulus oder dergleichen mit?«

Wartenbergs Ahnungen erweiterten sich; in dieser Frage des Kurfürsten lag offenbar eine Mißbilligung.

»Es ist die Art des Herrn Schlüter, einen Stand, den eines Künstlers, über alles andere zu stellen,« fiel der Graf schnell ein; »und – ohne selbst Edelmann zu sein – die Künstler nicht allein dem Adel gleich stellen, sondern Edelleute sogar in die Kreise und in den Beruf von Gießern, Architekten, Malern und dergleichen hineinziehen zu wollen.«

»Es scheint mir allerdings richtig zu sein, was der Herr Graf sagen,« fiel Werneck ein, dessen Karten sehr gut lagen. »Ich hörte nur im Hause des Freiherrn von Berchholz diesen klagen, daß der Herr Oberbaudirector großen Einfluß auf den Sohn ausübe.«

»Es fragt sich, ob dieser Einfluß eines Mannes, wie Schlüter es ist – eines der größten Männer in seiner Kunst – anders als wohlthätig sein kann für den Edelmann,« sagte jetzt Maffei.

»*C'est juste, comte*,« rief der Kurfürst. »Schlüter ist ein *génie du premier rang* – und er würde – *j'en suis sûr* – dem jungen Cavaliere nichts lehren, als was edel und ersprießlich wäre. Auf irgend etwas, das dem Stande und der Gesinnung, welcher der Edelmann angehört und die ihm inne wohnen muß, widerspräche, wird der junge Mann durch seine Hingabe an Schlüter niemals kommen – ich hoffe nicht jemals dergleichen zu hören. Aber es ein gutes Zusammentreffen. Man rufe den Oberbaudirector und seinen Schüler herein – die Frau Kurfürstin wird den zukünftigen Gatten Ihrer schönen Hofdame wohl empfangen.«

Sophie Charlotte neigte sich bejahend und der diensthuende Cavalier eilte, den Befehl des Kurfürsten zu vollziehen. Er unterbrach gerade – wie wir wissen – den Streit zwischen Schlüter und Eosander.

»Es ist alles verloren,« sagte Sidonie leise zur Pöllnitz.

»Wir scheinen dem Herrn Schlüter nur einen neuen angenehmen Moment geschaffen zu haben,« murmelte Wartenberg zu Kraut.

»Ja – es kommt oft so,« sagte dieser boshaft.

Schlüter und Kurt traten ein. Die Blicke der Damen richteten sich auf Kurt. Durch das Fenster fiel der Strahl der Herbstsonne und ließ die feine Gestalt, das reizende Gesicht Kurts in dieser Beleuchtung nur doppelt anziehend hervortreten.

»*Oh, il est charmant*,« sagte leise die Kurfürstin. »Sidonie muß den Lieutenant wahrhaft lieben, um solchem Manne ihre Hand zu verweigern.«

Auch die Herren – vor allen andern der Kurfürst – blickten mit Wohlgefallen den schönen Jüngling an, und selbst Sidonie mußte sich sagen, daß Kurt eine Erscheinung war, die an dem glänzendsten Hofe, in der ausgesuchtesten Gesellschaft Aufmerksamkeit erregen würde. Aber Sidoniens Herz schlug für einen andern und sie blickte finster, zürnend auf den schönen Räuber ihres Glückes.

Der Kurfürst sah mit freundlichem Blicke den jungen Edelmann an. Ihm schwebte Kurt schon in der reichen Kleidung des Hofcavaliers am Galatage vor, und Friedrich überlegte bereits, welche Charge er dem bald reichen Gatten der schönen Sidonie verleihen könne.

Neben dem feinen und fast mädchenhaften Jünglinge nahm sich des Meisters markige Gestalt, mit den festen, entschiedenen Gesichtszügen sehr gut aus. Die Kurfürstin war geistvoll genug, um sich zu sagen: wie ganz anders Schlüters Auftreten gegen das Eosanders war. Der Mann

von Verdienst, der bewußte, große Künstler trat mit erhobenem Haupte, festen Schrittes herein. Seine Verbeugung war eine Huldigung, welche er dem Kurfürsten als Gönner und Schützer der Künste darbrachte – eine hofnärrische Schmeichelei kannte Schlüter nicht. Dennoch konnte Sophie Charlotte den trefflichen Mann nicht bevorzugen – er war für die sprudelnde gesellschaftliche Laune der Kurfürstin zu gemessen – Eosander hatte die Vorzüge eines Franzosen, und trotz der Feindschaft im Felde ahmte man den überrheinischen Nachbarn gar zu gerne nach.

»Es traf sich gut, Schlüter,« sagte der Kurfürst, »daß Ihr mit dem Freiherrn im Vorsaale waret.« Er betonte den Freiherrn recht scharf. »Es ist viel von Euch die Rede gewesen,« wendete er sich zu Kurt.

»Ich muß das als ein großes Glück ansehen,« sagte Kurt.

»Mein Schüler,« sagte Schlüter ruhig, »ist auf meinen Befehl mit mir nach Lützenburg hinausgefahren. Ich halte ihn für fähig und würdig genug, um in Sachen der Kunst, beim Vorlegen der Pläne, die Euer Durchlaucht wünschten, mir behilflich zu sein.«

Die Cavaliere schüttelten ein wenig die Köpfe. Kurt suchte mit den Augen, er entdeckte Sidonie, und auch des Freiherrn Züge schienen ihm wohl bekannt.

»Befehl?« fragte der Kurfürst, ein wenig verstimmt. »Herr von Berchholz ist ein Edelmann.«

»In dem Atelier des Oberbaudirectors Schlüter sind keine Edelleute, sondern nur Künstler oder Handwerker.

Herr von Berchholz zählt zu den ersteren. Da er aber sich meiner Obhut anvertraute, steht er unter meinen Befehlen,« sagte Schlüter freimüthig.

Die Kurfürstin konnte einen kurzen Ruf der Mißbilligung nicht unterdrücken. Friedrich machte eine heftige Bewegung mit der Hand – eher Maffeis Anwesenheit hielt ein reizendes Wort zurück.

»Wir wollen darüber keinen *disput* haben,« sagte Friedrich. »Weshalb ich Sie, *mon cher*, nebst dem jungen Freiherrn rufen ließ, das war, weil sich die dem Freiherrn von seinem Vater und von dem Vater der schönen Sidonie ihm bestimmte Braut gerade hier befindet. Freiherr von Werneck zeigte uns so eben an, daß die Verlobung stattfinden werde. Es war mir willkommen, zwei junge Leute hier zu sehen, die später unserm Hofe angehören werden. Ich hoffe, Freiherr von Berchholz, Sie werden dem Namen Ihrer Familie neuen Glanz verleihen durch die Verbindung mit der schönen Sidonie.«

Hätte das Fräulein nur einen Blick in Kurts hochpochendes Herz thun können, sie wäre sogleich beruhigt gewesen, die arme Sidonie vermochte aber nicht aufzublicken. Werneck befand sich trotz seiner Protection durch den Kurfürsten in sehr peinlicher Lage. Auf Kurts Anwesenheit in Lützenburg hatte er nicht gerechnet. Er hatte mit vollständiger Nichtbeachtung des jungen Mannes die zarte Angelegenheit nur mit dem Vater abgemacht – Kurt war ihm beinahe fremd.

»Es ist wohl beiden Verlobten angenehm,« sagte Friedrich, »wenn ich sie meiner und der Kurfürstin Gnade versichere und ihnen sage, daß diese Mariage unsern vollen Beifall hat. Werneck, Sie mögen nun mit Ihrem Schwiegersohne gehen, – wir entlassen Sie für heute in Gnaden.«

Es entstand jetzt eine Pause; sie wurde durch Kurt unterbrochen, der in den Kreis trat.

»Gnädigste Durchlaucht,« sagte er mit fester Stimme, »ich fühle Dero Gnade für mich sehr wohl – und bauend darauf, wage ich um Aufklärung zu bitten: Was will der Freiherr von Werneck und welcher ist es? ich kenne den Herrn nur erst dem Namen nach.«

Staunen malte sich auf allen Gesichtern.

»Wie?« rief der Kurfürst, »Sie kennen Werneck nicht?«

»Ich weiß mich aus meinen Knabenjahren zu erinnern, daß ein Freund meines Vaters diesen Namen führte.«

»Aber was soll das bedeuten, Werneck,« sagte der Kurfürst, sich zu dem Freiherrn wendend. »Sie haben die jungen Leute doch verlobt?«

Werneck perlte der Angstschweiß von der Stirne.

»Das heißt – *mon dieu*,« stotterte er. »Ich habe, wie das bei allen Ehebündnissen in hohen *cercles* geschieht, mit dem Vater des Junkers das abgemacht; ich meine, in so großen Dingen haben Kinder keinen Willen.«

»O,« fiel die Kurfürstin ein, welche einen neuen günstigen Augenblick zur Hilfe für die arme Sidonie gekommen glaubte. »Man pflegt doch die Neigung der Kinder zu berücksichtigen.«

»Nicht immer, *ma chère*,« wandte Friedrich ein. »Der Verstand muß auch entscheiden. Aber Freiherr! Sie mußten doch den Junker kennen lernen.«

»Ich kannte ihn ja.«

»Als einen Knaben sahen Sie mich zum letztenmale,« ergänzte Kurt.

»Und Sie hören hier erst Ihr Schicksal?« fragte der Kurfürst.

»Nein, Durchlaucht. Mein Vater theilte mir mit, daß durch eine seltsame Testamentsverfügung einer der Freiherrn von Berchholz, wenn er eine reiche Partie machen wolle, das Fräulein von Werneck heirathen müsse. Demnach sind mein Bruder und ich als Candidaten vorgeschlagen worden. Das schöne Fräulein ist mir ebenfalls ziemlich fremd.«

»Aber Ihr Papa, der treffliche Edelmann, hat Ihnen das *projet* mitgetheilt.«

»Er hat es gethan, er hat mir auch erklärt, daß Fräulein von Werneck dem Befehl ihres Papas gehorchen, mich heirathen werde, um der Familie ein großes Vermögen zu erhalten, da mein Bruder seit längerer Zeit verschollen – vielleicht gestorben ist.«

»Und nun?« sagte Friedrich scharf. »Sie? was antworteten Sie? es ist eine schöne Mariage, die ich sehr gern sähe – wie denken Sie darüber? Sie werden eine solche Partie nicht abweisen.«

Kurt fühlte, daß ihm jetzt die Entscheidung nahe gerückt – daß sie unabweisbar sei – er sah ein, daß es sich um sein Glück handelte. Sidonie spannte alle Kraft an; sie

erfaßte krampfhaft den Arm der Pöllnitz. Werneck zerdrückte fast eine Tabatiere – und alle andern lauschten voll Neugierde der Entwicklung einer Scene, wie sie sich noch nicht in diesen Räumen begeben hatte.

»Gnädigster Herr,« begann Kurt. »Ich bin fest überzeugt, daß Euer Durchlaucht stets mit Dero Untergebenen das Beste beabsichtigen, daß das Glück des Einzelnen Ihrem edlen Herzen wohlthut. Ein absonderlicher Zufall führte mich in diesem Augenblicke vor meines gnädigen Herrn Augen, und ich darf derohalben diesen Augenblick wohl nützen, demnach frei und offen erklären, was ich meinem Vater erklärte, daß ich durchaus nicht gewillt bin, das Fräulein von Werneck zu ehelichen.«

Die Anwesenden geriethen unwillkürlich in einen Tumult. Werneck ächzte laut auf – Sidonie schluchzte vor Freuden, die Pöllnitz rief halblaut Bravo, und die Kurfürstin konnte ein »Ha!« nicht unterdrücken. Nur der Kurfürst schien ungehalten.

»Wie? Sie weisen diese Heirath ab? Sie berauben sich und Ihre Familie der Mittel, an unserm Hofe eine würdige Stelle, eine caliersmäßige Charge einnehmen zu können?«

»Ich erkenne Dero Gnade an, allein mein Beruf weist mich schon auf andere Kreise hin; ich darf nur dann bei Hofe erscheinen, wenn ich, wie mein großer Meister, eine Person von Bedeutung werde. Meine Kunst ist mir höher als alles.«

»Demnach weisen Sie die Hand des Fräuleins zurück?«

»Ich thue es.«

»Und wenn ich selbst Ihnen wieder diese Hand des Fräuleins antrüge?«

»Ich würde sie mit unterthänigstem Danke ablehnen.«

»Ha! das ist *trop fort*,« rief der Kurfürst, heftig sich abwendend. »Weshalb bringen Sie, Werneck, diese Sache an meinen Hof? Sie machen die Verhältnisse *ridicule*.«

»Durchlaucht,« stotterte der Freiherr entsetzt. »Ich war dieser Sache gewiß. Freiherr von Berchholz kam voll Freude zu mir und brachte die Einwilligung seines Sohnes.«

»Ist es also?«

»Mein Vater ging – ohne meine Antwort abzuwarten – er hat sich übereilt.«

»Welch eine Niederlage, welche Schmach!« gurgelte Werneck.

»Sie werden sich besinnen,« sagte Friedrich, dem vor der Veröffsentlichung dieser Scene bangte.

»Ich bin entschlossen,« sagte Kurt, »und ich glaube sicher, daß auch das Fräulein, wenn sie ihr Herz fragt, nicht einem Manne gehören mag, den sie kaum kennt, dem sie verhandelt wird.«

»Es ist ein trefflicher Mensch – ein Engel,« flüsterte Sidonie.

»Junker von Berchholz,« rief der Kurfürst. »Sie werden sich meinem Willen fügen, – oder Sie haben wohl eine andere Wahl getroffen. In solchem Falle freilich muß dem Edelmanne das Werk, welches er dem Edelfräulein

gab, heilig sein – und Werneck muß die fatale Strafe hinnehmen. Können Sie mir Ihr Wort geben, daß dem also ist, – dann verbiete ich jede weiteren Versuche, diese Ehe schließen zu wollen.«

»Es wäre ein Unrecht,« sagte Kurt, »wollte ich Euer kurfürstlichen Durchlaucht nicht ehrlich und ohne Hinterhalt antworten. Ja, gnädigster Herr, ich hatte bereits gewählt, als die Testamentsklausel mir ein Anrecht auf die Hand des Fräuleins gab.«

»Gerettet, – wenn er so innig liebt wie ich,« jubelte Sidonie.

»Kurt,« rief Schlüter, von seltsamer Ahnung erfaßt. »Sie werden nicht –«

»Verzeihung, mein theurer Meister,« sagte Kurt. »Ich muß vor dieser edlen und hohen Versammlung, vor meinem gnädigen Herren ohne Scheu sprechen.«

»Sie bedürfen keiner Rechtfertigung weiter,« sagte gütig der Kurfürst. »Wir haben kein Recht, Ihre zarten Geheimnisse hier zu verhandeln, es würde gar nichts dergleichen geschehen sein; hätte Freiherr von Werneck nicht mit seltner *hardiesse* seine schöne Tochter von unserem Hofe fortnehmen wollen und für solche *caprice* die Aufmerksamkeit der durch Zufall hier mit uns eingetreten *cavaliers* in Anspruch genommen, so würden wir uns nicht eher mit den *chosen* Eures Herzens befaßt haben, als bis wir dazu Veranlassung gehabt hätten.«

»Es geht richtig gut ab,« sagte Wartenberg.

»Ich bin Euer Durchlaucht sehr dankbar für solche Gnade,« sagte Kurt.

»Ich traue Ihrem Wort. Sie haben andere Pflichten,« entgegnete Friedrich.

»Ich müßte solcher Gnade unwerth sein,« begann der junge Mann, »wollte ich Euer Durchlaucht nicht jetzt vor allen diesen hohen Herrschaften offen antworten. Ich darf nicht mein Wort halb geben – Euer Durchlaucht scheinen besonderen Werth darauf zu legen, daß jenes gegebene Wort einem Edelfräulein verpfändet sei – ich habe dieses mein Wort nicht gegeben – ich habe *gewählt*, sagte ich, und halte mich verbunden, da ich einem schönen und braven Mädchen mein Herz zugewendet, diesen Heirathsantrag zurückzuweisen; aber, gnädigster Herr, diese meine Neigung ist nicht einem Edelfräulein geweiht, ich habe meinen Eltern kein Hehl daraus gemacht, und ich will es offen bekennen vor Euer Durchlaucht, daß ich mich um die Hand eines schönen, edlen Mädchens aus dem Bürgerstande bewerben will.«

Er warf stolz das Haupt zurück und blickte die hohe, aus den besten Persönlichkeiten zusammengesetzte Versammlung keck an.

»Da ist es heraus,« rief Wartenberg. »Ich sagte es wohl.«

Eine Röthe des Zornes überflog des Kurfürsten Antlitz.

»Also doch,« rief er. »Wie? Ein Edelmann aus einem der besten Geschlechter will in die Reihen der Bürgerlichen hinabsteigen? – darum die Weigerung? darum der Abweis? es ist eine *blâme* für den Freiherrn – aber das sind die Folgen, wenn die jungen *messieurs* ihre besonderen

Ansichten verfolgen. Ich bin überzeugt, Monsieur Schlüter, daß dieser Umgang mit den Herren von der Akademie, die ich ja hochachte, dennoch Grundsätze und Ansichten bei den jungen *Cavaliers* erzeugt, die ich nicht gut heißen kann.«

Schlüter hielt diesem Angriff gelassen Stand.

»Es soll das heißen,« sagte er, »ich habe meinem Schüler zu irgend einer Bekanntschaft verholfen, die Euer Durchlaucht nicht genehm ist.«

»Es kommt so heraus. In den Versammlungen, welche die Herren Künstler und Architekten mit einander halten, sollen dergleichen freie Dinge vorfallen.«

»Es ist eine Verläumdung,« rief Schlüter. »Die Kunst ist es, welche vor vielem bewahrt, dem sich Cavaliere hingeben. Wenn mein Schüler eine Neigung erfaßte, seinem Herzen folgte, dann lassen Euer Durchlaucht ihn frei wählen, die Kunst ist frei und ihre Anhänger sind es auch. In dem Augenblicke, wo Kurt von Berchholz ein Künstler ward – und er ist es wirklich – haben sich die engen Bande gesprengt, die andre fesseln.«

»Ich finde das kühn,« rief der Kurfürst. »Und doppelt kühn, daß man mir so etwas vor Zeugen sagt.«

»Ich muß einen Angriff in aller Unterthänigkeit zurückweisen, der gegen mich geschah,« sagte Schlüter. »Ich bin nicht für die Herzensempfindungen meiner Schüler verantwortlich; ich werde aber niemals dieselben verdammen, wenn sie edel sind.«

»Sie machen durch solche Protection extravaganter Ideen mir einen guten Edelmann abspenstig,« rief der

bereits sehr zornige Kurfürst. »Es ist ein Durchkreuzen meiner Pläne – meiner Wünsche.«

»Ich höre von der bürgerlichen Neigung meines Schülers zum erstenmale.«

»Sie werden es wohl gewußt haben; es ist, wie ich höre, Ihnen eine Art von Amüsement, die Edelleute in bürgerliche Kreise zu ziehen – diese Verbindung war Ihnen sicher bekannt.«

»Durchlaucht!« rief Schlüter, sich fast vergessend. »Seit wann hat der Mann, dem Sie Ihr Vertrauen in großmüthiger Weise schenkten, das Recht verwirkt, daß sein Wort bei Ihnen gültig ist? Ich kenne diese Neigung meines Schülers nicht.«

»Ich habe sie niemandem offenbart, als meinen Eltern,« sagte Kurt.

»Wenn auch,« rief der Kurfürst. »Es sind die Grundsätze von Gleichheit der Stände, welche die Künstler predigen, ich will das nicht hören. Niemand hat Gewalt in meinem Staate über diese Dingen als ich – ich allein.«

Die Kurfürstin trat vermittelnd zwischen die beiden Männer.

»Ich bin über diese Entdeckungen höchst entrüstet,« sagte heftig der Kurfürst. »Meine Projecte soll man nicht kreuzen. Nicht allein, daß ein Edelmann die Gelegenheit verloren hat, sich und eine Familie zu rehabilitiren – nein – es ist noch obenein an meinem Hofe ein Scandal *arrivirt* und eine *mésalliance* zwischen Edelmann und Bürgerskind in Aussicht. Ich liebe meine Bürger – ich achte

sie. Ich kann alles für sie thun – aber jeder in seiner Weise – die ungleichen Dinge thun niemals gut.«

Schlüter sah, wie Wartenberg dem Fürsten beistimmend zunickte.

»Euer Durchlaucht haben recht,« sagte er. »Ich weiß, daß an Dero Hofe solche *évènements* zu den seltenen gehören – aber vorgekommen, gnädigster Herr, sind sie doch und in schlimmerer Weise, als wenn der Freiherr Kurt von Berchholz, der fern vom Hofe ist, eine Bürgerliche heirathet.«

Schlüter hatte während dieser Rede den Grafen von Wartenberg im Auge behalten, der seine Lippen zusammenkniff, denn auch die übrigen richteten ihre Blicke auf ihn, und die Kurfürstin war nicht die letzte.

»*Laissez cela*,« rief Friedrich. »Ich wünsche keine Mäkeleien derart. Sie nehmen also die Art und Weise, die Aktion Ihres Schülers in Schutz.«

»Er folgt seinem Herzen, und Herr von Berchholz wird nicht unwürdig wählen.«

»*Bon!* aber wenn der Papa ein Machtwort spricht, – wenn außerdem dem jungen Monsieur dort die Carrière des Edelmanns verschlossen wird? was dann?«

»Dann wird ihm seine Kunst – sein Talent helfen, und er findet bei mir jeder Zeit offene Arme. Ich würde ihn aufnehmen, bedürfte er meiner.«

Die Stimmung war getheilt – einige gaben Schlüter ihre Billigung zu erkennen, die anderen rümpften die Nase. Der Kurfürst blickte zornig den Meister an. Sein Stolz war

verletzt. Dennoch dachte Friedrich zu groß, um Schlüters Handlungsweise ganz verdammen zu können, nur die Oeffentlichkeit verdroß ihn. Er mußte eine Strafe verhängen.

»Gut denn,« sagte er. »Schirmen Sie mir die *opposition des jeunes gens* – meine Herrschaften, Verzeihung – ich habe dieser *histoire* zu lange Gehör geschenkt. Zu anderen Dingen.«

Schlüter wollte Gewißheit haben – er wollte sehen, ob der Zorn des Gebieters wirklich tiefer gehe.

»Befehlen Euer Durchlaucht, daß ich im Vorsaale die Pläne ausbreiten soll?« sagte er.

Der Kurfürst hielt den Moment der Bestrafung für gekommen.

»Nichts da von Plänen,« rief er, heftig sich abwendend, »wir haben weder Laune noch Ruhe nach solchem *évènement*, *Ihre* Pläne, – Herr Oberbaudirector, zu prüfen. Legen Sie alles zusammen – später – ja – später wollen wir darüber sprechen. *Adieu, monsieur le directeur!* Sie sind entlassen für heute.«

Schlüter verbeugte sich stumm. Er war bleich und seine Lippen bebten – einen solchen Bescheid vor Leuten, unter denen sich erklärte Gegner befanden, den hatte er nicht erwartet.

»Es trifft zu,« frohlockte Wartenberg, »Eosanders Stern leuchtet. Der kleine Verstoß ist da. Der erste Schritt ist gethan – wenn ich nur über eins Gewißheit hätte!«

»Herr von Werneck,« sagte Friedrich, »wir sehen Sie heute noch im Cercle. Adieu einstweilen. Trösten Sie sich!«

Werneck schlich mit Sidonie, die der Kurfürstin einen freudigen Blick zusendete, aus dem Zimmer. Durch die entgegengesetzte Thür entfernten sich Schlüter und Kurt.

»Es ist eine Widersetzlichkeit,« rief der Kurfürst, »ein Handeln gegen meinen Willen, das mir ganz unerhört ist.«

»Ich sagte es wohl,« fiel Wartenberg ein, »Herr Schlüter nährt die Opposition. Diese Genies sind zu allem fähig.«

»Es ist natürlich,« nahm die Kurfürstin das Wort. »Herr Schlüter ist eben der Alleinherrscher im Reiche der Kunst. Er hat keinen Rivalen, und diejenigen Personen, welche ihm zur Seite gesetzt werden konnten, weiß er fern zu halten.«

»Gnädigste Durchlaucht haben vollkommen recht,« sagte Wartenberg, sich anerkennend verneigend.

»Bleiben wir fern von dieser Sache,« entschied unwillig der Kurfürst. »Ich kam, um meiner gnädigen Gemahlin den Dank für Ihre Bereitwilligkeit auszusprechen, welche Freude hat Ihre Zusage mir bereitet – und eine solche *petite niaisarie* störte uns.«

»Mein Gemahl,« sagte Sophie Charlotte, »ich drückte Ihnen schon meinen Eifer aus, für Ihr – für unser Interesse handeln zu wollen.«

»Maffei hat Ihnen alles berichtet?«

»Alles. Ich bin gewiß: die Herren im Haag und in Brüssel werden uns nicht länger widerstehen. Mein Plan ist schon entworfen.«

»Sie wollen nach Ihrem Feste reisen?«

»Unverzüglich breche ich auf, um den Sieg vollständig zu erringen.«

»Diese Fürstin ist bewundernswerth,« rief erfreut der Kurfürst, die Hand Sophien Charlottens küssend. »Ein Wort, Maffei.«

Der Kurfürst zog den Grafen Maffei in eine Ecke. Wartenberg benützte geschickt diesen Moment. Er näherte sich schnell der Kurfürstin.

»Waren Durchlaucht mit meinem *chargé d'affaires* zufrieden,« fragte er leise.

»Gewiß, Herr Graf,« entgegnete ebenso die Kurfürstin, »Sie haben sich meinen Dank erworben. Ohne die Mittel, die Sie mir verschafften, wäre diese Reise unmöglich.«

»Ich schätze mich glücklich, Euer Durchlaucht gedient zu haben.«

»Ich habe diesen Dienst, Herr Graf, nicht umsonst gefordert,« sagte die Kurfürstin stolz. »Ihr Abgesandter theilte mir den Wunsch mit, den Sie hegten. Die Frau Gräfin von Wartenberg wird eine Ladung zu meiner Festlichkeit erhalten.«

»Ah – meinen erneuten Dank.«

»Die Reisegelder, Herr Graf, sind nothwendig – *vous comprenez*? Ich sehe sie also nicht als eine Gefälligkeit an.«

Wartenberg biß die Lippen – die Falle schien zuschlagen zu wollen.

»Wie meinen Durchlaucht – –?«

»Nun? Widerrufen Sie doch jetzt ein Mal die mir so eben zugesagten Gelder vor Seiner Durchlaucht.«

»Ah – o –,« machte der Graf, betroffen zurückweichend.

»Ich brauchte deshalb also der Gräfin Wartenberg die Ehre der Einladung nicht zu erweisen – Sie werden eine solche Gunst höher schätzen.«

»Gewiß – gewiß –,« stammelte Wartenberg, demnach –«

»Demnach werden Sie von Fräulein von Pöllnitz eine kleine Rechnung meiner ausstehenden Verbindlichkeiten empfangen, die Sie, Herr Graf, tilgen werden – damit gleichen wir unsere Schulden aus.«

Wartenberg war durch Eosander schon auf solche Forderungen vorbreitet – er hatte Kraut selbst auf ein Plus hingewiesen – er kam daher nicht außer Fassung.

»Ich werde dafür sorgen, gnädigste Durchlaucht, und es dem Herrn Kurfürsten vorlegen,« sagte er lauernd.

»Um keinen Preis,« fiel die Kurfürstin schnell ein. »Mein Gemahl darf es nicht wissen. Sie müssen das ganz im Geheimen zu bewerkstelligen suchen.«

»Das wird schwer halten – das ist kaum möglich, wendete der Graf ein, »Kraut könnte das nur machen.«

»Wenden Sie alles an – es muß geschehen.«

Wartenberg war jetzt in der Lage, ebenso Bedingungen zu machen, als es vorhin die Kurfürstin gethan hatte.

»Ich werde es durchzusetzen suchen, aber auch ich erlaube mir, einen Preis auf das Gelingen dieser schwierigen Sache zu setzen.«

Die Kurfürstin trat unwillig einen Schritt zurück. »Bedingungen?«

»Es ist nicht anders. Sie werden bei Ihrer Großmuth wohl des Mannes gedenken, der die ganze Sache geschickt einfädelte – Eosanders.«

»Ah,« machte die Kurfürstin erfreut, »Sie haben Recht.«

»Wenn ich Kraut bewege – dann haben Sie die Gnade, des Kurfürsten Durchlaucht zu bitten: jenen Bogen, den Eosander für Dero Fest zeichnete – als einen wirklichen Bau im Schloßhofe – neben den Schlüterschen Bauten entstehen zu lassen – demnach die Alleinherrschaft Schlüters zu brechen.«

Sophie Charlotte blickte den Grafen durchdringend an.

»Ich sehe, *monsieur le comte*, daß Sie etwas vorbereiten – indessen, Eosander ist mein Protégé – die Sache liegt günstig, ich werde es versuchen.«

»Es glückt alles,« murmelte Wartenberg. »Dieser Tag verdient einen rothen Strich im Kalender.«

Der Kurfürst wendete sich zu seiner Gattin.

»Ich habe mit Maffei alles besprochen,« sagte er, »der Graf reist heute noch nach Hannover zu Euer Durchlaucht Mama – er wird zu dem schönen Feste wieder hier sein. Vielleicht ist die ersehnte Nachricht dann schon eingetroffen.«

»Ich hoffe, der Graf Maffei versäumt sich nicht,« sagte die Kurfürstin, »mein *fête* wird brillant.«

»Ich bin überzeugt davon,« sagte Maffei. »So darf ich mich verabschieden?«

»Reisen Sie mit Gott, Graf – Wir sehen Sie bald wieder.«

Die Herrschaften gaben ihm bis zur Thüre das Geleit.

»Die gnädigste Kurfürstin haben mir so eben eine besondere Gnade erzeigt,« sagte Wartenberg, als beide Gebieter zurückkehrten.

»*Eh donc?*« sagte Friedrich.

»Ich habe für meine Gemahlin eine Invitation zum Feste erhalten.«

»*C'est charmant de vous*,« rief der Kurfürst sichtlich erfreut.

»Ich bin es dem Grafen wohl schuldig,« sagte die Kurfürstin.

»Wir werden einen Abend verleben, wie er nicht schöner in Versailles sein kann,« sagte Friedrich.

»Die Vorbereitungen sind großartig,« fuhr Sophie Charlotte fort, die Entwürfe Eosanders sind *magnifique*.«

»Ja – ja,« sagte schnell der Kurfürst, seine Zeichnung ist so herrlich, daß ich entschlossen war, sie in Stein ausführen zu lassen.«

»Sie meinen den Bogen des Palastes?«

»Denselben.«

»Ah, es wäre herrlich, mein Gemahl,« rief die Kurfürstin. »Und weshalb gingen Sie davon ab?«

»Einmal hatte Kraut uns Geld verweigert – dann aber wäre es ein Griff in Schlüters Rechte, der den Schloßbau allein leiten soll.«

»Ah, mein Gemahl,« wandte die Kurfürstin, geschickt die Verletzte spielend ein, »das geht zu weit. Herr Kraut wird die Gelder verschaffen – dessen bin ich gewiß. Man kann ja die Ausgaben des Herrn Schlüter beschränken – fürs zweite: greift in die Rechte Schlüters: *oh mon dieu!* seit wann sind Euer Durchlaucht nicht mehr Herr Ihres Willens? Hat Herr Schlüter diesen Vorzug?«

»Mein Wort ist gegeben.«

»Aber Sie haben Herrn Schlüter tausendfach entschädigt. Er hat an allen Orten Aufträge und Arbeit. Warum sollen Sie nicht einen talentvollen Mann neben Herrn Schlüter beschäftigen können? Der Fürst gebietet – und haben nicht alle vorhin die Alleinherrschaft Schlüters, haben Sie selbst nicht solche getadelt, die nachtheilige Wirkung empfunden?«

»Sie haben recht,« rief der Kurfürst erregt. »Ich werde die Sache zu Gunsten Eosanders arrangiren – *vraiment*, ich kann befehlen. Kraut, Sie werden das ordnen können?«

Kraut war in fieberhafter Aufregung. Die Geldforderungen häuften sich furchtbar; er sah ein, daß er schwer zurückkonnte, der Graf hatte ihn so in die Angelegenheit der Kurfürstin verwickelt, daß eine Weigerung eine Ungnade nach sich zog.

»Ich will's versuchen,« stotterte er.

»Versuchen?« fragte die Kurfürstin verletzt.

»O, Sie werden es schaffen,« fiel Wartenberg ein. »Es scheint ein Wunsch der gnädigen Gebieterin zu sein, Herrn Eosander am Schloßbau Theil nehmen zu sehen; die Durchlauchtige Frau Kurfürstin, die dem Lande einen so großen Dienst zu leisten im Begriff steht, darf keine abschlägliche Antwort erhalten.«

»Gut gesprochen, *comte*,« sagte Friedrich, dem es selbst hochwillkommen war, einen neuen glänzenden Bau erstehen zu sehen. »Kraut, machen Sie sich nicht meine Gemahlin zur Feindin,« fuhr er lachend fort.

»Bedenken Sie, was daraus kommen kann,« flüsterte Wartberg Kraut zu.

»Wohlan, ich will mein Möglichstes thun,« sagte Kraut mit halber Stimme. »Wenn die gnädige Frau Kurfürstin es durchaus wünschen – man muß dann die Baugelder des Herrn Schlüter beschneiden.«

»Das ist es, was ich wünsche,« flüsterte Wartenberg.

»Es wird eine Scene geben,« sagte der Kurfürst, »denn Monsieur Schlüter hat meine Zusage.«

»Dafür sind Sie Gebieter,« fiel die Kurfürstin ein.

»Ihren Arm, *ma chère* – wir wollen diniren. O, es ist schön von Ihnen, daß Sie des Eosander gedachten; freilich, ein Schlüter ist selten zu finden – doch muß man andern die Wege brechen – und so gütig wie Sie sind, *ma chère* –«

»Solche Uneigennützigkeit findet sich eben nur hier,« sagte Wartenberg laut genug, daß es die Kurfürstin noch hören konnte, als sie an der Seite des Gatten in den mit Hofherren gefüllten Vorsaal trat.

»Wie steht es?« fragte Eosander, als der Graf aus dem Zimmer trat.

»Vortrefflich! Sie werden Ihren Bogen ausführen.«

»Wär's möglich?«

»Die Kurfürstin hat für Sie gesprochen – wir haben nach Anleitung unseres Rathes hier,« er wies auf Kraut, »alles durchgeführt. Wir werden Gelder erhalten – –«

»Ich verwünsche Ihr *déjeûner*,« keuchte Kraut. »Diese Massen von Geld kann ich nicht beschaffen – Sie haben mich in der Falle, Graf – wenn es nur alles glücklich abläuft.«

»Das Fest wird himmlisch,« fiel Wartenberg ein.

»Wenn wir nur erst dabei wären,« sagte Kraut.

»Jetzt noch ein großes Mißgeschick – oder eine kecke Handlung Schlüters – die Fürsprache der Gräfin – und ich bin oben,« sagte Eosander befriedigt.

Als Schlüter und Kurt das Zimmer Sophie Charlottens verlassen hatten, schritten sie, ohne aufzusehen, bis ins den vor dem Parterre des Schlosses sich hinziehenden Theil des Parkes.

»Kurt! Kurt! was haben Sie gethan?« rief Schlüter schmerzlich, als sie beide allein waren. »Warum waren Sie nicht aufrichtig gegen mich – ich hätte diese Scene verhindert – ich hätte Sie fern gehalten von dem Kurfürsten.«

»Ich sehe mein Unrecht ein,« sagte Kurt zerknirscht, »ich war nicht offen zu Ihnen, aber ich mußte dort im Zimmer des Kurfürsten sprechen, und ich hoffe, es wird alles gut gehen. O, mein theurer Meister, ich bin schuld an dieser Beleidigung, die Sie erduldeten.«

Schlüter legte seine Hand auf Kurts Schulter.

»Diese Ausbrüche können Andreas Schlüter nicht beleidigen –« sagte er mit Würde, »der Kurfürst ist ein heißblütiger – aber ein braver Herr – dennoch – –«

»O, morgen wird alles vergessen sein.«

»Sie irren, mein Freund. Das, was wir heut erfuhren, das liegt viel, viel tiefer. Diese Scene ist die erste, mit welcher die Tragödie beginnt, die ich »Ungnade« betiteln will.«

»Wie? Sie sollten des Fürsten Gnade verlieren? Ein Mann, um den ihn die Höfe Europas beneiden? Nimmermehr.«

»Sie kennen die Dinge nicht – ich kenne sie und verstehe in den Augen meiner Feinde zu lesen. Ein Gewitter zieht herauf – bald werden wir die Blitze zucken sehen – aber noch habe ich zwei Dinge für mich: Mein Talent und – das Wort des Fürsten. Fassen Sie Muth, Kurt, und nun nennen Sie mir Ihre Liebe.«

Kurt zögerte. »Es ist Dora Braun, des Hofmaurermeisters Tochter.«

»Wer? diese?« rief Schlüter erbleichend, »die Tochter eines Mannes, der mein größter Gegner, ein kleinlicher Eiferer wider mich ist?«

Kurt senkte das Haupt.

»O – es ist ein Verhängniß. Kurt von Berchholz, treten Sie nicht zu meinen Feinden – – ich ahnte Schlimmes, als ich das Bild in Ihrer Zeichnung wieder erkannte – hüten Sie sich.«

»Theurer Meister,« rief Kurt, seine Hand leidenschaftlich fassend, »Sie werden nicht glauben – Sie hegen von mir keine kleine Meinung – Dora ist gut – schön – edel.«

Schlüter preßte schweigend die Hand des jungen Mannes in die seinige.

»Kommen Sie,« sagte er, ihn mit sich fortziehend, »wir wollen dieses Haus verlassen.«

Sie schritten eilig aus dem Parke in den Stallhof, wo sie ihren Wagen fanden.

»Werther – theurer – Graf,« so redete der Freiherr von Werneck mit weinerlicher Stimme den Grafen Wartenberg an, »was soll nun werden?«

»Liebster Freiherr, lassen Sie mich – die Zeit ist kostbar – die Dinge sind viel zu ernst, um mit Hochzeitsgeschichten sich zerstreuen zu können,« und Wartenberg ließ den Freiherrn stehen.

Werneck war wie betäubt – er wandelte durch die Gruppen der Höflinge und mußte zu seinem Leidwesen allerlei Bemerkungen über den Vorfall hören – es war schon bekannt, daß der junge Berchholz die Heirath mit Sidonie abgewiesen hatte. Werneck hatte seine Tochter

vor den Zimmern der Kurfürstin verlassen, um Wartenberg zu sprechen – jetzt suchte er sie auf – –.

Im Gebüsche, an der Parzengruppe war die ganze Schar der jungen Damen versammelt, welche die Bundesgenossinnen Sidoniens bildeten.

»Da kommt sie – sie eilt hieher,« riefen die Fräuleins von Taube und Münchau.

Athemlos und heftig erregt kam Sidonie, sich fortwährend umschauend, den Baumweg hinabgelaufen.

»Nun? was geschah? Wir hörten schon, sprich! eile!« so riefen die Freundinnen.

»Gerettet,« sagte Sidonie, sich an die Sacetot lehnend.

»Victoria,« riefen die Damen.

»Durch die Kurfürstin?« fragte die Troschke.

»Nur halb und halb – nein – das Beste, das Schönste hat Er gethan – Er, der wackere Kurt von Berchholz. Er hat offen gestanden, daß er liebe – daß er mich nicht heirathen könne.«

»*Ah, c'est romantique! c'est charmant*,« riefen alle Damen.

»Und welche Dame liebt er?« fragte die Taube schnell.

»Ich kenne den Namen nicht – aber es ist ein Bürgermädchen.«

»O weh,« ließen sich einige Stimmen vernehmen.

»Schade – sehr schade,« rief die Bila.

»Doch nicht,« wendete die Sacetot ein. »Es kann sehr romantisch werden, denken Sie an den Chevalier Belindor in dem reizenden Roman, der Ritter mit der Rose – –«

»Ha, Anatole! Anatole!« rief Sidonie.

Der Lieutenant war herbeigeeilt –

»Sie sind noch hier? Sie werden sich unglücklich machen,« riefen die Damen.

»Ich mußte bleiben – mußte die Entscheidung abwarten – Sie sind mir nicht entrissen?«

»Nein – ich bin noch nicht verhandelt – *noch* nicht, aber ich danke es dem edlen Bekenntnisse Kurts von Berchholz.«

»Und Sie – nicht wahr? Sie bekannten offen auch Ihre Neigung – Sie wagten alles,« rief der kühne Anatole.

Sidonie schwieg betrübt – sie konnte nicht antworten, Sie fühlte jetzt, wie viel höher der muthige Kurt stand, der ohne Scheu seine Liebe bekannte, sie mußte sich feig schelten und wollte eine Entschuldigung stammeln, – als sie laut ihren Namen rufen hörte.

»Mein Vater!«

»Der Freiherr!« riefen die Damen. »Schnell ins Gebüsch, Anatole.«

Wirklich kam der Freiherr herbei.

»Da bist Du, armes Kind,« sagte er, unter die Damen tretend. »*Mesdames*, Sie werden schon von dem *coup détestable* gehört haben, der uns heute gespielt wurde – ja, es ist *un malheur*, aber ich werde Dich rächen, *mon enfant*. Ich eile nach Berlin und will erfahren, welche Dirne es ist, die sich der Kurt erkoren – da soll man den Zorn des Edelmanns kennen lernen – ich vernichte sie.«

»O, mein Vater,« sagte Sidonie, »wenn beide sich lieben –«

»Es muß getrennt werden – sei nicht traurig, mein Kind – gleich eile ich hinein – ein donnernder Protest wird erhoben – dieses glänzende Loos soll Dir nicht verloren gehen. Ich will dem weichlichen Berchholz den Text lesen – *adieu, mesdames* – ich empfehle Ihnen mein Kind – sei ruhig,« sagte er, sie dicht an die Laubwand ziehend.

»Die Sache ist nicht verloren – wenn Kurt durchaus nicht will – dann warten wir, bis Otto, der Seemann erscheint – Du mußt Freifrau von Berchholz mit dem großen Gelde werden.«

Sidonie taumelte gegen die Laubwand, aus deren Zweigen ein lauter Wehruf schallte, – den der forteilende Werneck nicht mehr hörte. Die Freundinnen umringten Sidonie.

»Was gab es denn?« fragte die Troschke.

»Die Berchholz haben noch einen Sohn – ihm soll ich vermählt werden.«

»Er wird fallen von meiner Hand,« rief Anatole, der alles gehört hatte.

»Bleiben Sie,« befahl die Troschke.

Aber Anatole war schon hinweg. Er jagte zu Pferd nach Berlin. Im Winde flatterten seine langen Haare.

Experimente.

Wie dunkelrothe Blitze zuckte es durch das große Laboratorium des Alchymisten *Saveni*. Diese Blitze beleuchteten nicht allein das Gemach und dessen Inhalt, sondern auch die Gestalten und Gesichter der beiden Genossen

Gregorio und Saveni, welche sich vor einem kleinen Windofen niedergekauert hatten und aufmerksam in die Glut schauten.

»Es scheint, daß wir noch zwei Theile hinzusetzen müssen,« sagte Saveni. »Es ist eine unheilbringende Mischung, wenn sie unter Metall kommt und der Fluß wird gehemmt. Sieh, sieh, wie es Blasen wirft.«

Er deutete auf zwei große Schmelztiegel, die in der Glut standen und in deren Höhlungen ziemlich bedeutende Quantitäten metallischer Mischungen brodelten und zischten.

»Dieser Zusatz wird's machen,« sagte Gregorio. »Das Antimonium ist trefflich für solche Fälle, aber mein Mittel ist noch wirksamer. Der Hauptmann meiner Bande kannte es aus Erfahrung.«

Er nahm aus einem sorgfältig verschlossenen Gefäß eine Quantität röthlichen Pulvers. Neugierig beobachtete Saveni jede Bewegung seines Genossen.

»Was enthält Deine Mischung?« fragte er.

»Pah,« lachte Gregorio. »Einige kleine Geheimnisse wollen wir doch für uns behalten.«

»Es ist nicht recht gehandelt von Dir,« eiferte Saveni, »Du kennst eine Menge guter Dinge – die mir viel nützen könnten – Du bist neidisch genug, sie mir alle zu verschweigen, und doch bin ich es, der Dir in allen Dingen gefällig war – ich brachte Dich mit Eosander zusammen, ich ließ Dich stundenlang allein in meinem Laboratorium.«

Er warf zornig die Tiegelzange auf den Boden.

»Gemach,« sagte Gregorio, der während dessen einen Theil des rothen Pulvers genau gewogen hatte. »Ich werde Dir schon zur Zeit noch allerlei mittheilen – dies hier soll noch mein Geheimniß bleiben. Es ist viel stärker als das Deine im Tiegel, und nicht nur den Fluß des Metalls hemmt es – gleich wirst Du mehr sehen.«

Gregorio hatte ein sehr unbedeutendes Quantum seines Gemisches in eine Art vor Schlaglothbüchse geschüttet und betrachtete aufmerksam das im Tiegel brodelnde Metall, dann ließ er seine Mischung aus der Büchse in den einen nächst der Klappe des Ofens stehenden Tiegel laufen.

»Zurück jetzt,« sagte er, Saveni fortziehend.

Es erfolgte ein dumpfer Schlag, ähnlich dem, welchen ein nicht festgestampfter Schuß hervorbringt – eine Dampfwolke fuhr aus dem Schornstein des Windofens, und ein schwefelartiger Geruch verbreitete sich in dem Laboratorium.

»Was war das?« fragte Saveni.

»Schau hinein,« sagte Gregorio.

Saveni blickte in den Ofen. Der Tiegel, in welchen Gregorio seine Mischung geschüttet hatte, war fast ganz geleert; ausgebrannter Schlacke gleich lag das Metall zwischen den glühenden Kohlen und diese Stückchen waren wie Schwefelblöcke anzuschauen, die aus vielen kleinen Grübchen Dampf entströmen ließen – die Explosion hatte nur den Inhalt des Tiegels ringsum verstreut, das Gefäß selbst aber unversehrt gelassen. Saveni schüttelte das Haupt.

»Ein verteufeltes Gemisch,« sagte er. »Solche Dinge erfinden sie auch nur in Italien.«

Gregorio lachte vor sich hin.

»Was folgt nun daraus?« fragte er. »In jenem Tiegel war eine Mischung des Metalls, genau der Art, wie Jakobi sie zum Gusse der Statue nimmt. Ich habe aufs schärfste abgewogen. Deine Mischung genügt, um das Metall in Stocken zu bringen, wenn es fließen soll – die Gewichte sind im Verhältnisse der Massen ganz sicher beigegeben. Jetzt höre. Das Metall im Ofen Jakobis beginnt zu kochen – Wie es Brauch ist, wird dann nach und nach neue Speise zugeschüttet. Mein Mann sorgt dafür, daß von Deiner Mischung einige Stücke in den Ofen geworfen werden – und zwar im richtigen Augenblicke.«

Er deutete auf einige Barren Metall, welche neben dem Ofen lagen.

»Nunmehr,« fuhr er fort, »wird der Fluß stocken. Es wird der Ruf ertönen: das Zinn herbei. Dann wird unter den Zinnbarren meine Mischung – diese hier – liegen und von kundiger Hand in den Ofen geschleudert werden.«

Er brachte aus der Ecke des Gemaches zwei Barren hervor, die er mit seinem Mantel bedeckt hatte. Sie glichen genau denen, welche Gregorio kurz zuvor als Savenis Mischung bezeichnet hatte und von welcher, wie berichtet, einige Stücke neben dem Ofen lagen.

»Diese Barren,« fuhr Gregorio fort, die in seinen Händen befindlichen Stücke zeigend, »enthalten große Quantitäten jener Mischung, von welcher Du so eben an dem Inhalt des Tiegels eine Probe gesehen hast. Kaum ein

Quentlein reichte hin, die Menge des Metalls im Tiegel zu vernichten – es als Schlacke in die Glut zu werfen – wenn nun große Massen meines Gemisches in den Gußofen geschleudert werden, so muß die Wirkung eine gewaltige sein. Sie sprengt entweder den Ofen, oder sie macht das Metall nach zwanzig verschiedenen Richtungen verspritzen, wenn es aus dem Ofen in die Form strömen soll, ja – die Sprengkraft ist so groß, daß sie die Form schädigen muß, wenn der Strom zu ihr gelangt.

Saveni schauerte leicht zusammen. Die Bosheit dünkte ihm dennoch zu entsetzlich; – er war trotz aller Lust zur Betrügerei und seines Charlatanismus ein gut Stück Künstler.

»Und diese teuflische Geschichte soll wozu dienen? fragte er.

»Schlüter zu beseitigen,« sagte der Italiener kaltblütig. »Ein Mißlingen wird ihn stürzen – ist es geschehen, dann werden wir abrechnen. Verlaß Dich auf mich.«

»Aber eine Entdeckung – wenn die Gießer Verdächtiges spitz finden – ehe die That vollbracht ist.«

»Unmöglich,« sagte Gregorio. »Nimm die Kluft.«

Saveni ergriff die große Tiegelzange, jenes plumpe Geräth, an dessen Kiefern sich stark nach innen gekrümmte Haken zum Fassen des Tiegels befinden und die den technischen Namen: *Kluft* führt. Er öffnete die Zange.

»Heb den Tiegel ab vom Feuer und gieße in die Form,« sagte Gregorio, eine Karre herbeischiebend, auf welcher ein mit nassem Sande gefülltes Gefäß stand. In diesem

Sande steckte eine Barrenform. Saveni hatte den Tiegel gefaßt, der flüssiges Zinn enthielt.

»Gieße,« sagte Gregorio.

Das Zinn floß in die Barrenform. Die Laboranten verrichteten ihre Arbeit, ohne zu sprechen. Nachdem das Metall erkaltet war, nahm Saveni die Form aus dem Sande und schlug den Mantel ab. Eine Zinkbarre lag, von der Hülle befreit, vor ihm.

»Siehst Du wohl,« sagte Gregorio, »wie es ausgeführt wird? Hier diese Barren mit Deiner Mischung, welche das Metall ins Stocken bringt – diese hier, welche *meine* Mischung bergen – sie sind beide nicht von diesen Zinkbarren zu unterscheiden. Form, Farbe und Gewicht sind einander vollkommen gleich. Es ist also eine leichte Arbeit, die nothwendigen Stücke unter das Metall zu bringen, welches nach und nach in den Ofen geworden wird. Niemand ahnt, daß eine Masse unter den Gußblöcken ruht, welche die ganze Geschichte zum Teufel schicken wird. Es kommt nur darauf an, daß zur richtigen Zeit eingeworfen werde, – und dafür laß mich sorgen.«

Saveni erwiderte nichts mehr – er ging unruhig in dem Laboratorium auf und nieder.

»Mir wären zehntausend Thaler nicht so lieb als die Gewißheit, alles ist vorüber,« sagte er.

»Es wird gelingen,« entgegnete Gregorio, seine Metallstücke sorgfältig in einen Sack schiebend.

»Du nimmst sie mit Dir?« fragte Saveni.

»Gewiß. Niemand vermuthet sie bei mir, und ich muß sie besonders hüten. Die Mischung ist außerdem sehr

kostbar und ich habe nur drei Barren hergestellt, – es genügen zwei schon, um die ganze Masse nach allen vier Winden zu zerstreuen, wenn sie ausfließt.«

Er nahm die Barren unter den Arm und warf seinen Mantel um die Schulter, dann schob er die Büchse, welche das Pulver enthielt, in die Tasche.

»Wenn die Barren gebraucht werden – dann zeichne ich sie mit einem kaum merklichen Zeichen – mein Mann muß sie daran erkennen – es wird eine höllische Ueberraschung werden. Gute Nacht! Goldmacher – ha! ha! wie wird der Herr Hauptmann sich die Hände reiben. Herr Schlüter wird mich nicht mehr vom Bauplatze weisen lassen.«

Er ging, von Saveni begleitet, aus dem Laboratorium und gelangte bald in die Nähe der Arche. Von hier aus beschleunigte er seine Schritte. Er schritt, trotz des Gewichtes der beiden Barren, schnell über den Domplatz und näherte sich dem Hause Brauns, das an der Ecke der breiten Straße und Heyses Gäßlein stand. Gregorio öffnete die Thür und stieg langsam die Treppe zur Galerie hinan, welche in sein Zimmer führte. Er entledigte sich seiner Bürde, schob die Barren unter den Schrank und kramte alsdann in dem Kasten der breiten Kommode, die einen Theil der Wand einnahm. Gregorio holte verschiedene Dinge daraus hervor. Zunächst ein kleines, weißes Schurzfell. Es hatte einen Riemen, mittels dessen es um den Leib geschnallt werden konnte. Die Enden des Riemens waren mit einem Schildchen aus Messing bedeckt, auf welchem zwei über Kreuz gelegte, von einem Bande

umschlungene Maurerkellen gravirt waren. Gregorio entfernte dieses Schildchen und steckte ein anderes an. Dieses zeigte allerdings ebenfalls die beiden Maurerkellen, aber dieselben wurden durch zwei ineinander geschlungene Hände gehalten, und über dem Ganzen zeigte sich ein ausgespannter Zirkel, an dessen Spitzen die Buchstaben *H* und *W* sichtbar waren. Gregorio legte das Schurzfell an. Dann nahm er aus dem Kasten einige, mit Siegeln, welche in Kapseln lagen, versehene Papiere und steckte endlich ein langes, breites Messer in seinen Schurzriemen. Er ging, nachdem er die Thüre seines Gemaches geschlossen, die Galerie entlang und wollte so eben den Hausflur passiren, als er heftiges Sprechen in dem an der Treppe gelegenen Zimmer vernahm.

Gregorio horchte, und hatte sich bald überzeugt, daß eine sehr schlimme Scene zwischen dem Hofmaurermeister Braun, dessen schöner Tochter und einer dritten, männlichen Person stattfand, welche der Stimme nach von Gregorio sehr bald als der verhaßte Nebenbuhler Kurt von Berchholz erkannt wurde. Was war geschehen, das diese drei Personen hier zu solchem unliebsamen Gespräche vereinte?

Im Hause des Hofmaurermeisters.

Wie der Leser sich erinnert, war der Freiherr von Werneck, nachdem er von seiner Tochter im Lützenburger Parke Abschied genommen, in sehr zorniger Stimmung nach Berlin gefahren. Er brummte während dieser Reise vielerlei Verwünschungen gegen die Liebe Kurts und

schätzte sich glücklich, eine Tochter zu besitzen, der solche Albernheiten fern lagen – nebenbei rechnete er mit Zähneknirschen die Verluste nach, welche ihm aus der Weigerung entstehen mußten, denn selbst wenn die Heirath zu Stande kam, hatte Werneck doch einen Zinsverlust. Er arbeitete sich in vollständige Wuth hinein und ließ nicht nach darin, als er vor dem Hause des Freiherrn von Berchholz angekommen war, sondern stürmte die Treppe hinauf und in das Zimmer, wo die beiden Gatten in der friedlichsten Beschäftigung saßen. Freiherr Kaspar hatte, als er die Unmöglichkeit, den Werneck von Kurts Weigerung Nachricht geben zu können – einsah, sich vollständig gefaßt und war beschäftigt, eine Wappensammlung durchzusehen, die Freifrau las, allerdings mit den Gedanken bei Kurt weilend, halb mechanisch ein Buch »*die vollkommene Stadtfrau*«, was zu seiner Zeit viel Anklang in der Damenwelt fand.

Die Gatten fuhren erschreckt in die Höhe, als Werneck mit zornglühendem Antlitze wie ein Geschoß ins Zimmer fuhr und ausrief:

»Entehrt – entehrt – meine Niederlage ist vollständig – alles verloren.«

»Herr im Himmel!« riefen die beiden. »Was ist denn geschehen?«

Stammelnd vor Zorn berichtete der Freiherr die so eben in Lützenburg stattgehabte Scene und fügte bebend hinzu:

»Und Du – Du, Kaspar, lässest mich auch hinausfahren – ohne mir zu sagen, daß Dein toller Junge eine *liaison* hat, die –«

Kaspar stotterte seine Entschuldigung, aber die Freifrau fiel dem zornigen Werneck schnell in die Rede.

»Meinem Sohne den Ausdruck »toll« an den Kopf zu werfen, muß ich verbitten, Herr von Werneck. Kurt ist ein fürtrefflicher Mensch, ein braver Edelmann.«

»Pardon – Pardon,« sagte Werneck.

»Freund, ich bin selbst sehr traurig,« fiel Kaspar ein, »aber wie gesagt, Du eiltest zu sehr – und meines Sohnes Neigung –«

»Gut, gut,« rief Werneck, vielleicht führt das Schicksal den andern Bruder her – allein wir müssen doch vorbauen – allerdings wird die Familie der Auserwählten mit dem Herrn Sohn *d'accord* sein – wer – wer sind die Leute denn?«

»Wir haben selbst die Wahl nicht gebilligt – es ist unseres Sohnes Herz, das da spricht,« sagte Sybilla. »Aber ein wackeres Mädchen ist es – es ist Dora Braun, des Hofmaurermeisters Tochter.«

Werneck drehte sich vor Entsetzen um sich selbst.

»Wer? eines Maurers Tocht – er? O – Menschen – Kinder – Ihr seid nicht bei Sinnen – Ihr seid Mörder Eures Sohnes.«

»Herr von Werneck!«

»Es ist allerdings sehr schlimm – sehr schlimm,« fiel Kaspar ein, »aber wie ist zu helfen?«

»Nur durch das unnachsichtlichste Einschreiten,« eiferte Werneck. »Durch eine ganz energische Attacke, durch ein Abschneiden des Verkehrs – laßt mich machen – ich will Euch das Glück an den Hals binden – Ihr werdet mir danken – hollah, wo wohnt der Braun? – gut schon, ich finde ihn. Laßt mich machen.«

»Sie werden doch nicht, Herr Freiherr,« rief Sybilla sehr unruhig; »hinter meines Sohnes Rücken – –«

»Was geht es Sie an, *ma chère*? Ich handle *pour ma fille* – meine Sidonie soll – muß glücklich gemacht werden – ich weiß alles – Auf Wiedersehen – gut soll's werden.«

Er eilte hinaus, die Freifrau war in fast verzweifelter Lage. Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Es war kein Zweifel, der wüthende Freiherr wollte durchaus den Maurermeister zur Rede stellen – Sybilla durfte nicht verbieten, denn sie hätte dann des Sohnes Neigung vollkommen anerkannt – und wie verhielt es sich mit Brauns Einwilligung? – die Berchholz kannten den Mann kaum. Der Freiherr dagegen blieb stumm – er hoffte im Stillen, daß Wernecks Einschreiten die Sache zur Auflösung bringen werde, und Kaspar war trotz seiner Gutmüthigkeit gegen die Neigung des Sohnes. Gleichwohl überfiel Sybilla eine große Angst – sie fürchtete Kurts Leidenschaftlichkeit.

Werneck hatte sich nicht eine Minute aufgehalten. Ohne seinen Wagen zu besteigen, eilte er über die lange Brücke und auf den Domplatz.

»Wo wohnt Braun, der Hofmaurermeister?« fragte er, mit seinem Rohrstocke fuchtelnd, den Ersten Besten, der ihm in den Weg trat.

Er erhielt auch sofort die Weisung und stürmte die breite Straße hinunter, zum Staunen der Berliner Bürger und Straßenjugend, welche dem reich gekleideten Herrn nachlachten. Werneck trat in Brauns Haus.

Braun war so eben von dem Zeughausbau gekommen, wo selbst er neuen Aerger hinabgeschluckt hatte – Schlüters Befehle in Betreff der ausländischen Gesellen hatten große Erregung unter den Bauleuten wach gerufen. Braun konnte nicht Eosander so gefällig sein, als dem stellensüchtigen Maurermeister lieb war. Im Flur des Hauses traf Werneck auf die alte Magd.

»Ich muß den Herrn Hofmaurermeister sprechen,« herrschte er sie an.

Die Alte, welche das kostbare Kleid Wernecks betrachtete, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Treppe hinauf in Brauns Zimmer zu gehen und einen »sehr hohen Herrn« anzumelden, den der ehrgeizige Meister sogleich einzuführen befahl. Daher kam es, daß Werneck noch mit voller, von Zorn erfüllter Brust, ohne sich im geringsten beruhigt zu haben, plötzlich vor Braun stand.

Viele Edelleute jener Zeit hatten, wie wir bereits gesagt und gezeigt, bei aller Trefflichkeit doch von dem Bürgerstande noch höchst seltsame Begriffe. Sie hielten ihn wirklich für eine Beigabe des Adels, der weiter keine Verpflichtung habe, als jene Leute möglichst anständig für etwaige Leistungen oder Arbeiten zu besolden und im übrigen sich so entfernt wie thunlich von und so erhaben über Bürgern zu halten, daß diese stets in respectvoller Weise mit ihren Gönnern verkehrten. Als solche sahen

die Herren sich an. Dieser Maxime getreu nahm Werneck denn auch unaufgefordert Platz auf einem Sessel, kreuzte die Beine und rieb den goldnen Knopf seines Rohres gegen seine Lippen.

»Hofmaurermeister Braun?« fragte er kurz.

Braun neigte sich tief. Es waren das die gewöhnlichen Anfänge einer großen Bestellung.

»Zu dienen,« sagte er.

Wernecks Hochmuth erhielt durch Brauns Höflichkeit neue Nahrung.

»Mein Freund,« fuhr der Freiherr fort, »Ihr habt eine Tochter.«

»Allerdings,« antwortete Braun verwundert.

»Wie man Euch Herren nun auch beurtheilen mag – man sollte doch denken, daß Leute der kurfürstlichen Hofhaltung – Leute in der Residenz Dero Gnaden – auf Zucht und Ehrbarkeit derer, ihrer Tochter halten.«

Meister Braum verfärbte sich leicht – es ging offenbar diese Bemerkung auf seine Tochter – der Meister verstand darin keinen Spaß.

»Mein Herr,« sagte er, »wer sind Sie?«

»Der Freiherr von Werneck, Herr!«

»O – recht schön, aber wie kommen der Herr zu solcher Frage wegen meiner Tochter? die Tochter Brauns ist ein Muster von Sittsamkeit.«

»Hm!«

»Herr Freiherr, hüten Sie sich,« rief der Meister, dem trotz seiner Ehrfucht und der Devotion gegen Große der

geringste Zweifel an der Ehrbarkeit seiner Tochter das Blut in die Stirne trieb.

»Gelassen, mein Lieber,« rief Werneck. »Eure Tochter ist ein Bürgermädchen – verstanden? – das mag recht schön sein, aber es ist nicht schön, wenn solche Mädchen mit denen Söhnen altadliger Familien sponsiren und Liebeleien anknüpfen –«

»Hölle und Teufel, wer sagt das?« schrie Braun.

»Ich – ich sage es,« entgegnete der Freiherr sich erhebend. »Es besteht zwischen Ihrer Demoiselle Tochter und dem jungen Freiherrn Kurt von Berchholz eine Liaison, die nicht zu dulden ist.«

Braun taumelte zurück – die Neigung der jungen Leute zu einander war ihm bekannt. Gregorio hatte genügend dafür gesorgt – und Braun selbst hatte die zarte Andeutung des jungen Edelmanns, die Zeichnungen der Köpfchen vermischt – war hinter seinem Rücken etwas geschehen? Das Auftreten Wernecks geschah mit großer Keckheit.

»Mein Herr,« stammelte Braun, »Sie werden mir sofort von dem, was Sie wagten dem Vater auszusprechen, die Beweise geben – oder,« er hob drohend die Hand.

»Monsieur Braun,« rief Werneck zurücktretend.

»Ich weiß – von keinem Spon – si – ren. Ich bin schuldlos an allem,« sagte Braun zerschmettert.

Werneck nahm wieder seine nachlässige Haltung an.

»Beruhigen Sie sich, mein Freund. Ich weiß ja nichts Schlimmes – aber die Liaison ist vorhanden, und wenn

Sie sich eben Aussicht auf eine Mariage machen sollten – –«

»Gottes Zorn über Sie, Herr Freiherr – wenn Sie nicht offen – klar reden. Ich bin ein Bürger und Meister zu Berlin – ich lasse nicht mit mir spielen. Heraus, Herr – was ist's mit meiner Tochter und dem Freiherrn?«

Seine Augen funkelten, seine Haltung wurde fast drohend, so daß Werneck bei aller Insolenz doch ein wenig Angst bekam.

»Ich weiß nicht,« sagte er, die Blicke halb von Braun wendend, wie weit alles gediehen ist – aber der junge Freiherr ist durch die Inclination für Eure Tochter schon so gefangen, daß er bereit ist, einer Familie und damit auch der meinigen, einen ganz enormen Schaden zuzufügen – Eure Tochter ist die Veranlassung zu einem großen Unheil – denn wenn der Freiherr von Berchholz auf seinem Sinne und Eure Tochter auf dem ihrigen beharrte – so kommt eine Heirath zwischen meiner Tochter und dem Freiherrn nicht zu Stande, eine Heirath, die das Glück ganzer Generationen gründen soll – also, *mon ami*, ist es wohl Eure Pflicht, durch kräftiges Einschreiten solches *malheur* zu hindern.«

»Ich bin starr, wo habe ich meine Sinne?« jammerte Braun.

»Sie thun mir leid – Sie sind, wie es scheint, der Gefoppte.«

Braun schrie laut auf.

»Und weshalb, meinen Sie –«

»Weil der Junker von Berchholz heut vor Seiner kurfürstlichen Durchlaucht und Dero Hof erklärt hat, ein Bürgermädchen, nicht aber meine Tochter, die Hofdame Ihrer Durchlaucht, ehelichen zu wollen.«

Braun erbleichte – er hielt sich an dem Tische fest.

»Und – Sei – ne – Durchlaucht?«

»Waren in höchsten Zorn gerathen und sind empört darüber, daß Edelleute zu dergleichen Verbindungen verleitet werden,« antwortete Werneck schnell, dem des Meisters Besorgniß vor Ungnade nicht entgangen war.

»Aber ich will verdammt sein – wenn ich Ahnung von solchen Dingen hatte – Gott! Gott! wie ist es nur geschehen?«

»Was hilft da Grübeln?« sagte Werneck. »Sie müssen handeln – um so mehr handeln, als die Zeit drängt und als Herr Schlüter mit im Bunde zu sein scheint.«

»Was, was sagen Sie da?« rief Braun staunend. »Schlüter mit im Bunde? Er wußte um diese mir ganz unbekannte Neigung?«

»Ohne Zweifel. Er vertheidigte die Neigung des jungen Berchholz.«

Braun bedeckte sein Antlitz.

»Daher auch die Wuth gegen Gregorio –« sagte er zu sich. »Er hilft seinem Schüler überall. Gewiß,« fuhr er laut fort, »Herr Schlüter ist ein Mann, der sich in alles mischt.«

»Demnach also Gewalt,« sagte Werneck, der jetzt ganz gewonnenes Spiel zu haben glaubte. »Reißen Sie Ihre

Tochter aus einem Netze, in das sie aus jugendlichem Leichtsinn, fiel – –«

»Herr Freiherr,« rief Braun jetzt außer sich, »Sie erlauben sich da Reden, die ich nicht anhören darf. Ja – es ist wohl möglich, daß ein schöner und leichtfertiger Mann das Herz meiner Tochter gewann – auch hat man niemals von dem Junker Schlimmes vernommen – weiter aber dürfen Sie nichts sagen – jeden Hinweis auf eine strafbare Handlung meiner Tochter – würde ich als eine sothane Beleidigung gegen sie und mich rächen.«

Er deutete auf einen Degen, der in der Ecke lehnte.

»O – o –« lächelte der Freiherr.

»Lächeln Sie nicht. Meines Herren des Kurfürsten Gnade stehet mir hoch – ich beuge mich vor ihm – ich werde Thränen weinen gleich Hiob über alles Unheil, das auf mich kommet, aber die Ehre meiner Dora, welche dann nunmehro auch die meinige ist, die lasse ich nicht von dem Ersten Besten begeifern.«

»Der Erste – Beste?« schrie Werneck. »Herr, Ihr wagt –«

»Sie den Ersten zu nennen, der solch schändliches Gerede von Dora Braun hervorspeiet – ob Ihr der *Beste* seid – das mag Gott wissen.«

»Herr, Ihr wagt – es ist –«

»Es ist die Antwort auf Eure Frechheit. Wenn meine Tochter den Junker lieben thut – so ist's ein Unheil – aber geschehen ist da nimmer etwas, so der Leute Gerede zu fürchten hätte – ich will's hindern, dieses Gelieble – aber nehme jeder sich in Acht zu sprechen, was er nicht durch *exempla* belegen kann.«

»Ihr droht mir also?«

»O, noch weit mehr,« rief Braun, dessen Zorn sich steigerte. »Ich sage zu Euch: hinaus aus meinem Hause, Ihr Klätscher und elender Verläumder – hinaus sogleich oder – –«

Werneck zitterte vor Wuth, er stammelte einige Zornesworte.

»Hinaus,« rief Braun außer sich – und wankend, eine Thätlichkeit fürchtend, verließ der Freiherr das Zimmer.

»Meine Tochter – Dora herbei,« befahl der Hofmaurermeister, an allen Gliedern bebend, der Magd.

»Es wird doch nun – trotz allem Brüllen – ein Donnerwetter zwischen die Geschichte fahren,« murmelte Werneck. »Aber ich – diese neue Schande – hinausgeworfen –«

Er knirschte mit den Zähnen vor Wuth – drohend ballte er die Faust – das Blut schoß ihm so heftig in die Augen, daß er fast taumelte und gar nicht einen jungen Mann erkannte, der dicht an ihm vorüber und die Treppe hinanstürmte. Es war Kurt von Berchholz, der Werneck fast über den Haufen rannte, aber ohne sich bei ihm aufzuhalten, in der Windung der Treppe verschwand.

»Die Gelder – die schönen Gelder,« jammerte Werneck aus dem Hause schreitend. »Wenn der Himmel nur den Seefahrer erhalten wollte. Diese Leute sind fügsamer als die Artisten.«

Von der Magd gerufen, war Dora in des Vaters Zimmer getreten. Braun vermochte kaum die Worte zu finden, er ballte die Fäuste in den Taschen seines weiten Rockes,

denn er wagte nicht, der schönen und stolzen Tochter gegenüber eine solche Geberde zu zeigen.

»Was habe ich von Fremden – von einem adligen Herrn – von einem – dreisten Menschen hören müssen?« sagte er mit bebender Stimme.

»Ich bin erstaunt ob solcher Frage,« antwortete Dora.

»Du bist ein schlechtes Kind geworden,« rief Braun, »Du handelst hinter des Vaters Rücken, ja fahre nicht auf. Du bist –«

In diesem Augenblicke ward die Thür des Zimmers aufgerissen, und in der ganzen Fülle seiner jugendlichen, durch Zorn und Aufregung noch mehr gehobenen und belebten Schönheit, stand Kurt von Berchholz dem Vater und der Tochter gegenüber. Dora stieß einen Ruf der Ueberraschung aus – der Hofmaurermeister athmete leichter. Er hatte glücklicherweise einen Gegenstand gefunden, an welchem er seine ganze Wuth auslassen konnte, ohne die Tochter zu treffen.

»Halten Sie ein, Herr Braun,« rief Kurt. »Ihre schöne und edle Tochter ist vollkommen schuldlos – hier steht der Mann, gegen den sie Ihren Zorn kehren müssen.«

»Desto besser,« rief Braun zornig. »Ich will mir dieses Hineinschleichen in mein Haus verbitten. Ich will nicht, daß vor meines gnädigen Herrn des Kurfürsten Antlitze die Namen und die Ehren der Familie Braun in den Staub gezerrt werden.«

»Gott sei uns gnädig!« rief Dora, jetzt erschrocken nähertretend. »Was ist denn nur geschehen? weiß ich doch von nichts.«

Braun wollte sprechen, aber Kurt donnerte dazwischen:

»Ha, ich weiß – ich merke sehr wohl, wer hier die tollen Dinge – den elenden Vorrath angerichtet und gebracht hat. Es war der Freiherr von Werneck. Höret mich an, Meister. Diese Eure schöne und liebenswerthe Tochter ist es, der ich mein Herz zugewendet. Als es am Tage des Simeon war, wo die Directoren der Akademie das Fest zur Feier der Stiftung veranstalteten – da war es, wo wir uns zum ersten Male sahen. Seitdem trage ich Euer Tochter Bild im Herzen – ich bringe es unwillkürlich in den Lauf meines Griffels – wovon Ihr Euch wohl überzeugt habt, wenn Ihr die Zeichnungen des Eckbaues gesehen.«

Braun hüstelte verlegen und zornig – er gedachte der ausgelöschten Zeichnungen.

»Nun! nun?« fragte er heftig, »was weiter?«

»Seitdem sah ich Dora nur ein Mal wieder recht nahe, an jenem Tage, wo ich den Riß des Herrn Oberbaudirectors brachte – –«

»Den Riß, der mir meinen ganzen Anschlag – meinen Plan fast über den Haufen wirft,« lachte Braun bitter.

»Es ist die Suche des Herrn Oberbaudirectors. Ich war glücklich, mit diesem Plane – durch ihn – in Euer Haus heraus kommen, mich der Jungfrau Dora nahen zu dürfen, welche ich verehre – *liebe*. Ich habe den Strauß wohl bewahrt, den sie mir reichte. Ich habe gewagt, ihr zu gestehen, daß ich sie liebe, daß ich, wenn das Glück mir dereinst günstig, um sie zu werben gedenke – scheltet

mich, Meister, aber Ihr könnt mich nicht verdammen, wenn Ihr Eure Tochter anschauet.«

Doras Augen leuchteten, sie neigte dankend ihr schönes Haupt dem jungen Edelmann zu.

»Das sind Phantastereien,« wandte Braun ein. »Ihr seid Edelmann, freilich nicht einer mit großen Glücksgütern – aber das sind die Stolzesten – Ihr wißt, daß Ihr nicht ein Mädchen aus dem Bürgerstande freien dürft.«

Dora fuhr zusammen.

»Weil,« fuhr Braun fort, »Eure Familie anders verfügt – weil sie Euch das Fräulein von Werneck als Gattin bestimmt hat – weil heute offen vor des Kurfürsten Gnaden darüber verhandelt und mein Name genannt worden ist, als der eines Mannes, welcher die glänzende Heirath eines Junkers zu Nichte machen – seine Tochter in die Kreise der Adligen bringen will.«

»Wer hat das gewagt zu sagen?« rief Dora.

»Niemand als Werneck,« fiel Kurt ein. »Er hat, ohne mich zu fragen, mein Glück, meinen Namen verhandelt – meine guten Eltern meinten, es werde mir Glück bringen, jene reiche Heirath, die nach dem Willen eines Freundes gestiftet werden soll – sie sagten zu. Werneck eilt an des Kurfürsten Hof, um der Gebieterin die Hofdame, meine von ihm bestimmte Gattin zu entführen. Ein glücklicher Zufall läßt mich dort sein, in die seltsame Verhandlung treten – ich habe offen erklärt, daß ich Fräulein Sidonie *nie* heirathen werde – daß ich ein Mädchen aus dem Bürgerstande liebe – da eilt Werneck voll Zorn in das Haus der Eltern, erfährt, wer jenes Mädchen ist und

stürmt hierher, um Euch, Meister, zu hören. Wenige Minuten darauf trete ich in das Zimmer meines Vaters – ich vernehme den Entschluß des alten, geldgierigen Werneck – ich stürme ihm nach, in Euer Haus – und so stehe ich vor Euch, vor der, welche ich liebe, und ich frage Euch, wollt Ihr mir nicht dereinst Doras Hand schenken?«

Braun schwieg einige Zeit – dann sagte er kurz:

»Nein, Herr Freiherr.«

»Vater,« rief Dora, »sprich nicht das letzte Wort.«

»Besinnt Euch, Meister,« bat Kurt.

»Es ist mein Wort,« entschied Braun, »solche Heirathen bringen Elend. Ihr habt den Namen – bleibt doch dabei. Wie wollt Ihr Euch den Herd gründen? ich will Euch nicht kränken, – aber Ihr seid kein reicher Edelmann – Ihr könnt nicht in das Geld greifen und – ich – ich gebe nichts – nichts. Jeder bleibe in seinem Stande. Die Herren vom Adel brauchen nicht auf die Gerüste der Maurer zu steigen. Euer Vater? He? Wo ist die Einwilligung – werdet *Ihr* sie erhalten?«

Kurt schwieg niedergeschmettert – es war ihm nicht möglich, auf diese Frage mit ja zu antworten,

»Ich bedarf keiner Titel, keines Wappens,« rief er. »Ich weiß, daß ich ein armer Edelmann bin, daß ich mich auf mein Geschick verlassen muß, aber ich werde hinauf kommen auf die Höhe derer, welche sich Namen, Reichthum und Stellung erwerben. Ich weiß, daß ich zählen darf auf Schlüters Beistand.«

Braun fuhr heftig auf – Schlüters Genie war nicht zu läugnen – aber der eitle Mann fühlte sich doch verletzt.

Hatte Schlüter ihn nicht stets sein Uebergewicht fühlen lassen?

»Herrn Schlüters Beistand?« lachte er. »O – ja. Ich will's wohl glauben – so lange wie es geht. Immerhin – ja – aber Herr Schlüter ist trotz allem nur ein Mensch – er kann fallen, stürzen – verlaßt Euch nicht allzufest auf ihn. Herr Schlüter! ja – ja. Er hat wohl diese – diese Liebesgeschichte an den Hof gebracht, mir eins zu versetzen. Schlüter ist mein Feind –«

»Ihr verkennt den Oberbaudirector.«

»O nein – ich kenne sein Genie – aber er ist ein Tyrann, wenn es sich um seine Ansichten handelt – er strebt rnit dem größten Eifer nach der Alleinherrschaft. Er mischt sich in die kleinsten, wie in die größten Dinge. O – selbst diese – unglückliche Liebelei ist ihm willkommen, er wäre im Stande,« fuhr er laut und höhnisch lachend fort, »sein Ansehen aufzubieten und es dahin zu bringen, daß der Maurermeister Braun seine Tochter dem Conducteur und Schüler des Vorgesetzten, dem Herrn von Berchholz, zur Gattin geben muß – er wird sich irren.«

Dora wendete sich unwillig ab – Kurt rang nach Fassung.

»Ja – starren Sie mich nur an, Herr,« eiferte Braun, so ist es mit Herrn Schlüter – er hat heute in Lützenburg wohl damit begonnen – aber ich halte ihm die Waage. Er sehe sich vor. Seine Willkür fordert die Bedrohten zum Handeln auf – wir bilden einen Verband gegen Herrn Schlüter – ja – so ist es. Der Herr Eosander von Goethe

ist nicht zu verachten. Er selbst mit dem Baumeister Grüneberg, mit de Bodt und dem Oberbauschreiber Jänicke und meine Person – alsdann Hofrath Mieg und der sehr tüchtige Bröbes – wir bilden jenen Verband. Wir werden gehorchen, soweit wir Herrn Schlüters gehorchen müssen, aber die Zeit wird kommen, wo wir vielleicht unsere Stimmen nicht allein erheben wider Herrn Schlüters Tyrannei, sondern mehr: wo wir etwa zu Gerichte sitzen über ihn – denn nicht alles Werk gelinget den Menschenkindern, und der Wurm, der da getreten wird – der quietschet, wie es im alten Kirchenliede heißen thut.«

Er holte nach diesen heftigen Worten Athem. Kurt war ganz betäubt von alledem, was er gehört. Nicht allein, daß seine Aussichten auf eine glückliche Zukunft verdunkelt waren – er erfuhr auch, daß gegen Schlüter ein vollständiges Complott bestehe, welches die gefährlichsten Gegner in sich vereinigte.

Gregorio war an der Thür stehen geblieben, als er den heftigen Disput vernahm. Als Kurt von seiner Liebe zu Dora sprach – stöhnte der Polier vor Wuth und Eifersucht. Er horchte angestrengt, ob Dora nicht vielleicht gegen die Hoffnungen des Edelmannes sprechen werde – sie schwieg – sie war mit ihm einverstanden. Gregorios Augen rollten wild – er ballte die Faust und legte sie dann auf den Thürgriff, um diesen niederzudrücken, als er Braun die Worte sprechen hörte:

»Und nun Du? Dora – was sagst Du zu dem bösen Handel? He? Du schweigst? sprich – rede Mädchen – wie

willst Du denn, daß ich Dich den Herren vom Adel gegenüber rechtfertigen soll? soll ich es anfangen, meinem gnädigen Kurfürsten zu beweisen, daß ich mich nicht unterfange, den Edelleuten mich gleich zu stellen?«

Dora wandte sich um. Ihr schönes Gesicht zeigte die Ruhe wieder, welche sie fast verloren hatte.

»Mein Vater,« sagte sie, »der gnädige Herr Kurfürst ist zu gerecht, um Dir zu zürnen, weil Deine Tochter den Freiherrn von Berchholz liebt.«

»Wa – was – was? Also Du auch – ihn?« stotterte Braun.

»Gewiß,« sagte Dora. »Und die beste Rechtfertigung so Ihr, mein Vater, für mich bringen könnt, ist die, wenn Ihr Jedermann sagt: Meine Tochter Dora liebt den Junker von Berchholz, wie dieser sie liebt, und sie wird ihm das Wort halten.«

Sie eilte an Braun vorüber und reichte Kurt ihre Hand, der sie an sein Herz drückte.

»Dora – theure Dora,« rief er außer sich vor Freude.

»Der Himmel stürzt ein,« schrie Braun im höchsten Zorne. »Nein – ich gebe es niemals zu – ich willige nicht darein – geht doch Ihr – Sclave Schlüters, Ihr –«

Gregorio fühlte sein Herz mit rasender Schnelle pochen – er öffnete die Thür – bleich und zitternd vor Erregung trat er näher.

»Wieder dieser Mensch,« rief Kurt unwillkürlich und trat schützend vor Dora.

»Ein guter Mann,« sagte Braun, »dem ich gern mehr gäbe, als manchem andern.«

Gregorios Blick streifte flüchtig die beiden Liebenden.

»Ich komme, wie es scheint, nicht gelegen,« sagte er. »Wir werden uns heute nicht wiedersehen, Meister. Ihr habt Befehl gegeben, daß mit dem frühesten des Morgens die Bauleute an der Ecke im Lustgarten sich einfinden sollen, um den Bau an der Bibliothek zu beginnen.«

»Nach Herrn Schlüters Plane,« sagte Braun keuchend.

»Gewiß – aber auch ich bin von Ihnen bestimmt, die Gesellen an die Arbeit zu stellen und das Thun des Poliers zu verrichten.«

»Ihr werdet dort sein, Gregorio.«

»Aber ich mache Euch Ungelegenheit, Meister,« sagte Gregorio. »Es ist mir widerfahren, daß der Oberbaudirector mich fortwies von dem Platze, den Ihr durch den Herrn Eosander mir angewiesen.«

»Ihr werdet dennoch den Bau besuchen. Ich sprach mit den anderen Herren und Meistern. Es ist ein Recht der zünftigen Meister, die Gesellen und Poliere anzustellen – wir wollen sehen, ob Herr Schlüter die Rechte der Innungen umstoßen kann – es komme zum offnen Kampfe zwischen uns.

Braun wendete sich zu Kurt, der schüchtern neben Dora stand.

»Herr von Berchholz,« sagte er, »ich bitte Euch, mein Haus zu meiden – dieses alles werde ich zu ordnen wissen. Mein Entscheid bleibt der alte.«

Gregorio hatte sich Kurt gegenüber gestellt.

»Es ist ein feiner Herr,« sagte er sich neigend, »und es ist immerhin eine Ehre, daß die Edelleute unter die Handwerker treten.«

»Ich forderte Euer Lob nicht,« sagte Kurt stolz. »Bleibt in den Schranken, Herr Polier.«

»O – Ihr dürft nicht allzu stolz sein,« entgegnete Gregorio. »Ich habe etwas gelernt.«

»Ich kam nicht hierher, mit Euch zu verhandeln.«

»Die schöne Jungfrau war Euer Ziel – weiß ich es.«

»Polier – hütet Euch. Ihr dürft nicht – –«

»Es ist ja begreiflich,« sagte Gregorio, »und wer fände die Jungfrau Dora nicht anbetenswerth?«

»Ihr duldet es Vater?« fiel Dora heftig ein.

»O – Ihr seid stets hart gegen mich,« sagte Gregorio, der seiner Stimme einen seltsamen zitternden Ton verlieh, welcher fast Rührung erweckte. »Ich kam hierher als ein armer, arbeitsuchender Mann – ich war an den Herrn Eosander empfohlen – fand im Hause Eures Vaters Obdach – ich habe niemals gewagt, Euch unehrerbietig zu nahen, warum seid Ihr es, die bei jeder Gelegenheit mich wie den Sclaven behandelt? Ich bin dienstbar Eurem Herrn Vater – dafür, daß ich mein Brot suche, tritt mich der Herr dieses Junkers, der hochstehende Schlüter, wo und wann er es vermag. Er wies mich vom Zeughausbau, daß ich mich fortmachen mußte wie ein Dieb – ich finde keine Stelle mehr und dazu Euer hartes Wort, Jungfer Dora – treibt mich nicht in die Fremde hinaus!«

Es schien, als zitterte eine Thräne in seinen Augen; Dora war bewegt, sie wollte den Mann nicht kränken.

»Mein Meister ist ein Feind der Ausländer,« sagte Kurt.

»O, ich weiß es,« rief Gregorio. »Es ist ein stolzer Mann, der die, welche nicht denken und handeln wie er, von der Stätte und dem Mahle treibt.«

»Da hört Ihr's,« rief Braun, »wir wollen nichts mit Herrn Schlüter zu thun haben, als das, wozu uns der Dienst des Kurfürsten zwingt, wir wollen keine Gemeinschaft haben mit denen, die für ihn und durch ihn arbeiten und gedeihen; also schlagt's Euch aus dem Sinne – die Hand Doras mag frei bleiben.«

Gregorio reckte sein scharf geschnittenes Antlitz vor, seine Augen irrten von Dora zu Kurt und wieder zurück.

»Ah – ich merke erst jetzt,« sagte er mit bösem Lächeln im Blicke, »der Herr Freiherr hielt um die Hand der schönen Meisterstochter an – Verzeihung, ich störte.«

Kurt griff zornig nach seinem Hute; er sah ein, daß ihm die Gegner Schlüters eine Niederlage bereiten wollten, eine Demüthigung war im Anzuge.

»Halten Sie, Herr von Berchholz,« sagte der Polier. »Es ist leicht, Meister, zu sehen, wie hoch der Herr Junker Euch und die ist belobte Jungfrau – uns alle hält. Ihr möget doch eine Partei ergreifen,« fuhr er fort. »Wohlan – so Ihr zu des Hofmaurermeisters Freunden stehen wollt, so Euch die Verbindung werth ist, möchte ich ein Probestück dessen vorschlagen, Meister Braun.«

»Sprecht, Gregorio,« sagte Braun.

»Ei nun, der Junker, der Schüler und Anhänger des Herrn Oberbaudirectors, kündigt diesem die Freundschaft. Durch kurfürstliche Gnade wird Herr Eosander bald Aufträge erhalten, und der, welcher des Meister

Braun Tochtermann werden will, der tritt mit ihm zum Herrn Eosander, der sagt sich los von dem Gegner des Meisters.«

Kurt schüttelte seine langen Haare zornig, wie ein Löwe die Mähnen schüttelt.

»Ihr seid ein Bube – ein frecher – wer gibt Euch das Recht, hier so zu sprechen?«

Er machte eine Geberde, als wollte er sich auf Gregorio stürzen, erschrocken traten Braun und Dora zwischen beide – denn Gregorios Rechte fuhr unter seine Weste, wo ein Stilet verborgen war.

»Friede in meinem Hause!« rief Braun. »Und Ihr möget auch in Frieden hinausziehen, Herr Junker, – wir wollen's abwarten. Gregorio hat so Unrecht nicht. Tretet auf die Seite derer, welche nicht den Neuerungen nachgeben wollen; meine Dora gewinnt uns vielleicht einen guten Freund, wir werden nie einig sein, so Ihr bei Schlüters Fortuna bleiben wollt.«

Kurt schwankte wie von einer Ohnmacht gepackt. Der böse Gregorio hatte das Rechte getroffen: Braun konnte jetzt eine Probe verlangen. Der Edelmann raffte sich schnell auf – er gedachte der Worte Schlüters im Parke von Lützenburg – sein edler Sinn empörte sich bei dem Gedanken, daß man ihn einer solchen Treulosigkeit fähig halte. Er wendete sich von den beiden Männern ab und zu Dora, die einer schönen Statue gleich, an dem großen Schranke lehnte.

»Ich gehe,« sagte er mit zitternder Stimme. »Schmerz im Herzen und gebeugten Hauptes meide ich dieses Haus

– ich will dem Schicksal gehorchen, wenn es durch Eure Stimme zu mir spricht, Dora. Ihr sollt entscheiden, Ihr seid die Tochter des Mannes, der sich erniedrigt glaubt durch den, dessen Schüler zu sein ich mich rühme – Ihr kennt meine Liebe zu Euch – diese da,« er wies auf die beiden, »machen mir einen Vorschlag, den Mann zu verlassen, die Partei dessen zu ergreifen, der meines Meisters Feind ist. Euch zeigt man mir von ferne als Preis, Dora – jetzt entscheidet Ihr. Euer Wort soll mich bestimmen – sagt Ihr: Tritt zurück von dem Andreas, tritt zu dem Feinde? Sprecht – ich flehe Euch an. Was soll ich thun? Es gilt Euch zu gewinnen.«

Braun lauschte gespannt – Gregorios Finger gruben sich in die Falten seines Rockes – hatte er sich selbst eine Grube gegraben?

Dora schritt auf Kurt zu und legte ihre Hand auf seine Schulter.

»Herr von Berchholz,« sagte sie mit fester Stimme, »ich spreche das Wort: Sie müssen auf Seiten des großen Schlüter bleiben – und ich würde Sie verachten, wollten Sie mich selbst um den Preis des Abfalles besitzen. Die seine Feinde sind, mögen kleinere Menschen finden, als Kurt von Berchholz, der mich die Seine nennen will.«

»Dank – tausend Dank – ich wußte es,« rief Kurt. »Lebt wohl, Dora – und Ihr,« rief er den beiden zu, »hütet Euer Gewissen.«

»Ihr mögt dem Oberbaudirector alles berichten,« sagte Braun, »wir wagen den Kampf.«

»Was geschehen und gesprochen, bleibt hier verborgen,« rief Kurt. »Der Himmel wird alles lenken.«

Er eilte, ohne Dora noch einmal anzusehen, aus dem Zimmer.

»Es war nicht wohlgethan, Vater!« rief Dora.

»Geh – geh,« sagte Braun, fast ängstlich und bittend. »Es muß zum Entscheid kommen,« flüsterte er Gregorio zu. »Wir dürfen diese Tyrannei nicht dulden. Seid morgen mit dem frühesten auf dem Bauplatze, wenn Schlüter anlangt und Euch fortweisen will – dann werden die Meister für Euch das Wort nehmen – wir dürfen unser Recht nicht vergeben. Zwar, wer weiß, ob wir's durchsetzen.«

»Seid fest,« antwortete Gregorio. »Ihr werdet Hilfe haben – ich gehe, diejenigen zu sammeln, welche mir beistehen sollen, Seid ohne Furcht, es sind gute Soldaten, die ich bringe.«

Er verließ das Zimmer ebenfalls.

»Auch für Herrn Schlüter?« fragte Braun die Tochter. »Ei! ei wir sind verkauft an diesen Mann.«

»Er ist ein großer, erleuchteter Geist,« sagte Dora mit lauter und klangvoller Stimme, »und die, welche zu ihm gehören, sind gesegnet. Ihr Name soll leben mit den Werken des Meisters – halte Deine Hand rein, mein Vater, und taste nicht an dem Ruhme Andreas Schlüters! Du bist mit den Kleinen wider ihn, die so ist tief im Grunde weilen, den Schlüter – ich hörte es selbst von Eosanders Gattin – wie der mächtige Berg überragt.«

»Die Liebe spricht aus Dir,« sagte Braun verlegen.

»Ich muß diesem Herzen Schweigen gebieten,« seufzte Dora, »aber ich flehe Dich an: Denke mein – wenn die Eltern des Geliebten einwilligen – dann –«

»Nichts davon,« rief Braun, laß mich jetzt –«

Er trat zum Fenster.

»Es ist dunkel geworden,« sagte er mürrisch, »laß den Abendimbiß bereiten, ich muß noch hinaus zu Grüneberg.«

Dora ging. Sie war gefaßt und muthig. Eine innere Stimme sagte ihr, daß der Wunsch, den sie hegte, ihr dereinst erfüllt werden, – daß Kurt ihr bleiben werde.

»Wo ist Leonhardt, mein Bruder?« fragte sie die Magd.

»Er ging mit dem Herrn Gregorio fort,« lautete die Antwort.

»Wohin gehen sie noch?« flüsterte Dora. »Es ist etwas im Werke – sie bedrohen Schlüter.«

Die Loge der Gesellen.

Am Packhofe oder der »*Niederlage*« führte eine kleine, ziemlich einsame Straße entlang. Es ist die Straße, welche heutzutage den romantischen und duftigen Namen: »*Rosenstraße*« trägt, damals, zur Zeit unserer Erzählung, aber noch gar keinen Namen führte und durchaus nicht in Ansehen stand. Diese Straße hatte zwei, lückenhaft bebaute Reihen von Häusern oder vielmehr Boutiquen, in welchen Wirthschaften getrieben wurden, die keines besonderen Rufes genossen, denn es verkehrten daselbst meist Hamburger Schiffer, welche beim Packhofe anlegten.

Die letzte dieser Boutiquen oder Herbergen, welche gegen den nördlichen Theil des Werders gelegen war, – war auch, die größte. Sie hatte eine Fronte von neun Fenstern und war nach Art den holländischen Häuser halb in Stein, halb in Balkenwerk erbaut. In dem großen Saale, der den ganzen unteren Raum des zweistöckigen Gebäudes einnahm, waren so viele Gäste versammelt, daß wohl schwerlich ein neu Hinzukommender noch Platz gefunden hätte. Der Qualm von holländischem Taback und der Biergeruch betäubte fast, und die vier großen Lampen, welche von den geschwärzten Balken der Decke herniederhingen, konnten ihre Flammen kaum wirken lassen, weil der Dunst das Licht umlagerte. In dem Saale war eine Art von Büffet oder Schenktisch von ungeheurer Größe aufgestellt und mit zinnernen Krügen, Gläsern und Bechern sowie Maßen aller Art besetzt. Zwei große Thüren führten von dem Saal in die andern Theile des Erdgeschosses.

Die Gesellschaft bestand aus Schiffern, Handwerkern und Soldaten, aber wenn diese auch wie in den andern Boutiquen johlten und sangen und den Text zu ihren Liedern nicht eben sehr besonders wählten, so unterschied sich dieses Gast- oder Schenkhaus dennoch von den übrigen dadurch in sehr vortheilhafter Weise, daß die Bedienung aus Kellnern bestand, während in den weiter hinaufgelegenen Schenken nur Dirnen der verworfensten Art zur Bedienung angestellt waren, welche außerdem noch ihren Anhang mitzubringen pflegten und der Wirth

seinen Gästen gestattete, ähnliche lüderliche Gesellschaft in die Schenke zu führen.

Die Schenken auf jener Stelle des Werders wurden deshalb von Bürgern sorgfältig gemieden, und auch die so eben beschriebene, anständigere, theilte das Schicksal in Verruf zu stehen. Aber sie war eben viel besser, als ihr Ruf, und diesen ihr eignen Werth verdankte sie dem Umstande, daß sie als ein Versammlungsort der vielen Maurer und Steinmetzen galt, welcher in jener Zeit – wie wir bereits von dem Polizeimeister Herrn de Portz klagen hörten – Berlin in Folge der vielen Bauten des Kurfürsten überschwemmten. Dieser Versammlungsort der Maurer und Steinmetzen war anscheinend deshalb gewählt, weil er eigentlich inmitten der Bauplätze lag. Das Schloß, das Zeughaus und die Bauten auf dem Werber sowie auf der Dorotheenstadt beschäftigten die meisten Leute, und sie konnten sich leicht in der Schenke »*zum goldenen Hammer*« zusammenfinden.

Hier wurden die Tagesneuigkeiten und die Ereignisse besprochen, welche sich im Schoße des Gewerkes ereigneten, und wenn im Herbergslokale der Fischerstraße die Meister und Altmeister die Gesellen zur Innungsversammlung bescheiden wollten, so legte der »ladende Bote« gewöhnlich seine Ladung auf den großen Schenktisch nieder, weil hier die meisten der Gesellen, Poliere und kleinen Meister verkehrten. Vielen Meistern war das nicht lieb – sie konnten die Menge besser überwachen, wenn diese an einem bestimmten Orte zusammenströmte, allein es war den Gewerken, welche ihre vom großen

Kurfürsten neuverbrieften Zunftrechte vorwiesen, kein Zwang anzulegen, und wenn auch natürlich nicht alle Gesellen im Hammer verkehrten, so waren doch gerade diejenigen dort versammelt, welche an den großen Gewerkstagen das Wort führten und die Verhandlungen zu leiten – auch wohl zu hetzen pflegten. Die strikeartigen Bewegungen unserer Tage sind keineswegs allzu neu.

Die Gäste im Saale des »goldenen Hammers« waren mit großer Lebendigkeit und mit allen jenen Betheuerungen, die da in Aufschlagen mit der Faust – Niedersetzen des Glases – Gestikuliren mit den Händen und sehr lautem Reden bestehen – beschäftigt, verschiedene Tagesereignisse zu kritisiren; andere umgaben einen Hamburger Matrosen, der in sehr farbenreicher Schilderung seine Abenteuer auf einem Wallfischfange vortrug, noch andere horchten auf den Gesang eines Guitarren- oder Mandolinspielers, der eine Ballade auf die Schlacht bei Peterwardein vortrug. Man trank dazu recht wacker. In der Nähe des großen Schenktisches waren zwei bis drei andere Tische von ziemlicher Länge aufgestellt, an welchen viele Maurer und Steinmetzen Platz genommen hatten. Sie rauchten, tranken und plauderten ebenfalls – aber wer recht aufmerksam hingeschaut hätte, der würde wahrgenommen haben, daß zuweilen und in verschiedenen Zwischenräumen einige oder mehrere Gesellen aufstanden, ihre Pfeifen ausklopften und dann zu dem großen Schenktische gingen, hinter welchem sie verschwanden. Einige genügende, obwohl stark gelichtete

Zahl blieb jedoch an den Tischen sitzen – augenscheinlich, um den übrigen Gästen das Verschwinden der Kameraden nicht auffällig zu machen.

Uebrigens kamen auch mehrere Gesellen, Poliere und selbst Meister von der *Gasse* in den Saal – gingen an den Tischen vorüber und verschwanden hinter dem Schenktische, nachdem sie mit den Fingern der rechten Hand eine besondere Geberde nach der Stirn zu gemacht hatten, welche die Begrüßten erwiderten.

Nachdem die Gesellen wieder verschwunden waren, erschienen zwei Männer am Tische Platz. Es waren Leonhardt Braun und Gregorio. Die Unterhaltung war so laut, daß die beiden mit den ihnen zunächst Sitzenden recht wohl ein Gespräch führen konnten, ohne von ihnen gehört zu werden.

»Es ist der Polier Gregorio,« sagte Leonhardt zu einem der Gesellen.

»Gut,« antwortete dieser. »Von weitem haben wir uns schon gesehen.«

»Wer seid Ihr?« fragte Gregorio.

»Ich bin Jörgen Donat, der Polier des Herrn Schlüter.«

Gregorio rückte ein wenig fort von dem Manne.

»Oho,« lachte dieser, halblaut sprechend. »Fürchtet Euch nicht, wir wissen, daß Ihr ein Empfohlener des Herrn Eosander seid, eines Feindes unseres großen Schlüter, aber da Ihr, wie sich's heut zeigen wird, ein Wissender seid, so müssen wir in der Bauhütte Freundschaft halten.«

Gregorio nickte. »Ich werde Euch daran erinnern,« sagte er.

Es traten drei neue Gesellen hinzu und machten das Zeichen. Es waren zwei Maurer und ein anderer Gesell, der sich durch ein recht häßliches, mit rothem Bart und Haar umrahmtes Gesicht auszeichnete. Er nahm Platz neben Gregorio.

»Seid Ihr mit in der Hütte, Alquist?« fragte Gregorio leise, den Rothen erstaunt betrachtend.

»Ihr sahet, daß ich das Zeichen gab; ich würde Euch nicht dienstlich gewesen sein, hättet Ihr Euch nicht als ein Wissender es mir offenbaret,« antwortete der Rothe.

»Ich weiß es, aber ich meinte, diese Hütte sei nur von Maurern und Steinmetzen bewohnt?«

»Ihr irrt. Ihr werdet verschiedene Handwerke darin finden.«

»Bringt Ihr mir Neues? Es geht bald vor sich.«

»Seht Euch vor,« sagte Alquist, sich dicht zu Gregorio beugend. »Sie merken Unrath.«

»Was sagt Ihr?« fragte der Italiener erschreckt.

»Schlüter hat den Ofen untersucht – die schlechte Dammerde ist entdeckt – die Steine in der Gußrinne, welche Ihr ausgehoben, sind besichtigt worden.«

»Ist es gewiß?«

»Ich lauschte von oben herab. Schlüter traut mir nicht – mein Gesicht mißfällt ihm.«

»Hm – hm – es ist gefährlich,« murmelte Gregorio.

»Habt Ihr Eure Blöcke bereit?« fragte Alquist.

»Sie sind in meiner Wohnung wohl verborgen. Ich habe die Kraft der Mischung probirt.«

»Das wird am besten gehen – Ihr übernehmt alles?«

»Rechnet auf mich. Wenn ich nur bleiben darf – wenn des Allgewaltigen Befehl mich nur nicht verdrängt.«

»St – was ist das?«

Gregorio deutete verstohlen auf den großen Schenktisch, hinter welchem ein Mann hervorlugte, der nach dem Gesellentische hin das Zeichen machte und winkte.

»Es ist Zeit,« sagte Leonhardt Braun leise zu Gregorio. »Folgt mir.«

Sie standen beide auf und richteten ihre Schritte nach dem Schenktische.

»Komm mit mir, Niclas Reichmann,« sagte Jörgen Donat der Polier, zu einem Gesellen. »Es ist Zeit.«

Auch sie gingen zum Schenktische. Alquist der Däne folgte.

Wenn man hinter dem Schenktische, dessen mächtige Breite und Höhe ihn zu einer Mauer machte, angekommen war, so erblickte man etwa drei Schritte vor sich eine offene Klappe, welche den Fußboden öffnete. An diese Klappe stieß eine Treppe, die in die Tiefe eines dunklen Kellergewölbes führte. Feuchte Luft stieg daraus hervor. Von den Gästen im Saale konnte niemand diese Vorrichtungen bemerken, weil der große Schenktisch mit seiner aus starken Brettern gebildeten Rückwand jeden Einblick unmöglich machte. Außerdem aber wehrten zwei am Schenktische postirte Kellner etwaigen Zudringlichen den Weg hinter das große Möbel.

Leonhardt Braun und Gregorio waren die ersten der zurückgebliebenen Gesellschaft, welche nun hinter die hölzerne Schutzwand traten.

»Laßt mich vorausgehen,« sagte Braun, »es ist nicht sonderlich gut und leicht zu steigen.«

Er trat auf die schmale Holztreppe an der Klappe.

»Reicht mir die Hand,« sagte er.

Gregorio gab ihm die Hand. Leonhardt begann in die Tiefe zu steigen. Gregorio folgte. Als beide im Gewölbe verschwunden waren, erschienen auch die anderen Gesellen und Donat der Polier. Auch sie nahmen den von Leonhardt und Gregorio eingeschlagenen Weg. Als sie hinab waren – schloß der Kellner die Klappe.

Gregorio war an Leonhardts Hand in dem Gewölbe angekommen. Dicht an der Treppe ließ sich nichts erkennen, denn tiefes, schwarzes Dunkel herrschte ringsum. In einiger Entfernung jedoch war eine kleine, matt erhellende Lampe an der Mauer des Gewölbes angebracht und noch einige zwanzig Schritt weiter schimmerte eine zweite. Der Keller schien also eine ziemliche Ausdehnung zu besitzen.

»Haltet Euch zu mir und wanket nicht,« sagte Leonhardt.

»Oho – ich bin gewohnt an dergleichen,« sagte Gregorio. »Nur möchte ich mir den Schädel nicht einrennen.«

Sie gingen vorwärts. Einige Male war die Lampe durch einen Schatten verdeckt. Es mußte der Mann sein, welcher das erste Zeichen zum Aufbruche hinter dem

Schenktische hervor gegeben hatte. Hinter Gregorio tönten die flüsternden Stimmen der nachfolgenden Gesellen. Man schritt weiter, und es war dem Italiener, als vernehme er das Gesumme von Stimmen.

»Wir sind zur Stelle,« sagte Leonhardt, mit Gregorio in einen kleinen Seitenraum tretend, der durch einige Holzschemel und einen plumpen Tisch ausgefüllt war

Auf dem Tische brannte eine Lampe – grobes Papier und ein Schreibzeug aus Thon nebst einigen Federn stand bereit. Die zuletzt Gekommenen gingen vorüber an dem Winkel und entfernten sich schnell aus dem Gesichtskreise der beiden. Leonhardt Braun und Gregorio blieben allein. Nach einigen Minuten erschallten aus der Tiefe des Kellers drei Schläge.

»Wir wollen gehen,« sagte Gregorio.

Leonhardt führte ihn. Sie kamen bis zu einer dicken, mit Eisen beschlagenen Thür, vor dieser stand ein Mann, der einen Maurerschurz und eine Spitzhacke trug, Wache.

»Welches ist Euer Begehr?« fragte der Mann.

»Die Brüderschaft zu sehen,« antwortete Leonhardt.

»Welchen habt Ihr bei Euch?«

»Einen Wissenden und Gebrieften.«

»Womit habt Ihr gearbeitet?«

»Mit dem Hammer, der Kelle und dem Winkelmaaß.«

»Kennt Ihr beide das Zeichen?«

Leonhardt und Gregorio machten es.

»Tretet ein,« sagte der Mann, die Thür öffnend.

Beide Maurer traten in einen großen matt erleuchteten Raum, der wohl deshalb noch viel umfangreicher schien, weil die Lichter, welche nicht weit vom Eingange brannten, nur den Raum erhellten, der jenem gegenüber lag, den ganzen übrigen Theil des Gewölbes aber in Dunkel gehüllt ließen.

Der Eingangsthür gegenüber war eine lange Tafel gestellt, welche ein weißes Tuch bedeckte. Auf derselben lagen kreuzweis mit ihren Stielen ein Hammer und eine Kelle, über denselben ein Winkelmaaß, darunter ein Richtscheit oder Loth. Hinter dem Tische, über dem Haupte eines Mannes, der den Vorsitz zu führen schien, denn er saß in der Mitte der Reihe, waren an die Wand des Gewölbes in groben Farben zwei Wappen gemalt. Das erste zeigte einen schwarzen, mit goldnem Rande umgebenen Schild, den eine weiße Binde schräg links theilte. Auf dieser Binde waren zwei untereinander hängende Hammer gemalt. In den durch die Binde gebildeten Winkeln zeigte sich links oben das Loth – rechts unten ein halbausgespannter Zirkel. Das andere Wappen war ein blauer Schild, darin eine steinfarbene Kugel, um dieselbe vier halbausgespannte Zirkel, deren je einer Schenkel wagerecht auf der Kugel ruhte, deren anderer aber auf dem blauen Grunde lag. Ueber beiden Wappen war die Inschrift zu lesen: »Die Steinmetzen und Maurer sind gegrüßet, gewiesen und gelonet.«

Rings um die Tafel saßen auf drei Seiten die Gesellen, mit Schurz und Kopfbedeckung versehen. In der Mitte der Reihe, welche der Thür gegenüber lag, saß, wie

schon bemerkt, der Vorsitzende, oder Altgeselle. Drei in Triangelform gestellte Lichter brannten, zwischen diesen stand eine Lade, in welcher Papiere und Geld lagen, deren Deckel jedoch augenblicklich geschlossen war. Viele der Gesellen waren mit Dolchen oder kurzen hirschfängerartigen Seitenwehren bewaffnet, wer solche nicht trug, hatte Hammer oder Hacke bei sich. Rechts und links von der Tafel standen an jeder Seite sechs Mann, welche eine Art von Garde zu bilden schienen.

Als Gregorio und Leonhardt eingelassen waren, erhob sich auf einen Hammerschlag des Vorsitzenden die ganze Gesellschaft, was in der That in dem Zwielicht, in der tiefen Stille des Gewölbes, welches eine feuchte Luft durchzog, unheimlich genug aussah und die vielen stattlichen Männer, zum Theil mit wilden, bärtigen Gesichtern, mit den hellleuchtenden Schurzen bekleidet, bildeten eine Versammlung, die dem Neuling wohl Furcht einflößen konnte. Gregorio schien jedoch vollkommen an dergleichen gewöhnt. Er blieb ganz ruhig.

»Gebet das Zeichen,« sagte der Altgeselle.

Sämmtliche Anwesende wiederholten nun das vorhin schon oft gemachte Zeichen. Es bestand darin, daß Daumen und Zeigefinger in Form eines rechten Winkels gelegt und dann so an die Stirn gehalten wurden, daß der Daumen die Augenbrauen verband.

»Was will der Bruder und Geselle Braun heute wohl von uns?« fragte der Altgeselle.

»Ich will bringen einen Wissenden, daß er trete in die Brüderschaft und Hütte und daß er gefeiet werde.«

»Ist er ein Wissender?«

»Ihr möget ihn fragen.«

»Tretet vor, Ihr, der ein Wissender sein will.«

Gregorio trat vor.

»Euer Name?«

»Luigi Gregorio Alikani.«

»Woher?«

»Aus Imola im Lande Italia.«

»Seid Ihr ein Briefer oder ein Grüßer?«[1]

»Ich bin ein Gebriefter und Grüßender.«

Die Gesellen wechselten schon Blicke des Einverständnisses. Der, welcher so sprach, war kein Eindringling – er kannte die Gebräuche. Gregorio nahm aus einem blechernen Futterale einige Papiere.

»Die ehrsamen Gesellen, Poliere und Meister sollen prüfen. Dieses ist ein Paß von Straßburg – dieses von Wien – dieses von Köln am Rhein.«

Er reichte die Papiere dem Altgesellen, der sie weiter gab, sich aber an das Ritual haltend den Angekommenen weiter prüfte.

»Wie bist Du gereiset?« fragte er.

»Durch Schnee und Eis.«

»Wer hat Dich ausgesendet?«

---

[1] Unter »*Briefer*« verstand man bei den Gesellenverbindungen solche Leute, die nicht zu einer Bauhütte gehörten, sondern nur auf gewöhnliche Empfehlung oder nach allgemeinem Brauche Arbeit erhielten, während die Grüßer im Schutze der Logen standen. *Gebriefte* waren mit Papieren der Hütten versehen.

»Mein ehrbarer Meister Matteo zu Imola und das Handwerk der Maurer.«

»Worauf?«

»Auf Beförderung.«

»Was ist Zucht und Kraft?«

»Handwerk und Gewohnheit.«

»Wann endigt dieselbe?«

»Wenn der Tod mir das Herz abbricht.«

»Was bist Du für ein Maurer?«

»Ein Bundmaurer.«

»Wo ist in Deutschland das ehrbare Handwerk der Maurer aufgerichtet worden?«

»Zu Magdeburg auf dem Dom.«

»Unter welchem Kaiser?«

»Unter Carolo dem Zweiten, von der Christen Religion an der fünfte, anno achthundert und sechs und siebenzig.«

»Wie lange hat dieser Kaiser regieret?«

»Drei Jahre – weil ich die drei Lichter vor mir sehe.«

»Wie hat der erste Maurer geheißen?«

»Blicke auf den Knopf meines Schurzes.«

Gregorio wies auf den Schurz, dessen messingener Schild die schon genannten Buchstaben zeigte.

»Es ist recht so, und welches ist die Deutung? Wie nennt sich der erste Maurer?«

»Hieronimus – aber das Werkzeug hat ihm Walkan erfunden.«

»Wie viel Worte haben die Maurer?«

»Sieben.«

»Wie lauten sie?«

»Ehrbarkeit, Weisheit, Handwerk, Meister, Polier, Geselle, Beförderung.«

»Was ist Heimlichkeit an sich selbst?«

»Erde, Feuer, Luft und Schnee.«

»Was trägst Du unter Deinem Hute?«

»Hochlöbliche Weisheit.«

»Was unter Deiner Zunge?«

»Hochlöbliche Wahrheit.«

»Warum trägst Du den Schutz?«

»Dem Handwerk zu Ehren – mir zum Vortheil.«

»Was ist die Stärke bei unserm Handwerk?«

»Das, was Feuer und Wasser nicht verzehren kann.«

»Was ist das Beste an einer Mauer?«

»Das Wasser.«

Der Vorsitzende schloß hiermit sein Examen und empfing die Wanderpässe und Zeugnisse der Gesellen und Bauhütten, die er umhergereicht hatte, zurück.

»Dieser Mann ist ein Wissender,« sagte er. »So die Gesellenschaft ihn aufnehmen will – gebet das Zeichen.«

Die Versammelten gaben das Zeichen.

»Welches ist Dein Begehr?« fragte der Altgeselle.

»Mein Begehr ist, daß meine Name geschrieben werde in das Brüderschaftsbuch, wo die andern Gesellen der Hütte mit ihren Namen eingeschrieben stehen.«

Der Vorsitzende ließ sich hierauf eine Feder bringen und tauchte sie in ein Dintenfaß.

»Mit dieser Feder schreibest Du Dich in das Buch der Gesellen und bist verbunden und erachtet, beizustehen

den Genossen und Gesellen – wie sie verbunden und erachtet sind Dir zu helfen in allen Nöthen – nach dem Eide, den Du geleistet in der Hütte zu Straßburg.«

Der Vorsitzende öffnete die Lade, um das Gesellenverbrüderungsbuch herauszunehmen. Alle Gesellen entblößten die Häupter, so lange die Lade offen blieb. Gregorio schrieb seinen Namen in das Buch, hierauf traten zwei Altgesellen vor und legten vor dem Neueingetretenen zwei Maaßstäbe kreuzweis übereinander, wobei der eine sprach:

»Mit Gunst und Erlaubniß – schützt Euren Plan – und alle die hier um uns stehn.«

Hierauf bildeten alle Anwesenden einen Kreis und ergriffen sich bei den Händen.

»Dieser hier, der Gesell Alikani, ist aufgenommen unter uns zu Schutz und Trutz für und mit ihm – wer da wider ihn etwas anzubringen hat, der trete hervor und spreche – eins – zwei – drei.«

Niemand meldete sich. Der Vorsitzende löste den Kreis und berührte Gregorios Stirne mit dem Hammer; der Polier mußte hierauf drei Thaler in die Lade werfen. Nachdem dieses geschehen, faßten sich die Gesellen wieder bei den Händen und der Vorsitzende sprach:

»Da sich keiner wider ihn gefunden – da er aufgenommen ist – so stehet jeder zu ihm und ist ihm verbunden zu helfen.«

»Einer für alle – alle für Einen,« sagte der Altgeselle, der die Maaßstäbe kreuzte, und sämmtliche Anwesende

schüttelten zum Zeichen des Einverständnisses dreimal ihre verschlungenen Hände.

»Die Arbeiten beginnen nunmehr,« sagte der Vorsitzende. »Welcher Art sind die Dinge, über die entscheiden sollen die Gesellen, so hier versammelt stehen?«

Es wurden nun verschiedene Gewerksangelegenheiten, theils wichtige, theils unwichtige, zur Entscheidung des Gesellengerichtes gebracht und den verschiedenen Antragstellern Weisung und Bescheid ertheilt.

»Ist niemand, der noch etwas vorzubringen hätte?« fragte der Vorsitzende.

Gregorio trat in den Kreis. Alle betrachteten ihn neugierig, denn seine Gestalt, sein Wesen hatten immerhin etwas ganz Absonderliches, das seinen Eindruck auf die Menge nicht verfehlte.

»Meister, Poliere und Gesellen,« begann er. »Ich bin kaum aufgenommen unter Euch und komme schon zu klagen, zu suchen Eure Hilfe.«

»Es ist Euch geboten zu sprechen – uns geboten zu helfen.«

»So klage ich denn: Ich bin geworden von dem gerechten Baumeister Eosander, der sich nennet von Goethe, zu vertreten die Arbeit eines Poliers am Gebäude des kurfürstlichen Zeughauses. Da ich ohne jeglichen Fehl meine Arbeit verrichtete, geschah es, daß Meister Braun kam und mir sagte: »Begebt Euch hinweg von hier, der

Oberbaudirector Schlüter hat befohlen, daß Ihr hinfürder keine Arbeit mehr thun sollet.« Ich war ganz betroffen. »Warum soll ich nicht?« fragte ich. »Weil Ihr ein Ausländer seid.« Schlüter leidet keinen Ausländer mehr. Also bin ich entfernt vom Bau und ich rufe die Gesellen der Hütte, die Meister und Poliere um Schutz an.«

Der Vorsitzende schlug mit dem Hammer auf die Tafel.

»Wer nimmt für oder gegen den Polier das Wort?«

»Ich nehme es gegen ihn,« sagte Jörgen Donat, in den Kreis tretend.

Die Versammelten stießen einander verwundert an; ein Zischeln und Flüstern rauschte durch den Kreis.

»Sprecht Jörgen, und bedenkt Eure Reden,« sagte der Vorsitzende.

Jetzt schwieg alles, und Donat begann.

»Was da erlassen ist wider den Polier, das ist ein wohl erwogen Ding von dem Oberbaudirector Schlüter. Es kommen zu allen Thoren von Berlin hineingewandert die Gesellen und Poliere aus den verschiedensten Ländern. Unserer, die da heimisch sind am Ort, werden immer weniger. Zuerst sollen die arbeiten können, die das Handwerk als Eingeborene am Orte grüßen – aber die so von draußen kommen, die nehmen das Brot.«

Ein Gemurmel des Unwillens summte durch die Versammlung.

»Ruhe,« gebot der Vorsitzende. »Was also ist Euer Begehr?«

»Ich will sagen,« fuhr Donat fort, »daß dieses, so Schlüter angeordnet, gerecht war, denn *nach uns* sollen die

Ausländer kommen, und es ist gerecht, daß man sie weise vom Bau; also will ich sprechen dafür, daß niemand helfe wider die Anordnungen Schlüters.«

Die Versammlung stieß neue Rufe der Mißbilligung aus, nur wenige schienen dem Antrage Donats beizustimmen. Ein andrer trat in den Kreis.

»Ich will das Wort ergreifen,« sagte er. »Ich, Abel Gerritsen, Meister am Bauamte im Münzthurm. Ich spreche wider Donat, den Polier. Wir sind es, die sich zusammenthun eine Hütte zu bilden, und die so mit uns vereinigt sind durch Hammer und Kelle, Loth und Winkelmaaß, – die da tragen *H* und *W* auf ihrem Schurze, die werden nimmer gefragt, woher sie kommen? wohin sie gehen? Wenn sie bestehen und als rechte Gesellen anerkannt sind oder Poliere und Kleinmeister, dann werden sie geschützt, und man heißt sie willkommen. Wer die Gesellen der Hütte verläßt, der verletzt das Handwerk, und der bricht das Gelöbniß, so er vor der Lade gethan, höret ihn an!«

»Höret ihn an,« riefen die Gesellen, ihre laute Zustimmung gebend.

»Wer einen von denen, die zu uns gehören, angreifet oder schädigt,« fuhr Gregorio fort, »der schädigt die Genossenschaft – *ergo* und daher ist der Oberbaudirector Schlüter ein Feind unseres Bundes, so er einen von uns vom Bau gewiesen. Ich selbst bin ein Brandenburger – ich

dürfte eher sprechen gegen die, so vom Auslande kommen; aber ich sage: kein Meister, kein Schreiber, kein Director soll das Recht haben, offen die Leute vom Bau zu weisen, die wir schützen können.«

Die Versammelten nickten ihm Beifall zu.

Ihr eifert gegen die Ordnung und das Recht,« rief Donat.

»Und Ihr seid es, der für Schlüter spricht, weil Ihr sein Polier seid,« entgegnete Gerritsen.

»Nehmt die Beleidigung zurück oder – –« rief Donat, ein Messer ziehend.

»Haltet ein,« befahl der Vorsitzende. »Im Namen des Handwerks weise ich jeden Streit ab.«

»Jörgen Donat hat Recht,« riefen einige Stimmen.

»Nein, er hat nicht Recht,« eiferte Alquist der Däne, in zischendem und unschönem Dialecte redend. »Haltet zusammen! Das ist die Losung für uns und Ihr müßt sie befolgen.«

»Ich sage noch mehr,« rief Gerritsen, der eine gewaltige Stimme und einen mächtigen Bart besaß. »Recht oder Unrecht gilt hier gleich. Es darf niemand ohne Unheil oder Kündigung die von dem Bau weisen, welche die Meister mit Handschlag und Löhnung geworben haben. Wißt Ihr, was uns droht, wenn dieses so fortgehet? Alle unsere Rechte werden genommen. Schon spürt die Polizei von Berlin nach uns – sie fürchten diese Macht der Gesellen, und wenn Ihr nicht die Zähne weiset, – dann werden sie Euch herunterbringen, noch ehe Ihr es gedenket.«

Donat wollte erwidern, aber trotz der Hammerschläge des Vorsitzenden nahm der Tumult überhand, und erst nach starkem Rufen gelang es, die Eifernden zu beschwichtigen

»Ich werde die Stimmen vernehmen,« sagte er. »Wer für Abel Gerritsen ist – der hebe die rechte Hand auf.«

Nur wenige Hände blieben unten – die meisten sprachen für Gerritsen. Gregorio frohlockte.

»Jetzt soll gesagt und gerathen werden, was da geschehen mag,« fuhr der Vorsitzende fort. »Wollen wir eine Schrift einsenden an des Kurfürsten Durchlaucht?«

»Nein,« riefen die Gesellen.

»Wollen wir eine Deputatio an Herrn Schlüter senden?«

»Sie würde nutzlos sein,« sagte ein Gesell, Namens Salomon, der unter Bröbes arbeitete, »Herr Schlüter hört sie nicht an.«

»Wir müssen viel stärker unsere Rechte wahren,« eiferte Gerritsen.

»Ihr solltet lieber dem Oberbaudirector das Messer auf die Brust setzen,« rief Donat.

Die Gesellen gaben ihren Unmuth aufs neue zu erkennen; dennoch eilten mehrere – Einheimische sowohl als Ausländer – auf Jörgen Donat zu und suchten, ihn beschwichtigend, das gute Vernehmen herzustellen.

»Wir sind keine Mörder,« rief Gerritsen.

»Ihr dürft nicht ferner so sprechen,« sagte der Vorsitzende. »Sammelt Euch, Ihr Gesellen, es soll berathen werden, was geschehe.«

Die in Gruppen vertheilten Gesellen traten wieder in einen Kreis zusammen, und Gerritsen nahm das Wort.

»Wann sollt Ihr wieder an die Arbeit, Polier?« fragte er Gregorio.

»Morgen mit dem Frühesten. Es ist der Wille des Meister Braun, daß ich am Schloßbau erscheine.«

Gerritsen erbat das Wort.

»Also denn –« begann er, »wir werden dem Oberbaudirector zeigen, daß wir uns keinen Eingriff in die Rechte gefallen lassen. Höret mich an: wenn die Arbeit begonnen hat an der Bibliothekecke, so erscheint gewöhnlich Schlüter unter den Bauleuten, das begonnene Tagwerk zu besichtigen. Er wird Euch, Polier Gregorio, sehen und die Ausweisung findet aufs neue statt. Meister Braun wird sich weigern und es gibt sicherlich einen Streit. So Ihr fortgewiesen werdet, ist der rechte Augenblick gekommen – dann treten alle, die zu unserm Bund gehören von der Arbeit fort – Hammer und Kelle – Loth und Winkelmaaß werden bei Seite gelegt und alles eilt, sich um den Bedrohten zu scharen. Wenn der Oberbaudirector auf seinem Willen beharret, so erklären ihm alle offen – ich selbst will Euer Sprecher sein – daß er kein Recht habe, den Mann fortzuweisen und daß wir uns dem widersetzen und viel lieber seine, des Schlüter, Arbeiten nicht mehr thun wollen.«

Die Gesellen riefen tumultuarische »Lebe Hochs« auf den Kleinmeister, der eben so triumphirend als Donat finster um sich schaute.

»Jeder halte zum andern,« fuhr Gerritsen fort. »Kein Eingriff in unser Recht – man wird Euch ködern wollen – man wird von den Vortheilen reden, welche die Einheimischen dadurch erhalten – lasset Euch nicht beirren – was Einen von uns trifft, kann alle treffen.«

»Ja – ja,« riefen die Gesellen. »Wir schwören's auf die Lade.«

»So ist's recht,« jubelte Gerritsen. »Wir wollen sehen, was man gegen uns ausrichtet. Wir sind eine freie Innung, – und es ist sicher: auch die Meister sind mit uns. Ich weiß es, daß sie sich bereden, die Tyrannei Schlüters abzuwerfen. Sie sind geschädigt gleich uns – sie werden für uns sein.«

»Aber,« wendete ein Polier des Maurers Grüneberg, Namens Wenzel ein, »wenn die Zahl groß genug ist – am Schloßbau sind viel Gesellen, die nicht zu uns gehören.«

»Wir sind die Mehrzahl,« sagte Gerritsen, »und es muß noch weiter dafür gesorgt werden. Jeder von uns, die wir hier diese Arbeit gethan haben, muß morgen mit dem Frühesten alle anderen Gesellen, die zur Hütte gehören, von dem in Kenntniß setzen, was morgen geschehen soll. Vom Schlosse aus nach dem Arsenal hinüber müssen Leute bereit stehen, um die Nachricht schnell an die Arbeiter dahin gelangen zu lassen, damit alles herbeiströmt; – im Nothfalle wird die Glocke gezogen.«

»Es ist Aufruhr,« eiferte Donat.

»Nothwehr!« riefen die Gegner.

»Wer ist dafür?« fragte der Vorsitzende.

Fast alle Hände erhoben sich.

»Morgen denn,« entschied Gerritsen. »Wir sprechen uns noch. Seid eingedenk des Eides – ein jeder.«

Er blickte auf Jörgen Donat und die, welche ihm beistimmten.

»Jörgen Donat,« sagte der Vorsitzende, »ich mahne Euch an Euren Gesellenеid. Ihr dürft nicht handeln gegen die Genossen der Hütte – Ihr könnet zurücktreten – man wird Euch nicht antasten darob, aber wenn Ihr Verrath übet –«

»Wer sagt das?« rief Jörgen Donat zornig. »Ich bin ein Geschworener der Hütte und gehöre den Gesellen an. Bin ich auch für den Oberbaudirector und sein Ansehen, so weiß ich doch, daß ich schuldig bin, meinen Eid zu halten, und ich wie meine Genossen wir werden stehen zu Euch, wenn Ihr alle eintretet. Der da,« fuhr er fort, auf Gregorio deutend, »ist mir ein Fremdling gewesen bisher, aber er kommt zu uns als ein Wissender, und ich werde sein Thun nicht verrathen, so lange es offen berathen wird in der Hütte, und so schweren Herzens es auch geschehen mag – ich will zu Euch halten morgen, da das Recht der Gesellen es erheischt – geht es auch wider den großen Meister, aber es wird der Tag kommen, wo auch ich zu Euch sprechen und rufen werde: helft mir und meinen Genossen, dem großen Schlüter beistehen und seid für ihn, denn die Gesellen sollen einander helfen.«

»Wir werden es treulich ins Werk richten,« sagte Gerritsen, »wenn Schlüter im Recht ist. Heute sprechen wir

wider ihn, handeln wider ihn, da er unser gutes Recht bedroht.

»Ans Werk denn morgen!« rief der Vorsitzende.

»So geschehe es,« stimmten die Versammelten ihm zu.

»Gehet alle früh zum Bau,« mahnte Gerritsen. »Und Ihr, Gregorio Alikani, laßt es nicht am guten Willen fehlen. Ihr seht, daß die Gesellen helfen können.«

»Meinen Dank,« rief Gregorio. »Ich werd's Euch gedenken.

Ein Lachen der Freude und der befriedigten Erwartung schlug er auf. Alles war so gekommen, wie er erwartet hatte, – der kommende Tag bereitete ihm sicher einen Triumph und Schlüter eine neue Niederlage; der Oberbaudirector war bereits mit dem Kurfürsten in Conflict gerathen. Wenn es gelang, die Gesellen zu einer Art von Empörung zu reizen, welche die Ruhe Berlins störte und das geweihte Gebiet des kurfürstlichen Schlosses beschritt – indem sie einem der höchsten Beamten entgegentrat – dann mußte sich der Unmuth des Gebieters bis zum höchsten Grade steigern. Gregorios schreckliche und verderbliche geheime Pläne sollten dann, zur Ausführung gebracht, das Werk vollenden, und dem regen Helfer mußte der hochgestiegene Eosander seine ganze Anerkennung und Protection zuwenden. Gregorio wollte

auch durchaus nicht später den Bescheidenen der Wartenberg gegenüber spielen, sondern vielmehr der mächtigen Dame als der Geber des großen und seltenen Schatzes erscheinen, den sie bei dem Feste der Kurfürstin tragen sollte – Gregorio hatte, durch seine geheimnißvollen Beschäftigungen in Anspruch genommen, noch keine Nachrichten von den Vorgängen in Lützenburg erhalten, aber die Scene im Hause Brauns ließ ihn tief genug blicken und erkennen, daß die Sachen nicht günstig für Schlüter stehen konnten. Der Polier sah sich bereits als den glücklichen Bevorzugten von Seiten Brauns. Mit diesen Gedanken beschäftigt, achtete er nicht weiter auf den Schluß der Versammlung und Arbeit, den er oft in andern Hütten mitgemacht und der sich bei allen Genossenschaften nur durch geringe Aenderungen des Rituals unterschied.

Die Lade ward geschlossen, und die Gesellen stimmten einen Gesang an, dessen Text auf eine stete und feste Verbindung hindeutete. Während des Gesanges hielten sich alle Anwesenden bei den Händen.

»Ich schließe unsere Arbeit,« sagte der Vorsitzende. »Niemand darf ein Wort von dem, was er gehört und gesehen in dieser Stunde, weiter sprechen, schreiben oder drucken.«

Die Gesellen machten das Zeichen als Zustimmung.

»Niemand,« fuhr der Vorsitzende fort, »darf ein Wort, welches ihm ein Genosse der Hütte gesagt – ein Versprechen, welches er gegeben an einen der Unsern – verrathen oder brechen. So es ihm selbst nicht gefällt, trage

er es bei sich und sei verdammt, wenn er es verrathen wollte.«

Neues Zeichen der Zustimmung.

»Ich banne das Wasser,« sagte der Vorsitzende, ein Licht löschend.

»Das Feuer.« Er löschte das zweite. »Der Erde soll es leuchten, bis alle geborgen,« sagte er, dem zweiten Altgesellen das dritte reichend.

Dieser schritt in einen Nebengang, der in einen anderen Vorkeller führte. Die Gesellen gingen an dem Leuchtenden vorüber und gelangten von dem Vorraum aus ins Freie und an die Schälung der Spree, welche hier ziemlich hoch und einen schmalen Kai bildend angelegt war. Es war nothwendig, daß nur einige wieder in den Saal zurückkehrten, um jedes Aufsehen zu meiden.

Leonhardt führte Gregorio. Die Nacht war finster und kalt. Der Wind schnob ziemlich stark von Köln herüber, und die vielen dunklen Gestalten der Gesellen, welche auf dem Rande des Kais angelangt, sich nach allen Seiten hin vertheilten, schienen, wie sie so eilig davon stürmten, durch die Stöße des Windes entführt zu werden gleich nebelartigen Gebilden. Gregorio blieb einige Minuten stehen. Er sog die Nachtluft ein.

»Habt Dank, Leonhardt,« sagte er. »Ich hoffe, es Euch vergelten zu können.«

Leonhardt Braun erwiderte den Druck seiner Hand nur schwach.

»S'ist mir lieb um Euch,« sagte er, »daß Ihr geschützt werdet – aber wenn's nur nicht gegen Schlüter ginge.«

»Wie? Ihr seid Brauns Sohn, – des Meisters, gegen den Schlüter also tyrannisch verfährt, und Ihr haltet nicht gegen ihn?«

»Ich muß wohl – aber es kommt nicht aus dem Herzen – Schlüter ist ein Genius.«

Gregorio erwiderte nichts. Sie stiegen die Treppe hinab, welche zur Spree und von da auf die Schälung an der Arche führte. Einige andere Gesellen gingen mit ihnen.

»Es wird ein sehr schlimmer Tag werden,« sagte Donat zu einem neben ihm schreitenden Freunde. »Unser Meister wird große Noth haben, aber wir müssen uns fügen, weil die Gesellen und Genossen es also wollen. Das Handwerk und unser Gelöbniß sagen: alle für Einen.«

Gregorio hörte diese Worte. Leonhardt war bereits voraus, als der Polier sich leise berührt fühlte. Er wendete sich um.

»Ah,« lispelte er. »Ihr seid es, Alquist?«

»Ich bin's,« antwortete der Däne eben so leise. »Könnt Ihr mir die Mischung geben?«

»Hm. Ich muß sie aus meiner Wohnung schleppen.

»Macht schnell – es eilt. Ich muß die Blöcke genau abzählen, damit ich zur rechten Zeit einwerfen kann; – es thut noth, daß ich Eure Mischung in der Nähe habe – heute Nacht ist es günstig – von morgen wird der Ofen stark gefeuert.«

»Was thun? Hm – wo wollt Ihr sein? Wo finde ich Euch?«

»Ich warte mit meinem Kahne unter der Spreegassenbrücke – von da fahre ich an die Bastionspforte.«

»Geht in einiger Entfernung nach,« lispelte Gregorio. »Ich muß jetzt zum Schein auf mein Zimmer. Bleibt in der Nähe von Brauns Hause – wenn Leonhardt fort ist, öffne ich Euch, und wir tragen die Blöcke hinaus; ich muß Euch alles weisen.«

Alquist nickte. Gregorio trat wieder zu Leonhardt.

»Es wird ein heißer Tag werden,« sagte dieser.

»Komme, was da wolle – ich nehme es auf mich. Eosander wird uns schon helfen,« meinte Gregorio.

Sie traten in Brauns Haus. Als er die Thür schloß, bemerkte Gregorio die Gestalt des Dänen in der breiten Straße.

In dem Hausflur nahm Leonhardt Abschied von dem Italiener, der in sein Zimmer ging. Gregorio schritt durch den Flur; der junge Maurer begann, die Treppe hinanzusteigen, welche zu dem Gemache führte, das er im Vorderhause seines Vaters bewohnte; Leonhardt Braun hatte den Kopf voll allerlei Gedanken. Die folgenden Stunden waren wichtig genug, denn es handelte sich um eine Art von Rebellion. Er hörte seinen Vater in dem Zimmer auf und niedergehen und zuweilen war es dem Sohne, als stieße der Alte einzelne Töne aus, die wie Verwünschungen oder Flüche klangen. Leonhardt blieb stehen – es entstand der Wunsch, das Verlangen in ihm, mit dem Vater zu sprechen, der ebenfalls Schritte gegen den Oberbaudirector thun wollte, der in Verbindung stand mit den Meistern und Beamten, welchen der energische und geistig überlegene Schlüter eine drückende Last war.

Vielleicht ließ sich dem drohenden Ausbruche vorbeugen. Leonhardt durfte freilich keine Mittheilungen von dem machen, was in der Gesellenhütte verabredet worden war, aber die Verweisung des Poliers Gregorio hatte bereits unter den Arbeitern Berlins eine große Aufregung erzeugt. Leonhardt konnte daran seine Besprechung mit dem Vater knüpfen, – verehrte er selbst doch im Geheimen den großen Schlüter.

Als der junge Maurer noch überlegte, war es ihm, als höre er drunten in dem dunklen Flure Tritte. Er horchte angestrengt – ja – es ging jemand über den Estrich, dessen Sand unter den Schritten knisterte. Zuweilen stand der nächtliche Wanderer einige Sekunden still, als wolle auch er lauschen, ob irgend ein Wesen nahe, dann setzte er seinen Marsch wieder fort. Leonhardts Neugierde wuchs, als er, durch das Flurfenster in den Hof blickend, im Zimmer des Italieners kein Licht gewahrte – schlief Gregorio bereits? Wer ging dann dort unten im Flure des Hauses? – Leonhardt begann langsam die Treppe hinabzusteigen und kauerte sich ein wenig auf dem Absatze nieder – er hörte, wie der Schlüssel in das Schloß der Hausthür gesteckt und diese vorsichtig, leise geöffnet ward – im Zwielichte erkannte er die Gestalt eines Mannes, der einen zweiten von der Straße in das Haus ließ und dann die Pforte wieder schloß; gleich darauf traten, wie aus dem Geräusch zu schließen war, beide ihren Rückweg in das Innere des Hauses an.

Leonhardt erhob sich schnell; es war kein Zweifel mehr, – Gregorio ließ einen Fremden in das Braunsche

Haus – und zwar geschah dies in geheimnißvoller Weise – verstohlen bei Nacht, wo der Polier schon Leonhardt für heute Lebewohl gesagt und diesen glauben gemacht hatte, er gehe auch zur Ruhe. Gregorios ganzer Wandel, seine immerhin zweideutige Existenz ließen bei Leonhardt schnell genug den Gedanken aufkommen, daß hier eine neue, dunkle Begebenheit ihren Anfang nehme, die wohl eine Fortsetzung der Vorgänge in der Gesellenhütte sein konnte. Leonhardt überlegte nicht lange. Von dem Hintergebäude führte eine Thür auf die Galerie, so daß ein mit der Lokalität Bekannter bald in die Nähe von Gregorios Zimmer gelangen konnte. Diese Thür war von innen verriegelt. Leonhardt war schnell die Treppe hinab und lauschte an der Hofthüre. Er sah Gregorio mit einem Manne über die Galerie gehen, und der Italiener verschwand mit seinem Begleiter in dem Zimmer.

Nun war Leonhardt mit zwei Sitzen über den Hof – die Hintertreppe hinauf und an der Thür. Als er sie öffnete, flammte im Zimmer Gregorios Licht auf. Die Vorhänge des Fensters, welches auf die Galerie ging, waren zwar herabgelassen, aber nicht so dicht anschließend, daß ein Lauscher, der sein Gesicht an die Scheiben drückte, nicht durch eine kleine Oeffnung in das Zimmer hätte blicken können. Leonhardt war, nachdem er die Thür leise geschlossen, auf allen Vieren bis zum Fenster gekrochen. Er blieb in knieender Stellung und legte nur den Kopf an die Scheibe, um genau sehen und hören zu können. Wenn Gregorio Miene machte, das Zimmer zu verlassen,

so war Leonhardt mit einem Satze an der Thür – der Polier war jedoch schon sicher genug in dem Hause geworden. Er hatte gar keine Vorsichtsmaßregeln genommen. Leonhardt entdeckte zu seinem Staunen und Schrecken, daß der Begleiter Gregorios der Däne Alquist war, ein Mann, der nicht in besonderem Rufe stand.

Der Italiener hatte seinen Mantel abgeworfen und nöthigte den Dänen, Platz zu nehmen. Hierauf sah der Lauscher, wie Gregorio sich bückte und einen unter dem Schranke befindlichen Kasten hervorzog, der augenscheinlich mit schweren Gegenständen gefüllt war, denn er ward mit einiger Anstrengung gezogen und das machte starkes Geräusch. Gregorio nahm aus dem Kasten nach einander mehrere Blöcke, welche Leonhardt sogleich als Zinnbarren erkannte, und legte sie vor dem Dänen auf den Tisch nieder. Der junge Maurer horchte mit größter Spannung. Die Lösung mußte nun erfolgen, denn der Polier trat zu Alquist und begann, ihm die nöthigen Erklärungen zu geben.

»Sie enthalten,« hörte Leonhardt den Polier sagen, »eine ganz gewaltige Kraft. Ich habe sie wohl probirt. Es ist nur nothwendig, daß Ihr den richtigen Augenblick abwartet, wo das Erz zu stocken beginnt. Dieses Stocken geschieht, wenn Ihr Savenis Barren in den Ofen geworfen habt. Sobald das bemerkt und die Zinnkloben hineingeworfen werden, müßt Ihr diese bereit halten.«

Er deutete auf die Barren.

»Es wird sich machen lassen,« sagte Alquist. »Da ich beim Speisen des Ofens beschäftigt und angestellt bin,

kann ich Eure Mischung leicht zwischen die anderen Barren legen und jene in das Metall werfen.«

»Gewiß,« sagte Gregorio. »Es ist nur nothwendig, daß Ihr die Stücke genau unterscheiden könnet, weil sie aufs Haar den gewöhnlichen Barren gleichen.«

Leonhardt blickte scharf durch das Fenster – er sah, wie Gregorio mit einem Messer einen Kerb in die rechte Kante jedes Barrens schnitt, was bei dem weichen Metalle leicht bewerkstelligt werden konnte.

»So –« sagte Gregorio. »Das ist das Zeichen, betrachtet es genau und sondert die gezeichneten Stücke von den andern, damit Ihr sie im entscheidenden Momente zur Hand habt.«

Alquist nahm die Barren und packte sie zusammen, der Italiener schlug ein Stück grober Leinwand um dieselben und schlang dann einen Strick um das Bündel.

»Polier,« sagte Alquist. »Es wird ein schweres und gefährliches Ding – wenn es mißlingt! was dann?«

»Sorget nicht,« sagte Gregorio, das Bündel schnürend. »Ich habe meine Leute, die mich in Schutz nehmen – und glückt es, soll es Euer Schade nicht sein. Was nach der Ungnade des herrischen Directors erfolgt – das könnt Ihr Euch denken: alle steigen, welche seine Gegner waren, und ich bin dann nicht einer der Letzten – das fördert Euch mit. Der Gießer Jakobi – dem ein solches Werk verunglückte, muß fallen – keine Gunst hält ihn mehr – und dann sollt Ihr steigen. Man wird ein Verhör anstellen, Protokolle werden aufgenommen, und Ihr müßt dann so sprechen, wie wir verabredet haben. Ihr müßt Euch

berufen auf des alten Martin Hinze Ausspruch, der sich weigerte, den Guß zu vollführen, weil zweihundert und fünfzig Centner Erz im Ofen dort nicht zu bändigen seien und die Form sprengen würden – es läßt sich genug finden. Ans Werk denn – wir müssen uns helfen, wenn wir vorwärts wollen.«

Leonhardt vermochte nur mit Mühe sich geräuschlos zu erheben und langsam fortzukriechen. So kurz und lückenhaft die Unterhaltung auch gewesen war, er hatte dennoch genug verstanden. Jakobis Name hatte ihn vollständig darüber aufgeklärt, daß ein ungeheures Komplott, ein fluchwürdiges Verbrechen gegen den Gießer und Schlüter bestand und begangen werden sollte. Der junge Maurer war nicht allein deshalb so empört in Folge der Entdeckung, weil er Schlüters Genie verehrte – sondern auch, weil sein redliches Herz fast springen wollte bei dem Gedanken an die Vernichtung eines herrlichen Kunstwerkes, welches zum Ruhme des Vaterlandes und eines großen Mannes, zur Freude und Lust aller Menschen, die für Schönes und Erhabenes Sinn hatten, vernichtet werden sollte, nur um irgend einem geheimen Feinde des Directors oder einem schändlichen Ehrgeizigen Genugthuung oder Beförderung zu verschaffen.

Leonhardt wollte sogleich die beiden Verschwörer festhalten – der Beweis des Verbrechens war in ihren Händen – Alquist, der in der Gießerei angestellte Former und Gehülfe, war der Thäter; – Leonhardt schlug sich verzweifelt vor die Stirn, er gedachte des Eides, der ihn

band; kein Genosse der Hütte durfte den andern verrathen, selbst wenn ein solcher Genosse Schlimmes im Schilde führte – der Entdecker mußte schweigen. Aber hindern – hindern konnte Leonhardt das Verbrechen, vereiteln konnte er die Zerstörung des herrlichen Werkes.

»Wie?« – das fragte Leonhardt sich sogleich, als er die Thür zur Galerie leise zuzug. Er blickte durch die Fuge und sah, wie die beiden leise die Galerie überschritten und nach dem Hausflur hinabstiegen. Sie trugen ein Bündel, in welchem sich die Barren befanden, in denen – so hatte Leonhardt richtig geschlossen – jedenfalls eine zerstörende Kraft verborgen war, die im entscheidenden Augenblicke der Form einen erheblichen Schaden zufügen mußte – andere Mittel, den Guß zum Stocken zu bringen, mußten ebenfalls vorhanden sein. Leonhardts Kopf glühte. Er vermochte nicht zu schlafen. Er dachte über die Möglichkeit nach, das Werk zu retten ohne den Polier und seinen Helfer, die beide in der Genossenschaft waren, verrathen zu müssen.

Unterdessen hatten Gregorio und sein Begleiter glücklich die breite Straße gewonnen, ohne daß jemand im Hause – außer Leonhardt – ihren Fortgang bemerkt hätte. Sie gingen schnell durch Heyses Gäßlein, durchschnitten die Brüderstraße und kamen in die Spreegasse, welche auf den Fluß mündete und erst vor einiger Zeit erweitert war, um bei Feuersbrünsten benutzt werden zu können.

An der Spreegassen- (jetzt Jungfern-) Brücke, hatte Alquist seinen Kahn fest gebunden. Die Wächter blieben auf ihren Posten – in Berlin waren zu jener Zeit die Leute nicht die Nacht hindurch auf den Beinen. Nur aus einigen Bierhäusern schallte noch Lärmen. Am Ufer angekommen, trugen die Verschwörer ihr Bündel in den Kahn.

»Gute Fahrt,« sagte Gregorio leise, »verbergt es wohl.«

»Ohne Sorge,« entgegnete Alquist, langsam abstoßend.

Gregorio schaute dem Fahrzeuge nach, welches schweigend und träge auf dem schwarzen Gewässer dahinfuhr mit seiner Doppellast von Verbrechen: dem Thäter und dessen schrecklicher Waffe. Der Polier schüttelte sich ein wenig – dann stieg er die Holztreppe wieder hinan und eilte in das Haus zurück. Ohne bemerkt oder gestört zu werden, gewann er sein Zimmer.

Alquist fuhr mit dem Kahne bis zur Schleusenbrücke. Er rief hier den Wächter, der gegen Erlegung eines bestimmten Geldes das Seitenthor öffnete, und Alquist fuhr mit seinem Kahne, der heftig schwankte, weil die Gewalt des Wassers, das hier sich staute, ihn gegen die Schälung drückte – in den Arm der Spree, welche das Bastion umgab und dann, um die Dorotheenstadt fließend, in das große Flußbecken strömte, dessen Gewässer vor Spandau sich mit der Havel verbinden.

Alquist fuhr dicht an der Schälung entlang, bis er die Treppe erreicht hatte, die bis zum Bastion aufstieg. Er lauschte angestrengt, ob niemand seine Ankunft bemerkt habe, aber alles blieb still. Er zog den Kahn an die Treppe

und band ihn fest, dann hob er mit großer Kraft das Bündel aus dem Fahrzeuge und huschte langsam die Treppe hinan, bis er vor der Thür angekommen war, die vom Gießhause an die Wassertreppe des Bastions führte. Hier blieb er wieder stehen. Er gewahrte, durch das Schlüsselloch blickend, Lichtglanz im Gießthurme – es war Jakobi, der die Runde machte.

Alquist wartete, bis es ganz dunkel drinnen war, dann öffnete er die Thür und zog seine Last hinein, schloß die Pforte und begann dann nach seiner Schlafstätte zu gehen. Er kannte trotz der Dunkelheit den Weg. In der Gußhalle lagen große Haufen Fichtenholz, Kohlen und allerlei Dinge, welche für den bevorstehenden Guß bestimmt waren. Am nächsten Tage sollte das Feuern des Ofens beginnen. Alquist barg das Bündel in der Ecke des Gewölbes. Er konnte leicht am nächsten Tage der Erste drunten sein, um es sicherer zu verstecken, bis er die Barren genügend bergen konnte. Dann suchte er seine Lagerstätte auf. Die Kameraden schnarchten in ihren Zellen – sie hielten nicht mit Alquist zusammen, dem diese Absonderung willkommen war.

»Weder die lockere Gußrinne, noch die schlechte Dammerde würde uns geholfen haben,« murmelte er. »Aber diese verteufelten Geheimnisse da drunten werden die Sache zum Sturz bringen.«

Er kroch in sein Lager und erwartete halb wachend den Anbruch des Tages.

Der Aufruhr der Arbeiter.

Die Glocken, welche an den Ausgängen der Bauplätze angebracht waren, zeigten den Arbeitern am Schloß- und Zeughausbau den Beginn der Werkstunden an. Aus den verschiedensten Richtungen her kamen die Leute, theils in kleineren, theils in größeren Zügen auf das Schloß zu. Der Nebel, den die vorgerückte Jahreszeit in den Morgenstunden um die Gegend zog, ließ noch nicht erkennen, wie groß die Zahl der Anwesenden sei, die sich am Bauzaun, vor der Ecke versammelt hatten, welche durch die kurfürstliche Bibliothek und den nach dem Lustgarten sehenden Theil des Schlosses, den die Gerüste umgaben, gebildet wurde.

Allmählich sank die Nebeldecke, die Herbstsonne schickte ihren noch in Gewölk gehüllten Strahlen den matten Schimmer voraus, der den Kampf des Frührothes mit der Nacht und dem Nebel verkündet. Bei diesem Weichen der Hülle von Dunst und Feuchtigkeit sah man die Gruppen der Arbeiter deutlich. Fast alle schienen mehr oder minder heftig bewegt. Die Leute gestikulirten und fochten mit den Armen heftig umher. Es schien eine besondere Angelegenheit all diese Männer zu beschäftigen.

Einzelne Personen, unter denen man leicht Mitglieder der Gesellenverbindung und Theilnehmer an der Berathung der vergangenen Nacht wieder erkannt haben würde, eilten von Gruppe zu Gruppe und theilten, nachdem sie verstohlen das Zeichen gemacht, den Genossen mit, was in der Versammlung besprochen worden war.

– Man hörte die Worte: »Gewaltthat«, »Standhaftigkeit«, »Einer für alle – alle für Einen«, an zehn – zwölf Stellen laut ausrufen. Hin und wieder schlichen einige Klein- oder Großmeister der Zimmer- und Maurerinnung durch die Menge – sie horchten und winkten einander zu. Grüneberg und de Bodt eilten nach dem Zeughause. Die Poliere und Altgesellen erschienen und führten ihre Trupps an die Arbeit. Die Gerüste, Leitern und Balkenlagen belebten sich wieder.

»Gebt acht auf die Poliere dort an der Ecke,« sagte ein breitschultriger Manne, der sich besonders feindlich gegen die Maßregeln des Oberbaudirectors gezeigt hatte.

»Ah – da kommt Braun mit seinen Polieren,« sagte ein anderer.

»Ist es der dort? Der bleiche Mann?« fragte ein dritter.

»Ja – das ist der Italiener,« sagte der Stämmige, hinab deutend.

»Ein verflixtes Gesicht – wie sie in Baiern sagen,« meinte der zweite.

In diesem Augenblicke stieg Salomon, der Geselle von Bröbes, die Leiter hinan und trat auf das Gerüst.

»Martin Balzer läßt Euch sagen, Ihr sollt auf die Glocke wohl achten,« sagte er hastig, »und dann schnell herabkommen – die Verbindungsleitern nehmt fort – damit nicht solche Gesellen, – die wider uns oder gleichgültig sind, herzulaufen oder von oben herab Lärm machen können.«

Er ging weiter.

»Es beginnt ein Tumult – Ihr sollt sehen,« sagte Bröbes der Baumeister, zu dem Bauschreiber und Architekten Jänicke.

»Laßt es doch,« flüsterte Jänicke. »Zu tollen Spektakel wollen wir schon verhüten – aber etwas, das ist gut. Dieser Herr Schlüter muß herabsteigen – ha – ist mir so was vorgekommen? Mir die Hälfte der Lieferung zu streichen – als ob ich ein Betrüger wäre – es ist unerhört.«

Braun trat zu den beiden.

»Es scheint, als hätten die Leute gestern Nacht etwas verabredet,« sagte er. »Ich höre allerlei Geflüster.«

»Wo zum Henker mögen sie nur ihre Versammlungen halten?« fragte Jänicke.

Braun zuckte die Achsel.

»Es ist immer gefährlich,« meinte Bröbes. »Als ich noch in Paris war, sprach man auch von solchen Genossenschaften, und in Straßburg haben sie ganze Massen von Verbündeten.«

»Es wird uns helfen, dem Drucke des Oberbaudirectors zu begegnen, denn wir können leicht des Kurfürsten Gnaden Vorstellungen machen und bitten zur Vermeidung ähnlicher Fälle dieser Art, – die Gewalten zu theilen.«

»Gut,« sagte Bröbes, »aber wenn der Spieß einmal umgedreht wird?«

»Ja, 's ist möglich,« sagte Jänicke. »Indessen Herr de Portz fahndet auf die geheimen Verbindungen – er ist für die Gewalt. Noch eins,« fuhr er fort, sich zu Braun wendend. »Ich höre, Meister – nichts für ungut – in Eurem

Hause soll eine schlimme Historia passirt sein. Die schöne Dora hat ihr Herz an den Junker von Berchholz verloren – –«

»Hat die Klatscherei schon ihr Müthchen gekühlt?« rief Braun, wüthend den Stock in den Boden stampfend. »Es ist zu toll – ja – ja – Ihr mögt es weiter bringen. Leider ist mein Mädel ebenso in den Junker vergafft – als dieser in das Mädel, aber ich geb's nicht zu. Ich habe dem Freiherrn von Werneck, der mir eine Rede halten wollte, die Thür gewiesen – o – das Ganze ist ein Werk des Herrn Schlüter.«

»Wie?« riefen die anderen erstaunt.

»Ja, Herr Schlüter greift in alles hinein, auch in die Familien. Es hat in Lützenburg eine Scene gegeben, die ganz toll war – die Heirath mit dem Hoffräulein kommt nicht zu Stande, weil der Junker mein Mädel lieben soll – und das hat Herr Schlüter so eingefädelt, der – wie's heißt – die Edelleute nicht höher stellt als die Bürger, und da heißt's nun überall: ich sei mit Schuld daran, ich wisse um den Handel, und Seine Durchlaucht sind zornig darüber.«

»Um so mehr müßt Ihr gegen Schlüter auftreten,« sagte Jänicke.

»Fragt nicht,« entgegnete Braun. »Es ist alles geschehen, um dem Hofe und dem gnädigsten Herrn zu zeigen, daß ich Schlüters Partei nicht ergreife. Es trifft sich herrlich wegen des Gregorio. Gestern noch habe ich mit

Grüneberg und de Bodt, mit Werner und Bröbes die Versammlungen gehalten. Wir lassen es auf alles ankommen – und die Gesellen stehen zu uns.«

Ein Maurer, der mit einer Maurerschürze bekleidet und mit einem Maaßstocke bewaffnet war, trat heran.

»Ich bin nunmehr bereit, meine Geschäfte zu beginnen,« sagte er, die Mütze ziehend. »Wo befehlt Ihr, Meister, daß ich mich anstelle?«

»Dort in dem Winkel, am Fenster Nummer zwei,« sagte Braun. »Beginnt mit dem Ausnehmen der Steinträger – wie ich gestern Euch sagte – und,« sagte er leise hinzu, »bleibt unten am Bau – besteigt keine Leiter – er muß Euch sehen.«

Gregorio – denn dies war der Maurer – ging an den bezeichneten Ort.

»Dieses ist der Italiener?« fragte Jänicke.

»Ja. Es ist der, den Schlüter vom Zeughausbau entfernte – und den ich nun beschäftige. Ich will doch sehen, ob er auch hier fortgewiesen wird.«

»Wie sind einig,« sagte Biibes, »und das ist die Hauptsache.«

»Herr Eosander hat den Mann empfohlen. Der Graf Wartenberg ist für den Eosander aufgetreten – und dieser Schlüter hat die Kühnheit, dem allen zu trotzen.«

»Wir werden zertreten,« rief Bröbes, »wenn's so weiter geht.

»Darum Kampf – und glaubt mir: dieses Zusammenhalten der Gesellen ist uns viel werth. Wir brauchen nichts davon zu wissen. Ah – seht dort.«

Er wies auf das Portal. Andreas Schlüter trat, von seinem Conducteur Böhme und dem Schreiber Hackmann begleitet, in den Hof.

Der Oberbaudirector blieb sogleich am Eingange in den Hof, bei einer Gruppe von Arbeitern – Steinmetzen – stehen, welche mit dem Behauen eines riesigen Sandsteinblockes beschäftigt waren. Nachdem er die Arbeit geprüft, schritt er quer durch den Hof auf die Gruppe zu, welche noch so eben den mißliebigen Vorgesetzten scharf genug mitgenommen hatte. Trotz des ganz entschiedenen Vorsatzes, mit Schlüter anbinden zu wollen, wichen die Herren vor dem festen, ja beinahe prüfenden Blicke des Oberbaudirectors zurück und namentlich duckte Bröbes sich scheu. Jänicke nahm eine gleichgültige – Braun allein eine herausfordernde Haltung an.

»Ich habe die Ehre, einen guten Morgen zu wünschen,« sagte Schlüter artig. »Wie ich zu meiner Freude sehe, hat die Arbeit guten Fortgang, und selbst die Zeit des Beginnens ist nicht geändert.«

»Wir sind stets darauf bedacht, unsere Obliegenheiten zu erfüllen,« sagte Braun kalt. »Die Stunden *müssen* genau inne gehalten werden, weil die kalte Jahreszeit bald da ist und dem Arbeiter sein Ziel genau vorschreibt.«

Schlüter blickte nach Jänicke hinüber.

»Ich bedauere, Herr Bauschreiber,« sagte er, Ihnen abschlägliche Antwort in Betreff der Bretterlieferung ertheilt zu haben – allein es geht nicht anders. Die Fremden nehme ich wahrlich nicht auf Kosten Einheimischer

in Schutz – aber hier ist Gerechtigkeit am Platze. Wir haben mit dem Holländer einen Vertrag abgeschlossen.«

»Sie haben zu befehlen,« sagte Jänicke fast trotzig.

Schlüter hatte sich bereits gewendet. Er stieg, von seinen Beamten begleitet und gefolgt von Braun, der wohl oder übel dem Vorgesetzten folgen mußte, auf das Gerüste und besichtigte die Arbeiten. Schlüter kannte die meisten Leute persönlich – er redete sie alle bei ihren Namen an und belobte, tadelte, je nachdem er die Arbeit vorfand. Im ganzen aber fand sich nur Lobenswerthes, und der Oberbaudirector sah mit stiller Freude, wie die Maurer sich vervollkommnet hatten. Er war viel zu unbefangen und viel zu sehr mit der Sache beschäftigt, als daß er die finstern Blicke der meisten Gesellen oder Poliere bemerkt hätte. Aber solche Mienen und Blicke wurden ihm vielfach zugeschleudert – man hatte nur noch das Verlangen, einen Streit entstehen zu sehen und wartete auf die Meister, welche ihn mit dem Oberbaudirector beginnen sollten.

Schlüter schritt an der Fronte entlang bis zur Mitte des mächtigen Baues, hier blieb er wieder einige Minuten stehen, um der sehr genauen und schwierigen Aufmauerung einer Widerlage zuzuschauen.

»Sehr gut – sehr gewandt und flink,« sagte er zu dem nächststehenden Arbeiter, »aber kein Wunder – der erste Gesell ist Leonhardt Braun – Euer Sohn, Meister.«

Leonhardt stand dicht neben Schlüter, der ihm freundlich die Schulter klopfte. Braun, der Alte, neigte sich ein

wenig. Leonhardt war ebenso freudig als schmerzlich berührt. Da stand dicht an seiner Seite der große, begabte Mann, gegen den kleine und große Intriguen – ja Verbrechen im Werke waren – und er, Leonhardt, wußte darum, er konnte mit einem Worte Schlüter von allem in Kenntniß setzen und mußte schweigen.

»Ihr habt sicher Freude an Euren Kindern, Meister,« sagte Schlüter nicht ohne Absicht.

»Es ist noch zu erwarten,« entgegnete Braun scharf. »Indessen ist mein Sohn bis jetzt trefflich geblieben. Ich weiß, daß er alles thut, was zu meinem Vortheil ist und daß meine Ansichten die seinigen sind.«

Er blickte Leonhardt unverwandt an.

»Das ist natürlich,« sagte Schlüter.

»Wollen der Herr Oberbaudirector weiter gehen?« mahnte Braun. »Es ist – falls Sie nichts zu erinnern haben, besser – wir revidiren den Bau drunten, ehe es feucht wird – denn die Sonne hat sich ganz zurückgezogen – ich meine, wir bekommen Regen.«

Schlüter fiel diese Hast auf.

»Meister,« sagte er leise und dicht zu Braun tretend, »es scheint, Ihr seid ungehalten über gewisse Vorgänge in Eurer Familie, an solchen aber bin ich schuldlos.«

Braun kniff die Lippen und lächelte fast malitiös.

»Vielleicht aber,« fuhr Schlüter fort, »kann ich gerade noch alles zum Guten wenden.«

Braun wendete sich halb um – mit einer zornigen Geberde.

»Es ist wohl ein Baugerüste nicht der Ort, dergleichen zu verhandeln,« sagte er grob.

Es Leonhardt hörte diese herben, groben Worte – er sah, wie Schlüters edles Gesicht sich mit der Röthe des Unwillens färbte und wie der Oberbaudirector, ohne etwas zu entgegnen, sich hastig wegwendete und nach der Verbindungsleiter schritt, um hinabzusteigen. Leonhardts Blut wallte – es dünkte ihm Pflicht, sein Gelöbniß zu brechen und Schlüter zu warnen, ihm die drohende Gefahr zu entdecken – ihn selbst von dem Bau zu entfernen, damit der offene Ausbruch verhindert werde. Leonhardt warf die Kelle in die Mulde und eilte den bereits Entschwundenen nach – er wollte zum Schein noch eine Frage an Schlüter richten, ihn dann bei Seite ziehen und in der Kürze die Sache dem Oberbaudirector mittheilen; schon war er an der Leiter, als dicht vor seinen Füßen zwei der breiten Planken, welche vor der Verbindung lagen, unter den Tritten Hackmanns hinabstürzten.

Der Schreiber umklammerte voll Schrecken den zunächst befindlichen Baum der Leiter, und alle stießen Rufe der Angst aus. Krachend schossen die Planken hinab, stießen auf die Zwischenlagen, gegen die Balken und prallten endlich von dem Mauerwerke ab, um auf dem Erdboden vor dem Schlosse liegen zu bleiben.

»Es ist doch niemand verletzt?« rief Schlüter, besorgt hinaufblickend.

»Nein – nein,« antworteten die Begleiter.

Der Oberbaudirector, dem solche kleine Störungen nichts Neues waren, setzte seinen Weg fort. Leonhardt

aber blieb betroffen und starr oben auf dem Gerüste stehen.

»Es war so – als sollte es nicht sein,« murmelte er. »Ich sollte nicht zu ihm gelangen.«

Durch das Ausfallen der Bretter hatte sich nämlich zwischen der Verbindungsleiter und Leonhardt eine Oeffnung im Boden des Gerüstes gebildet, welche der junge Maurer nicht zu überschreiten vermochte. Er blieb von Schlüter getrennt, der längst auf der letzten Abtheilung des Gerüstes angekommen war, als die Gesellen die Lücke wieder bedeckten. Leonhardt war zu seiner Arbeit zurückgekehrt; er erwartete voll Angst der kommenden Dinge.

»Jetzt zu unserem Neubau,« sagte Schlüter schon wieder freundlicher, »zu den Umänderungen an der Bibliothekecke, die Euch, Meister – so viel Aufregung verursachten.«

»Es ist vorüber,« sagte Braun, »denn allerdings muß ich bekennen, daß Euer Plan ein fürtrefflicher ist.«

»Es freut mich,« entgegnete Schlüter.

Braun war in größter, innerlicher Erregung. Man näherte sich der Stelle, wo Gregorio arbeitete – bald mußte die Katastrophe eintreten – Braun war in Entsetzen aufgefahren, als die Bretter hinabstürzten – er fürchtete irgend eine rasche That eines Exaltirten – einen Handstreich gegen Schlüter – fast hätte auch er einen Versuch gemacht, den Oberbaudirector von dem Schlosse zu entfernen – allein es war zu spät. Schon waren die Männer vor dem Bau in der Bibliothekecke angekommen, und

Schlüter stand nun noch ein Mal still, um mit dem Kleinmeister Schulz zu sprechen, der ebenfalls an der Schloßarbeit betheiligt war.

»Ich habe mit Freuden die Gesellen von Frankfurt in die Liste aufgenommen,« sagte Schlüter zu Schulz, »und die Fremden, welche ohnehin höheren Lohn forderten, entlassen, liebster Meister Schulz. Ihr werdet damit zufrieden sein.«

Schulz war ein echtes Berliner Kind, dem alle Fremden schon von vorneherein als Feinde galten und der eben alles, was aus und in Berlin war, für das Beste auf dem Erdenrunde hielt – nebenbei aber auch die nicht enden wollende und könnende Suade besaß, welche dem Berliner in vollem Maaße zu Theil geworden ist und sein Erbstück durch alle Jahrhunderte geblieben ist, seitdem die Fischerstadt sich zuerst aus den trüben Fluten des Spreestromes erhob.

»Ich muß mir bedanken, Herr Oberbaudirector,« begann er, »daß Sie mir und meine Leute also berücksichtigt haben. Diese Zucht hier – die hier sonst vorgeht – die ist nicht zu ertragen von wegen die Fremden – denn warum, und weswegen? weil ich es grade raus sagen muß – warum nemlich, daß die Fremden immer hier in der Bevorzugung seind – denn warum weil – daß ich es sagen muß, eine solche Menge von Menschenkinder gegen die Berliner in eine Verschwörung begriffen sind, weil sie voller Neid auf mir und meine Landsleute sind, weil die Berliner immer die Besten und auch die Ersten

sind und bleiben werden und dadrum, Herr Oberbaudirector, ist es, daß die Fremden allens aufbieten, um keinen Berliner nich ran zu lassen an das Geschäft, weil sie wohl wissen, kommt erst ein Berliner mit diese Leute in das, was man Rivalität nennt – dann zieht jeder andere den Kürzeren; denn es kann Keiner mit einem Berliner mitkommen. Danke derohalben Herrn Oberbaudirector vielmals für die sogethane Entfernung der Fremden – –«

Schulz sprach noch lange so fort, und Schlüter nickte recht beifällig, obwohl er sich langsam entfernte. Für Braun aber waren die einfachen Worte des Kleinmeisters Schulz wahre Dolchstiche, denn er sah, daß doch eine Partei für die Vertreibung der Fremden sich erklären würde, selbst auf die Gefahr hin, von den vermeintlichen Privilegien etwas zu verlieren.

An dem Bau der Bibliothekecke stiegen die Arbeiter bei Schlüters Annäherung emsig auf und nieder. Der Oberbaudirector befand sich bereits dicht an dem Gerüste. Er musterte die Arbeiten und sprach mit Böhme, der ihm zur Seite geblieben war.

»Welches sind die Poliere?« fragte er, sich zu Braun wendend.

Der Augenblick war gekommen. Braun schöpfte ein genügendes Quantum Luft, dann fuhr er mit der Hand in seine Brusttasche, um die Liste der Arbeiter hervorzuheben. Von oben herab lugten neugierig die Köpfe der in das Komplott verflochtenen Gesellen – einige andere kamen verstohlen von dem nächsten Gerüste auf das in

der Bibliothekecke gelegene – die meisten gaben sich Zeichen. Braun hatte die Liste aufgeschlagen.

»Die Poliere wünschen der Herr Oberbaudirector?« fragte er noch ein Mal zögernd.

»Ja. Es ist mir viel daran gelegen zu wissen, welchen Leuten die Arbeit durch Euch ertheilt wurde – denn auf die Poliere kommt doch so manches an.«

»Freilich – freilich,« sagte Braun.« Maurerpolier Giers – Marggraf – am Nordtheile des Baues – ebendaselbst: Zimmerpolier Stahn und Zimmerpolier Krüger. Auf der Südseite: Zimmerpoliere Kagel und Bock – und die Maurerpoliere Könneritz und –«

Braun hatte absichtlich den gefährlichen Namen bis zuletzt gelassen – er war in der That befangen, aber es mußte denn doch heraus.

»Und – Polier Gregorio,« – so endete er, halblaut den Namen des Italieners aussprechend.

Schlüter hatte bei Nennung aller Namen beifällig genickt – als er den ihm wohlbekannten Namen des Fremden hörte, hob er betroffen sein Haupt und blickte den Maurermeister durchbohrend an. Braun konnte nicht mehr zurück – es mußte der Streit beginnen, und der hartnäckige Mann wollte demselben nicht ausweichen. Er falzte ruhig das Papier zusammen.

»Gregorio?« sagte Schlüter dessen edle, sonore Stimme jetzt fast schneidend und spitz wurde. »Gregorio ich hoffe, Herr Braun daß Ihr nur einen simplen – einfachen neuen Fehler begangen habt.«

Braun stieg schon das Blut in den Kopf – in Gegenwart der Begleiter Schlüters ward ihm eine Rüge ertheilt. »Wie – was – was verstehen Sie unter einfachem *neuen* Fehler – Herr Ober – bau – director,« stammelte er.

»Ich verstehe darunter, daß *der* Gregorio, den Sie so eben nannten, eine andere, eine neu auftauchende Person ist – eine andere als diejenige, welche ich bereits vom Zeughausbau wegzuweisen genöthigt war – denn wäre dieser so eben genannte Polier derselbe – dann, Herr Hofmaurermeister, hätten Sie sich eines doppelten Fehlers schuldig gemacht: weil Sie eben zweimal gegen meine Anordnungen handelten. Ist *dieser* Gregorio ein anderer, eine neu angestellte Person, dann ist es eben nur ein simpler, einfacher Fehler, den Sie sofort verbessern können, wenn Sie den betreffenden Mann sogleich vom Bau weisen.«

»Nehmen Sie es denn für einen doppelten Fehler, Herr,« rief Braun ausbrechend. »Dieser Gregorio und jener, den Sie schon einmal abwiesen – es ist eine und dieselbe Person.«

Schlüter trat zurück – er war bleich und seine Stirnadern schwollen. Eine offene Widersetzlichkeit trat ihm entgegen

»Das ist Trotz, Herr Braun,« rief er, »der Strafe verdient.«

»Ha! das ist denn doch – –« schrie Braun, den letzten Theil des Satzes hinunterschluckend.

Die heftigen Geberden, die lauten Rufe waren gehört und gesehen worden – die Gesellen eilten herbei – sie

blieben zwar noch in Gruppen, entfernt von dem Platze stehen, aber sie lauschten scharf auf die Entwickelung. Gregorio hatte seit Schlüters Erscheinen nur wenig gearbeitet – er lugte von dem ersten Absatze des Gerüstes herab – er sah die Entscheidung kommen. Der Italiener war viel zu sehr von dem Einflusse der sich für ihn interessirenden Personen überzeugt, als daß er nur eine Minute lang gezagt hatte. Langsam begann er hinabzusteigen – die Stimmung der Gesellen hatte er seit einer Stunde sorgfältig beobachtet.

»Was wollen Sie sagen Herr Braun?« fuhr Schlüter zornig fort. »Ich hoffe, Sie kehren zur Besonnenheit zurück.«

»Mir das? Ich bin ein Schulbube geworden,« rief Braun.

»So zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind,« entgegnete Schlüter heftig. »Ich bin's der hierzu befehlen hat – ich allein und ich habe Ihnen gesagt, daß Fremde an diesen Bau nicht gestellt werden sollen; dessen ungeachtet bringen Sie sogar einen Mann zur Stelle, den ich schon einmal ausweisen ließ – ich dulde es nicht.«

»Und ich sage Ihnen,« entgegnete Braun, »daß ich mich nicht dazu verstehe, den brauchbaren Mann fortzuweisen. Wenn *Sie* das über sich gewinnen können – thun Sie es. Ich gebe mich nicht dazu her.«

Er blickte verstohlen nach dem Hofe. Die Gesellen schaarten sich bereits in dichteren Massen zusammen – von oben herab blickten eine Menge Köpfe.

»Sie haben also ein zweites Bedenken,« sagte Schlüter. »Oh – wenn Sie die Sache nicht selbst ordnen wollen – so

muß ich wohl meine Beamten vertreten. Es thut mir sogar leid, so offen verfahren zu müssen, aber Herr Braun, ich halte auf meine Rechte, auf meine Privilegien, die mir von Seiner Durchlaucht ertheilt worden, streng. Der Bitte wäre ich eher zugänglich gewesen – der Gewalt werde – kann – darf ich nicht weichen. Sie lehnen es ab, meine Befehle auszuführen? Wohlan, wo ist der Mann den ich ausweisen muß?«

Noch ehe Braun antworten konnte, trat Gregorio hinter dem Gebälk hervor. Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt. Seine glatt anliegenden dunklen Haare bedeckte eine seltsam geformte rothe Kappe, die funkelnden Augen, welche dem bleichen Gesichte allein Leben verliehen, richtete er auf Schlüter, der von der ungewöhnlichen und frappanten Erscheinung fast betroffen – vielleicht einige Sekunden lang beängstigt war. Gregorio hatte viel von dem Wesen der Schlange – oder des Basilisken in seinem Blicke.

»Sie brauchen nicht lange zu suchen, Herr Oberbaudirector,« sagte er mit ruhiger Stimme. »Der Mann den Sie so sehr hassen, steht vor Ihnen.«

Diese Worte gaben Schlüter seinen vollen Unmuth zurück.

»Hassen?« sagte er. »Wie könnt Ihr wagen, Mann, von Haß zu reden – ich – Andreas Schlüter und Haß gegen den Polier des Hofmaurermeisters Braun? Ihr irrt, mein Freund; Ihr legt Euch zu viel Wichtigkeit bei.«

Gregorio zuckte – »Ich bin nur ein kleines Menschenkind,« sagte er, »aber Sie dürfen den Wurm nicht treten.«

»Eitle Phrasen,« sagte Schlüter, »die ich von den Italienern längst kenne – kurz und bündig: es ist mein Wille gewesen, daß keine Ausländer in Stellen an dem Schloß- und Zeughausbau wirken sollen – *keine*, verstanden? Ich ließ Euch von dem Bau weisen – unter der Hand, durch Euren Meister – im Stillen – Ihr hättet wegbleiben – Eure Anstellung bei dem suchen sollen, der Euch hieher brachte – bei Herrn Eosander. Statt dessen drängt Ihr Euch wieder hier ein, und es ist ein Fehler des Meisters gewesen, den von mir zurückgewiesenen Mann aufs neue anzustellen.«

»Und was soll mit mir geschehen, den Herr Eosander selbst in die Arbeit gestellt – dem er in Berlin seinen Schutz verheißen hatte?«

»Ihr werdet gehen, Polier,« sagte Schlüter ruhig und sanft, »Gehen, weil ich meine Befehle, die ich kraft des kurfürstlichen Willens zu geben habe, aufrecht gehalten wissen will und weil ich nicht dulden kann, daß hinter meinem Rücken Anstellungen gemacht werden, die zu verbieten ich im Interesse des Ganzen für gut befunden habe. Nehmt daher Euer Werkzeug – packet den Schurz zusammen und geht hinweg von dem Bau – ich will nichts dawider sagen, daß Euch der Lohn ausgezahlet werde bis auf diesen Tag.«

Gregorios Lippen zitterten, seine Nasenflügel stiegen auf und nieder, er fuhr mit der Hand krampfhaft in die rothe Kappe und schob sie auf dem Haupte hin und her – er warf zornige und zugleich flehende Blicke um sich. Nicht umsonst. Während des Wortwechsels zwischen Schlüter

und dem Polier waren die versammelten Gesellen schon näher getreten und hatten, wenngleich noch immer in ehrerbietiger Entfernung, einen großen Halbkreis um die Gruppe geschlossen.

Als der Oberbaudirector die letzten Worte sprach, lief ein dumpfes Gemurmel durch die Menge. Schlüter blickte verwundert umher – er sah zu seinem Erstaunen die Masse, glaubte jedoch, daß dieses Gemurmel ein Zeichen der Zustimmung sei, das den Fremdling schnell genug entmuthigen werde. Allein er war auch Menschenkenner genug, um sofort die drohenden Blicke, die wüthenden Gesichter zu erkennen, und ebenso bald hatten Böhm und Hackmann die feindliche Haltung der Arbeiter erkannt, besorgt traten sie an Schlüters Seite, der aber gerade jetzt sich mit voller Kraft erhob – er glaubte nur an eine gewöhnliche Aeußerung des Mißbehagens gegen Anordnungen der Vorgesetzten.

»Ich – soll also gehen?« fragte Gregorio noch einmal.

»Es thut mir leid,« antwortete Schlüter, aber Meister Braun hätte Euch dieses sparen können. Geht, mein Freund.«

Jetzt schwoll das Gesumme zu einem starken Lärmen an. Von Martin Baltzer – dem Altgesellen, der in der Hütte den Vorsitz hatte – geführt, von Salomon und verschiedenen andern Gesellen gehetzt und bearbeitet, machte die Menge eine Bewegung nach vorwärts. Die Hüte wurden zornig geschwenkt, die Fäuste fuhren durch die Luft.

»Was soll das heißen?« rief Schlüter erstaunt.

»Es soll heißen, Herr Oberbaudirector,« sagte Baltzer vortretend, die Mütze in der Hand haltend, »daß Ihr nicht also verfahren dürfet gegen den Polier.«

»Nein – nein,« rief die Menge, ohne einen Augenblick zu zaudern. »Es darf nicht sein.«

»Ha – das ist horrend – das ist mir neu,« zürnte Schlüter, dessen sanfter Ton sogleich wieder entschwand, die Auflehnung hatte jeden Rest von Rücksicht für Gregorio verscheucht. »Ich sage Euch, dieser Mensch da wird gehen.«

»Und wir – die Gesellen sagen, er wird bleiben,« rief Baltzer.

»Mensch – seid Ihr rasend? Ist es nicht in Eurem Nutzen – ist es nicht Euch zu Vortheil, daß ich also handle? Wie? ich will die Fremden entfernen von diesem Bau, um Euch, die Heimischen zu fördern, und Ihr selber tretet mir entgegen?«

»Es muß sein,« rief Baltzer trotzig, seine Mütze auf das Haupt drückend. »Es muß sein – weil auch wir, so gut wie Herr Oberbaudirector, dessen Gravität wir hoch anerkennen – unser Recht, das Recht der zünftigen Maurer bewahren wollen und aufrecht erhalten müssen: darnach aber kann der Meister, der uns angenommen und gelohnet hat für den Bau, allein die Gesellen entlassen. Es ist solches ein Brauch und ein Recht, von dem wir nicht gelassen wissen wollen und für welches wir alle für Einen stehen werden. Es ist dabei gleich, ob der Gesell fremd oder heimisch sei – es handelt sich darum, ob unser Recht genommen werden soll, denn geschieht dieses, so sind

wir nicht mehr sicher, daß einem der Herren unsere Nase nicht gefällt, und wir werden trotz des Annehmens durch den Meister hinausgeworfen, wie es beliebt. Ehrsame Gesellen dürfen aber nicht also mit sich spielen lassen.«

Nein – nein – wir dulden's nicht! und wir halten fest,« riefen hunderte von Stimmen wild durcheinander, und eine heftige, wogende Lebendigkeit kam in die Massen.

»Das ist Aufruhr!« rief Schlüter gegen Baltzer vorschreitend. »Hinweg an die Arbeit, sage ich – sogleich. Ich habe als der Oberste am Bau zu befehlen.«

»Weicht nicht, Baltzer, wir stehen zu Euch!« schrie die Menge und es fehlte nicht an Fäusten, die da gegen Bretter und Fässer schlugen.

Braun überlief es eiskalt – er sah, daß ein Brand im Entstehen war, der immer weiter um sich greifen mußte – ihm bangte vor den Folgen.

»Hinweg, Ihr Frechen!« schrie der Oberbaudirector, dem die Wuth fast die Stimme erstickte. »Hinweg und an die Arbeit oder ich werde die Strafe über Euch alle verhängen, die das Gesetz vorschreibt.«

»Wir geben uns das Gesetz,« rief Baltzer.

»Ja – wir – wir allein!« brüllte der Haufe.

»Steht fest – weicht nicht – denkt an den Eid – die Gesellen müssen für einander stehen,« so lief es durch die Gruppen und geschäftig eilten die noch in den Gerüsten Befindlichen herab – der Tumult wuchs mit jeder Minute.

»Was sagt denn Ihr, Meister Braun? He? wie gefällt es Euch?« rief Schlüter außer sich.

Braun konnte jetzt nicht feig erscheinen – er hatte die Meister zum größten Theil für sich, er wartete sehnsüchtig ihrer Hilfe.

»Die Leute sind nach dem Zunftgesetze im Recht,« sagte er.

»Es lebe Meister Braun,« heulte es durch die Luft.

Schlüter wankte vor Aufregung, Böhme und Hackmann redeten ihm zu und baten, gelassen zu bleiben. Aber der Oberbaudirector war in Leidenschaft.

»Niemals werde ich weichen,« rief er. »Es ist ein Komplott – ich werde Hilfe des Gesetzes anrufen wider diese Streiche, die um eines Fremdlings willen geführt werden.«

Er deutete auf Gregorio, der an eine Rüststange gelehnt mit gekreuzten Armen in das Getümmel blickte, das immer lauter ward. Schon blieben auf dem Domplatze die Menschen stehen – Karossen hielten, und einige Trupps eilten von der Brüder- und Breitenstraße – von der Georgenstraße herbei.

»Auf – ich will den Herrn Polizeimeister haben,« rief Schlüter.

»Hu – oh – ho – oh –« höhnte die Menge.

»Das wird abscheulich,« zürnte Schlüter.

Jetzt trat einer der Augenblicke heran, welche für Dinge ähnlicher Art stets entscheidend sind. Die Anhänglichkeit des Kleinmeisters Schulz brachte den Becher zum Ueberlaufen.

»Ich werde die Polizei gegen die Fremdenfreunde holen,« rief er. »Wir wollen mal sehen, wer Recht behält –

– das ist doch eine Verschwörung,« er wendete sich zum Gehen.

»Keinen Schritt,« riefen zwanzig Stimmen.

»Wollt Ihr mich hindern, Ihr Gaunerzeug?« rief Schulz, und führte einen Stoß gegen den nächsten Gesellen, daß dieser taumelte.

Ein gellender Schrei fuhr durch die Lüfte, so daß die Mauern des alten Schlosses davon widerhallten – die Masse wand sich durcheinander und drängte in wildem Tumulte vorwärts. Hiebe fielen auf Schulz, dessen Leute nun ebenfalls für ihren Meister Partei nehmen – im Nu war man handgemein, und eine ganz gewaltige Rauferei tobte im Hofe – Steine flogen von oben herab, und einer derselben fiel dicht bei Schlüter nieder.

»Halt, das wird ernsthaft,« rief Böhme, »hinweg, Herr Oberbaudirector.«

»Gehen Sie – gehen Sie,« bat Braun jetzt selbst.

»Ich spreche nicht vom Fleck,« rief Schlüter. »Ich werde erwarten, ob in der kurfürstlichen Residenz eine Empörung also um sich greifen kann. Wehe denen, die daran schuld sind.«

Braun zitterte – von den Gerüsten kamen alle herbei – auch Leonhardt ward sichtbar – der Tumult war schon so weit gediehen, daß man die Stangen und Latten von den Gerüsten brauchte – Braun sah die Meister noch immer nicht – sie ließen ihn wohl gar die Suppe ausessen.

»Aus einander!« rief Schlüter, sich auf einen Stein schwingend.

Schon wogten die Neugierigen draußen vor dem Schlosse, die Nachrichten hatten sich schnell verbreitet, und eine Flut von Menschen strömte gegen das Portal, welches die nächststehenden Gesellen besonnen genug mit Brettern verrammelten, nachdem sie die Thür im Bauzaune geschlossen hatten, das Geschrei des Janhagels ertönte.

»Jetzt ist der Moment gekommen,« sagte Simon, »schnell die Glocke.«

Mitten durch das Toben des Tumultes erschallten die gellenden Töne der Arbeitsglocke, welche zur ungewöhnlichen Zeit in Bewegung gesetzt, alle Umwohnenden in Aufregung brachte. Jetzt sah man von der Hundebrücke her – vom Münzthurme aus lange Züge von Gesellen herbeieilen, die Signale, welche schon verabredet waren, riefen die Säumigen heran – vom Zeughausbau stürmten alle in den Lustgarten, auf die Bauplätze.

Die Angekommenen wurden mit lautem »Vivat« empfangen – die Reden wurden immer hitziger und die Rauferei im Schloßhofe immer wüthender. Braun ward es ein wenig leichter ums Herz – er sah de Bodt und Grüneberg herbeikommen – auch Bräbes und Jänicke erschienen. Letzterer suchte die Gesellen zu beschwichtigen, aber niemand hörte.

Nun trat eine neue Wendung ein, da Jörgen Donat, obwohl er nicht gegen die Gesellen sprach, diese doch beschwor, in gemessener Weise ihre Wünsche anzubringen; Gerritsen aber rief:

»Recht! Recht soll uns werden – es lebe die Zunft.«

Ein donnerndes Hoch erschallte.

»Sie sehen diesen Ausbruch,« rief Schlüter den Meistern entgegen. »Sie sehen, wohin Ihre Gereiztheit führt.«

»Herr Oberbaudirector,« rief Bröbes mit gemachter Entrüstung. »Sie werden uns doch nicht beschuldigen wollen.«

»Ja – ja, Sie, meine Herren,« rief Schlüter außer sich. »Sie haben, wenn nicht mittel- doch unmittelbar solch Treiben begünstigt – Sie machen stets eine Partei wider mich und meine Anordnungen, und Ihre Leute folgen Ihnen.«

»Es ist nicht so,« rief Braun, »Sie selbst sagten noch, daß Sie von Ihren Privilegien nicht lassen – nun denn, auch diese Leute haben solche, vom Fürsten des Landes verbriefte – achten Sie diese.«

»Herr Braun,« rief Schlüter, »Sie sind ein Mann, den ich achte, aber Ihr Treiben wider mich werde ich zu ahnden wissen.«

Braun wollte entgegnen, aber ein wüthendes Geschrei unterbrach ihn – die Meister selbst bebten zurück, denn die Gesellen hatten Gregorio auf ihre Schultern gehoben und ließen ihn leben.

»Hinab mit ihm,« rief Schlüter.

»Seid vernünftig, Kinder,« baten Braun, Bröbes und Grüneberg – aber die Masse war nicht zu zügeln – da krachten Stöße gegen das Thor des Bauzaunes und als alles sich umwendete, brach die Thür schon zusammen. Von dem Polizeihauptmann und Meister Herrn de Portz

selbst geführt, stürmte eine Schar Polizeidiener in den Schloßhof.

Diese Leute, welche zu jeder Zeit umso unbeliebter waren, je mehr sie ihre Schuldigkeit thaten, ließen Aufseher (*Observateurs*) in dem Reglement genannt) sie waren die erklärten Feinde der Berliner Straßenbevölkerung.

De Portz, den man sehr fürchtete, hatte kaum Kunde von dem Tumult erhalten, als er schon herbei eilte. Wir wissen, daß er die Verbindung der Gesellen beargwöhnte – er hoffte hier eine gute Gelegenheit zum Fange zu haben. Bei dem Erscheinen der Polizeidiener, die ohne weiteres eindrangen, wich die Masse zurück – der Kampf stockte, und einige der bereits stark Verwundeten schlichen aus dem Gedränge. De Portz kannte seine Leute. Er wußte, daß man den Massen nur durch Entschlossenheit imponirt, und er hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als dem Ersten, der ihm im Wege stand, einen so starken Hieb mit dem Rohrstocke zu geben, daß der Getroffene zur Seite taumelte.

»In des Kurfürsten Namen: Halt,« donnerte de Portz.

Die Stockung trat ein – trotz des Hiebes, den der Polizeimeister einem der Genossenschaft verabreichte – wagte dennoch keiner, dem Gehaßten und Gefürchteten einen Widerstand entgegenzusetzen – damit wer schon das Schicksal des Aufruhr entschieden.

»Wer noch einen Schritt wagt, der liegt heute Nacht im Thurm oder in der Unterwasserstraße[1] –«

Obwohl noch ein heftiges Gemurmel stattfand – trat de Portz doch unerschrocken vorwärts.

Schlüter eilte jetzt in den Schloßhof – die Meister folgten ihm in höchst niedergeschlagener Stimmung. Sie hatten einen so heftigen Ausbruch nicht erwartet – sondern geglaubt, das Auftreten der Gesellen werde genügen, um den Oberbaudirector andern Sinnes zu machen.

»Es ist mir lieb,« begann Schlüter mit starker Stimme, »daß Sie, mein Herr Polizeirath und Meister, ohne meine Aufforderung herbeigekommen sind, – eine offene Empörung, eine Gewaltthat niederzudrücken, welche unerhört ist. Wie,« redete er die lautlos stehenden nun allmählich zur Besinnung kommenden Gesellen an, »wie – deshalb, weil ich Euren Vortheil wahren, das Fremde verbannen will, rottet Ihr Euch zusammen? bedroht mich, der ich jeder Zeit Eure Partei ergriff?«

»Nehmet es nicht für ungut, wenn ich ein Wort spreche, Herr Polizeirath,« fiel jetzt Grüneberg ein, der als ein muthiger Mann galt. »Es mag sein, daß die Gesellen sich vergingen – aber sie haben dennoch ihr Recht, nur ihr Recht wahren wollen, und wenn ich auch dem Herrn Oberbaudirector alle Achtung zolle – so meine ich, wir die Meister, hätten doch gefragt werden sollen: ob die

[1] Dort befand sich damals die *Hausvogtei*, welche erst 1750 an den Ort kam, an welchem sie sich heute noch befindet.

Ausweisung eines von unserem Mitmeister gewordenen Poliers mit unserer Bewilligung geschehe.«

Ohne auf Schlüters unwillige Geberde zu achten, schritt de Portz gleich zur Sache.

»Welcher ist der Fremde, den Sie, Herr Oberbaudirector, entfernt haben wolltet?«

»Ich bin es,« sagte Gregorio, keck vortretend.

Das geübte Auge des Polizeimannes hatte sofort erkannt, daß der Polier Gregorio mindestens ein absonderliches Menschenkind sein müsse.

»Eure Papiere mein Freund?«

»Ich führe sie nicht bei mir,« sagte Gregorio stets, »da ich in Diensten achtbarer Meister bin.«

»Es ist mein Polier – mir wohl bekannt – in meinem Hause wohnend – und gutversehen mit allen Papieren,« sagte Braun.

De Portz vermochte dagegen nichts einzuwenden.

»Aber wozu sein Aufenthalt hier?« fragte er.

Braun übernahm wieder die Vertheidigung.

»Er ist wohlbestallter Polier des löblichen Maurerhandwerkes und mir besonders empfohlen, auch an die Arbeit des Arsenalbaues gestellt gewesen durch den kurfürstlichen Hofarchitekten, Herrn Hauptmann Eosander von Goethe.«

Bei Nennung dieses Namens machte de Portz eine kleine Bewegung. Er war mit den Verhältnissen bekannt genug, um zu wissen, wie Eosander gestellt war, und welche Verbindungen er hatte.

»Wenn es so steht,« sagte er, »dann freilich – dann ist der Verbleib dieses Mannes in Berlin gesichert.«

Die Meister, welche gegen Schlüter waren, machten wieder etwas heitere Mienen, sie sahen, wie der Rath nicht allzu scharf verging.

»Aber meine Entscheidung bleibt dieselbe,« rief jetzt Schlüter. »Ich habe das Rechte bei den kurfürstlichen Bauten anzustellen und zu entlassen, wen ich will und ich bestehe darauf, daß dieser Mensch von dem Bau fortbleibe, der unter meiner Leitung geführt wird – und dieses um so mehr,« rief er mit donnernder Stimme, »weil die Gesellen, Poliere – selbst Meister des Schloßbaues sich so weit vergangen haben, wider den Oberbaudirector, den von Seiner Durchlaucht eingesetzten Vorstand, in einer offenen Empörung Partei zu nehmen, da ich doch nur zu ihrem Besten gehandelt.«

Die Meister erwarteten einen neuen Ausbruch, aber trotz aller vorhergegangenen Großmäuligkeit, trotz der halbgeflüsterten Aufhetzereien der Rädelsführer – blieb die Masse bei Schlüters Worten vollkommen still und bewegungslos. Man sah es den meisten an, daß ihnen der große Künstler imponirte, der hochaufgerichtet dastand – daß sie sich schämten, gegen den aufgestanden zu sein, der für sie handelte. Gregorios Blicke wurden trübe, seine Keckheit verließ ihn.

»Ich verlange, daß ein gerichtliches Verfahren eingeleitet werde,« fiel jetzt Braun ein, der sich nicht beruhigen wollte.

»Wohlan,« sagte Schlüter. »Sie sind mindestens ein offener Gegner, Herr Braun. Lassen wir das gerichtliche Verfahren beginnen, möge es Sie dann nicht gereuen, diesen Fremdling beschirmt zu haben.«

Braun zuckte die Achsel, aber Leonhardt war in großer Sorge. Was sollten diese Worte Schlüters bedeuten? vielleicht war dem Oberbaudirector das Treiben Gregorios bekannt – er ließ ihn nur gewähren, weil er ihn desto sicherer in die Falle locken wollte – und dann war Braun in der schlimmsten Lage – aber Leonhardt konnte jetzt nicht sprechen, er hätte seinen Vater bloßgestellt, der so warm für Gregorio sprach. Leonhardt nahm sich vor, mit dem Vater zu reden, sobald sie zu Hause angelangt sein würden.

»Es wird das beste sein, Herr Oberbaudirector,« sagte Braun, »wenn Sie das Gesetz entscheiden lassen. Es wird sich dann zeigen, ob die Zunftgenossen im Rechte waren.«

»Ich bin's zufrieden,« rief Schlüter. »Aber bis zur Entscheidung des Gerichte werde ich an meinem Rechte bestehen – ich trage die Folgen, und ich befehle: der Polier Gregorio verläßt sofort den Bau – den Schloßhof – die Gesellen – und die Arbeit.«

Schlüter machte eine gebieterische Geberde. Braun ballte die Faust, die Meister blickten verlegen zu Boden, und die ganze Masse der Gesellen schaute fast ängstlich, mitleidig den Italiener an, der, bleich wie eine Leiche, sich zum Gehen anschickte – in dem ganzen großen, von Menschen erfüllten Raume hörte man kaum einen

Laut – da traten plötzlich durch das Domplatzportal zwei Männer in den Hof. Schlüter fuhr auf. Die Gesichter seiner Gegner belebten sich mit neuem Hoffnungsschimmer, Gregorio und die Gesellen durchlief ein Beben der Erwartung.

Jene beiden Männer waren Eosander von Goethe und der Hofrath Mieg. Eosanders Feindschaft und Intrigue war dem Oberbaudirector hinlänglich bekannt – Mieg war nicht absolut Schlüters Gegner, aber er war ängstlich, und Wartenbergs mächtige Stellung schüchterte ihn dergestalt ein, daß er niemals zu widersprechen wagte. Eosander trat mit vollendeter Weltmannsweise auf Schlüter zu. Er verneigte sich tiefer, als es nöthig gewesen wäre. Mieg blieb in einiger Entfernung stehen.

»Sie verzeihen, Herr Oberbaudirector,« sagte Eosander, »daß ich eine Verhandlung zu unterbrechen wage, welche Sie führen.«

»Ich muß mich darob wundern,« sagte Schlüter voll Unwillen, »ich habe mit meinen Leuten ernste Dinge zu verhandeln.«

»Eben deswegen,« entgegnete Eosander. »Ich möchte diese Strenge mit einiger Milde verbunden sehen, und um mich kurz zu fassen, – ich möchte bitten, den Polier Gregorio nicht von der Arbeit zu weisen.«

»Herr Hofarchitekt,« rief Schlüter, »was fällt Ihnen ein? Haben Sie unsere Unterredung im Saale zu Lützenburg vergessen?«

»Ganz und gar nicht, Herr Oberbaudirector – aber ich bitte dessenungeachtet noch ein Mal darum.«

»Und ich schlage Ihnen noch ein Mal diese Bitte ab,« rief Schlüter energisch. »Ich will, daß mein Befehl durchgeführt werde, denn ich sehe es als einen Bestandtheil meines Amtes an, daß ich zu entscheiden habe – nur ein Befehl Seiner kurfürstlichen Gnaden darf hier über dem meinigen stehen.«

Eosanders Gesicht nahm einen boshaften Ausdruck an.

»Das eben ist es,« sagte er, »weshalb ich mir erlaubte, hieher zu kommen. Es ist die Kunde von dieser allhier geschehenen unliebsamen Revolution zu Seiner kurfürstlichen Durchlaucht Ohr gedrungen – gerade als ich bei dem Herrn war, die Pläne für meine mir anbefohlenen Arrangements vorzulegen. Seine kurfürstliche Durchlaucht bedauerten diese *évènements* sehr, und da man erfuhr, daß es sich um Ausweisung eines von mir empfohlenen Arbeiters handelte, so geruhten Seine Durchlaucht mich zu beauftragen: dem Herrn Oberbaudirector Ihren Wunsch auszusprechen, daß der betreffende Arbeiter nicht von dem Bau gewiesen, sondern vielmehr bei denen Bauten verbleiben solle –«

Schlüter erblaßte, und seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiße. Er rang mühsam nach Fassung – vor dieser ganzen großen Versammlung, die sich wider ihn und seine Befehle auflehnte, ward gerade dieser Befehl durch den Gebieter, der allein entscheiden konnte, aufgehoben – denn der »*Wunsch*« des Kurfürsten galt doch ebenfalls für einen Befehl.

»Sind das die Worte Seiner kurfürstlichen Gnaden?« fragte Schlüter den Hauptmann mit halbem Blicke anschauend.

»Für die Bestätigung meiner Meldung wird Herr Hofrath Mieg eintreten.«

»Es ist also,« sagte Mieg.

»Der Wunsch Seiner Durchlaucht ist mir Befehl,« antwortete der Oberbaudirector.

»Aber,« fiel Mieg ein, »damit Sie, Herr Oberbaudirector, nicht unangenehm berührt werden möchten durch den fortwährenden Anblick des Mannes, der Ihnen also gewissermaßen aufgezwungen wurde, haben Seine Durchlaucht verfügt, daß der Polier fortan bei dem Zeughausbau anzustellen sei.«

»Bis sich weitere Verwendung findet,« setzte Eosander hinzu.

»Oh – oh – Seine Durchlaucht sind sehr – sehr gnädig. Ich werde mich fügen,« sagte Schlüter.

»Kommen Sie, Gregorio,« rief Eosander.

Mit sehr unterwürfiger Miene trat Gregorio vor und an des Hauptmanns Seite. Eosander schickte sich zum Gehen an.

»Also,« rief Schlüter ohne auf die Menge zu achten, dem Hofrath zu, »also haben die, welche den Mann – den Fremden in Schutz nahmen – wider mich – zu Recht gethan?«

»Sie irren,« versetzte Mieg eilig. »Seine Durchlaucht sind ganz und gar zornig über diese Auflehnung und

überlassen es dem Herrn Oberbaudirector, dem Herrn Polizeirath die Schuldigen – die Rädelsführer zu ermitteln, damit sie zur Strafe gezogen werden. Es hätten diese Leute nur auf dem Wege der Bitte oder Vorstellung verfahren dürfen.«

Mieg machte, daß er davon kam, die Anwesenheit der Menge schien ihm unheimlich, und Eosander wollte seinen Schützling ebenfalls aus dem Bereiche haben. Die beiden Herren zogen deshalb mit Gregorio unter vielen Grüßen ab.

Lautlos blickten ihnen die Gesellen nach; sie waren empört über dieses Verlassen des Kampfplatzes. Der Begünstigte wurde befreit – er, für den alle sich aufgeworfen hatten – er zog sich aus der Schlinge, die andern blieben zurück und erwarteten die Strafe, welche Schlüter leicht über jeden verfügen konnte, der als Rädelsführer bezeichnet wurde – um so mehr, als de Portz ein Feind der Verbrüderungen war. Stumm, aller Augen auf Schlüter gerichtet – so standen sie da. Die Meister – Braun an der Spitze – waren über den Erfolg Gregorios zwar erfreut, der ihnen Genugthuung verschaffte, aber sie fürchteten die Vergeltung, denn eine Untersuchung durch de Portz hätte sicherlich auch das Treiben der Meister zur Sprache gebracht.

»Wir müssen der Sache ein Ende machen,« deklamirte jetzt de Portz, der an der Fronte der Gesellen auf und niederschritt. »Es ist offener Aufruhr in einem fürstlichen Schlosse – es sind in solchem Aufruhre Verwundungen

– Lädirungen und Attacken wider Genossen vorgekommen – Herr Oberbaudirector, Sie werden zu bestimmen haben.«

Schlüter war von der Masse hinweggetreten und schritt in größter Aufregung in der Nähe des Portals auf und nieder. Als de Portz ihn rief, kam er herbei. Er hielt ein Tuch in seiner Hand, mit welchem er die feuchte Stirn trocknete – die Straffälligen wagten es kaum, ihn anzuschauen. Alles harrte seines Ausspruches.

»Ich soll bestimmen – entscheiden,« sagte Schlüter mit von der Erregung zitternder Stimme. »Diese Leute da – die Rädelsführer sind mir wohl bekannt – aber,« er erhob seine Stimme, »wenn der, um dessen Person willen sich alle diese in Gefahr begeben, frei ausging, so werde ich nimmer zugeben, daß einem dieser Leute hier ein Haar gekrümmt werde mit meinem Willen. Was heut geschehen, Ihr Gesellen,« fuhr er fort, »sei vergessen. Lernet den Dank der Fremden kennen – die sich von Euch wenden in den Stunden der Entscheidung – wo dann ein Fremdling dem andern hilft – dieses sei meine Rache. Ich will nicht *Einen* dieser Leute bestraft wissen, Herr Rath,« wendete er sich zu de Putz. »Und Ihr alle – vorwärts an die Arbeit! Wir haben heut nur allzuviel Zeit verloren! Auf die Gerüste, an die Leitern, vorwärts.«

Ein donnernder Ruf machte den gepreßten Lungen und Herzen Luft. Dankend umringte die Menge Schlüter, der sich den Freudenbezeugungen nur mühsam entzog.

»Es ist ein großer – ein edler Zug,« sagte Grüneberg zu den Genossen.

»Er feiert einen Sieg,« murmelte Bröbes.

Die Gesellen und Poliere tummelten sich – die Glocken klangen, und alles eilte an die Arbeit.

»Diese Bursche werde ich mir in der Hütte vornehmen,« knirschte Gerritsen.

»Wir hätten sie anders fassen müssen,« sagte de Portz, der mit seinen Leuten vom Hofe zog.

»O, es war eine schlimme Stunde, sie haben begonnen mich zu unterwühlen,« sagte Schlüter leise zu Böhme.

»Dieser Gregorio steigt – ich werde zu ihm halten,« murmelte Braun.

»Ein so edler Maan darf nicht geschädigt werden,« flüsterte Leonhardt.

Gewitter in der Luft.

Die Nachrichten über das Ereigniß durchliefen mit Windeseile die Stadt Berlin und zwar nach allen Richtungen. Die zahlreichen Freunde Schlüters, unter ihnen fast alle Künstler von wirklichem Ruf und wahrer Begabung, fühlten sich schmerzlich berührt – Sie konnten freilich das treffliche Herz des Kurfürsten, dem der übrigens ganz unbekannte Gregorio leid gethan haben mochte, aber die Art, wie dem Vorgesetzten, dem großen Meister, die Entscheidung vorgebracht wurde, die Umstände dabei – waren wohl angethan, die Freunde mit Sorge zu erfüllen. Die Feinde frohlockten. Nicht nur Eosander und seine Protectoren – auch die geheimen Arbeiter, der tückische Alquist und der schwindelhafte Saveni, waren erfreut und – beruhigt. Wenn der Italiener solchen Schutz

fand, dann mußten geheime Verbindungen vorhanden sein, die ihn auch später – und mit ihm seine Verbündeten – vor Strafe sicher stellten. Eosander hatte trefflich operirt. Er hatte sich den Italiener verpflichtet, der ihm ein werthvolles Kleinod überlassen, der durch seiner Schwester Hilfe den Finanzrath günstig gestimmt hatte – denn Gregorio hatte in der That eine Art von Sieg gefeiert – er war anerkannt worden, einer Beförderung konnte nichts mehr im Wege stehen, und wenn es vollends gelang, den mächtigen Oberbaudirector zu stürzen, dann eröffnete sich dem Ehrgeize des geheimnißvollen Menschen eine glänzende Laufbahn.

Tief gebeugt war Kurt von Berchholz. Die Schläge, welche sein junges Herz trafen, waren auch allzumächtig. Dora blieb für ihn unerreichbar – unnahbar. Der Freiherr von Werneck war seit der Scene bei Braun nicht wieder in das Haus der Berchholz gekommen, sondern hatte dem Freiherrn Kaspar nur geschrieben: wie er die Heirath nicht als unmöglich ansehe – vielmehr alles aufbieten werde, solche zu Stande zu bringen – und ihn, den Freiherrn von Berchholz einstweilen beim Worte nehme.

Was mochte der habsüchtige Werneck nicht alles im Geheimen versuchen? – Seine Tochter Sidonie befand sich in fortwährender Erregung und die gutmüthigen Hofdamen hatten alle Mühe, sie zu trösten. Da aber die Kurfürstin, mit den Vorbereitungen zur Festlichkeit und der gleich darauf angesetzten Reise beschäftigt, für die Herzensangelegenheit der armen Sidonie keinen Sinn

mehr zu haben schien, so wagte auch niemand, die Sache des Fräuleins zu fördern. Eben so wenig aber wagte man eine Zusammenkunft mit Anatole d'Aubreuil herbeizuführen, es wäre nach den Ereignissen im Parke allzu gefährlich gewesen.

Nur zuweilen steckte eine Freundin Sidonie ein Brieflein zu, welches in allen möglichen Variationen nur das enthielt, was die meisten Liebesbriefe enthalten: Schwüre und Betheurungen ewiger Liebe.

Wie in den glänzenden Hallen des fürstlichen Schlosses also ein Herz zwischen Hoffen und Bangen erzitterte und bebte, so auch in den viel einfacheren Räumen des bürgerlichen Hauses in der Breitenstraße zu Berlin, welches dem Hofmaurermeister Braun gehörte. Die schöne Dora seufzte hier gerade so – wie das Edelfräulein dort in Lützenburg, und ihr einziger Trost waren die theuren Züge Kurts, welche Doras geübte Hand aus der Erinnerung auf das Papier geworfen hatte.

Braun wagte die Tochter nicht zu befragen; er hatte aber ganz absonderliche Pläne. Die Liebe und die Neigung der Tochter so schnell als möglich zu verwischen, dazu schien ihm kein Mittel geeigneter als eine Heirath. Er hoffte viel von der Entfernung und der Abwesenheit des jungen Edelmannes, und der Hofmaurermeister, dessen Eitelkeit und leicht erregbare Natur sich schnell genug Luftschlösser erbauten, hatte seine Augen auf Gregorio geworfen, den offenbar sehr bedeutend bevorzugten Günstling Eosanders – Eosanders, dem wieder Wartenberg der Allmächtige wohl wollte. Stieg Gregorio, was

kaum bezweifelt werden konnte, dann war er ein hochwillkommner Schwiegersohn für Braun.

Kurt hatte der gegen Schlüter geführte Schlag ebenfalls getroffen – er sah in diesem Verfahren nur eine Folge der Vorgänge in Lützenburg und er machte sich tausend Vorwürfe, daß er selbst nicht ohne Schuld daran sei. Einsam und in sich gekehrt – ging er und that seine Arbeit.

Einsam und traurig – fern von den Kameraden hielt sich auch Anatole d'Aubreuil. Das Kriegsgewitter, welches am fernen Horizonte aufstieg, war ihm willkommen. Er sehnte sich in das Getümmel der Schlacht.

Waren diese Leute, welche unsere Erzählung vorführte, niedergeschlagen, so bewegten andere Dinge den Grafen und die Gräfin Wartenberg. Die Stunde der Entscheidung nahte immer mehr heran – die Gräfin sollte unter den höchsten Persönlichkeiten beim Feste der Kurfürstin glänzen. Sie war voll Unruhe und Sorge. Sie gedachte eines Abends, wo sie auch schon dicht vor der Erfüllung dieses Wunsches gestanden, den die Erscheinung einer Person vereitelte, welche nur allzutief in das Leben der Gräfin eingriff. Wenn nur dieses Mal kein neues Unheil – kein neuer Blitzstrahl über sie hereinbrach oder aus heiterm Gewölk auf sie niederschmetterte!

Mit welcher Sorge aber war Schlüter heimgekehrt! Wie er es auch sich zurechtlegen – wie er auch die Ereignisse deuten mochte – es stand fest, daß eine Partei, die Schlüter recht gut kannte, im Vortheile gegen ihn war. Der große Meister schüttelte sich, wie ein in Stahl geharnischter Mann die Pfeile abschüttelt, welche in den

Fugen seiner Rüstung stecken, ohne den Körper zu verletzen. Er begann desto eifriger zu arbeiten – er eilte vom Reißbrett an den Modelltisch – vom Bauplatze zur Bildhauerwerkstatt. Er entwarf und zeichnete – er besichtigte die Arbeiten im Gießhause, wo seit zwei Tagen das letzte Ausbrennen der Form stattfand und wo nun das Schmelzen des Metalls begann.

In gleicher Weise suchte Kurt durch Arbeit seinen Kummer zu betäuben – der Meister sprach kein Wort über die erst vor wenig Tagen stattgehabten Ereignisse – und Kurt wagte nicht zu fragen.

Mit den Vorbereitungen und Uebungen zum Feste beschäftigt, hatte Katharina d'Alikan, die Sängerin, den gefährlichen Bruder kaum ein oder zwei Mal empfangen können.

»Es steht alles vortrefflich,« sagte Gregorio. »Immer näher rückt die Entscheidung, und ich werde sicherlich oben bleiben.«

»Hüte Dich,« bat die Sängerin. »Es ist, als rufe eine Stimme mir zu: Warne Gregorio!«

»Pah,« lachte der Bruder. »Was soll denn kommen? Der Finanzrath ist die Seele der ganzen Gesellschaft und darin verlasse ich mich auf Dich. Wir haben uns diese Leute verpflichtet – was wäre ohne Deine Hilfe denn geschehen? wie? sieh nur wie es liegt: Ich bin dem Eosander

gefällig gewesen – doppelt und dreifach. Deine Hilfe habe ich vermittelt – dadurch ist Kraut dem großen Unternehmen günstig gestimmt worden – er wird noch mehr thun. Als Gegendienst, um sich der Person verbindlich zu machen, durch welche Kraut für ihn wirkte, hat Eosander mich vor den Blitzen des Jupiters geschützt, den sie Schlüter nennen – er wird die mächtige Gräfin ganz gewinnen durch meine Hilfe – heißt das nicht eng verbunden sein mit den Gewaltigen. Was meinst Du, Schwesterchen? Und wird nicht der Graf von Wartenberg den Mann, dem sein Günstling Eosander so hoch verpflichtet ist – der ein fürstliches Geschenk für die habsüchtige Gräfin herbeischaffte – wird der Wartenberg jenen Mann nicht schützen – fördern – heben? und wenn das *Eine* noch gelingt – –«

»Welches? Du sprachst schon oft davon,« rief ängstlich die Primadonna.

»Laß mich – laß mich,« sagte Gregorio fast keuchend. »Es muß noch keimen – o es wird – und dann, dann bin ich der Glückliche, dann wird sie die meine.«

Das waren Gregorios Hoffnungen, sie reihten sich denen der übrigen an – der finstere Geselle hatte seine Pläne, seine Sorgen so gut und so schwer – wie die Besten.

Hoch über all dieses Getriebe, welches dem Ausbruche der Entscheidung und Vollendung entgegenstrebte

und arbeitete, standen aber die Erwartungen des Kurfürsten. Noch immer traf die erwartete Nachricht nicht ein, noch immer schien man in Wien zu zögern, und Maffeis Mittheilungen waren am Ende wohl gar eine absichtliche Täuschung, die man dem sehr gut brandenburgisch gesinnten Grafen aufgebunden hatten, um das große Ereigniß nun besser länger zu verschieben. Der Kurfürst befand sich in einer fast fieberhaften Aufregung, aber seine geistige Kraft war ausdauernd und geübt genug, um des Herrschers äußeres Gebahren, sein ganzes Wesen so vor den Augen seiner Umgebung erscheinen zu lassen, als berühre die Qual der Erwartung ihn nicht im geringsten, als sei er des Gelingens vollkommen sicher und gewiß.

Das war die Stimmung, das waren die Lagen, Gedanken, Hoffnungen, Pläne und Aussichten aller derjenigen, welche hervorragende Stellungen in unserer Erzählung einnehmen – wir haben nur einen noch zu nennen, der, ein kleines Menschenkind, dennoch eine große und wichtige Sache zum glücklichen oder unglücklichen Ausgange bringen konnte – dieser eine war *Leonhardt Braun*.

Der junge Maurer war, ganz erfüllt von dem Eindrucke, welchen Schlüters großartiges Wesen, seine edle Versöhnlichkeit auf Leonhardt gemacht hatten, heimgekehrt. Braun, der Vater, war noch nicht nach Hause gekommen. Leonhardt konnte sich nicht von der Erinnerung losreißen – immer stand Schlüters Gestalt vor seinen Blicken so hoch und erhaben, so gewaltig über all diesen kleinlichen Menschen. Er fand es so natürlich, daß

seine Schwester einen Mann liebte, der dem großen Meister anhing, – dessen Schüler war, und er bereute tausendmal, Gregorio in die Hütte geführt zu haben.

Aber neben dieser Reue peinigte ihn die Angst. Er hatte beim Verlassen des Baues den Gießer und Former Heß gesprochen. Heß kam mit einem Wagen voll Holzkohlen, die bei dem Hafen an der Gertraudtenbrücke geladen wurden, die Brüderstraße herab, als Leonhardt über den Domplatz schritt. Der junge Maurer und Heß, der Gehilfe Jakobis, waren einander befreundet, aber Jakobis und Schlüters Verbindung, der auch die Leute des Gießers anhingen, hatte den wackern Heß vom Hause des Hofmaurermeisters fern gehalten, da sich die Parteien immer schroffer gegen einander kehrten.

»Wie lange ist's her, Leonhardt, daß wir uns nicht gesprochen,« sagte Heß, ein frischer, kräftiger Mann aus dem Pommerlande, mit semmelblonden Haaren und lichtblauen Augen. »Ich hielt Dich für gestorben.«

»Es thut mir leid genug, Peter,« entgegnete Leonhardt, »sehr leid, denn ich hab' Dich gern.«

»Ach – es ist toll unter den Meistern anjetzt – und ebenso unter den Gesellen. Was zum Guckguck haben die Alten gegen einen Meister wie Schlüter? nur die Alten – die Zunftgenossen – was so viel sagen will: als die Schreier und Ungeschickten. Alle die, welche nicht ein wenig dem kühnen Fluge des Adlers, der da steigt auf zur Sonnen, wie der Dichter, Herr Magister Spener, so schön singet, folgen können – Leute, die sich nicht über das Alltägliche hinausrecken und wie die Schnecken ihr

Haus – so auch ihren alten Kram mitnehmen und – nichts für ungut, Leonhardt – Dein Alter ist auch so einer und er wird Dich mit versauern lassen.«

»Was sprichst Du nur,« sagte Leonhardt fast traurig, »als ob ich nicht selbst von Schlüters Genius ganz erfüllt wäre?«

»Ich glaub's gern. Wer sollte es auch nicht,« fuhr Heß fort. »Bin nur eines Bauernschulzen Sohn aus Rügenwalde, aber ich habe mich an diesen Werken des Meisters erhoben und hab' außerordentlichen Sinn gekriegt – so geht es vielen. Wer würde nicht vor Lust außer sich gerathen, sähe er so etwas! Hättest Du nur einmal das erschaut, was ich jeden Tag gesehen, vor mir gehabt: das Modell der Statua von dem großen Kurfürsten – ach – das war eine Wonne, so was zu sehen. Diese Gestalt, diese Muskeln und Augen, diese gebietenden Blicke und die köstlichen kleinen Dinge, die hundertweis an der Gestalt zu sehen sind – das gewaltige Pferd, wie es doch so leicht unter dem Gewichte des Reiters dahinschreitet – und wie die Adern mit ihrem wunderbaren Geflechte – über den Leib des Rosses dahinlaufen, recht wie man es an edlen Thieren sieht – na – ihr alle werdet es ja bald sehen, hochaufgerichtet im vollen Glanze, das Standbild, und bin ich jemals in meinem Leben stolz gewesen – so bin ich es darauf, daß ich mit Hand anlegen durfte bei solcher Schöpfung, wenn ich auch nur als armer, kleiner Gießer und Former das Modell reinigen und die Form bereiten half – ich bin doch immer dabei gewesen, und wohl drei Mal hat mir während dieser Zeit Schlüter die Hand gegeben,

ich habe dieselbe Hand erfaßt, welche solch ein Meisterwerk geschaffen – und da – sieh nur auf den Wagen – ich bringe neue Kohlen herbei zum Ausbrennen und Schmelzen. Bald – in ganz kurzer Zeit wird der Guß geschehen sein – wir freuen uns alle auf den Augenblick.«

Je begeisterter Heß von dem Kunstwerke sprach, um so schweigsamer wurde Leonhardt. Dieses herrliche Werk, welches einen ganz schlichten Mann in Enthusiasmus brachte, das sollte durch eine schreckliche Bosheit zerstört, vernichtet – oder im besten Falle vielleicht verstümmelt werden? und Leonhardt wußte um den furchtbaren Plan – er war im gewissen Sinne ein Mitschuldiger. Heß nahm sein Schweigen für Unwillen über Schlüters Lob.

»Sei nicht so unwirrsch,« rief er, »Du warst sonst ein guter Junge – sei nicht grämlich, wie die alten Sauertöpfe.«

Leonhardt schoß ein Gedanke durch den Kopf – er wollte Peter Heß sich nähern – er konnte vielleicht den schlimmen Plan vereiteln, es war eine Schickung – so meinte Leonhardt – daß Heß ihm heute begegnete.

»Ei,« sagte er gezwungen lächelnd, »ich bin nicht so wie Du denkst, sag' ich nochmal – wie gerne wäre ich dabei. Ich sähe gar zu gern ein Mal die Vorbereitungen von all dem was da geschieht, und wie der Ofen wohl ausschauen mag, wie die Pfeifen und Röhren gehen.«

»Das könnte ich Dir leicht zeigen,« sagte der enthusiastische Pommer. »Du brauchst nur zu uns zu kommen – freilich –« setzte er hinzu, »Jakobi will niemand Fremdes

im Gießhause sehen, denn – denk Dir nur –« er lachte, »Jakobi ist abergläubisch geworden. Er meint, ein Dämon treibe sein Wesen, um den Guß zu zerstören – er will schon einige Male nachts am Ofen eine Gestalt bemerkt haben.«

Leonhardt zitterte. Es ward ihm fast zur Gewißheit, daß Gregorio oder sein elender Genosse dem Kunstwerke bereits ihre Besuche gemacht hatten, daß sie ihre Angriffe nach genauer Beobachtung der Umgebung und der Form wagen wollten.

»Und was meinst Du?« fragte er.

»Was Schlüter meint,« lachte Heß, seine weißen Zähne zeigend. »Er meint, Jakobi sei ein Träumer, weit eher fürchte er die Bosheit eines Menschen, als die eines Gespenstes, denn es haben sich am Ofen Griffe den Menschenhand gezeigt, und Schlüter hat Menschenkenntniß genug, um dem Schlimmsten bei uns zu mißtrauen.«

»So – so,« sagte Leonhardt aufhorchend. »Und welcher ist das?«

»Du mußt es nicht weiter sagen: Alquist, dem Dänen, traut man nicht.«

Leonhardt verbarg seinen Schrecken und sein Staunen durch eine Beugung seines Oberkörpers gegen den Schuh. Man war dem Buben auf der Fährte – wenn Leonhardt eingreifen wollte, dann mußte es bald geschehen.

»Ich bin gewaltig curiöse geworden durch Deine Erzählung,« sagte er zu Heß. »O, wenn ich doch nur ein Mal im Gießhause sein könnte.«

Heß dachte nach.

»Ich würde Dich gern den Guß selbst sehen lassen, aber an dem Tage werden gar zu viel hohe Herren in der Halle sein,« sagte er, »allein einige Zeit vorher sollst Du kommen dürfen – den Tag vorher.«

»Hm,« meinte Leonhardt, »wenn's nur noch ein wenig früher wäre.«

»Ich will sehen – Du wirst Deine Freude haben.«

Heß verabschiedete sich von Leonhardt, der klopfenden Herzens weiter eilte. Er kam in das Haus des Vaters – es trieb ihn, ein Wesen zu finden, welches mit ihm gleich fühlte – mindestens gleich unruhig als er selbst war. Er ging an Doras Zimmer.

Die schöne Dora barg, als sie klopfen hörte, ein Briefchen, welches sie so eben durch eine Freundin Böhmes erhalten hatte, in der Schublade. Dieses Briefchen kam von Kurt, der endlich einen Weg gefunden, um Dora mindestens von seinen Hoffnungen zu unterrichten. Doras Antlitz ward heiter, als sie den Bruder eintreten sah, der ihr gleich freundlich die Hand bot.

»Ich finde den Vater noch nicht hier,« sagte er. »Puh – das war ein Auftritt.«

»Was hat es denn gegeben?« fragte Dora.

»Eine ganz verteufelte Geschichte.«

Leonhardt begann zu erzählen, und seine Schilderung machte großen Eindruck auf Dora.

»Es ist eine schlimme Sache,« sagte sie, »ungern möchte ich den Vater aufs neue reizen – Du weißt, er ist mir böse wegen der – der – der –« Dora stockte.

»Dora,« rief Leonhardt, ihre Hand fassend, »ist es recht, daß Du niemals zu mir von der Liebe gesprochen, welche Du im Herzen trägst? ist es nicht weit eher geboten, zu dem Bruder ein redlich Wort zu sprechen, der Dir näher ist denn alles andere? sieh, wir sind ohne Mutter, der gute Vater – der aber immer gereizt – immer in Hader mit dem Oberbaudirector – immer in Geschäften ist – der hört unsere Klagen kaum an – sollten wir nicht einander aussprechen, was unser Herz drückt? zumal, da ich dem Junker herzlich gewogen bin, der stets freundlich und gar nicht stolz gegen mich gewesen ist.«

Dora blickte ihm treuherzig in die Augen, aber sie begriff auch schnell genug, welche Vortheile sie für ihre Liebe von dieser engen Verbindung mit dem Bruder ziehen könnte.

»Es ist wahr,« sagte sie, »es war recht thöricht von mir, Dir es zu verschweigen, und nun ist es doch zu Tage gekommen – aber wir wollen uns beistehen einander – o – Kurt von Berchholz ist ein edler Mensch – wenn der Vater nicht so hartnäckig wäre –«

»Der Vater ist ein Sonderling – ein Ehrgeiziger,« eiferte Leonhardt. »Er opfert seinem Ehrgeize alles – seine Ruhe sogar. Weshalb hat er sich diesen Menschen da zum Exempel aufgebuckelt?

Er deutete nach dem Fenster, welches auf den Hof ging und beide Geschwister sahen Gregorio über die Galerie schreiten.

»Ich fürchte Gregorio,« lispelte Dora, sich an Leonhardt schmiegend. »Mit diesem Manne kommt Böses über uns.

Leonhardt wußte besser als Dora, wie nahe ein Unheil war, das Gregorio heraufbeschwören wollte. Er drückte sanft die Hand der Schwester.

»Ich fürchte es auch,« sagte er. »Wenn der Vater nur los von ihm wäre.«

»Wir wollen ihn bitten –«

»Wo denkst Du hin? Du kennst seinen Starrsinn.«

»Freilich – freilich und ich fürchte noch mehr.«

»Was?« fragte Leonhardt unruhig.

»Ich fürchte, daß dieser Mann von dem Vater für mich bestimmt ist.«

Leonhardt schnellte empor.

»Ei – welch ein Gedanke? Nimmermehr – das – das wär' unmöglich.«

»Nein, nein, Leonhardt. Du weißt – Frauen sehen scharf.«

Leonhardt ging unruhig im Zimmer auf und nieder – seine Augen sprachen, sein Mund schwieg.

»Was hat Dich so bewegt, mein guter Junge?« fragte Dora besorgt. »Nimm Dir meinen Kummer nicht allzusehr zu Herzen – Kurt wird mir treu bleiben – ich ihm. Wir fürchten den Sturm nicht.«

Leonhardt blieb stehen – er sah Dora in das schöne, kummervolle Antlitz.

»Dora, liebe Dora,« begann er, »versprich mir zu schweigen – das, was ich Dir sage, fest und unverbrüchlich zu bewahren.«

Dora schaute ihn ängstlich an.

»Was werde ich nun hören müssen?« rief sie. »Aber hier meine Hand – was es auch sei – ich werde schweigen.«

»Noch eine Frage vorher: Junker Kurt von Berchholz ist ein Liebling – ein feuriger Anhänger Schlüters?«

»Er liebt wohl außer seinen Eltern nur noch ein Wesen so wie Schlüter.«

»Das ist es, was ich wissen wollte,« sagte Leonhardt. »Ich muß mit dem Junker sprechen.«

Dora wendete sich betroffen um, sie hatte ihren Kopf ein wenig gesenkt.

»Du? Du willst mit dem Junker sprechen?«

»Höre mich an,« sagte Leonhardt, der an der Thür gelauscht hatte, ob niemand in der Nähe sei.

Er setzte sich zu Dora und begann nun die Entdeckungen, welche er gemacht, die Betheiligung des Italieners dabei und das Gespräch mit Peter Heß zu erzählen. Hoch auf horchte Dora – sie begleitete jede Mittheilung des Bruders mit ihren schönen ausdrucksvollen Augen, und als er geschlossen hatte, sagte sie:

»Das ist furchtbar, Leonhardt – was wird aus dem Vater werden?«

»Ich frage das mich selbst,« sagte Leonhardt. »Dieser Mann aus Italien ist unheilvoll für uns – und doch – wir dürfen ihn nicht verlassen.«

Dora schaute ihn fragend an.

»Es gibt Dinge,« sagte Leonhardt, »Verbindungen, die wir heilig halten müssen.«

»Ihr seid also verbunden, wie man sagt? Es gibt Gesellschaften, die sich zur Nachtzeit – unter dem Mantel des tiefsten Geheimnisses – mit ganz absonderlichen Zeichen und Worten versehen, einfinden?«

»Frage nicht weiter,« sagte Leonhardt, »die Zeit verrinnt, wir müssen nachdenken, wie die Gefahr für Schlüter abzuwenden ist – aber der Vater? wenn es gelingt, ist es ein Schreckniß für die Kunst – wenn es mißlingt, sind alle verloren, die bei der That halfen; und die, welche Gregorio Freunde heißen, leiden schwer. Wird Eosander den Vater schützen? Er denkt nicht daran – solche Leute ziehen sich aus der Schlinge – wir haben es heute gesehen –«

»Entdecke alles dem Junker,« flehte Dora. »Er wird – er muß helfen.«

»Das war es, was ich wollte – dennoch –«

»Nun?«

»Wenn es zum Schlimmsten käme – wenn der Italiener entdeckt – bestraft würde – gälte ich nicht als der Angeber? als ein Geselle, der den Genossen verrieth? Man würde die That verdammen, aber mich, den Angeber verachten, ich dürfte mich nicht mehr sehen lassen unter den Genossen.«

»Wie, man würde Dich verdammen, weil Du ein Verbrechen entdecktest?«

Leonhardt zuckte die Achsel. »Du weißt nicht, wie die Menschen denken – aber das Schwierigste von allem ist: Wie kann ich den Beweis führen? Ich sah jene Kloben Metall, in denen eine Mischung enthalten ist, welche verderblich wirken soll – das ist wahr – ich habe mir genau die Zeichen gemerkt, welche Gregorios Hand eingrub – aber wo sind diese Stücke, sicherlich hat Alquist sie wohl verborgen und ohne Lärm geht es nicht ab. Alquist wird längst von dem Sturme unterrichtet sein, wenn ich die Anzeige machte und kann die Barren entweder wohl verbergen oder beseitigen – man wird nichts finden, und ich stehe als ein falscher oder dummer Zeuge da.«

Dora rang verzweifelt die Hände.

»Es ist wahr – wahr – wir müssen die Zeit verstreichen sehen, ohne etwas unternehmen zu können – und der geringste Verdacht trifft den Vater mit – er ist eng verbunden mit Gregorio, in unserm Hause fand der gefährliche Gast Aufnahme – der Vater nimmt offen für ihn Partei – er fördert ihn, wo er kann – Gregorio ist für ihn ein Mensch von Bedeutung – der Vater ist ein heftiger Gegner Schlüters und hat keine Gelegenheit vorübergelassen, wo es galt, wider den Oberbaudirector aufzutreten; geschieht etwas durch Gregorio gegen Schlüter und es zieht Unheil nach sich, dann stürzt es den Vater mit ins Verderben, er kann sich vom Verdachte der Mitschuld nicht befreien.«

Leonhardt ging wieder im Zimmer umher, seine frische Gesichtsfarbe war gewichen.

»Und dann – dann, wenn ich nun auftrete, wenn ich rufe: Greift diese Arbeiter der Finsterniß – ich habe gesehen – ich habe gehört: und man findet nichts – weil – weil,« Leonhardt dämpfte seine Stimme und neigte den Mund an das Ohr der Schwester, »weil hohe und mächtige Herren vielleicht, ja ohne Zweifel, hinter der Sache stecken – weil Gregorio Verbindungen haben muß, von denen wir alle nur sehr wenig wissen! Wie kommt es, daß Eosander selbst sich im Schloßhofe einfand, den Polier fast im Triumphe zu entführen? weshalb war Mieg selbst dabei? ich frage das. Ist der Polier nicht dringend von Eosander empfohlen? und würde dieser einen Menschen schützen, ohne des mächtigen Grafen von Wartenberg Einwilligung? – wir wissen, wie beide Herren mit einander stehen – und kennen wir nicht alle genugsam, wie das gemacht wird. Selbst wenn das schändliche Stücklein sich beweisen ließe, so würden die hohen Herren leicht jede Gefahr von dem Italiener abwenden – da gibt's hunderte von Ausflüchten und Gegenbeweisen – da kann Befehl, Geld und Furcht vor den Großen und Mächtigen allerlei thun – es findet sich nichts, wo nichts gefunden werden soll. Und selbst wenn der Streich gelingt, so ist es den Feinden Schlüters wohl nur willkommen, sie werden den Thäter nicht verfolgen – dem am Ende niemand einmal die That beweisen kann. Ein Fehler in Jakobis Metallen – eine unerklärliche Gewalt, die sich im Ofen erzeugte, brachte das Unheil herbei – wenn alles zerschmettert und zerrissen liegt, wenn die Wogen des Metalls zischend

und donnernd sich im Sande der Gießhalle verlaufen haben – dann hätte ich gut reden. Sie brächten mich wohl an den Galgen als falschen Ankläger.«

Die Geschwister beugten sich unter der Last dieser von Leonhardt selbst erkannten Schwierigkeiten und Gefahren – wohl zehn Mal verwünschte der junge Maurer sein Schweigen in der Nacht auf der Galerie. Er hätte den tückischen Dänen auf der That erfassen sollen – dann wäre die Möglichkeit der Rettung gewesen – jetzt war es schwer. Wenn man auch dem Vater die Warnung zukommen ließ, so hatte Gregorio Zeit genug, die Beweisstücke zu beseitigen, alles zu leugnen – selbst Braun gegenüber – aber die Rache des Italieners traf dann später wohl die Brauns doppelt schwer. Kurt von Berchholz aber war noch gefährlicher, denn er war in seiner Leidenschaftlichkeit fähig, sofort Lärm zu schlagen, um die Beweise am Ende doch schuldig zu bleiben. Die Beseitigung der anklagenden Stücke war so leicht.

Schrittweis sah also der verzweifelnde Leonhardt das Verderben nahen, welches eines der erhabensten Werke mit Vernichtung bedrohte, und es blieb ihm nur die schwache Hoffnung, durch eine entschlossene That oder durch einen glücklichen Griff die Gefahr abwenden zu können, wenn er von Heß in das Gießhaus gebracht wurde. Doras Gemüth war mächtig bekümmert – sie hatte im Laufe der Zeit erfahren, wie eifrig der habsüchtige Freiherr die Heirath betrieb, und welche Hindernisse durch den Kurfürsten den sogenannten Mißheirathen in den Weg gelegt wurden, wie die Heirath mit Kurt und

dem Hoffräulein von Seiten des Kurfürsten lebhaft gewünscht ward – sie fürchtete endlich eine geheime Absicht ihres Vaters – und zu all diesen Befürchtungen kam noch die von Leonhardt gemachte Entdeckung, bei welcher die Brauns nur zu sehr betheiligt waren.

Dora erzitterte daher, als Braun, der Vater, um die Nachmittagszeit in das Zimmer trat, Stock und Hut ablegte und mit stolzer, triumphirender Miene rief:

»Leonhardt wird wohl schon berichtet haben, was heute vorging. Dieser Gregorio ist sicherlich viel mehr, als er scheint: auf des Kurfürsten Geheiß hat Eosander ihn schützen müssen – und endlich ist einmal die Gewalt Schlüters gebrochen. Er hüte sich – und ebenso alle, die zu ihm halten,« rief er mit besonderer Betonung. »Es könnte sich bald etwas ereignen, und es thut jeder gut daran, zu bleiben – wobei er bleiben muß – die hohen Herren wissen wohl, wen sie begünstigen sollen und müssen. Gregorio zum Exempel wird hoch steigen, und es ist wohlgethan, ihm als Freund zur Seite zu stehen – jetzt laß das Essen auftragen, wir wollen ein Glas leeren auf gutes Gelingen unserer Sache und auf Beseitigung der Tyrannei, welche uns niederdrücken will – wo bleibt unser Hausfreund Gregorio?« setzte er hinzu.

»Er ist fortgegangen,« antwortete Leonhardt finster.

»Junge,« rief Braun, »Du siehst ja mürrisch und kopfhängerisch aus? was fehlt Dir? ach – ich weiß, bist nicht ganz wider den Schlüter, der mit seinen Ideen von Neuerung den jungen Burschen die Köpfe verdreht – ich kenne es.«

»Der ein großer und bedeutender Mensch ist,« rief Leonhardt ausbrechend. »Ein Genius ersten Ranges – ein Meister sondergleichen und ein edler Mensch obendrein – wir haben es gesehen, und es wäre tausend Mal besser, die Meister, wie sie da sind in Berlin, reichten dem Größten von ihnen die Hand, statt daß sie sich mühen ihm zu schaden.«

»Junge, Junge,« rief Braun außer sich.

»Nehmt's, wie Ihr wollt,« rief Leonhardt. »Ich lasse Euch heut Euer Glas allein leeren, zürnt mir nicht, Vater – auf das Beseitigen Schlüters kann ich nicht trinken und so will ich auf der Herberge essen – gute Mahlzeit.«

Er warf die Thür heftig ins Schloß. Braun sank vom Zorn bewältigt in den Sessel.

»Ich bin verrathen, verkauft, meine Kinder sind wider mich – oh – dieser verteufelte Mann – wo – wo ist Gregorio? Ich muß eilen – die Sache darf sich nicht wieder zusammenziehen.«

Der Polier war nach dem erregenden Auftritt im Schloßhof mit Eosander und Mieg durch das Portal des Domplatzes in den vom Bauzaune umgebnen Raum geschritten.

»Innigen Dank,« sagte er zu Eosander. »Sie können mehr als jemals auf mich zählen.«

»Wir müssen abrechnen mit einander,« erwiderte der Hauptmann nicht ohne einige Unruhe. »Ich muß Euch

bei Saveni sprechen – jetzt geht. Eure Stellung wird nicht mehr angetastet werden – wann werdet Ihr dort sein?«

»Ist es Euer Gnaden um die zweite Nachmittagsstunde genehm?«

»Ich werde dort mich einfinden.«

Gregorio ging vorsichtig hinter den Planken entlang und von da in den ersten Hof. Er schlüpfte dann durch das kleine Schloßthor auf die »Freiheit«, um den zahlreichen Gaffern zu entgehen, die, wie wir wissen, sich an den Bauzaun gedrängt hatten, um dem Ereignisse beizuwohnen.

Eosander und Hofrath Mieg lächelten einander voll Befriedigung zu. Ein Streich gegen den mächtigen Oberbaudirector war geführt – der Kurfürst hatte gegen Schlüters Anordnungen Protest erhoben – die Scene in Lützenburg war zum Nachtheile des Oberbaudirectors ausgefallen. Für Eosander waren der gewaltige Wartenberg, die Kurfürstin, Kraut und viele Hofherren – es blieb nun noch der so wichtige und entscheidende Einfluß der Gräfin von Wartenberg zu gewinnen. Halb hatte Eosander diesen schon errungen, denn seiner Geschicklichkeit war es gelungen, die Kurfürstin zuerst mit dem Gedanken vertraut zu machen: die Gräfin an dem Feste bei sich zu sehen.

Aber Eosander kannte die Menschen gut genug, um zu fürchten, daß nur sehr wenig von *seiner* Mitwirkung bei

diesem Ereigniß die Rede sein werde. Wartenberg war zu eingebildet, schrieb sich gewiß – der Gräfin gegenüber – das größte Verdienst zu. Worauf aber Eosander neben seiner Beliebtheit am sichersten rechnete, das war die Habsucht der Wartenbergs. Das Fest stand dicht vor der Thüre – und die Gräfin, der nunmehr der Zutritt zu den Kreisen der höchsten Gesellschaft nicht verschlossen war, wollte sicherlich in ganz besonderer Weise glänzen. Dazu hatte Eosander den von Gregorio ihm überlassenen Schatz bereit. Saveni mußte die Fassung vollendet haben – dann fand die Ueberreichung statt – daran knüpfte Eosander geschickt seine Bitte – die effectvoll gemalte Decoration ward dem Kurfürsten wieder gezeigt – und alle Hoffnungen Eosanders gingen in Erfüllung – alle verwendeten sich für ihn – Freund und Feind waren einig in dem Bestreben, den beliebten Eosander zu fördern, und die Arbeit des Schloßbaues, ein Werk, auf dessen Vollendung die Kunstwelt Europas zu seiner Zeit blickte, es blieb nicht mehr allein in Schlüters Hand – er mußte den Ruhm mit Eosander theilen.

Sobald Eosander sich von Mieg getrennt hatte, eilte er in die breite Straße, in das Marstallgebäude. Hier fanden zur Zeit unserer Erzählung im großen Saale des oberen Stockwerkes die theatralischen Aufführungen: Opern und Ballets, auch zuweilen Schauspiele statt, denen der Hof und ein gewisser Theil des Publikums beiwohnten. Hier war auch im Hintergebäude nach der Spree zu ein Raum von beträchtlichem Umfange zum Malen und Anfertigen der Decorationen bestimmt. Die Arbeiter und

Maler hatte man von München her verschrieben, sie arbeiteten unter Weidemann, Maschinenmeister war Potier.

Eosander hatte seine Entwürfe mit größtem Eifer zur Ausführung gebracht. Während in Lützenburg die Zimmerleute und Maurer abwechselnd an der Errichtung der Bühne und der Sitze arbeiteten, wurden die Zurüstungen für Decorirung in Berlin eifrig – Tag und Nacht betrieben. Nachdem Eosander die Maler und sonstigen Arbeiter besichtigt hatte, stieg er in die unteren Räume hinab. Hier tönte Musik. Die in der Oper beschäftigten Sänger und Sängerinnen probirten eifrig.

Das Orchester unter Heinrich Strickers Leitung war trefflich eingeübt. Herr von Besser, Herr von Watteville, ein Refugié, und mehrere andere Cavaliere hörten die Proben mit an. Die d'Alikan erregte allgemeine Bewunderung und Besser hütete sie wie einen Schatz; der eifersüchtige Kraut war ihm hochwillkommen, denn er vereitelte jeden Versuch zu einer Annäherung an die gefeierte Sängerin, den eroberungssüchtige junge Cavaliere wagen mochten. Ab und zu strömten die Diener und Hofmeister der adligen Familien, um Erkundigungen einzuziehen wegen des Festes, und man sah Läufer, Pagen und Lakaien mit Briefen, welche Einladungen enthielten, durch die Straßen eilen.

Auf dem kurfürstlichen Amte hatte alle Welt die Hände voll zu thun, und die Gesandten selbst bemühten sich um Einladungen. In der Stadt sprach Jedermann von dem Feste und – von dem Aufruhr der Arbeiter, da aber Schlüter hochherzig genug die Sache beseitigt hatte, so war sie

nach 24 Stunden durch andere Gerüchte verdrängt und halb in Vergessenheit gerathen. Eosander lief also ab und zu; während Schlüter an seinen riesigen Entwürfen arbeitete, schaffte sein Gegner den kleinlichen und Flittertand, der zur Beseitigung des Meisters helfen sollte.

Nachdem der Hauptmann alle diese Geschäfte besorgt hatte, wobei ein guter Theil des Tages verflossen war, wendete er sich nach der Arche, überschritt sie und die Bewohner des Friedrichwerders sahen ihn in das alte Haus treten, welches der Alchymist Saveni bewohnte.

Eosander fand den Laboranten in dem großen, vom Ofen fast eingenommenen Zimmer. Die Unterredung war sehr kurz.

»Ist die Arbeit vollendet?« fragte Eosander.

»Gewiß,« entgegnete Saveni, der aus der Schublade des Tisches ein Kästchen hervorholte, welches der Hauptmann hastig ergriff.

Er öffnete es und die fünf herrlichen Cameen lachten ihm aus Fassungen schöner Diamanten, welche sie in Rahmenform umgaben, entgegen: Eosander selbst war von dem Anblicke wie geblendet. Es war in der That ein fürstliches Geschenk und der Kunstwerth außerdem noch so bedeutend, daß er den Neid eines jeden Kenners erregen mußte. Als er das Kästchen schloß, trat Gregorio in das Laboratorium.

»Sie haben meine Anwesenheit gewünscht, gnädiger Herr,« sagte er. »Ich bin hier.«

»Es ist,« entgegnete Eosander, »heut der Tag, an welchem ich diese Steine wirklich zu mir nehme, und ich frage noch einmal, wie hoch der Preis?«

»Und ich entgegne darauf noch einmal: ich kann keinen Preis angeben – da mir eine Schätzung augenblicklich nicht möglich ist – auch Ihre Güte, Herr Hauptmann, mich verpflichtet.«

»Das lasse ich nicht gelten. Auch Sie haben mir Dienste erwiesen.«

Gregorio überlegte ein wenig.

»Ich will Ihnen, gnädiger Herr, die Sache, welche für Sie sehr delikater Art ist, leicht machen,« sagte er. »Es ist Ihnen peinlich, sich etwas schenken zu lassen – gut denn: Stellen Sie mir eine Bescheinigung aus, daß Sie die Steine erhalten haben, und daß Sie mir für dieselben den Preis von fünftausend Thalern zahlen wollen, wenn Sie dereinst – die Frist ist Nebensache, Ihr Wort genügt – einiges Geld in Ihrer Kasse übrig haben.«

»Ich bin's zufrieden,« sagte Eosander. »Aber Sie haben den Schmuck zu billig angerechnet. Ich werde den Scheine nach eine Klausel hinzufügen.«

Er forderte von Saveni Dinte, Feder und Papier und setzte sich zum Schreiben nieder.

»Der Architekt Signor Gregorio hat mir einen Schmuck, bestehend aus 2 Stück Onyx und 3 Cameen (folgt die Beschreibung) überlassen unter der Bedingung, daß ich Endesunterschriebener in einer, mir freistehenden Zeit, sobald es meine Mittel gestatten, dem p. Gregorio die Summe von fünftausend Reichsthalern zahle. Auf meine

Erkenntlichkeit für solchen Dienst und für die Ueberlassung der Kostbarkeit darf Signor Gregorio rechnen. – So geschehen zu Berlin.«

Er unterschrieb Datum und Namen und drückte sein in den Siegelring gegrabenes Wappen unter die Schrift.

»Nehmen Sie,« sagte Eosander, dem Polier die Schrift reichend, der sie anscheinend nur flüchtig durchlas.

»Ich zahle bald noch mehr für die Hilfe gegen die Tyrannei Schlüters,« raunte er leise Eosander zu.

»Wie? Es ist doch nicht jenes Unternehmen gegen den Guß der – –«

»St! Herr Hauptmann – lassen Sie mich handeln – ich bin verantwortlich – nicht Sie. Mit diesem Schatze sind wir sicher.«

Eosander schob den Schmuck in die Tasche und entfernte sich, von Gregorio bis zur Thüre begleitet. Vor dem Hause angekommen winkte Eosander eine Sänfte heran.

»Zum Berliner Rathhause,« befahl er.

Die Träger hoben ihre Last auf und trottirten damit weiter. Eosander zog die kleinen Gardinen der Sänftenfenster zu, bis er am Rathhause angekommen war. Die Sänfte wurde nach einem Vorbau gebracht, der am Rathhause an der Seite gelegen war, welche mit der Georgenstraße (heute Königsstraße) parallel lief. Eosander stieg schnell aus und schlug den Weg zur Spandauerstraße ein, wo der Graf von Wartenberg zur Zeit wohnte, ehe er seinen Palast an der Spree erbauen ließ.

Als Gregorio in das Laboratorium zurückkehrte, glänzte sein Antlitz vor Freude. Der blasse Mann schien mit der Röthe der Gesundheit übergossen.

»Wir sind obenauf,« rief er dem Alchymisten zu. »Ich hätte nimmer geglaubt, daß er diesen Schein ausstellen würde. Ich habe ihn ganz fest.«

Er deutete auf seine Brusttasche, welche das Papier Eosanders barg.

Das Halsband mit den Cameen.

Das Haus des Grafen von Wartenberg war zwar noch nicht mit der Pracht eingerichtet, die der mächtige Mann später entfaltete, allein es gehörte immerhin zu den schönsten der kurfürstlichen Residenz. Mehr noch als die Einrichtung selbst war das Leben und Treiben, welches im Innern des Hauses und vor demselben stattfand, geeignet, dem Wohnsitze des Grafen den Anstrich der Großartigkeit zu verleihen. Man sah nämlich – fast zu jeder Tageszeit – Karossen und Sänften vor dem Hause halten. Die Verzierungen dieser Fortschaffungsmaschinen waren im Geschmacke der Zeit sehr kostbar und theilweis mit Schnitzwerk überladen, mit Wappen geschmückt und von sehr reichgekleideten Kutschern, Lakaien, Pagen und Läufern begleitet. Diese äußeren Zeichen großen Reichthums der Besitzer und Herren deuteten darauf hin, daß die Besuche bei dem Grafen von Wartenberg meist nur von hohen und bedeutenden Persönlichkeiten gemacht wurden, denn nur selten mischten

sich eine schlicht aussehende Kutsche oder einfach gekleidete Leute unter die glänzenden Karossen und deren Begleitung.

Unter dem mit zwei, auf Pfeilern prangenden Laternen geschmückten Thorwege, dessen Ueberdach ein Paar gigantische Karyatiden trugen, sah man stets eine Schar von schwatzenden Müssiggängern, Bittstellern und Neuigkeitskrämern mit den lungernden Dienern des Hauses verkehren – im Flure selbst reckte sich der träge Schweizer im sammtenen Fauteuil, und an der Treppe, die mit Teppichen belegt war, trieben sich einige Pagen umher, welche die Besuchenden anmeldeten – ein Geschäft, das sie meistentheils mit größter Impertinenz besorgten, wenn der zu Meldende nicht eine Person von Bedeutung war.

Ging man die Treppe hinauf, so kam man in einen ovalen, mit schönen Gemälden verzierten Saal – hier ertheilte Graf Wartenberg seine Audienzen. Rechts und links vom Saale liefen Reihen von Zimmern hin, deren Ausstattung nichts zu wünschen ließ und in denen eine Menge von Gegenständen prangten, welchen der Beschauer es auf dem ersten Blicke ansah, daß es Präsente, Opfergaben für den Wartenbergschen Tempel waren. Die beiden Gatten: Graf Kasimir und seine Gemahlin Katharina waren bekanntlich nicht hartherzig, wenn es galt, ein schönes und werthvolles Geschenk anzunehmen.

Am Ende der Zimmerreihe rechter Hand lag das Boudoir der Gräfin von Wartenberg. Die ehemalige Schifferstochter – nachherige Madame Biedekop – jetzt Gräfin,

hatte sich vermöge eines besonderen Sinnes für Aeußerlichkeiten schnell genug in ihre neue und großartige Stellung gefunden, soweit es nämlich jene Aeußerlichkeiten betraf. Es zeugte davon die Pracht der Dinge, welche in dem Boudoir aufgestapelt waren.

Die Gräfin war soeben damit beschäftigt, eine prachtvolle aus dem schwersten französischen Seidenstoffe gefertigte Robe zu mustern. Bei diesem Geschäfte unterstützte sie Justine, die Kammerjungfer und nächste Vertraute – außer dieser waren der kurfürstliche Hof- und Damenschneider, Herr Jakob Fischbeck, der Verfertiger des prächtigen Kleidungsstückes, nebst zwei Gehilfen dabei thätig.

In einiger Entfernung von diesen stand Monsieur Papus de Laverdauge, jener französische Perrückenmacher und Friseur, der vermöge eines kurfürstlichen Erlasses die bekannte Perrückensteuer erhob, für deren Zahlung es den Leuten vergönnt war, mehr oder minder umfangreiche Haarungethüme auf die Schädel zu setzen. Laverdauge frisirte die Herren und Damen. Er erwarb ein riesiges Vermögen, da es zum guten Ton gehörte, von ihm frisirt zu sein, und er hielt natürlich die Protection der Wartenbergs sehr angelegentlich aufrecht, da sein Nutzen bedeutend dadurch wuchs.

Eine andere Person war der Schuhmacher, der Mann, der ebenfalls im Boudoir anwesend und mit zwei sehr schön gearbeiteten, in Goldbrockatstoff und Stickerei hergestellten Schuhen bewaffnet neben dem berühmten

Friseur stand. Eine Auswahl von Federn, Spitzen, Zitternadeln und ähnlichen Toilettengegenständen bedeckte einen mit kostbarer Florentiner Marmorplatte belegten Tisch. Die Gräfin ging von einem Gegenstande zum anderen über.

»Ich bin zufrieden mit der *Rohbe*,« sagte sie, die Fremdwörter so plump aussprechend, wie sie hier geschrieben stehen.

»Auch die *Frisuhr* nehme ich an, Herr Laverdange.«

Der Coiffeur hatte ein Modell in der Hand.

»Die Schuhe wünsche ich ganz so zu behalten, wie sie gefertigt sind, nur an den Schleifen sollen noch Steine befestigt werden, welche ich geben werde.«

Die Lieferanten verbeugten sich und die Gräfin entließ sie mit gnädigem Kopfnicken.

»Packe die Sachen bei Seite, Justine,« befahl sie, »und ordne sie gleich so wie sie angelegt werden.«

Justine nahm die kostbare Robe, das schwer in Gold und Perlen gestickte Mieder mit der Spitzentaille, die übrigen Zubehöre und trug sie aus dem Zimmer. Die Gräfin musterte nun die auf dem Tische liegenden Kleinigkeiten. Sie runzelte einige Male leicht die Stirn, denn verschiedene der theuren Flittereien waren ihr noch nicht kostbar genug.

»Es muß noch etwas Absonderliches kommen,« sagte sie leise. »Ich muß ganz anders sein – als die übrigen.«

Diese Musterung unterbrach der kleine Kammermohr, welcher seit einiger Zeit den Dienst bei der Gräfin versah, um den Hof-Architekten Hauptmann Eosander von

Goethe anzumelden, den die Gebieterin sofort einzuführen befahl. Eosander erschien mit der Grazie und Leichtigkeit eines Hofmannes im Boudoir. Er küßte galant die mit Ringen bedeckte Hand der Gräfin, welche ihm mit leichter Geberde einen Sessel anwies.

»Ich müßte eigentlich zürnen,« sagte sie, »denn Ihre Gattin fehlte gestern Abend wieder in meinem Cercle beim Thee.«

»Pardonniren Sie, Gnädigste,« sagte Eosander. »Meine Marguerite ist mit der Ankunft ihrer Familienmitglieder sehr beschäftigt.«

»Ah – ich hörte es durch den Grafen. Sie erwarten Ihren Schwiegerpapa mit den sehr merkwürdigen Damen, den berühmten Reisenden hier in Berlin.«

»Es ist so, Gnädigste.«

»Werden sie uns interessante Sachen mitbringen?«

»Ich hoffe es.«

»Wir haben,« fuhr die Gräfin fort, »von dem Spektakel gehört, den die Arbeiter gegen den Herrn Schlüter unternommen. Es ist aber Ihnen gelungen, Herr Hauptmann, solchen zu dämpfen.«

»Ich handelte auf Befehl Seiner Durchlaucht.«

»Sie verstehen sich prächtig auf Unterhandlungen,« sagte die Gräfin mit freundlichem Lächeln, woraus Eosander schloß, daß Wartenberg ihm doch wohl einen kleinen Theil an dem Erfolge zugeschrieben habe, den die Gräfin bei der Kurfürstin erlangt hatte. Er war aber schlau genug, flüchtig darüber hinwegzugehen.

»Große und starke Hilfe macht dergleichen kleine Werkzeuge, wie ich eins bin, ziemlich sicher, und es kommt stets auf den Gegenstand an, für den man in Pflicht genommen wird,« sagte er mit einer Verbeugung gegen die Gräfin.

»Sehr galant, wie immer,« entgegnete die Wartenberg äußerst freundlich. »Ja – es scheint nun, als wäre endlich dieser ganz ungerechtfertigte und mir gegenüber sehr unpassende Stolz der Kurfürstin gebrochen,« setzte sie in ziemlich hartem Tone hinzu. »Da liegt die Einladung.«

Sie wies auf einen Brief, der auf einer goldenen Platte lag.

»Graf Wartenberg hat ihn mir selbst überbracht, als er von Lützenburg kam.«

»Ich hoffe, die Gnädigste werden diesen Triumph in vollem Maße und in bester Weise genießen,« sagte Eosander.

»Ich denke – ja,« versetzte die Gräfin, nicht ohne einen Anflug von Bangigkeit, ja Trübsinn. Sie erinnerte sich der vergangenen Zeiten und eines schlimmen gefährlichen Augenblickes, in welchem ihre Wünsche zerstört wurden. »Ich habe übrigens alles gethan, um mich auch in meiner äußeren Erscheinung den so genannten hohen Damen gleichzustellen.«

»Dazu hat es keiner großen Anstrengung bedurft,« sagte Eosander wieder sehr unterwürfig.

»Schmeichler,« rief die Gräfin, ihm einen leichten Schlag gebend. »Sie wissen, wie hoch bei unserm Hofe

auf Pracht gehalten wird. Aber die Gräfin von Wartenberg wird keiner der Damen nachstehen. Wir haben dazu die Mittel.«

Sie lehnte sich in den Sessel zurück.

»Ich sehe bereits, welch köstliche Dinge in Vorbereitung sind,« sagte Eosander, auf den Tisch blickend.

»O, Sie sind dreist, Hauptmann,« rief die Gräfin, »wie können Sie es wagen, die Toilettengegenstände einer Dame zu mustern?«

»Ich bitte um Pardon – aber als Künstler habe ich an den schönen Dingen den größten Wohlgefallen und jede Kleinigkeit fällt mir auf – o – ich wollte, es wäre mir ein Feld für meine Gedanken eröffnet – leider – leider muß ich dem Aelteren weichen.«

Er hielt lauernd inne.

»Ich weiß – Sie meinen Herrn Schlüter,« sagte die Wartenberg. »Der Kurfürst ist ungehalten auf ihn. Da ist zum Exempel die Heirath mit dem Junker von Berchholz, die er zerstört haben soll – dann die Geschichte mit den Arbeitern, die Sie wieder in Ordnung brachten – an selbiger ist der Schlüter auch Schuld – aber dieser Mann ist sehr beliebt und berühmt bei aller Welt, und der Kurfürst hält an seinem Wort.«

»O – ich denke auch nicht daran, den Herrn Schlüter verdrängen zu wollen – aber man könnte doch wohl neben ihm stehen – die Schloßbauarbeit könnte getheilt werden – ich denke, wenn man mir einen Theil übertrüge, dann würden solche Dinge, wie sie geschehen sind, wegfallen; die Arbeiter, welche ich gern haben möchte,

könnte man hinzuziehen, ohne Herrn Schlüter wehe zu thun – der *seine* Leute beschäftigte, wie er wollte – alles gliche sich weit schneller aus, als wenn Einer das Regiment führt.«

»Das ließe sich hören – ich könnte es dem Herrn ein Mal vortragen – ich bin Ihnen einen Dienst schuldig. Schlüter ist in diesem Augenblicke bei dem Kurfürsten nicht ganz so beliebt als sonst – man müßte das Eisen schmieden.«

»O – wer einem solchen Feldherrn seine Siege verdankte,« rief Eosander, wieder die Hand küssend.

»Welch ein feuriger Dank,« lachte die Gräfin. »Ich möchte Ihnen nur beweisen, daß ich wohl verstehe, eine diplomatische Sendung zu übernehmen und auszuführen.«

»Eines solchen Beweises bedürfte es nicht erst,« rief Eosander, »Wir kennen Ihre geistige Gewandtheit, Gnädigste.«

Er dachte des gestürzten Danckelmann.

»Aber,« fuhr er fort, »ich möchte Ihrer Güte etwas verdanken – ich möchte, daß man dereinst sagte: Der Theil des Schloßbaues, den Eosander ausführte, verdankt seine Entstehung in dieser Art und Weise dem Einflusse der kunstliebenden und wohlwollenden Gräfin von Wartenberg.«

Seine Worte blieben nicht ohne sichtlichen Eindruek auf die Gräfin.

»Ich meine aber, Sie erfreuen sich auch der Gunst der Kurfürstin,« sagte sie. »Ein Wort bei dem Gatten – und Sie würden Ihre Wünsche erfüllt sehen.«

»Ah – die Kurfürstin ist mit andern Dingen beschäftigt – sie gedenkt meist nur, ihre eigenen Angelegenheiten zu fördern – uneigennützig sein – das ist eine seltene Tugend.«

Er hielt inne – die Wartenberg ließ diese Eigenschaft an sich besonders gern rühmen, weil sie ihr gerade besonders fremd war, aber die Menge sollte getäuscht werden.

»Ich bin wahrlich uneigennützig,« sagte sie. »Ich thue gern für meine Freunde etwas – es hält oft schwer – dieser Ihr Wunsch zum Beispiel ist nicht gar leicht zu erfüllen – das Geld ist ein Hinderniß.«

»Wenn Sie dem gnädigen Herrn den Wunsch aussprechen, dann wird alles gelingen – wie wollte ich glücklich sein, dürfte ich an dem Werke mitarbeiten, welches bald genug ein Königsschloß sein wird! Ich würde dafür sorgen, daß meine gütige Gönnerin in diesem Bau verewigt würde – kleine und große Andeutungen auf Ihre Gunst, auf Ihren Einfluß, sollten an dem Werke prangen, wie sie in anderen Städten und Palästen zu finden sind – wie die Chiffren der Medicis und der Poitiers in Italien und Frankreich an den Prachtbauten prangen, so würden hier die Namenszüge der Gräfin von Wartenberg – vielleicht Ihr Bild, von meinem Danke zeugen –«

Die Gräfin war ganz Ohr.

»Ich will es versuchen,« sagte sie. »Wenn der Kurfürst zur Zeit der Promenade günstig gestimmt ist – dann ließe sich wohl etwas für Sie thun – ach – eigentlich sind Sie abscheulich, Eosander.«

»Sie erschrecken mich.«

»Ja – gewiß. Sie bürden mir da Geschäfte auf – Sie stellen mir eine Arbeit in Aussicht – Sie wollen mich zur Ausführung von Plänen bestimmen, die Sie hegen, und ich habe weit Wichtigeres für mich selbst zu thun – nämlich an meinen Staat – an meinen Putz für die große Festlichkeit zu denken.«

»Ich bin untröstlich – hätte ich ahnen können, wie sehr ich störe, ich wäre gewiß nicht heute gekommen, aber was könnte – verzeihen Sie – die Gräfin von Wartenberg noch in Verlegenheit bringen, wenn es gilt, einen ihrer würdigen Schmuck, eine Kostbarkeit, einen seltenen Putz zu erhalten?«

»Sie irren,« sagte die Gräfin sich erhebend und gleichgültig die auf dem Tische liegenden Gegenstände durcheinander werfend. »Es ist wohl eine Laune, ich gebe es zu – aber ich freute mich darauf, ein Perlhalsband umlegen zu können, welches besonders kostbar, sowohl in Bezug auf die Arbeit, als auch auf den Werth ist. Es stammt aus der Hinterlassenschaft der Herzogin von Modena, der schönen Maria Regine, welche auch berühmt wegen ihres kostbaren Perlenschmuckes war. Liebmann hatte es in München erstanden. Da einige Verbindungsstücke beschädigt waren, sendete ich es nach Dresden zu dem geschickten Gottfried Müller, dem Goldschmied, und der

Tölpel kann es erst in drei Wochen fertigen. Ich muß nun diese alltägliche Flitterei hier umlegen.«

Sie wies auf zwei bis drei sehr kostbare Diamanthalsbänder.

»Ei, Gnädigste,« sagte Eosander, »diese Steine sind doch sehr werthvoll.«

»Allerdings. Aber ich bin fest überzeugt, Frau von Obdam, die Gattin des holländischen Gesandten, die Frau von Lieth, Gattin des Gesandten von Rußland – ja selbst die kleine Orowski, die Polin, werden nicht minder schönere tragen. Ich kann doch nicht alle drei Halsbänder zugleich anlegen – es ist nichts Außergewöhnliches, wie meine Robe, meine Spitzen, meine Frisur – meine Schuhe sein werden.«

Eosander schlug verstohlen ein Schnippchen mit den Fingern seiner rechten Hand, welche über die Seitenlehne des Sessels herabhing. Die Gelegenheit für seinen Haupttrumpf, den er ausspielen wollte um die Gräfin zu fangen, bot sich in einer Weise dar, wie der Hauptmann sie sich nicht besser wünschen konnte. Er hatte schon seit längerer Zeit nach einem passenden Anknüpfungspunkt gesucht, um der Gräfin sein kostbares Geschenk offeriren zu können – jetzt war dieser Augenblick gekommen. Die Gräfin hatte mit Bereitwilligkeit ihren Schutz zugesagt, ihre Hilfe versprochen, ehe der Hauptmann eine Anspielung auf Vergeltung gemacht hatte, welche materieller Art gewesen wäre – die Aussicht auf Verewigung durch die Hand des Künstlers war feinerer Natur – Eosander konnte leicht mit der Gabe hervorrücken.

»Es ist fatal,« sagte er, »und ich kann mir wohl denken, daß bei Ihrem Sinn für das Schöne der bloße Geldwerth, den ein Schmuck besitzt, nicht ausreichend sein würde, Sie verlangen eben Außergewöhnliches, einen solchen Hals müßte ein Prachtstück zieren, wie es selten gefunden wird.«

»Das ist meine Ansicht – nicht weil, wie Sie Schmeichler sagen – mein Hals so schön ist – nein, weil ich etwas voraus haben will, *muß*.«

»Wenn man nun da ein wenig helfen *könnte* – würde von Ihnen, Gnädigste, wohl eine solche Hilfe angenommen werden?«

Die Gräfin blickte Eosander, dessen Hand sich bereits in seine Rocktasche gesenkt hatte, erstaunt an.

»Eine Hilfe? Sie sagten –?«

»Ich wollte mir die Frage erlauben: Ob Euer Gnaden eine Hilfe annehmen würden?«

»Wer in Gefahr ist zu ertrinken – greift nach dem Strohhalm,« sagte die Gräfin halb scherzhaft.

»Nun denn, ich möchte Ihnen, Gnädigste, einen solchen Strohhalm zuwerfen – bittend und hoffend, daß er zu einer rettenden Planke werde und nicht mehr Ihren Händen entschlüpfen möchte.«

Er zog dies Etui aus der Tasche und trat einige Schritt zurück, um es zu öffnen. – Zwischen Neugier und Staunen schwankend, betrachtete die Gräfin das Kästchen. Ihre Habsucht ward aber im höchsten Grade rege, als Eosander den Deckel zurückschlug.

Auf einer Unterlage von schwarzem Sammet funkelte das kostbare Halsband. Die werthvollen Onyxe und Cameen wurden gehoben durch Rahmen von Diamanten, und sämmtliche Stücke nebst jenen Rahmen waren einem Schmucke von vollendeter Goldfiligran-Arbeit eingefügt, der, gleich dem schönsten Flecht- und Spitzenwerke geformt, im Lichte der schwachen Sonne, die in das Boudoir fiel, aus allen seinen Biegungen, Spitzchen und Knöpfen kleine Blitze spielen ließ, welche sich mit den Strahlen der Diamantfassung vereinten.

Es ließ sich nicht leicht etwas Schöneres finden, und die Gräfin, obwohl sie noch nicht den ganzen Werth der Cameen und Onyxe zu schätzen wußte, sah doch auf den ersten Blick, daß sie eine ungewöhnliche Kostbarkeit vor sich hatte.

»Und – dies – das ist zu erstehen? zu kaufen?« fragte sie.

»Nein Gnädigste,« sagte Eosander, »zu *kaufen* nicht, aber ich wäre glücklich, ich wäre zufrieden, wenn Sie mir die Gnade erweisen wollten, diesen Schmuck, der wohl kaum wieder zu finden sein dürfte, als ein Geschenk von mir anzunehmen und ihn an jenem Festabend zu tragen, wo sicherlich keine Dame anwesend ist, welche solch einen Schmuck aufweisen könnte. Sie würden auch in Bezug auf Schmuck so einzig wie sonst in allen Reizen dastehen.«

»Sie – Sie machen mir diese Kostbar – keit – zum Geschenk? – das ist zu viel,« rief die Gräfin, welche am

Liebsten das Halsband schon umgelegt hätte. »Ich darf es nicht annehmen.«

Eosander kannte seine Leute.

»Und ich nehme es nicht wieder,« sagte er. »Nachdem Ihre Augen darauf ruhten, darf es niemand mehr sein eigen nennen, als Sie – Sie allein – oder, wenn Sie es nicht annehmen – dann fahre es hin.«

Er machte eine Bewegung, als wolle er das Geschmeide gegen die Wand schleudern.

»Halten Sie ein, Barbar,« rief die Gräfin, ihm heftig den Schmuck entreißend.

»Was gibt es da für Barbarei?« ließ jetzt der Graf von Wartenberg, der so eben ins Zimmer trat, sich vernehmen. Eosander machte seine Verbeugung.

»Ah – mein Freund,« sagte die Gräfin. »Sieh hier. Dieser böse Eosander hat mir durchaus den schönen Schmuck zum Präsent bestimmt, und wenn ich mich sträube ihn anzunehmen, droht er, die Kunstwerke zu zertrümmern. Was bleibt mir übrig, ich muß das Geschenk annehmen.«

Eosander lächelte verstohlen. Wartenberg hatte bereits das Etui ergriffen und betrachtete das prächtige Halsband. Viel erfahrener und gebildeter als seine Gattin, die ehemalige Schiffertochter, sah er auf den ersten Blick, welch einen Schatz er in der Hand hielt und er schaute den Hauptmann fragend und fast ängstlich verwundert an, als wollte er sagen: »Wie kommst Du zu solchem werthvollen Geschenke, wie reichen Deine Mittel dazu aus?«

»Diesen Schmuck haben Sie meiner Gemahlin zugedacht?« fragte er.

»Es wird mich glücklich machen, wenn die gnädige Gräfin ihn annimmt,« entgegnete der Hauptmann.

»Ich darf kaum die Erlaubniß dazu geben,« wendete der Graf ein, »denn es ist ein allzu kostbares Geschenk. Wir werden Ihnen, *mon ami*, niemals eine Revanche geben können.«

Er vermochte jedoch die Augen ebensowenig von dem Schmucke zu wenden, als die Gräfin, welche das Etui bereits wieder in die Hand genommen hatte und es beinahe krampfhaft festhielt.

»Sprechen Sie nicht von Revanche, Graf,« rief Eosander, »Sie haben bereits so viel gethan, daß diese kleine Aufmerksamkeit dagegen in nichts verschwindet.«

»O – o – Sie übertreiben.«

»Gewiß nicht, mein Gönner,« fiel Eosander ihm ins Wort. »Diese Dinge, so schön sie sein mögen, sind doch nichts als materielle Gegenstände – kostbare Tändeleien, welche erst durch die Trägerin höheren Werth bekommen, aber was Sie – was die gnädige Gräfin für mich thaten und zu thun gedenken,« Eosander betonte diese letzten Worte sehr stark, »das ist eine Hilfe für mich, die meine Zukunft, die mein geistiges Leben sichern wird – wenn, woran ich nicht zweifele, die Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden.«

»Und was hast Du dem Freunde versprochen?« fragte der Graf seine Gattin.

»Ich werde den Kurfürsten bitten, die Arbeiten am Schloßbau zwischen Eosander und Schlüter zu theilen.«

»Und das Geld?« lächelte Wartenberg.

»Der Kurfürst muß einen Machtspruch thun –« sagte die Gräfin. »Kraut muß schaffen.«

»Du bist eine Fee – eine Wunderthäterin,« rief Wartenberg. »Und Eosanders Sache befindet sich in den besten Händen – er hat ja auch treu für unser Interesse gearbeitet. Indessen ist die Sache schwierig. Schlüters Größe kann man nicht leugnen. Dieser Maffei ist noch obenein sein Lobredner gewesen – der Kurfürst ist stolz auf Schlüter – freilich findet eine kleine Spannung statt.«

»Das muß im Interesse des Freundes genutzt werden,« sagte die Gräfin.

»Und wir können den Finanzrath noch in die Enge treiben,« lachte Wartenberg, den Schmuck wieder betrachtend. »Es ist köstlich, ich bin überzeugt, daß dieses Halsband *éclat* machen wird am Festabende. Sicherlich sind in der Collection, welche Kraut wirklich von Liebmann für den Kurfürsten erstanden hat – solche Stücke nicht enthalten und meine Gattin wird – in jeder Weise glänzend dastehen.«

»Ich bin glücklich,« rief Eosander. »Sie nehmen es an?«

»Ich werde nicht ganz in Ihrer Schuld bleiben,« entgegnete die Gräfin.

Eosander hielt es für gerathen, sich zu empfehlen.

»Ein ungeheuer werthvolles Stück,« sagte Wartenberg, den Schmuck kopfschüttelnd betrachtend.

»Gleichviel,« lachte die Gräfin, »wir haben ein Kleinod mehr. Ich werde für Eosander wirken.«

In der Werkstatt des Meisters.

Nachdem Eosander sein kostbares Geschenk der Gräfin überreicht hatte, ging er, voll der schönsten Hoffnungen, über die lange Brücke zurück nach dem Hause Brauns. Er traf den Hofmaurermeister noch in großer Aufregung über den zwischen ihm und seinen Kindern entstandenen Conflict. Der Hofarchitekt und Hauptmann nahm als gewandter Menschenkenner keine Notiz davon – erst als Braun ihm die Hartnäckigkeit Doras mittheilte, ward Eosander ein wenig nachdenklich.

»Es ist möglich,« sagte er, »daß große Veränderungen im Staatsleben auch auf uns wirken. Ich denke, *par exemple*, in kurzer Zeit ein Ziel zu erreichen, welches glänzend genannt werden kann. Dann, mein Freund, wird der schlichte Gregorio einen Posten erhalten, der ihn zu einer wünschenswerthen Partie machen dürfte – die schöne Dora wird den armen Edelmann nicht mehr begehren, denn dieser Junker heirathet die Werneck nicht – Verlassen Sie sich darauf – und er bleibt arm! Carrière wird er eben so wenig machen, dafür sorge ich. Einstweilen müssen Sie aber, *mon ami*, vorsichtig in der Sache verfahren, Sie dürfen das zärtliche Verhältniß nicht begünstigen – aber auch nicht ganz zerreißen.«

»Wie? Sie meinen, ich solle zuschauen?« fragte Braun.

»Gewiß.«

»Aber wenn der Kurfürst erfährt daß meine Tochter der Gegenstand der Verehrung und die Ursache ist, um welche der Junker das Glück seiner Familie aufs Spiel setzt – dann bin ich der Ungnade gewiß.«

»Lassen Sie mich für Ihr Heil sorgen.«

Braun ward ruhiger. Er hatte eingesehen, welche Macht Eosander bereits besaß, denn die Scene im Schloßhofe, das gewaltsame Eingreifen in die Befehle des sonst mächtigen Oberbaudirectors konnte nur ein Mann wagen und durchführen, der genügenden Hinterhalt und starke Bundesgenossen besaß.

»Aber,« sagte er zögernd, »weshalb soll ich nicht scharf gegen diese – diese alberne Liebelei einschreiten? Es ist besser, die Sache mit einem Schlage zu zertrümmern.«

Eosander legte vertraulich schmunzelnd seine Hand auf des Meisters Schulter.

»Weil wir möglicherweise den Junker für unsere Zwecke brauchen können,« sagte er halblaut.

»Man irrt sich,« wendete Braun ein. »Der Junker wird niemals gegen Schlüter handeln.«

»Pah – lassen Sie es zum Aeußersten kommen – entweder – oder.«

»Sie kennen meine Tochter schlecht.«

»O – wenn man auch nicht mit Gewalt – nicht durch Befehl oder offen ausgesprochenen Wunsch etwas erreicht; man kann so unter der Hand auf listige Weise allerlei erfahren. Die Franzosen nennen das *causeries*; da gibt ein Wort das andere, und wenn die Dinge geschickt angegriffen werden, ließe sich manches ertappen.«

Braun dachte nach. Es war fast dieselbe Idee, welche Gregorio schon ausgesprochen hatte, als er des Junkers Neigung zu Dora auf die Probe stellen wollte. Eosander war mit dem Fremdling also sicherlich eng verbunden.

»Wir wollen sehen – abwarten,« sagte Braun. »Sie kommen, Herr Hauptmann?«

»In Geschäften,« wendete Eosander ein. »Ich habe die Arbeiten zum Feste in Lützenburg in besten Gang gebracht. Es müssen jedoch noch einige kleine Aenderungen geschehen. Ferner müssen drei bis vier Arbeiter am Festabende sowohl als vorher schon zugegen sein, um verschiedene Dienste zu thun. Die Bühne selbst ist Arbeit des Zimmermanns und der Decorateure. Weidemann hat seine Leute – ebenso Potier, der die Maschinerie ordnet, aber es müssen zwei kleine Ausgänge nach dem Park geschlagen werden, durch welche die Coulissen in den Saal geschafft werden, dann aber ist es nöthig, am Festabende selbst etwa zehn Eurer Leute dort zu haben. Ich denke an alles. Unglück kann entstehen – Feuer kann ausbrechen. Ich habe mit Herrn von Besser die Anordnungen getroffen, daß für solche Fälle die besten Vorbereitungen geschehen. Von den Berliner Bürgern, die zur Feuer- und Spritzenmannschaft gehören, wird eine große Abtheilung am Festabend im Park aufgestellt und mit zwei der nürnbergischen Spritzen versehen sein, welche Mandelslohe gesendet hat. Für solche Gefahr müssen Eure Leute ebenfalls dort sein; es könnten Thüren, selbst Gemäuer eingeschlagen werden müssen. Wählt daher zuverlässige Männer.«

»Gregorio und mein Sohn mögen die Aufsicht führen – acht Gesellen schicke ich mit ihnen.«

»Gut so, Meister,« sagte Eosander. »Auf dieses Fest hin es kommt viel an. Gehabt Euch wohl.«

Er verließ Brauns Wohnung.

»Es wird alles nach Wunsch gehen,« frohlockte er. »Und ich möchte wetten, daß die Gräfin geschickt für mich arbeitet. Gregorio mag thun – was er will –«

Eosander holte tief Athem. Er schritt die Freiheit an der Arche entlang; ein großer Auflauf hemmte seine Schritte. Von dem Münzthurm war ein großes Stück Mauerwerk abgefallen, und die Gaffer umstanden den Steinklumpen, der auf der Straße lag.

Die Herberge der Maurer, welche in der Fischerstraße lag, war der Ort, den Leonhardt Braun aufsuchte, als er heftig und zornig das Haus seines Vaters verlassen hatte. Er setzte sich an den Tisch, den bereits mehrere andere Gesellen, die in der Nähe an einem Hausbau beschäftigt waren, in Beschlag genommen hatten und forderte sein Glas Stettiner Bier. Da Leonhardt stets für einen heiteren und freundlichen Kameraden galt, so fiel ein stilles Wesen doppelt auf. Aber der junge Maurer war nicht in der Laune, den vielen Fragen und Bemerkungen, die an ihn gerichtet wurden, Rede zu stehen. Er fertigte die Neugierigen kurz ab und man ließ ihn endlich in Ruhe, was Leonhardt benutzte, um ganz sachte in eine Ecke zu

schleichen und dort seinen Gerstensaft zu schlürfen, mit dessen Hilfe er seinen Aerger und seine Sorgen hinabspülen wollte.

Leonhardt konnte nicht ohne große Angst an die kommenden Ereignisse denken, denn nach der Unterredung mit Dora sah er selbst ein, wie schwierig – fast unmöglich es sein würde, dem Verderben Einhalt zu thun. Selbst eine Warnung, welche er Schlüter durch einen Brief zukommen lassen wollte, konnte seinen Vater in große Ungelegenheiten bringen.

Noch mehr steigerte sich seine Besorgniß, als er die Unterhaltung der Gesellen vernahm. Gegenstand jener Unterhaltung waren die Ereignisse im Schloßhofe, das Benehmen Eosanders, Gregorios und endlich Schlüters – die Ansichten waren getheilt und Leonhardt, der selbst der Gesellenloge angehörte, kannte die Wissenden recht wohl und sah bald, daß Gregorios Benehmen ihm viele Gegner geschaffen hatte. Dennoch schien ein großer Theil der Anwesenden über das Scheitern des Aufruhrs sehr ungehalten, aber ein stämmiger Gesell entschied den Streit, indem er mit dem Zinnkruge auf die Tischplatte stoßend ausrief:

»Und Ihr mögt hin- und herschwadroniren – der Oberbaudirector ist ein ganzer Kerl. Wie er so ruhig dastand – wie er milde und großartig der ganzen Masse verzieh, die er doch zum größten Theil in verdammte Untersuchung bringen konnte, denn Herr de Portz ist gleich mit Einstecken bei der Hand, da wollte es mir nicht in den Kopf, daß es richtig ist, sich gegen Schlüter aufzulehnen.

»Nein,« rief ein zweiter, »es ist's auch nicht. Er hat doch nur für uns gesprochen – wider die Fremden. Es ist zu unserem Nutz und Frommen gewesen.«

»Nicht für das Ganze,« sagte ein anderer. »Ich gebe zu daß mancher dabei gewinnt – aber das gilt gleich. Es handelt sich hier um Rechte – um Gerechtsame des Gewerkes, und da muß der Nutzen hintenan stehen, den dieser und jener hat. Ich mache mir nicht viel aus den Fremden, aber wenn einer mit Gewalt in unsere Privilegien greifen will – wenn einer das ausführen will, was wir allein thun dürfen, dann trete ich gegen solch Verfahren auf; es gilt mir gleich, wer es ist.« -

»Was *wir* thun dürfen,« rief der Stämmige. »Ah – das ist es – da liegt's. Warum haben wir's denn nicht gethan? he? warum schmeißen wir die Fremden nicht hinaus? Wie? redet doch? wenn Ihr nicht thut – na – dann muß es eben ein Mann wie Schlüter thun.«

Der also Aufgeforderte machte das Zeichen der Gesellen, aber der Stämmige erwiderte es nicht, woraus Leonhardt schloß, daß er nicht zur Hütte gehöre.

»Uebrigens,« fuhr der Stämmige fort, »ich weiß wohl, warum Ihr also redet. Ihr seid die Leute, die im Münzthurm wohnen und zum Bauamte gehören, Ihr wollt da an Ort und Stelle sitzen bleiben, und Ihr denkt immer: Euer altes Eulennest, der Münzthurm, wird doch über kurz oder lang von Schlüter weggerissen werden, da wollt Ihr aber nicht heran, weil Ihr, die Ihr beim Münzthurm angestellt seid, noch die alten verschimmelten Rechte besitzt, die Ihr von Johann George vererbt

habt, wonach die, so im Münzthurme oder in der ehemaligen Wasserkunst sitzen, ein besonderes Gewerk ausmachen und, wie alle Welt weiß, noch extra Einnahmen und Sporteln genießen; darum weil Ihr fürchtet, daß Euch solche genommen werden, wenn der alte Bau mal weggerissen wird, seid Ihr nicht gut auf Herrn Schlüter zu sprechen – das ist's!«

»Scheert Euch nichts,« rief der Mann aus dem Münzthurme. »Ihr seid gar nicht befugt, hier so zu urtheilen, und es gibt Leute bei uns, die selber der Ansicht sind, daß der Münzthurm reparirt werden muß.«

»Abgerissen muß er werden,« riefen mehrere Stimmen. »Fort mit dem alten Gerumpel. Erst heute ist wieder ein Kloß herabgestürzt – die Leute an der Freiheit sind in Aengsten – aber Herr Vibrandt Gerritsen will nicht heran.«

»Ja – ja, so ist es!« bestätigten die andern.

»Was wißt Ihr denn,« zeterte der Münzthurmmaurer.

»Kurz und gut,« rief der Stämmige, »Schlüter hat Recht, und er ist überhaupt ein so großer Mann, daß es eine Schande ist, ihn anzugreifen. Wißt Ihr denn auch, was er alles kann? Maurerei, Bildhauerei, Gießerei, Zeichenkunst – Ingenieurkunst, alles kann er, und ich komme aus dem Gießhause. Ich habe bei der Ummauerung des Ofens gearbeitet und einzelne Stücke von dem Werke gesehen, das da gegossen werden soll, da gehen einem die Augen über. Es wird in kurzer Zeit gegossen – ha – ich sage Euch, jeder muß den Hut ziehen.«

Dieser Rede folgte jener bekannte Tumult, der sich immer erzeugt, wenn eine größere Zahl von Leuten auf ein Mal ihre Ansicht aussprechen und geltend machen will – Leonhardt aber ward erregt, daß er aufstehen und in die Herbergssaalthür treten mußte, um Luft zu schöpfen. Selbst die kleinen Leute dort waren begeistert von einem Werke, dem durch freche Hand eine Zerstörung drohte – und er – er wußte darum – o, es war schmerzlich für ihn, sich so gebunden zu sehen und er stampfte vor Zorn mit dem Fuße und schlug sich an die Stirn – er ging im Flure hin und her, als sich die Thüre mit großem Geklingel der an ihr befestigten Glocke öffnete und Peter Heß in den Flur trat.

»Ha – da bist Du ja gleich zur Stelle,« rief er, Leonhardt erblickend. »Ich suchte Dich und da ich Dich nicht zu Hause fand – so eilte ich hierher. Es ist Gelegenheit, Deinen Wunsch zu erfüllen. Heute Abend kannst Du die Vorrichtungen sehen – auch das kleine Modell. Wir haben begonnen, das Metall zu schmelzen und es wird sich machen lassen. Sei in der Dämmerung hinten am Bastion – hörst Du? das kleine Pförtchen an der Wassertreppe öffne ich Dir und Du kannst zu uns hinein; bist Du drinnen, dann mag Jakobi Dich immer sehen, es wird alles gut werden, wenn ich sage, daß Du ein großer Liebhaber der Kunst bist; zudem kennt er Dich ja und weiß, daß Du ein Mensch bist, der nichts Böses im Schilde führt.«

»Und warum soll ich durch die kleine Pforte kommen?« fragte Leonhardt.

»Vom Zeughaus her kommt niemand hinein. Schlüter hat sogar einen Posten dort aufstellen lassen. Also – wirst Du kommen?«

»Gewiß – gewiß,« sagte Leonhardt, dem der Kopf glühte, hastig. »Ich komme.«

»Gut denn. Um die achte Stunde erwarte ich Dich – den Schlüssel habe ich in Gewahrsam und wir werden Dir gar schöne Dinge zeigen – sprich aber mit niemand davon.«

Heß nahm von dem Freunde Abschied, der wieder in den Schenksaal zurückkehrte, den Rest seines Bieres hinunterstürzte und dann den Hut ergriff.

»Schon wieder fort, Leo,« riefen die Gesellen.

»Muß an die Arbeit,« antwortete Leonhardt und war mit drei großen Sätzen in der Hausthür, und dann auf der Straße.

Alles drehte sich mit ihm im Kreise. Er nahm die Einladung des Gießers als eine Schickung von oben an; das Metall war im Flusse, der böse Alquist mit den schrecklichen Mischungen war dicht am Ofen, er war beschäftigt bei dem Werke, vielleicht konnte Leonhardt durch irgend einen glücklichen Zufall der Vernichtung vorbeugen – wenn er nur erst in dem Gießhause war – wenn nicht ein neues Hinderniß ihn zurückhielt, dann konnte er wohl am Ende doch noch helfen, ohne die Seinigen in Gefahr zu bringen.

Leonhardt hielt es fürs Beste, nicht in das Haus seines Vaters zu gehen, er fürchtete, daß irgend welche Abhaltung seiner wartete; daß ein besonderer Auftrag es

ihm unmöglich machen könne, zur bestimmten Zeit am Gießhause zu erscheinen. Er beschloß umherzustreifen, die Arbeit am Schlosse zu versäumen, was lag ihm an einem Scheltworte? Er begann seinen Weg nach einer dem Schlosse ganz entgegengesetzten Richtung hin zu nehmen – er ging durch die Siebers- und Jüden-Gasse zum Molkenmarkt, von da über den Mühlendamm, von da durch die Fischer-Straße zur Roßstraßenbrücke und zum Köpnicker Thore hinaus.

Wenn innerhalb der kurfürstlichen Residenz Berlin selbst noch große Strecken unangebaut waren, so war dies noch weit mehr an den außerhalb der Stadtthore liegenden Orten der Fall. Die Köpnicker Vorstadt enthielt zwar, seit der große Kurfürst die Bebauung dieses Stadttheiles begonnen hatte, schon die Anfänge verschiedener Straßen, aber sie waren doch nur Land- oder Dorfstraßen zu vergleichen und zeigten meist nur Häuser, welche inmitten großer Gärten sehr einsam standen, die sich wieder bis an die Fortificationsgräben zogen. Man fand hier zwischen Gärten und Feldern nur jene Häuser und einzelne, dem Berliner Magistrate gehörige Plätze und Grundstücke, wie den kölnischen Holzmarkt, die Schäferei und einige Ziegeleien nebst Kalkscheunen.

Als im Jahre 1699 der Kurfürst Friedrich die Friedrichsstadt ganz besonders bevorzugte, wurde für Bebauung der Köpnicker Vorstadt noch weniger gethan, nur kleine Ackerbürger und Gärtner, Viehzüchter und Ziegler siedelten sich hier an, meist deshalb, weil sie in der Friedrichsstadt keine Baustellen mehr erhalten konnten.

Außer diesen Ansiedelungen waren jedoch auch hin und wieder schon bessere Gebäude sichtbar. Von solchen hatten sich bis auf unsere Tage noch die Häuser in der Dresdner Straße erhalten, welche die Nummern 33, 34 und 35 trugen.

Da wo heute die Jakobsstraße die Roß- und Dresdnerstraße durchschneidet, trennten sich, von einem mit Buschwerk besetzten Platze auslaufend, zur Zeit unserer Erzählung zwei breite Feldwege. Der nach rechts sich abzweigende war eine Fortsetzung der öden, mit wenigen Häusern besetzten Gasse, welche der *Rixdorfer Damm* oder die *Rixdorfer-Straße* hieß (heute Dresdner-Straße). Der nach links abgehende Weg hieß die *Schäfergasse* (heute Annen-Straße), sie war eine der ältesten Gassen. In ihr lag eine Schäferei, welche dem Rathe Berlins gehörte.

Rechts ab von dem Platze, von welchem diese beiden Gassen oder Wege ausliefen, kam man durch einen Wiesenweg an einen großen, ziemlich dicht bestandenen Obst- und Baumgarten. Er war mit einem Bretterzaune umgeben. In diesem Garten lag ein zweistöckiges Haus, dessen hoch und scharf zulaufendes Dach man schon von dem Eingange zur Rixdorfer Straße gewahren konnte. Da das Haus abseits vom Wege lag war es rund um dasselbe noch stiller, als sonst in der ganzen Gegend, die nur durch einzelne Perssenen oder durch Fuhrwerke der Gemüse- und Viehhändler belebt wurde.

Als Leonhardt Braun die über den südlichen Festungsgraben führende Brücke hinter sich hatte, betrat er diese

einsamen Feld- und Gartenwege. Die Ruhe, welche hier herrschte, that ihm wohl, denn die heftigen Gespräche der Gesellen in der Herberge und die plötzlich erfolgte Einladung des Peter Heß hatten seinen Kopf ganz verwirrt. Die frische klare Luft ließ ihn die einzelnen Gärten, die Feldstücke und Häuser deutlich überschauen. Als er links am Graben, wo damals kleine Büsche bis zur Scheunen-Gasse liefen, abbog und sich nach der Stadt wendete, sah er zwei Männer aus dem Thore kommen und über die Brücke ins Freie schreiten. Er erkannte Kurt von Berchholz und Schlüter.

Sie waren in eifrigem Gespräche begriffen und schlugen die Richtung nach jenem einsamen, hinter dem Bretterzaune befindlichen Hause ein. Leonhardt kannte dieses Haus sehr gut. Es war Schlüters Atelier in der Köpnicker Vorstadt. Der junge Maurer wollte, dem Drange seines Herzens folgend, den beiden nacheilen, ihnen alles offenbaren, was sein Herz drückte, aber schon waren die Männer in die Thür des Zaunes, welche Schlüter öffnete, getreten und bald hinter derselben verschwunden. Begleiten wir sie eine kurze Zeit.

Schlüter und Kurt gingen durch den aus Obst- und Akazienbäumen gebildeten, nicht besonders gepflegten Garten, dessen Stämme mit ihrem herbstlichen Laube eine Mittelallee bildeten, die bis zur Thür des Hauses führte. Im Garten selbst befanden sich einige Bänke, ein Brunnen und an der rechten Seite ein kleiner Hofraum. In der Nähe des Hauses, auch hier und dort in den Wegen und Gebüschen des Gartens zerstreut, standen und lagen

Steinblöcke, Vasen und Geländerfragmente aus gebranntem Thon, einzelne roh gemeißelte Figuren von Menschen und Thieren.

Am südlichen Theile des Gebäudes war eine Anzahl von Gyps- oder Stuckzierrathen an die Mauer gelehnt, um hier trocknen zu können. Zwei Marmorblöcke, mit der Bezeichnung *Marmo da Croci* versehen, ruhten nicht weit von der Eingangsthür des Hauses, um später zu Figuren oder Säulen umgewandelt zu werden. Augenblicklich hatten zwei große, schwarze Katzen diese Werkstücke zu ihren Sitzen erwählt. Besagte Katzen erhoben sich sofort, als Schlüter nahte und bewillkommten ihn freundlich durch Mienen, während im Hofe ein starker zottiger Hund seine Freude über die Ankunft des Meisters durch Geheul kund gab.

Noch ehe Schlüter den Griff der Thür erfaßt hatte, wurde diese von einem ältlichen Mann geöffnet, der eine blaue Schürze vorgebunden, einen Klöpfel oder Schlägel und ein Stemmeisen in der Hand hielt.

»Immer wachsam, mein lieber Simonetti,« sagte Schlüter freundlich, ihm die Rechte reichend.

»Ich wartete Ihrer mit Ungeduld,« sagte Simonetti im leichten fremdländischen Dialekte, »denn der Gehilfe Trojan hat mir Nachricht von einem absonderlichen Vorfalle gebracht, der sich –«

»St, mein Freund,« sagte Schlüter, »es ist genug Schweres und Widerwärtiges für mich gewesen – alles wahr. Ich fl:uchte nur immer hierher, wenn ich ermattet bin.«

Simonetti schüttelte fast zornig das Haupt.

»Dieser Herr Eosander regt sich – es wird ihm aber nicht gelingen,« rief er. »Einen Mann aber, wie Ihr seid, den sollte jeder vor Aerger bewahren. Jede andere Erregung als solche, die Euch Euer Genius auferlegt, ist ein Raub an der Kunst.«

Sie waren bei diesen Worten weiter in das Atelier hineingegangen. Schlüter legte Mantel und Hut ab, Kurt desgleichen. Der Ort, wo sie sich befanden, war die große Mittelhalle im Mittelsaal des Gebäudes, der quer durch dasselbe lief und sein Licht von oben erhielt. In einer Höhe von etwa zwanzig Fuß liefen Galerien rund um den Saal. Ueber dieser bis zum Dachstuhl mochte die Höhe noch sechszehn Fuß betragen, so daß die ganze Höhe sechsunddreißig Fuß ausmachte. Rechts und links von diesem großen Mittelgebäude waren kleinere und niedrigere Anbauten aufgeführt. An dem Anbau linker Hand vom Hauptsaale arbeitete Simonetti.

Diese Räume bestanden aus zwei Gemächern. Sie waren mit Statuen, Fragmenten, Abgüssen in Zinn und Gyps, Figurentheilen aus Sandstein und Marmor gefertigt – mit Holzmodellen und Zeichnungen und allerlei Dingen angefüllt, welche ein Künstler bei seiner Arbeit braucht. Augenblicklich stand in der Mitte auf dem Drehstuhle ein schöner Theil der Gruppe »Jupiter und die Titanen«, welche für die große Treppe im Schlosse bestimmt, von Schlüter entworfen und modellirt, jetzt von Simonetti gearbeitet wurde.

Der Anbau zur rechten des Saales war von diesem aus mit einem kleinen Vorplatze versehen, über welchen

man zu den beiden Gemächern gelangen konnte. Sie blieben meist verschlossen, denn nur Schlüter allein benutzte diese Räume, um hier seine Modelle zu schaffen oder solche Arbeiten zu vollenden, welche niemand vor ihrer Beendigung sehen sollte. Es war also ein sehr geheimnißvoller Ort, nach dessen Besuch sich mancher junge Künstler sehnte, wenn er in die Mittelhalle trat, wo Schlüter an den kolossalischen Bildwerken arbeitete, die jeder sehen und studiren konnte, dem das Betreten des Ateliers gestattet war – aber das »Sanctuarium«, wie die Künstler jene verschlossenen Räume nannten, blieb abgesperrt, und selbst von dem Garten- und dem Hofraume aus, konnte der Blick nicht hineindringen, denn die dichten Fensterläden waren wohl verriegelt und nur oben offen, um das Licht eindringen zu lassen.

Die Mittelthür des großen Saales führte auf einen breiten Gang, der die ganze Hinterfront des Hauses, die nach den Feldern hinauslag, durchlief und einen Ausgang dahin hatte, vor welchem wieder ein kleiner mit Zaun umgebener Garten befindlich war. Von diesem Gange aus führten zwei Stiegen in die über den Anbauten liegenden Zimmer, welche mit Brennholz, Gyps, Formsand und sonstigen für die Arbeiten nothwendigen Dingen angefüllt waren. Ein kleines Zimmer enthielt einen Ofen und ein Bett nebst Schrank. Hier wohnte der Wächter Kunze, der in Abwesenheit der Künstler das Atelier hütete.

Von diesen kleinen Dachzimmern gingen Thüren auf die Galerie des Mittelsaales, von welchen Flaschenzüge und Winden, Stricke und kleine Balken hinabhingen und

herausragten, um Gegenstände von unten in die Höhe zu ziehen oder von hier aus emporzurichten.

Der Leser wird bald sehen, weshalb wir eine so umständliche Beschreibung der Räumlichkeiten gegeben haben.

Nachdem Schlüter noch einige geschäftliche Sachen mit Simonetti abgemacht hatte, zog sich dieser in seine Werkstatt zurück. Schlüter warf sich in einen Sessel. Kunze brachte Wein herbei, den Schlüter hastig trank, wobei er mit der Linken sich der Liebkosungen des zottigen Hundes erwehrte, der in den Saal gedrungen war.

»Leg Dich – leg Dich, mein guter Hector,« sagte Schlüter, das treue Thier sanft abweisend.

Der Hund gehorchte. Der Oberbaudirector seufzte tief und ließ die Rechte an dem Tisch herabhängen; so saß er, den Körper vorn übergebeugt in dem Sessel und erst als Kunze den Saal verlassen, schlug er seinen Blick zu Kurt auf.

»Der Kampf beginnt,« sagte er.

»Nicht doch, mein theurer Meister,« rief Kurt leidenschaftlich. »Es ist unmöglich. Eine kleine Mißstimmung ward benutzt, um eine solche Scene herbeizuführen.«

»Sie täuschen sich, sage ich noch ein Mal,« entgegnete Schlüter. »Diese Sache, in welche Sie schuldloser Weise verwickelt wurden, war der Beginn des Kampfes gegen mich, der zweite Versuch, der ebenfalls gelang, ist die Beschützung jenes Gregorio, der von Eosander auf Befehl des Kurfürsten bei der Arbeit gehalten wird; man ist

sicherlich nicht in Verlegenheit, wenn es gilt, einen dritten, entscheidenden Streich gegen mich zu führen. Ich erwarte ihn.«

»So kann man nicht gegen Euch handeln,« rief Kurt. »Was sollten sie wohl gegen Andreas Schlüter unternehmen?«

»Sie werden meinen Ruhm, den ich mühsam erworben, den ich mit dem Schweiße meines Angesichtes, mit dem Blute meines Herzens, mit der Aufgabe von innerer Ruhe und mit dem Verzichten auf behagliches Leben mir erkaufte – sie werden diesen Ruhm mir verkleinern, indem sie der Talentlosigkeit, der sich aufblähenden Eitelkeit und der feilen Liebedienerei eine Stelle neben mir anweisen. Ich weiß, wohin Eosander strebt – er will Theil haben an dem Bau, der mir allein zugesichert ward. Einige blendende Entwürfe, einige plumpe Zierrathe, welche der kecke Schwede zwischen meine vollkommen ruhigen und harmonisch wirkenden Linien schleudern darf, werden die Augen der Menge täuschen, und mit mir zugleich wird man den Namen des Glücksritters nennen, der schon zu viel der Gnade empfangen – die sein ganzes Talent nicht verdiente,« rief Schlüter, leidenschaftlich aufspringend. »Aber ich werde mich rächen – rächen durch meine Gebilde, durch dieses dort.«

Er zeigte auf ein Wachsmodell von acht Fuß Höhe. Es stellte die Reiterstatue des großen Kurfürsten dar, wie sie heute im Erzgusse auf der langen Brücke zu Berlin prangt.

»Dieses Standbild wird mächtiger sprechen, als das kleinliche Gezisch der Feinde,« sagte Kurt, »es wird den Ruhm weithin verkünden.«

»Wenn es gelingt,« murmelte Schlüter. »Aber es ist eine schwere Stunde, welche herannaht. Dieser Guß ist ein mächtiges Werk – dem ein kleiner Fehler den Untergang bereiten kann. O, – ich bin niedergebeugt, ich bin kleinlich, ängstlich! Ich *darf* es nicht sein,« rief er, sich kraftvoll emporreckend. »Ich habe dem Jakobi die Kleinlichkeit, die Sorge vorgeworfen und ich selbst wollte verzagen? Nimmermehr. Aufrichten will ich mich bis zum Augenblick, wo das Erz in meine Form strömt, und nicht zagen! Aufrichten will ich mich, denn sie werden es nicht wagen, Andreas Schlüters Rechte zu schädigen, ihm nahe zu treten, der bereit steht, des größten Fürsten Ruhm in Erz zu verewigen – was zage ich doch? – es ist erbärmlich, ja, ja, Kurt! Euer Wort ist das rechte, wer sollte gegen Schlüter etwas unternehmen? Ich bin nicht eitel, nicht hoffärtig, ich rechne nie mit meiner armen Person, aber in diese kleine Hand hat Gott nun einmal das Geschick gelegt, daß sie leistet, was tausende nicht vermögen, und dieses Geschick, so mir von oben gegeben, das werden sie respektiren.«

Er fuhr mit der Hand durch seine dunklen Locken und schenkte dann die Gläser voll.

»Stoßt mit mir an, mein lieber Schüler – an dem Tage, wo wir alle Gefahren hinter uns sehen – an dem Tage, wo Eosander und die, welche ihn heben wollen darniederliegen, werdet auch Ihr die schöne Dora zum Altar führen,

und Euer Meister soll es sein, der ihr den Brautkranz in die schönen braunen Locken drückt.«

Begeistert stieß Kurt sein Glas an das des Meisters. Hell tönte der Klang durch den weiten Saal, das Echo erweckend. Die Gebilde rings an den Wänden schauten so freundlich hernieder, und es war so still, so erhaben heimisch hier in dieser Werkstätte der Kunst – nur aus dem Nebenraume tickten leise die Schläge Simonettis, der an dem Jupiterbilde arbeitete. Kurt warf einen langen, prüfenden Blick durch den Saal. Er schaute auf einige spanische Wände, welche Gegenstände verbargen, dann schweifte sein Blick nach dem verschlossenen Raume.

Schlüter hatte das Glas niedergesetzt. Er schob den Sessel bei Seite.

»Es ist schön, Kurt,« sagte er, »daß Sie mich hierher begleiteten – auch Ihnen that die Ruhe wohl und hier *ist* Ruhe. Hierher fliehe ich, wenn Unheil mir droht, meine geliebte Gattin beruhigt meine empörten Nerven durch ihr liebes Wort, durch den sanften Strich mit ihrer weichen Hand, der meine brennende Stirne kühlt; dann treibt sie selbst mich fort und hierher, denn an der Arbeit richte ich mich empor. In ihr – durch sie vergesse und zerstreue ich alle Erbärmlichkeiten und trüben Bilder. Wenn ich sehe, was ich schaffen kann, dann strömt das Gefühl meiner Kraft mir doppelt schnell durch die Adern und ich sage: ich fürchte nichts.«

Er hatte seine Hand erhoben.

»Nein – ich fürchte nichts, nichts was ein Mann schaffen kann; doch – doch,« sagte er leise und fast unbewußt

vor sich hinsprechend, »eines ist, was ich fürchten würde – müßte – aber es wird nicht kommen – sein. Es ist nicht denkbar.«

Kurt machte eine Bewegung und Schlüter fuhr fast erschrocken auf.

»Was hab' ich da gesagt,« fuhr er mit flüsternder Stimme fort. »Ich habe mich verrathen – ich habe ein schlimmes Geheimniß preisgegeben – ich bin ein Feigling.«

Kurt sah mit Besorgniß die steigende Aufregung Schlüters. Dieses Gehirn, diese Nerven, welche rastlos arbeiteten, mußten unter dem Drucke der Ereignisse leiden, welche die Ehre des Künstlers anzutasten drohten.

»Faßt Euch, Meister,« sagte der junge Mann, Schlüters Hand drückend. »Vor allen Dingen aber sprecht nicht von Verrath, wenn ich Euch zur Seite stehe, wie mögt Ihr nur den so tief kränken, der Euch angehört mit seinem ganzen Herzen? Was Ihr sprecht, bleibt mein Geheimniß – wenn Ihr es also wollt – aber – fast möchte ich lächeln: Was könntet Ihr fürchten?«

Schlüter schüttelte die Hand des jungen Edelmannes.

»Verzeiht mir,« sagte er beklommen, »ich habe Euch gegenüber nicht Recht gethan, ich sollte meine Leute kennen, aber die Natur eines Künstlers ist eine leicht bewegliche, sie ist ebenso geneigt zum Mißtrauen wie zur Hingebung, und wahrlich, ich liebe meine Freunde so aufrichtig, daß von Mißtrauen nie die Rede sein kann. Dies Euch, mein lieber Kurt, zu beweisen,« fuhr er leise fort, »will ich Euch ein Geheimniß anvertrauen. Ihr sollt

es erfahren, was mich drückt – ah – es ist vielleicht kindisch – recht kindisch,« sagte er matt lächelnd, »denn ich habe hier wirklich eine verwundbare Stelle gefunden – ich selbst, ich allein an mir. Ich fürchte nur, daß auch meine Feinde sie entdecken.«

Kurt betrachtete ängstlich den Meister. Es war, als sehe Schlüter irgend ein für andere unsichtbares Wesen, als fühle er das Herannahen einer Gefahr und als wolle er diesen Peinigern ausweichen.

»Kommen Sie,« sagte er zu Kurt. »Sie sollen noch mehr erfahren.«

Zu des jungen Edelmanns größtem Erstaunen führte Schlüter Kurt an die sonst immer fest verschlossenen Räume, in denen er zu arbeiten pflegte. Als der Oberbaudirector den Schlüssel zur Thür handhabte, klopfte Kurt das Herz gewaltig – er sollte endlich jene Räume betreten, die er schon so lange mit großer Neugierde von außen her betrachtet hatte. Schlüter und Kurt befanden sich in dem kleinen Vorplatze – noch ein Mal ward der Schlüssel gebraucht, die Thür öffnete sich und man war in der ersten Abtheilung von Schlüters »Sanctuarium«.

Es unterschied sich in nichts von dem Raume, den Simonetti benutzte. Wie dort, so standen auch hier an den Wänden, in den Winkeln und auf dem Kamin allerlei Bildwerke. Neben dem Fenster aber befand sich ein Zeichnentisch mit vielen Schubfächern und an der linken Seite stand ein mit leinener Hülle verdeckter Gegenstand – augenscheinlich ein Bilderwerk, an welchem der Meister arbeitete. Die zweite Thür führte in das zweite

Sanctuarium, in welches der Einblick noch schwerer zu erhalten war.

Einige Sessel standen umher. Schlüter ließ Kurt auf einem derselben Platz nehmen, er selbst lehnte an dem Zeichnenpulte, in dem er den Kopf in die Hand stützte.

»Mein Freund,« begann Schlüter, »es gibt wundersame Dinge, welche mancher als Ausgeburten der erhitzten Phantasie, wie sie das gereizte Hirn eines Künstlers erzeugt, belächeln wird. Ich gebe das zu. Zu diesen Dingen, welches die Lachen dennoch nicht wegläugnen, viel weniger noch ihre Entstehung beweisen können, gehört ein oftmals in uns aufsteigender Drang, ein Streben nach dem, was uns Gefahr bringen kann. Wanderten Sie niemals in der Nähe eines Abgrundes, dessen schwindelnde Tiefe ein dichter Busch, ein Felsstück Ihren Blicken verbarg? Wenn Sie in die Nähe einer solch schrecklichen Kluft kamen, zog es Sie nicht unwillkürlich, fast unaufhaltsam hin zu dem Busche, dem Felsen, um von dort aus in die dunkle Höhle hinabzustarren, sich auszumalen, welch' ein entsetzlicher Sturz es hier hinab sein müßte, mit grausigem Behagen in Gedanken den sausenden Flug des Vogels zu verfolgen, der dicht an dem Wanderer vorüber hinunterschießt in die gähnenden Schlünde?«

Kurt nickte stumm und von leichtem Schauer ergriffen, auf seinen Wanderungen in den Gebirgen hatte er wirklich diese seltsamen unerklärlichen Empfindungen kennen gelernt.

»Nun denn,« fuhr Schlüter fort, »ein solches Hindrängen zur Gefahr gibt es auch im geistigen Leben. Aufgaben treten uns entgegen, welche wir scheuen und welche wir dennoch mit Anwendung aller Kräfte angreifen, bewältigen möchten – diese gefährlichen Aufgaben ziehen uns mächtig an, wie es denn ein Ruhm ist, im Kampfe gegen den Löwen, den Drachen sein Leben einzusetzen und dennoch möchten wir der Gefahr oft genug aus dem Wege gehen, einmal, weil die Angst und die Sorge, die ja beide menschliches Erbtheil sind, die Frage in uns entstehen lassen: werden die Kräfte ausreichen? und weil mit dieser Frage der Dämon des Zweifels uns umschwirrt, dann aber auch, weil oftmals die Elemente, Feuer, Wasser, Luft – ja die Erde selbst, unsere sonst so gütige Mutter, Hindernisse in den Weg schleudern, welche hinwegzuräumen der Sterbliche sich vergebens abmüht – und in diesem nutzlosen Ringen meist ohne Rettung verloren geht. Noch schlimmer und gefahrvoller wird die Lage, wenn eine solche Arbeit auf höheren Befehl in Angriff genommen werden, wenn sie geschehen muß, weil die Schar der Neider und Feinde mit glühenden Blicken uns umlauert, begierig zu erfahren, ob der Beneidete und Angefeindete das gefährliche Werk beginnen werde, welches ihm den Sturz bereiten kann, den seine Gegner so innig wünschen – nun, mein Freund, ein solches Werk – ein solcher Befehl – eine solche Aufgabe ist es, die mich reizt und – die ich dennoch fürchte.«

Kurt vermochte ein ungläubiges Lächeln nicht zu unterdrücken.

»Sie zweifeln?« rief Schlüter. »Ja wohl – weil Sie mich lieben, und meine Kraft vielleicht zu hoch schätzen. Nein, mein Lieber, es gibt eine solche Stelle, an welcher ich wohl durch ein feindliches Geschick, durch das Verhängniß – nennen Sie es wie Sie wollen – gezwungen werden könnte, eine gefährliche Arbeit zu beginnen. Ob ich sie vollenden kann? – Gott allein weiß es, aber ich zweifle selbst fast daran, und gerade dieser Zweifel würde es sein, den ich durch die That besiegen möchte, während ich wiederum hoffe, daß mir niemals ein so gefährlicher Auftrag zu Theil werden möge; und dieses Werk, diese drohende Klippe ist – der *Münzthurm*.«

Eosander hob sich unwillkürlich.

»Wie? ein so unbedeutendes Machwerk könnte meinem Meister Besorgniß einflößen?« fragte er.

Schlüter machte einen Gang durch das Gemach, dann blieb er vor Kurt stehen.

»Es ist also,« sagte er. »Ich habe es bisher vor Jedermann verschwiegen, heute aber, wo ich mit schwerem Kummer belastet bin, will ich einen Theil der Bürde abwälzen, indem ich zu dem jungen Freunde spreche. Der Kurfürst, der meinen Plan für den Schloßbau vollkommen gebilligt, will, daß der alte Thurm mit in das Project aufgenommen werden soll. Die alten Stallgebäude sollen beseitigt werden, und der Thurm, in welchem heute noch die Münze ihre Prägwerke hat, welche dort arbeiten, soll eine andere Bestimmung erhalten. Ein Grottenwerk mit schönen Verzierungen soll eine Wasserkunst enthalten,

die durch mächtige Räder in Betrieb so gesetzt, den ganzen Lustgarten mit kühlem und sprudelndem Wasser versorgt. Die Münze soll verlegt werden, schon im Frühjahr werden die Arbeiten für den neuen Münzkanal oberhalb der Schleuse beginnen, und ich habe die Entwürfe fertig gemacht.«

»Nun? und weiter?« fragte Kurt.

»Bei Gelegenheit dieses Entwurfes habe ich den Münzthurm genau untersucht. Schon jetzt ist sein Gemäuer nicht mehr sicher – die Stöße des Prägwerkes verletzen den alten Bau, der seit dem sechszehnten Jahrhundert mancherlei Ausbesserungen erfuhr. Erst vor wenig Zeit ist ein großes Stück auf die Gasse geschleudert worden, als es sich ablöste, und das Volk bezeichnet den Thurm als eine Stelle, von welcher Unheil kommen werde – Volkes Stimme – Gottes Stimme, so heißt es. Ich bin oftmals,« – seine Stimme sank zum Geflüster herab, »in nächtlicher Stunde am Thurme gewesen und habe gemessen – beobachtet. Eine innere Stimme – ein unerklärliches, beängstigendes Gefühl – rief und ergriff mich, und ich ward getrieben den Thurm zu besuchen, ohne daß ich eine bestimmte Veranlassung gehabt hätte, weil ich fürchte, daß dieser Thurm auch mir Unheil bringen werde. Des Kurfürsten Plan, den Thurm zur Wasserkunst umzuwandelm ist mir willkommen – ich habe ihn wohl fertig – und der alte Münzthurm war leicht zu verändern. Seine Höhe ist etwa einhundert und vierzig Fuß. Wenn ich den Unterbau in seinen mittleren Theilen um einige Fuß verstärke, die Thurmspitze abtrage und noch einige dreißig

Fuß guten, massiven Gesteines auf den also verstärkten Unterbau setze, den ganzen Thurm demnach an hundert und dreißig Fuß hoch aufführe – so wird ein sicheres und gutes Werk bestehen und dem Platze nicht zur Unzierde gereichen.«

»Ah – ich wußte es,« fiel Kurt freudig ein. »Nur eine kleine leichte Wolke, welche die stete Arbeit erzeugte, umzog die Geistesaugen meines Meisters und hemmte seinen sonst weitaus schweifenden Blick, aber schon ist dieser Dunst zerronnen.«

Schlüter machte eine Geberde der Verneinung.

»O, Ihr irrt Euch, Freund,« sagte er. »*Dieser* Plan ist es nicht, den ich fürchte; wenn nun aber der Kurfürst, sei es durch die Einflüsterungen anderer, sei es aus eigener Idee, den Plan faßte, diesen alten Thurm bis zu gewaltiger Höhe hinaufgeführt zu sehen und ihn als einen Schloßthurm ausgebaut haben wollte? wie dann?«

»Sie würden da am leichtesten hinwegkommen über alle Schwierigkeiten, abgerissen müßte der alte Thurm werden, und an seiner Stelle ein neuer, prächtiger entstehen.«

»Ha,« rief Schlüter. »Jetzt sind wir auf dem rechten, auf dem Punkte, der für mich der gefährlichste ist. Der Kurfürst kann leicht befehlen, daß der alte Thurm zum Theil erhalten bleiben, daß er nur erhöht werden solle, und dieses ist das Werk, welches ich fürchte. Wenn es bei des Kurfürsten erster Entscheidung bleibt, wenn jenes Wasserwerk in dem Thurme sprudelt – dann ist es nur ein Stücklein Ruhm mehr für mich; das fürchten meine

Feinde. Eosander und Wartenberg – die feindlichen Räthe und Meister – kennen diesen Plan und sie werden alles daran setzen, fürchte ich, des Kurfürsten Ansicht zu ändern, mir eine Arbeit aufzudringen, welche die Kräfte des Menschen fast übersteigt.«

»Sie trauen dem Andreas Schlüter mehr als menschliche Kraft zu – sie wagen keinen Kampf gegen Euch.«

»Das ist auch meine Hoffnung,« rief Schlüter mit leuchtenden Blicken. »Niemand ahnt, daß auch ich meine Minuten des Zweifels an mir selber habe, und das ist ein Glück, denn sähen sie mich verzagt, wüßten sie, daß es etwas gibt, wovor ich zittere, mich fürchte – ich wäre halb verloren. Dieses Werk würde es sein, welches zu vollenden ich gezwungen würde; sie werden es nicht wagen und, wenn ich mir selbst auch die Besorgniß eingestehe, die ich bei dem Gedanken an jene Arbeit empfinde, so habe ich dennoch schon, angezogen mit dämonischer Gewalt, an die Gefahr herangerissen – diesen Plan in stiller Nacht ausgearbeitet – hier seht her.«

Er öffnete schnell die Klappe des Zeichnentisches und legte eine sauber ausgeführte Zeichnung auf die Platte. Es war dieselbe Zeichnung, welche der alte Martin im Arbeitszimmer Schlüters in dem Hause der Bruderstraße, an jenem bewegten Morgen, so treuherzig bewundert hatte. Die Zeichnung stellte einen schön gedachten Thurm dar. Er war mit Nischen versehen, aus welchen Wasser sprudelte. Säulen und Bogen stiegen leicht

und lustig übereinander, elegante Galerien führten umher und reizende Figuren bildeten neben Muschelwerk, Stäben und schönen Karnießen die Verzierung.

»O, das ist herrlich, das ist entzückend,« rief Kurt, welcher die Zeichnung mit den Augen verschlang.

»Ich freue mich, daß es Euch gefällt, es würde dieser Bau an die Stelle des alten Münzthurmes zu stehen kommen, ich denke, wenn der Kurfürst diese Zeichnung sieht, dann wird er nicht anstehen, den Abbruch zu befehlen und es mir erlassen, ein gefährliches Flickwerk hinzustellen – auf einen alten Bau neues Gemäuer zu thürmen, dessen Last,« er brachte seine Lippen dicht an Kurts Ohr, »dessen Last der seichte und gefährliche Grund des alten Münzthurmes nicht aushalten könnte.«

Kurt athmete auf; Schlüter kannte die Gefahr, welche ein solcher Auftrag im Gefolge haben mußte, das beruhigte ihn. Er zweifelte nicht, daß der Meister den Auftrag, wenn er ihm würde, leicht zurückweisen könne.

»Es bedürfte nur eines Briefes von Ihrer Hand,« sagte Kurt, »und der Kurfürst billigte Ihre Gründe.«

»Nimmermehr,« rief Schlüter. »Meine Feinde würden auf die Arbeit dringen – und ich – ich –«

»Nun Sie?«

»Ich würde sie beginnen müssen,« stieß Schlüter fast wild heraus, »denn ich würde, ich dürfte niemals meinen Feinden den Ruhm bereiten, daß sie sagen könnten: es hat ein Ding gegeben auf dem Gebiete der Baukunst, das Andreas Schlüter auszuführen sich scheute, das ihm

Furcht einflößte – ich würde die gefährliche Arbeit wagen müssen und wäre es mein Untergang – dann könnte ich höchstens fallen wie Simson unter den Trümmern des Palastes der Philister.«

Er, war bleich geworden und seine Stimme bebte – »Nein – nein,« sagte er ruhiger. »Es wird so nicht kommen.«

»Der Himmel wird es nicht geschehen lassen,« setzte Kurt hinzu.

»Meine Sorge kennt niemand als Ihr, und meine Feinde können sie deshalb nicht nützen,« sagte Schlüter. »Ich will diesen Entwurf wieder hinwegthun – die Zeichnung für den kleinen Wasserthurm, wie er jetzt bestimmt ist – hat der Kurfürst schon, aber dieses Blatt hier behalte ich für mich, und da ich es nicht brauchen werde, soll es mir dereinst eine Erinnerung an die Stunden sein, während welcher ich angstvoll und zagend eine Gefahr heraufziehen sah, die nur in meiner erhitzten Phantasie bestand.«

Er barg die Zeichnung wieder in dem Pulte.

»So ist es recht,« rief Kurt erfreut. »Diese bösen Träume werden schwinden. Ich sehe Euch wieder heiter und dem großen Augenblicke gefaßt, freudig entgegengehen, der ein neues gewaltiges Werk ins Leben rufen wird.«

»Die Arbeit stärkt mich – sie erhebt mich über die kleinlichen Dinge – wenn sie auch oft an sich selbst ernst und schwermüthig erscheint,« sagte Schlüter. »Wenn ich hier die Gestalt eines erhabenen Mannes hinstelle, frei und mächtig hinaufsteigend in die Luft, hoch über dem

Treiben der kleinen Menschen, so schaffe ich eben so eifrig an dem, was zum Gedächtniß der Redlichen aufgerichtet werden soll, die getreu im Wandel blieben und die meinem Herzen werth waren – diese Arbeiten sind es vielleicht, welche mich ernst stimmen – aber der Schmerz und die Trauer haben ebenso gut ihre Berechtigung als die Bewunderung, und ich schaffe gern in der Stille dieses Hauses an Werken, bei denen ich nachdenken kann über die Richtigkeit irdischen Lebens – seht her.«

Er ging schnell zu dem von der Hülle verdeckten Gegenstande und zog mit einem Ruck die Leinwand hinweg. Kurt trat mit dem Ausrufe des Staunens – aber auch des Grauens zurück. Vor seinen Blicken stand das in Gyps ausgeführte, bis in die kleinsten Details gearbeitete Modell eines Grabdenkmals, dessen Composition von so gewaltiger Wirkung auf den Beschauer war, daß diesen unwillkürlich ein Zittern erfaßte. Es war eine antike Grabfaçade. Ueber der Grabesthür sah man in Medaillonform die Reliefbilder eines Mannes und einer Frau auf einer Aschenurne. Auf der linken Seite derselben hatte der Künstler den Genius des Lebens in reizender Form dargestellt, wie er trauernd das Geschick erwartet, dem kein Sterblicher entgehen kann. Aber hinter der Urne hervor erschien halb kriechend, halb sich schnellend eine entsetzliche Gestalt, die *Verwesung*. Sie streckte einen ihrer Knochenarme aus, um damit ein ängstlich schreiendes Kind zu erfassen und an sich zu reißen. Die Gegensätze waren ebenso trefflich als grausenerregend gedacht und plastisch ausgeführt. Der seelenvolle Ausdruck in dem

Gesichte des trauernden Genius, der bang auf den Raub blickt, den er nicht hindern kann – die Angst des schuldlosen Kindes – dagegen die furchtbare Gestalt der Verwesung – sein nur mit schwacher Muskelandeutung, fast vom Fleische entblößtes Gerippe, dessen Arm gleich den Krallen einer Spinne das Opfer zu erhaschen sucht – die gespenstische Erscheinung des fürchterlichen Geschöpfes – alles zeugte von der hohen Meisterschaft dessen, der dieses mächtig erregende Bilderwerk schuf.

Kurt war unfähig, ein Wort hervorzubringen – Bewunderung und der Schrecken, den das plötzliche Enthüllen dieser Gruppe in ihm hervorriefen, schlossen seine Lippen. Auch Schlüter sprach nicht. Nachdem er einige Minuten lang die Wirkung beobachtet hatte, welche sein Werk auf den jungen Mann hervorgebracht, begann er langsam wieder das Modell zu verhüllen.

»Es ist das Grabmal, welches mein Freund, der Hofgoldschmied Männlich, für sein Erbbegräbniß in der Kirche zu Sanct-Nicolai erhalten soll. Die Portraits auf der Urne sind die seiner im vorigen Jahre verstorbenen, liebenswerthen Gattin – und sein eigene. Ich werde es in Stein hauen und, mit Verzierungen von Lorbeerkränzen und Todtenschädeln versehen, über dem Grabportale aufrichten. Das ist eine der Arbeiten, die ich hier in der Abgeschiedenheit verrichte; wenn die Einsamkeit, die tiefe Stille mich umgeben, wenn ich fern bleiben darf von dem Gewühle des Stadtlebens – denn schaffen sich solche Dinge am besten, und wenn ich diese Gestalten bilde,

denke ich an die Erbärmlichkeit und an das schnelle Vergehen alles Menschlichen und wie Jung oder Alt – Freund oder Feind ergriffen werden von dem fleischlosen Arme, dessen Druck alle Gedanken von Bosheit – Liebe und Ehre – Ruhm oder Genußsucht zu Nichte macht und darin finde ich eben Trost, wenn Kleinmuth mich befallen will. Eitel – alles Eitelkeit – sage ich mit dem Weisen und dennoch ringe ich gerne um den Preis – wir sind Menschen, die auch ringen sollen, bis die Urne für uns bereitet ist.«

Kurt befand sich in gehobenster Stimmung; er hatte nun erfahren, welche köstlichen Geheimnisse Schlüters einsame Werkstätte barg. Er wollte dem Meister noch ein Mal seine Bewunderung aussprechen, als die Glocke an der Hauptthür des Ateliers gezogen ward.

»Kommt –« sagte Schlüter hastig. »Ich möchte nicht gern, daß jemand hier einträte. Es sind zwar wohl Freunde – aber ich empfange sie doch lieber im großen Saale.«

Er schloß hinter Kurt die Thür und ging dann mit ihm über den Vorplatz in den großen Saal. Simonetti hatte schon geöffnet. Henzi, Nahl, Brückner und ein vierter Bildhauer, den Schlüter sogleich mit dem Gruße: »Willkommen Baker« empfing.

»Wir kommen, Herr Oberbaudirector,« sagte Henzi, »um erstens die Modelle für die Sclaven zur Statue des hochseligen Kurfürsten zu bewundern – dann aber, um Ihnen die Nachricht von Jakobi zu bringen, daß der Fluß des Metalls fortdauernd gut von Statten geht und daß, wenn kein unvorhergesehenes Hinderniß sich einstellt, der Guß wohl am nächsten Sonnabend stattfinden kann.«

Schlüters Antlitz überzog eine leichte Blässe – er zuckte bei dieser Nachricht heftig die Lippen. Es war die leise Aeußerung der Besorgniß, welche das Genie trotz aller Festigkeit und des Bewußtseins seiner Kraft immer empfindet, wenn der Augenblick der Entscheidung nahe ist.

»Ihr bringt mir immer etwas Gutes, Henzi,« sagte er. »Die Statue wird mit Gottes Hilfe vollendet werden – in guter Weise – wenn wir sie fertig gearbeitet haben, dann wird hoffentlich der Guß der vier Sclaven ebenso von Statten gehen, und Ihr alle werdet Euer Theil an dem Gelingen haben, den Ruhm theilen, den uns dieses erzene Standbild sammt den Figuren des Piedestales bringen wird – denn Ihr werdet ja, jeder von Euch, eine der Gestalten ins Große modelliren.«

»Wir sind nur Eure Werkzeuge,« sagte Henzi bescheiden, »aber wir sind es *gern*. Ein solcher Auftrag macht uns glücklich, allein,« setzte er noch ein wenig zweifelnd hinzu, »die vier kleinen Modelle sind wirklich fertig?«

Statt der Antwort zogen Schlüter und Simonetti die spanischen Wände fort, und den staunenden Blicken der hocherfreuten Künstler zeigten sich die Modellfiguren der vier, am Fußgestelle der Reiterstatue des großen Kurfürsten befindlichen, gefesselten Feinde – oder Sclaven. Jede Figur hatte eine Höhe von fünf Fuß – es waren die kleinen Modelle – aber sie waren so künstlerisch vollendet gearbeitet, daß es für den gewandten Modellirer nicht schwer halten konnte, ein großes Modell danach zu fertigen. Henzi und seine Genossen prüften bewundernd die Formen, welche heute noch und in die fernste

Zukunft hinein, das Entzücken jedes Künstlers wachrufen werden. Kurt verstand wohl, was Schlüter meinte, als er sagte:

»Ich liebe die Gegensätze – man muß ein Skelett darstellen – und daneben eine Figur setzen können, welche das Leben, die Kraft versinnlicht. Was Ihr hier sehet, das habe ich dem göttlichen Buonarotti abgelauscht, dem unerreichbaren Meister – freilich,« setzte er bescheiden hinzu, »ist dieses alles nur eine schwache Wiedergabe dessen, was der Göttliche uns zum Studiren hinterlassen.«

Die vier Bildhauer drückten ihm die Hand.

»Man wird nichts Schöneres auf Erden finden, als dieses Werk, sage ich noch ein Mal,« rief Henzi begeistert.

»Und es ist gewißlich wahr, daß die Vorsehung ein solches Werk gelingen lassen wird,« sagte Baker. »Denu sie hat es selbst zur Freude der Menschheit erstehen lassen.

»Jakobi muß stolz sein, das gießen zu dürfen,« rief Nahl, »er würde noch viel mehr Freude daran haben, wäre er muthiger.«

»Ist er noch immer so zaghaft? Ich habe gestern noch alles besichtigt – es ist nach Wunsch vortrefflich in Ordnung.«

»Jakobi sieht freilich schwarz.«

»Mein Freund,« sagte Schlüter, »auch ich bin nicht ohne Beklemmung. Der Augenblick des Gusses ist ein großer – ein Fehler ein Stocken des Metalls – ein Ausbruch durch eine kleine, schwache Stelle in der Form – guter Gott, wer kann es wissen, als Du!«

»Jakobi sieht aber *nur* Gespenster.«

»Ist ihm wieder eines begegnet?« fragte Schlüter unruhig.

»Nein – o nein. Aber es ist allerdings ein Unglück ihm zugestoßen, sein jüngstes Kind ist heftig erkrankt.«

»Es versetzt mich diese Nachricht in große Unruhe,« sagte Schlüter. »Jakobi ist ein ängstlicher Mann – seine Nerven sind gereizt – ein solches Unglück, wie die Krankheit des Kindes, ist geeignet, ihm den Sinn zu verwirren und er braucht einen freien Kopf – hm – es ist bedenklich. Bei dem Gusse *kann* doch etwas geschehen, wozu seine Hilfe dringend nöthig.«

Er schritt in dem Saale auf und nieder.

»Ich will hin zu Jakobi,« sagte er, »begleitet mich alle. Wir wollen sehen – –«

Die Glocke ward wieder gezogen und als Kunze, der Wächter, öffnete, trat unter die Künstler der Hofmarschall von Printzen, der Gönner und Freund Schlüters.

»Herr Marschall,« begann Schlüter, »welche Freude, Sie hier zu sehen. Ihre Erscheinung bringt immer Gutes für mich.«

Printzen grüßte die Anwesenden und sagte mit Lächeln auf dem Antlitz:

»Sie sind sehrgütig, liebster Oberbaudirector – nur einen Moment – ich bitte, die Herren entschuldigen.«

Er ging mit Schlüter zum Fenster, während die andern sich wieder bei den Modellen beschäftigten.

»Ich komme, fürchte ich, nicht mit freudiger Botschaft,« sagte Printzen halblaut.

»Wie? o – sprechen Sie,« sagte Schlüter.

»Ich weiß nicht, um was es sich handelt –, aber der Kurfürst hat heute lange Zeit mit der Gräfin gesprochen – gleich nach diesem Gespräche wurde mir Befehl gegeben, Sie rufen zu lassen – ich bringe den Befehl selbst, um keinen anderen, Ihnen Mißliebigen, diesen Auftrag ausführen zu lassen.«

»Ich danke von Herzen,« sagte Schlüter bebend. »Ich fürchte, es droht mir eine ernste – schwere Prüfung. Ich fühlte das Herannahen einer Gefahr – eines Kummers – eines Kampfes. O, o, Herr Marschall, das ist ein Moment in dem Leben des Künstlers, der schrecklich genannt werden muß, hart vor dem Beginne eines großen Werkes – gepeinigt durch die Frechheit eines Mannes wie Eosander – und nun vielleicht noch ein neues, schlimmeres Ereigniß – o – Jakobi hatte nicht Unrecht zu fürchten,« setzte er leise hinzu.

»Fassen Sie sich,« bat Printzen, »und kommen Sie – ich führe Sie in meinem Wagen zum Schlosse.«

»Ich habe kein Hofkleid angelegt,« sagte Schlüter in einer Art von Betäubung.

»Kommen Sie, wie Sie sind,« mahnte Printzen, »ich werde es verantworten, der Kurfürst wird sehen, wie schnell Sie seinem Befehle folgten.«

Schlüter nahm seine ganze Kraft zusammen. Er wechselte, während er Mantel und Hut ergriff, noch einige Worte mit den Künstlern.

»Ich muß zu des Kurfürsten Durchlaucht,« sagte er. »Kurt, hören Sie,« flüsterte er dem jungen Edelmann zu, dem die Aufregung des Meisters nicht entging, »ich bin

zum Kurfürsten befohlen; Sie werden sehen, es vollzieht sich, was ich Ihnen in Lützenburg sagte, die Blitze werden zucken – jener Auftritt im Cabinet der Kurfürstin war der Beginn der Tragödie, welche sich *Ungnade* betitelt.«

»Fürchten Sie das nicht,« bat Kurt, »vielleicht eine neue Bestellung – ein Plan –«

»Nein – nein! Die Wartenberg hat mit dem Herrn gesprochen; o, ich werde Schlimmes erfahren – eilen Sie, wenn die vier Künstler fort sind, zu meiner Gattin und verkünden Sie ihr, daß ich spät erst heimkomme. Lassen Sie sich nichts von der Nähe der Gefahr merken.«

»Ich werde gehen. Großer Gott, und jene unbedeutende Scene – ich selbst bin an dem Beginn der Ungnade wohl schuld, ohne es zu wollen.«

»Keine Sorge deswegen, mein Freund – noch habe ich meine Kraft – noch ist Andreas Schlüter niemals ein Werk mißlungen – mit diesem stolzen Worte kann ich meinen Feinden entgegentreten – o – wenn der Guß gelingen möchte – aber Jakobi – Eosanders Auftreten im Schloßhofe – dieser neue Befehl nach der Unterredung mit der Gräfin – der Thurm am Schlosse, der gespenstisch drohend vor mir aufsteigt – ach – die Masse der Arbeiten, der Projecte – mein Hirn verwirrt sich – die Gedanken wirbeln durch einander.«

Kurt faßte die Hand des Meisters.

»Um Gottes willen Ruhe – wenn Sie Ihren mächtigen Geist beruhigen, sind Sie des Sieges gewiß.«

»Ja – ja – ich werde – ich werde ruhig sein,« stammelte Schlüter. »Leben Sie wohl. Erwarten Sie mich in meiner Wohnung – heute Abend.«

Er wendete sich schnell fort, grüßte die Künstler und trat dann zu Printzen.

»Verzeihung, daß ich warten ließ,« bat er, »ich mußte meinem Schüler noch nothwendige Aufträge geben.«

»Kommen Sie,« sagte Printzen, ihn aus dem Atelier geleitend. »Herr von Berchholz, Ihr Schüler?« fragte er.

»Ja.«

»Er ist dem Kurfürsten sehr unangenehm – das wegen der Mariage.«

»Ich – kann es nicht hindern,« seufzte Schlüter, in den Wagen steigend, der auf das Thor zurollte.

Noch ganz voll von Enthusiasmus gingen einige Zeit nachher die vier Bildhauer die Schäfergasse und den Rixdorfer Damm entlang und auf das Thor zu.

»Es ist ein herrlicher Mann,« sagte Henzi. »Schlüter nahe gestanden zu haben, wird für Euch Jüngere ein Ruhm sein, so lange Ihr lebt, und ich wünschte, ich hätte noch weniger Jahre auf dem Rücken, um mit ihm vereint noch arbeiten zu dürfen.«

»Ja, Ihr habt Recht,« sagte Nahl. »Gebe der Himmel, daß der Guß der Statue gelingt – es wird eine erhabene Zierde unserer Stadt.«

Ein Mann der neben den Vieren in geringer Entfernung schritt, hörte diese Lobreden – diese feurigen Wünsche und es zog krampfhaft seine Brust zusammen, wenn er an die Feinde und ihre dunklen Pläne dachte. Dieser Mann war Leonhardt Braun. Wohin er hörte – wohin er kam – überall nur Verehrung des Guten für Schlüter – nur die Kleinlichen oder Schlechten waren seine Gegner – Leonhardt blieb entschlossen, er wollte alles wagen, die Bosheit der Ränkeschmiede zu hintertreiben.

Eine Hoffnung flackerte auf. Eilig, den Blick auf das Thor gerichtet, kam aus der Gartenpforte der Freiherr Kurt von Berchholz – es war für Leonhardt ein gutes Zeichen – er sollte Freiherrn die Sache entdecken.

»Herr von Berchholz!« rief er fast freudig.

»Ihr hier, Leonhardt?« fragte Kurt erstaunt. »Woher des Weges?«

»Ich – ich hatte in der Ziegelei eine Bestellung zu machen,« sagte Leonhardt finster.

»Seid nicht so böse gegen mich,« rief Kurt, dessen Unruhe mit dem Wunsche gegen Leonhardt sich auszusprechen – kämpfte. »Ich liebe Eure Schwester – achtet nicht auf die Reden, welche wider mich gehen – Ihr werdet es einst sehen.«

Er meinte, Leonhardts finstre Miene gelte ihm – dem unwillkommenen Liebhaber.

»O,« rief Leonhardt, »wie mögt Ihr das glauben? Die Schwester hat mir alles erzählt – ich bin Euch lange gut – ich bin ein Verehrer Schlüters – ein –«

»O – dann macht Ihr mich glücklich,« rief Kurt, »ich sehe Euer ehrlich Gesicht – ja, Ihr redet die Wahrheit.«

»So wahr Gott mir helfe!« betheuerte Leonhardt.

»Es ist eine Freude mitten im Schmerz,« jubelte Kurt.

»Schmerz? was fehlt Euch, Junker?«

»Ich muß fort – fort,« trieb Kurt sich selbst. »Wenn Ihr Schlüter liebt – so wisset, daß er jetzt einen schweren Gang thut – ich muß fort – dem Bruder meiner theueren Dora darf ich's sagen – der Meister geht einem Kampfe entgegen – lebt wohl.«

Leonhardt fuhr auf. Wußte Kurt von dem Verbrechen? Was trieb ihn so eilig fort?

»Hört mich, Junker,« begann er, »ich will Euch sagen –«

»Nein, nein – ich muß fort,« rief der Junker. »Diese Stunden bringen uns viel – behaltet alles für Euch – grüßt meine Dora – lebt wohl. O, Ihr habt mir große Freude bereitet – auf Wiedersehen, Leonhardt.«

Er stürmte auf das Thor zu.

»Haltet, Junker,« rief Leonhardt fast verzweifelt ihm nach, »bleibt – hört mich.«

Aber der von Sorge wie der Meister getriebene Schüler war nicht mehr zum Halten zu bringen. Er befand sich schon auf der Brücke des Wallgrabens und verschwand zwischen den Fuhrwerken, die aus dem Thore kamen. Leonhardt blieb auf dem Felde zurück.

»Ich muß es allein durchführen,« murmelte er, »es scheint also bestimmt zu sein von oben. So wird der Höchste mir auch helfen, daß ich Unheil abwende.«

Er beschleunigte seine Schritte.

»Welches ist das Unheil, von dem Schlüter bedroht wird? – o – hätte ich doch Gewißheit – ahnen sie – wissen sie von dem Komplotte? – mein Vater wäre böse daran,« setzte er leise und bebend hinzu – »Was ist mit Gregorio?«

Er ging von diesen Gedanken wie mit unsichtbarer Gewalt getrieben schneller, endlich fast laufend durch die Gassen. Als er in die Mitte der Stadt kam, begann es schon dunkler zu werden.

Die »Promenade« des Kurfürsten.

Der Hauptmann und Hofarchitekt Eosander von Goethe hatte seine Maßregeln nach allen Seiten hin gut getroffen. Das Gelingen der von ihm so vorsichtig und gewandt geschmiedeten Pläne hing eben nur von der Entscheidung des Kurfürsten ab. Wie wir wissen, hatte selbst die Kurfürstin sich dem Wunsche Eosanders geneigt gezeigt und diesem bereits ihre Fürsprache bei dem Gatten angedeihen lassen. Nach den Ereignissen in Lützenburg war Kurfürst Friedrich in das Schloß von Berlin zurückgekehrt, um sich ernsten Beschäftigungen hinzugeben. Er hielt eine Sitzung des Staatsrathes ab – die eingelaufenen Nachrichten, welche täglich aus Wien anlangten, worden von dem Kurfürsten eifrig und sorgfältig geprüft, sein glühendster Wunsch sollte – so hoffte er – bald erfüllt werden. Die Thätigkeit Friedrichs war eine ganz außerordentliche. Nach allen Richtungen hin war er beschäftigt – diese ungewöhnliche Arbeitskraft, ein glückliches

Erbtheils des Hohenzollernschen Fürstenhauses, ist dessen Sprossen bis auf den heutigen Tag verblieben, und sie sind ihren Unterthanen jederzeit mit dem Beispiele des Fleißes voraufgegangen. Wenn der Kurfürst die Staatsgeschäfte erledigt hatte, stellte er seine Thätigkeit noch nicht ein. Er begann alsdann andere Dinge durchzuarbeiten, die riesigen Baupläne, welche die Verschönerung seiner Residenz bezweckten – einzelne großartige künstlerische Unternehmungen – Kanalbauten und Gartenanlagen – Gemäldeankäufe und die Angelegenheiten der Akademie beschäftigten ihn unausgesetzt.

So hatte er bei seiner Rückkehr von Lützenburg die Freude, in dem Bibliothekzimmer jene kostbare Sammlung von geschnittenen Steinen, Münzen und Medaillen vorzufinden, welche der Hofjuwelier Liebmann zum Verkaufe angeboten hatte, und die selbst Maffeis Bewunderung erregten, deren Beschaffung aber anfänglich durch Krauts Einsprache unmöglich schien. Um so erfreuter war der Kurfürst, jetzt die kostbare Sammlung sein eigen nennen zu dürfen – Kraut hatte Wort gehalten. Der Kurfürst betrachtete erfreut die schönen Exemplare, als der Prinz des Hauses, *Markgraf Christian Ludwig*, gemeldet wurde. Der Kurfürst ging diesem seinem jüngsten Bruder sogleich entgegen.

Der Markgraf war ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren. Er hatte sehr einnehmende Züge, ein feuriges und lebendiges Wesen, welches zu Zeiten an den großen Vater erinnerte. Der junge Prinz galt für einen eifrigen

Beschützer der Künste und Wissenschaften. Alles Schöne konnte auf rege Unterstützung von seiner Seite rechnen.

»Mein Bruder, willkommen,« sagte der Kurfürst. »Ich bin gerade bei einer Beschäftigung, welche sicherlich Deinen Beifall finden wird. Sieh, welch herrliche Dinge.«

Er wies auf die Chatoulle, deren Kästchen geöffnet waren. Der Prinz betrachtete die Schätze aber nur flüchtig.

»Dieses ist sehr schön, mein gnädigster Herr Bruder,« sagte er, »aber ich habe so eben etwas gesehen, das doch alles übertrifft, was wir hier mindestens an Kunstschätzen aufgespeichert haben.«

»Ei – und das wäre?«

»Ich habe in dem Gießhause das kleine Modell der Statue unseres hochseligen Vaters gesehen,welches Jakobi, nachdem Schlüter es modellirt hatte, gegossen,[1] und welches in allen Theilen genau dem großen Standbilde gleicht, dessen Guß soeben vorbereitet wird.«

»So – so –« sagte der Kurfürst fast verlegen. »Es ist gewiß schön.«

»Ich habe keine Worte für die Pracht dieser Arbeit und wenn, wie zu hoffen steht, die Statue also gelingt, so werden wir etwas haben, das auf Erden nicht seines Gleichen findet. Dieser Schlüter ist ein herrlicher Mann, wir können stolz auf ihn sein und müssen Euer Liebden unseren Dank votiren, daß Sie einen solchen Mann nach Berlin

[1] Dieses treffliche kleine Kunstwerk ward später zur Kunstkammer abgegeben.

und an Dero Hof gezogen haben. Die Statue ist so erhaben schön, daß man keinen Ausdruck genug finden kann, ihren Werth zu schildern.«

Des Kurfürsten Antlitz überzog eine leichte Wolke, aber es war nicht der Ausdruck des Unmuthes, vielmehr konnte ein erfahrener Menschenkenner wahrnehmen, daß sich Verlegenheit in seinen Zügen kundgab. Die Worte des Prinzen, welche das Verdienst eines bedeutenden Mannes anerkannten, riefen dem Kurfürsten wieder die Scene in Lützenburg und jenes Versprechen zurück, welches er gegeben: die Angelegenheit des Schloßbaues zwischen Schlüter und Eosander arrangiren zu wollen. Der junge Prinz aber ließ durch seine Verehrung Schlüters den Unterschied zwischen den beiden Verderbern wieder recht stark hervortreten, und das Genie des Oberbaudirectors fand an Christian Ludwig den eifrigsten Vertheidiger und Bewunderer – der Kurfürst achtete die Ansichten seiner Geschwister hoch genug, um bei dem Gedanken an die Bevorzugung Eosanders verlegen zu werden.

»Ich habe den Meriten des Schlüter jederzeit meine Anerkennung gezollt,« sagte er. »Es ist ein verdienstlicher Mann – und seine Stellung ist eine gute.«

»Welche großartigen Entwürfe – dieser Schloßbau – dieses Arsenal,« rief der Prinz. »Ah, *mon frère* – wenn die neue, große Zeit für Euer Liebden gekommen sein wird – dann erst werden wir alle Gelegenheit haben, die Schöpfungen Schlüters ganz zu würdigen. Er ist in Wahrheit ein *königlicher* Baumeister.«

Dem Kurfürsten war dieses schmeichelhafte Wort willkommen.

»Gewiß – gewiß –,« sagte er. »Nur kann ich nicht – wenigstens nicht immer – dem Monsieur Schlüter die Alleinherrschaft im Reiche der Kunst lassen,« – fuhr er zögernd fort, »ich muß zuweilen doch auch an andere Leute denken – da ist *par exemple* der Monsieur Eosander – ein Mann von Talenten – er möchte gar zu gern an dem Schloßbau participiren.«

»Eosander?« fuhr der Prinz auf. »O, Euer Liebden werden doch nicht den Namen eines leidlichen Routiniers in einer Reihe mit Schlüter nennen wollen? – Verzeihung, mein Fürst, daß ich es wagte, so heftig zu sprechen – Euer Gnaden werden sicherlich am Weisesten handeln, aber ich möchte mir nur in aller Devotion zu bemerken erlauben, daß Ihre Herzensgüte, Ihre Großmuth wohl allzu weit gehen würde, wollten Sie Herrn Eosander an den Arbeiten Schlüters Theil nehmen lassen.«

»Er hat einige gute Entwürfe gemacht.«

»Ich kenne sie, und wenn ich mir eine andere *remarque* erlauben darf, so sage ich: Lassen Euer Gnaden den Herrn Eosander die Arbeiten ausführen, welche man zu den kleinen rechnet – die *bâtiments* kleiner Lustschlößchen – aber ein Bau, der in seiner ganzen großartigen Majestät auf die Sinne wirken soll – der – ich nehme mir die Freiheit, das auszusprechen, in nicht allzu langer Zeit ein *Königsbau* genannt werden wird, den kann nur ein

Meister leiten – nur die Einheit – die Zusammengehörigkeit, die edle Harmonie des Ganzen verleihen dem Gebäude das Aussehen des Majestätischen, und dieses kann nur dann entstehen, wenn der Plan *eines* Leitenden befolgt wird und wenn dieser *Eine* – Andreas Schlüter.«

Der Prinz verneigte sich am Schlusse seiner Rede ehrerbietig vor dem Kurfürsten, dem die feurigen Worte des Bruders schnell genug zum Herzen drangen. Friedrich hatte Sinn und Empfindung genug für alles Rechte und Schöne, sein Charakter neigte entschieden zur Gutmüthigkeit hin, und es entsprang daraus vielleicht – zum Theil wenigstens – ein gewisser Wankelmuth, weil der Kurfürst ungern etwas abschlug, weit eher in den Fehler verfiel: *Jedem* gütig und wohlthätig sein zu wollen – eine edle Seite seiner Natur, welche seine Günstlinge oft genug so lange mißbrauchten, bis statt des wohlwollenden Mannes der erzürnte und strenge Gebieter ihnen gegenüber stand.

Der Kurfürst ward sich schnell genug bewußt, daß es besser gehandelt sein werde, wenn er Eosanders Wunsch trotz der Fürsprache der Kurfürstin und der Freunde des Hauptmanns nicht erfüllte, hatte er doch noch keinen bestimmten Ausspruch gethan.

»Wir werden es überlegen,« sagte er zu dem Prinzen. »Euer markgräflichen Gnaden Ansicht ist aber sicherlich eine richtige.«

Er begann das Gespräch auf eine andere Bahn zu lenken. Die bevorstehenden Abschlüsse mit Wien bildeten

den Stoff, bis der Prinz sich mit den Worten verabschiedete:

»Ich empfehle mich devotest Euer Durchlaucht und möchte nur noch erwähnen, daß ich – da bis zum Sonnabend alles für den Guß der Statue bereit sein wird – mir Euer Durchlaucht *permission* erbitten wollte, dem großen Akte beiwohnen zu dürfen.«

»Am Sonnabend?« fragte der Kurfürst schnell, »da ist ja die Fête der Kurfürstin in Lützenburg – Du willst dort fehlen, mein Bruder?«

»Ich hatte den Künstlern schon früher mein Wort gegeben, an jenem Tage anwesend sein zu wollen, und ich denke: es ist wohl ganz recht und billig, daß ein Mitglied unseres Hauses anwesend sei, wenn das Standbild unseres großen Vaters gefertigt wird.«

Diese Ansicht bestimmte sogleich den Kurfürsten.

»Es ist wahr – es ist richtig,« rief er, »und wenn alles vorüber ist – dann bringst Du, mein Bruder, vielleicht die Kunde nach Lützenburg.«

»Ich danke Euer Durchlaucht für diese Entscheidung, ich hoffe Gutes berichten zu können.«

Als der Kurfürst allein war, gedachte er mit freundlichem Lächeln der schönen Dinge, welche der Meister geschaffen, aber sein Blick ward finster, als er auf einen Rapport fiel, den der Polizeimeister, Herr de Portz gesendet hatte und der den Aufruhr der Gesellen schilderte. Der Kurfürst hatte dem Drängen der Freunde Eosanders nachgegeben und die Person, welche den Aufruhr

erregt hatte, dem Befehle Schlüters und seiner Bestimmung entziehen lassen – Friedrich war über den Tumult inmitten seines Schlosses höchst ungehalten – Schlüters Hartnäckigkeit war ihm als die Ursache dieses sehr widerwärtigen Zwischenfalls dargestellt worden, und die Laune des Gebieters ward schon wieder eine gereizte, als er bedachte, daß einer seiner Unterthanen im Hause des Fürsten den Alleinherrscher spielen wollte.

Schlüters Gegner hatten das alles trefflich auszumalen verstanden. Daher kam es, daß der mit den Berichten eintretende Kraut den Herrscher in einer keineswegs freundlichen Stimmung vorfand.

»Euer Durchlaucht haben befohlen,« begann der Finanzrath, »daß ich so schleunig wie möglich den Anschlag zur Durchsicht überreiche, welcher die Mittel für die bevorstehende wichtige Reise Ihrer Durchlaucht, der Frau Kurfürstin enthalten soll.«

Des Kurfürsten Stimmung ward ein wenig heiterer.

»Es ist wohlgethan,« sagte er, das Papier entfaltend. »Ich will heute noch die Sache prüfen. Sie werden das Beste und – Mögliche geschafft haben.«

»Darauf können Euer Durchlaucht sich verlassen. Die Chatoulle mit der kostbaren Sammlung ist, wie ich sehe, bereits hier.«

»Auch dafür bin ich Ihnen verbunden.«

Kraut räusperte sich ein wenig, dann fuhr er so fort:

»Es bliebe nun noch die Bestimmung Euer Durchlaucht nachzusuchen – wegen – wegen der von Hochdenenselben gewünschten Regulirung der Schloßbauarbeiten zwischen den Herren Schlüter und Eosander.

Der Kurfürst fuhr auf.

»Eine sehr fatale *Affaire*,« sagte er heftig. »Ich weiß nicht, wie ich da agiren soll. Diese beiden Herren haben viel für und gegen sich – ich habe dem Monsieur Schlüter allerdings mein Wort gegeben, aber es steht mir doch frei, auch anderen Leuten eine Beschäftigung angedeihen zu lassen.«

»Freilich – freilich,« sagte Kraut.

»Aber,« fuhr der Kurfürst fort, »das gibt Händel – die Gelder sind dem Monsieur Schlüter bestimmt.«

Kraut schöpfte Athem; er sah eine Möglichkeit aufdämmern, die große Geldzahlung umgehen zu können, aber er mußte geschickt operiren, um nach beiden Seiten sich zu decken.

»Es *wird* Händel geben,« sagte er, »Euer Durchlaucht haben ganz richtig geschlossen. Schlüter wird sich ohne Zweifel darauf berufen, daß ihm kein Abzug gemacht werden dürfe, wenn die Arbeiten nach seinem Entwurfe vollendet werden sollen. Es gäbe dann eben nur *ein* Mittel.«

»Und welches?«

»Für den Bau des Herrn Eosander ganz neue Geldmittel zu beschaffen.«

»Nun? und?«

»Und hier bin ich zu Ende,« platzte Kraut heraus. »Ich weiß nicht, woher ich die Gelder nehmen soll. Es ist ja durch Euer Durchlaucht Gnade uns kein Geheimniß mehr, daß große Ereignisse bevorstehen, welche sicherlich die Entfaltung außerordentlicher Pracht im Gefolge haben – dazu bedarf es großer Ausgaben – und wenn ich nun nicht im Stande wäre, sie zu bestreiten –«

»Herr Finanzrath!«

»Gewiß – ich werde sie bestreiten, aber dann freilich müßte auf der anderen Seite gespart werden – der Bau des Herrn Eosander müßte vertagt werden.«

Kraut war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er ein sehr glückliches Spiel gespielt und, indem er des Kurfürsten Entscheidung angerufen, sich vollkommen den Protectoren Eosanders gegenüber gedeckt habe. Der Kurfürst, der im Herzen für Schlüters Künstlerschaft so hoch eingenommen war, ergriff begierig die willkommene Gelegenheit, alle Forderungen für Eosander ablehnen und sich aus der Verlegenheit ziehen zu können, in welche ihn das Drängen der Günstlinge – ja die Fürsprache der Kurfürstin selbst versetzt hatte. Kraut hatte die Unmöglichkeit dargelegt, Gelder beschaffen zu können – eine Theilung der angewiesenen Bausummen zwischen zwei Baumeistern mußte nothwendiger Weise Verwirrung und Händel erzeugen. Endlich sah der Kurfürst, dem der Enthusiasmus des Markgrafen noch ganz frisch im Gedächtnisse war, wie durch Krauts Weigerung auch die Künstler und deren Gönner befriedigt wurden, wenn Schlüter den Bau allein führte.

»Sie können vorläufig also keine Mittel schaffen – die Ausgaben für die nächste Zeit werden enorme sein – also bleibt es bei dem alten Plan: die Arbeiten des Herrn Eosander werden später ein Mal ausgeführt und Monsieur Schlüter wird in seiner Thätigkeit und bei dem Anschlage gelassen.«

Kraut frohlockte.

»Eine große Summe weniger,« murmelte er. »Ich muß ja ohnehin die Verbindlichkeiten der Kurfürstin decken.«

Der Kurfürst prüfte nun den Anschlag zu den Reisekosten flüchtig. Er genehmigte ihn jedoch bereits im ganzen und entließ Kraut.

Der Finanzrath hatte sich eine Last abgewälzt, aber nach diesem glücklichen Streiche stellte sich die Besorgniß ein: Wie sollte er Wartenberg entgehen, der Eosanders Plan begünstigte? Die Kurfürstin war mit ihren Angelegenheiten beschäftigt – sie war weniger zu fürchten, aber Wartenberg, der Mächtige, der dem Finanzrathe noch obenein viel Ungelegenheiten bereiten konnte, rechnete bestimmt auf dessen Hilfe – Kraut hatte bei dem unglückseligen Dejeuner zu viel versprochen – indessen meinte der Rath: Er habe den Grafen dennoch in der Tasche, weil er heimlich und ohne besondere Genehmigung, lediglich im Interesse des Grafen, die Schulden der Kurfürstin zahlen sollte – außerdem rechnete Kraut darauf, daß man die abschlägliche Antwort für Eosander nur dem Kurfürsten zuschreiben werde – um so mehr, als er wußte, daß Friedrich nicht gern seinen Mangel an

Geld offenbarte, und diesen als Grund des Aufgebens eines Planes anführte.

Kraut hoffte also bestimmt, daß der Kurfürst nur seinen *Willen*: Schlüter allein mit dem Bau betrauen zu wollen – als Grund der Ablehnung angeben und Krauts Einspruch ganz negiren werde. Der Finanzrath wollte jedoch nach zwei Seiten hin sich decken und zugleich im Lichte eines Freundes erscheinen. Er überlegte, wie das anzufangen sei – war aber eben erst zu einem flüchtigen Resultate gelangt, als er, in die Galerie tretend, welche die Gemächer des Kurfürsten mit denen des anderen Schloßflügels (Haus der Herzogin genannt) verband, eine sehr gewählte und auserlesene Gesellschaft erblickte. Er sah die Herren Wittgenstein, Wartensleben, den Grafen Wartenberg, die Kammerjunker von la Motte, von Leussen, von Eyb und mehrere Officiere – inmitten der Galerie aber, von den Damen von Wülcknitz und Wartensleben umgeben, die Gräfin von Wartenberg.

Fast zu derselben Zeit, wo Kraut die Galerie betrat, gingen zwei Pagen an ihm vorüber, und in das Cabinet des Kurfürsten. Diese Pagen trugen, der Eine ein silbernes Präsentirbrett, worauf eine Tasse aus demselben Metalle – der Zweite ein ebensolches Brett, auf welchem eine Krystallflasche mit Wasser gefüllt stand. Hinter beiden Pagen kam Ali der Kammermohr, welcher eine silberne Kanne trug. Diese Kanne enthielt Chokolade, und der Finanzrath erinnerte sich jetzt, daß der Augenblick gekommen sei, wo der Kurfürst seine Chokolade zu nehmen pflegte, daß aber unmittelbar darauf jene Promenade in der

Galerie folgte, welche der Kurfürst täglich machte, und zwar stets in Gesellschaft der Gräfin von Wartenberg.

Es war bekannt, daß diese Promenaden oftmals für manchen verhängnißvoll waren. Kraut zweifelte nicht, daß die so eben verhandelten Dinge Gegenstand der Unterhaltung sein würden – er mußte vorbeugen.

»Herr Graf,« sagte er halblaut zu Wartenberg, »kommen Sie hierher.«

»Was gibt's, *mon cher*?«

»Ich bin Ihnen ergeben –«

»Ich weiß es.«

»Der Kurfürst will Herrn Eosander nicht mit dem Bau betrauen.«

»Ah.«

»Nein. Es scheint, daß besonderer Einfluß Schlüters Stellung vollkommen gesichert hat.«

»Wer zum Henker kann das sein?«

»Ich denke mir – vielleicht der Markgraf.«

Kraut hatte unwissentlich eine Wahrheit gesprochen.

»Es ist also des Kurfürsten Wille? und Sie konnten nichts dagegen thun?«

»Nichts. Ich mußte schweigen, denn ich habe so viel für Sie und in anderen wichtigen Angelegenheiten zu arbeiten, aber ich muß es Ihnen als Alliirten melden, handeln Sie danach.«

»Tausend Dank,« sagte Wartenberg, sich fortwendend.

Kraut ging zur Thüre, wo eine Anzahl Lakaien und Läufer standen – er blieb hinter diesen verborgen stehen

und sah, wie der Graf die Gräfin von den Damen entfernte.

»Mein Engel,« begann er flüsternd, »es droht unserm Freunde Gefahr.«

»Welchem?« fragte die Gräfin, die verschiedene Freunde hatte.

»Eosander.«

»Wieso? o – sprich deutlicher, *mon ami*,« betonte die Gräfin.

»Der Kurfürst will – durch irgend einen Freund Schlüters bewogen – unserm Eosander die Schloßarbeit nicht übertragen, sein schönes Werk soll unausgeführt bleiben.«

»Wie? Das ist ja schon halb bestimmt gewesen.«

»Gewiß. Selbst die Kurfürstin war dafür, und ich dachte, daß Dein Fürwort heute jedes Hinderniß beseitigen werde.«

»Es muß geschehen,« fuhr die Gräfin auf, »denn nach dem Präsente, was ich – was wir – von Eosander erhielten, muß man etwas thun. Ich habe es ihm versprochen, und ich *will* außerdem, daß meine, mir ergebenen Leute, von ihrer Ergebenheit Nutzen haben.«

Man sieht, die Gräfin schon ihre Unterthanen besaß.

»Ich bin auch der Ansicht,« feuerte der Graf sie an. »Hat Eosander nicht in meinem Auftrage und sehr pünktlich gehandelt? Ferner *muß* geschehen, was wir wollen.«

»Ganz recht, mein Gemahl. Es ist gut, daß wir es so zeitig erfuhren. Von wem hast Du die Nachricht?«

»Kraut theilte sie mir mit – er wollte als guter Alliirter wahrscheinlich heute schon von dem Kurfürsten die Genehmigung erlangen – statt dessen stieß er auf hartnäckigen Widerstand.«

»Laß mich machen. Ich werde alles anwenden – ah – der Kurfürst hat doch nicht sein Wort gegeben: keinen anderen Menschen als Herrn Schlüter bei dem Bau zu beschäftigen – man kann doch einen neuen Plan einschieben – das gibt ja Abwechselung.«

»St – der Kurfürst.«

Friedrich trat in die Galerie. Die Anwesenden verneigten sich, oder zogen sich zurück, je nachdem sie mehr oder minder große Vorrechte bei Hofe besaßen. Der Kurfürst richtete zunächst einige Worte an die Damen, dann an den Grafen Wartenberg und die zunächst stehenden Herren. Hierauf wendete er sich zur Gräfin von Wartenberg, und diese Wendung war das Zeichen des Beginnes der Promenade.

Die *Promenaden des Kurfürsten* gehörten zu den seltsamsten und viel besprochensten Einrichtungen oder Neuerungen des glänzenden Hofes. Wie sie sich eigentlich gestaltet hatten, wodurch sie als eine fast zu Recht bestehende Ceremonie anerkannt worden waren, das wußte niemand mit Bestimmtheit zu erklären, aber sie waren, wie so vieles andere vorhanden und – blieben bestehen. Man konnte nur angeben, daß schon vor langer Zeit der Kurfürst von der Tafel kommend, die Gräfin, von deren Klugheit er viel zu große Begriffe hatte – denn sie

war nur verschlagen, nicht klug – in der Galerie angetroffen und sich mit ihr auf und abgehend, in ein Gespräch eingelassen hatte. Wahrscheinlich befand der Gebieter sich nicht in der besten Laune und da er seiner Gesellschafterin diese Mißstimmung klagte, war die Gräfin listig genug, alles aufzubieten, diese Wolken des Unmuthes durch allerlei Gespräche – muthmaßlich sogenannte pikante Klatschereien – zu zerstreuen. Dieses Mittel, die Stimmung zu verbessern, gefiel dem Kurfürsten und er ließ die Promenaden fortbestehen – sie wurden ein Brauch, der bald genug sich zu einem Gesetze der Etikette gestaltete.

Sobald die Gräfin diese Vortheile erlange hatte, ging sie weiter. Sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Unterredungen für die weitausgehendsten Intriguen zu nützen – der Sturz Danckelmanns wurde bei einer dieser Promenaden vorbereitet. Der Kurfürst war eine ursprünglich harmlose Natur, fortwährend mit seinen hochfliegenden Plänen beschäftigt, mit einem weichen, den Vorstellungen, welche beliebte Personen geschickt zu machen verstanden, leicht zugänglichen Gemüthe begabt – ließ er ohne große Schwierigkeit sich selbst unbewußt bestimmen. Freilich traf auch dann die Intriguanten die Strafe des Herrschers unerbittlich, wenn dieser zur Erkenntniß kam, daß seine Zustimmung für irgend welche Intrigue abgelockt worden sei – aber die Geschädigten hatten meist nur das Nachsehen.

Sobald die Schar der Stellenjäger erkannt hatte, welche Wichtigkeit diese Promenaden hatten, fehlten sie niemals dabei. In eine Ecke gedrückt – oft sich unter die Lakaien mischend, erwarteten sie nur das Zeichen, um eine Audienz erhaschen, ihr Gesuch dem gutgelaunten Kurfürsten vortragen zu können, was ihnen selbstverständlich nur gelang, wenn sie vorher die Gnade der Wartenberg gewonnen hatten.

Die Art und Weise, welche bei diesen Promenaden beobachtet wurde, war durch die Gewohnheit bestimmt und zur Regel geworden. Sobald der Kurfürst sich in ein Gespräch mit der Gräfin einließ, traten alle anderen zurück und blieben gewöhnlich in den vier Ecken der Galerie vertheilt, dort in ehrfurchtsvoller Entfernung stehen – neugierig lauschend – horchend, ob nicht ein Wort zu vernehmen sei. Viele waren von Unruhe gefoltert, sie warteten auf das Zeichen der Gräfin, um die flüchtige Audienz erhaschen zu können. Wenn dieser Moment für die Glücklichen gekommen war, so machte der Kurfürst in der Promenade einen Halt – die Gräfin sprach zu ihm leise, neigte sich dann, wendete sich und winkte die betreffende Person heran. Nach Ertheilung der Audienz setzte der Kurfürst die Promenade unter ziemlich lautem Gespräche fort, da aber die Anwesenden in möglichst weiter Entfernung standen, die Galerie sehr lang, hoch und breit war, so konnte man doch nur abgerissene Sätze verstehen. War die Promenade, welche meist eine Stunde währte, vorüber, so nahm der Kurfürst von der Gräfin in

sehr ceremonieller Weise Abschied und schritt unter Vorauftritt zweier Pagen und gefolgt von den dienstthuenden Kammerherren in sein Cabinet – und die ganze Versammlung zerstreute sich dann über die Corridore, Treppen und durch die Galeriethür.

Im Sommer fanden diese Promenaden in jenem kleinen Schloßgarten statt, den wir bereits als den Ort der Zusammenkunft zwischen Wartenberg, Eosander und Gregorio kennen gelernt haben. Dieser Ort ist es wohl gewesen, der den Promenaden zu ganz anderem und schlimmerem Rufe verhalf und dem Verhältnisse zwischen dem Kurfürsten und der Gräfin eine durch die boshaftesten Gerüchte gesteigerte Wichtigkeit verlieh, sie mit dem Schleier des Geheimnisses umgab, weil der kleine düstere Garten besonders geeignet für solche Zusammenkünfte erschien. Doch ist das bei Gartenpromenaden beobachtete Ceremoniell ein anderes gewesen, als das in der Galerie gebräuchliche, die Promenirenden waren stets von einer Anzahl Hofherren und Damen umgeben.

Als an jenem Tage der Kurfürst in die Galerie getreten war und nach kurzer Begrüßung die Promenade begonnen hatte, richteten sich die Blicke der Betheiligten fest auf die Wandelnden. Wartenberg kannte jede Bewegung seiner Gattin genau. Er sprach flüsternd mit Wittgenstein, und ein Seitenblick genügte, um zu wissen, ob ein ernsthaftes oder untergeordnetes Thema verhandelt wurde. Nicht minder aufmerksam beobachtete Kraut die Unterhaltung. Er hatte jedenfalls einen weit besseren

Standort, denn er konnte von da aus höchst bequem, ungesehen jede Bewegung und jede Miene der Promenirenden unterscheiden.

»Sie scheinen viel von der Unterhaltung zu erwarten,« sagte Wtitgenstein zu Wartenberg.

»Nicht meinetwegen – *parole d'honneur, mon ami* –« entgegnete der Graf. »Es betrifft die Angelegenheit eines anderen, eines Mannes, der –«

»Sehen Sie nur,« fiel Wittgenstein ihn leicht anstoßend ins Wort, »was für Bewegungen der Kurfürst macht.«

»Ja – wahrlich seltsam.«

Sie blickten gespannt auf den Kurfürsten, der vor der Gräfin stehend, bald zur Decke der Galerie, bald auf die Wände blickte – dann mit der Hand einen Bogen beschrieb, dann wieder die Formen von langen Gegenständen in die Luft hineinzeichnete.

»Es scheint, als mache er der Gräfin irgend welche architektonische Gestaltung deutlich.«

»Es ist wohl in der That so.«

Die Promenirenden gingen wieder weiter.

»Sie bleiben jetzt stehen – sehen Sie nur, der Kurfürst macht ein verdrießliches Gesicht, die Gräfin spricht eifrig.«

Kraut hatte seinen Kopf zwischen die Ellenbogen zweier nebeneinander stehenden Schweizer geschoben, um besser sehen zu können. Der Kurfürst schüttelte das Haupt – die Gräfin sprach ihm eifrig zu.

»Ich möchte den Kopf zum Pfande setzen,« sagte Kraut zu sich selbst, »daß jetzt von Eosander die Rede ist.

Die Promenade ward wieder fortgesetzt. Der Kurfürst begann jetzt sehr heftig zu sprechen – er schlug mit dem Rücken seiner rechten Hand schnell die Fläche seiner linken in kurzen Schlägen.

»Es ist eine ernste Sache,« flüsterten alle und die Augen fuhren ringsum, denjenigen zu suchen, der wohl als Opfer dieser Promenade fallen würde. Die Gräfin blieb ein wenig stehen – worauf der Kurfürst ebenfalls Halt machte – er legte die Hände auf den Rücken, senkte das Haupt nach vorn über und horchte in dieser Stellung dem Vortrage der Gräfin, die sehr dringlich sprach; man sah, wie sie bittende Geberden machte, dann sich ein Mal umwendete und dem scharf aufsehenden Grafen einen Blick zuschleuderte, den niemand verstand als eben nur Wartenberg. Dieser Blick sagte: »Wir sind im Siegen.«

Gerade jetzt trat der Hofmarschall von Printzen in die Galerie und blieb nicht weit von den Kammerherren stehen. Er kannte die Verhältnisse und Persönlichkeiten genügend, um auf den ersten Blick zu sehen, daß Außergewöhnliches dort verhandelt werde. Eben hatte die Gräfin ihre Rede beendet – und man sah, wie der Kurfürst ihr zustimmend antwortete, man sah aber auch, wie die Gräfin plötzlich stehen blieb – auffuhr, wie sie den Kopf wendete und mit sprühenden, zornigen Augen jemand in der Galerie zu suchen schien.

»Welchem Aermsten gilt das wohl?« fragte leise der Herr von Eyb den Kammerjunker von la Motte, der ganz ängstlich mit den Achseln zuckte. Neues dringliches Sprechen der Gräfin – jetzt erheiterte sich des Kurfürsten

Miene – er nickte wohlgefällig mit dem Kopfe – man hörte ihn laut sagen:

»Vortrefflich – ja, ja – *excellent* diese Zusammenstimmung.«

Die Gräfin machte jetzt fast dieselben malenden Geberden, welche vorhin der Kurfürst gemacht hatte – dann hielt sie inne und sprach wieder sehr angelegentlich – ihre Stimme war einige Male so laut, daß man ebenfalls einzelne Worte verstehen konnte – sie hielt inne – da wendete sich der Kurfürst schnell um, er stampfte zornig mit dem Fuße.

»Der Moment ist da,« flüsterten alle. »Gegen wen wird sein Zorn sich ergießen?«

Der Kurfürst trat einige Schritte vorwärts.

»Herr von Printzen,« rief er.

Alle Anwesenden blickten den ruhig vortretenden Marschall an. Sollte er ein Opfer der Promenade werden? Printzen neigte sich tief.

»Lassen Sie sogleich den Herrn Oberbaudirector Schlüter in mein Cabinet rufen. Ich werde ihn dort erwarten.«

»Wenn Euer Durchlaucht die Gnade haben wollten, diese Audienz um ein paar Stunden zu verschieben – Herr Schlüter könnte möglicherweise nicht sogleich aufzufinden sein,« wendete Printzen ein, der schnell erkannt hatte, daß Schlüter bedroht war.

»Er komme so bald als möglich,« entschied der Kurfürst. »Er soll sofort aufgesucht werden – wählen Sie selbst den Bringer meines Befehles, aber *vite! vite!* ich will ihn erwarten.«

Printzen sah ein, daß nichts zu machen sei, er hatte aber den Entschluß gefaßt, dem Oberbaudirector persönlich den sicherlich schlimmen Befehl zu überbringen. Er eilte aus der Galerie.

»Gräfin – ich hoffe, Sie munter auf der Fête Ihrer Durchlaucht wieder zu sehen. *Au revoir.* In mein Cabinet,« rief der Kurfürst, sich schnell fortwendend und von den Pagen und Kammerherren geleitet, schritt er in sein Zimmer.

Nun flutete die neugierige Menge in die Galerie – ein Geflüster lief umher, aber niemand wagte dem Grafen und der Gräfin näher zu treten, die beide jetzt mit einander sprachen.

»Du hast es erreicht?« fragte Wartenberg.

»Nach hartem Kampfe – ja. Obwohl der Kurfürst nichts Bestimmtes versprochen hat.«

»Ha – es ist doch toll,« brummte Wartenberg.

»Gemach,« sagte die Gräfin. »Es ist genug erreicht, wenn der Kurfürst sagt, ich werde dem Schlüter die Dringlichkeit der Theilung notificiren.«

»Allerdings.«

»Ich bat – ich beschwor – er hatte genau die Scizze Eosanders im Kopfe und deutete sie mir durch Geberden an – ich war entzückt – dann ging ich auf Schlüters Stolz und Hartnäckigkeit über – und daß er allein Herr sei – »Das sagte schon meine Gemahlin,« antwortete der Kurfürst. Die seltene Uebereinstimmung zwischen der Kurfürstin und mir freute ihn ungemein, und als ich zum Schluß nun der Mariage des Junkers von Berchholz – des

Spektakels der Gesellen wider die Anmaßung Schlüters und der Beschwerden Werners, des Directors gedachte, da stampfte er zornig mit dem Fuße, und es ist entschieden, Eosander wird die Arbeit neben Schlüter erhalten.«

»Er kann uns danken.«

»Allerdings – aber auch für uns war dieser Sieg nothwendig. Einmal dürfen unsere Bevorzugten nicht unterliegen, dann aber ist es eine treffliche Gelegenheit gewesen, die heuchlerischen Freunde kennen zu lernen. Ich habe von dem Kurfürsten erfahren, daß Kraut es war, der jedes Geldmittel für Eosanders Bau entschieden verweigert – *heute wieder* verweigert hat und doch zu Dir des Kurfürsten Willen vorschützte – den Markgrafen als die Ursache darstellte – ich wendete mich bei diesen Entdeckungen so zornig um, daß ich – wäre Kraut in der Nähe gewesen, diesen Herrn, diesen edlen Freund mit den Augen durchbohrt hätte.«

»Ist es möglich? es ist sehr gut, die Leute kennen zu lernen. Komm, *ma chère*, wir wollen Eosander die Nachricht bringen.«

Sie unterhielten sich noch einige Minuten mit den Anwesenden, ohne die eigentlichen Ursachen der Mißstimmung des Kurfürsten anzugeben, die Neugierigen mußten sich also mit Vermuthungen begnügen, aber man wußte mindestens nun, daß es Schlüter galt, und manche Brust hob sich leichter, als die Gewißheit vorhanden war, wer das Opfer sein solle.

Der Graf und die Gräfin rauschten an dem Finanzrath vorüber, der sehr genau aufgepaßt hatte.

»Eine lange Unterhaltung,« sagte er zu Wartenberg, als dieser dicht bei ihm war.

»Ja – wohl und eine lehrreiche,« höhnte der Graf, »denn sie hat uns gute Freunde im besten Lichte gezeigt.«

»O – der Kurfürst hat ihr gesagt, daß Geld allein die Ursache war,« dachte Kraut. »Das ist immer erfreulich,« sagte er laut. »Die guten Freunde sind selten – man muß sie belohnen.«

»Das soll geschehen,« rief die Gräfin mit giftigen Blicken. »Und vielleicht findet man Gelegenheit, recht öffentlich die Belohnung auszutheilen. Sie werden hoffentlich am Sonnabend auf dem Feste der Kurfürstin nicht fehlen, Herr Finanzrath.«

Graf und Gräfin schritten stolz aus dem Vorzimmer.

»Alle Wetter,« brummte Kraut. »Sonnabend! ich muß auf der Hut sein.«

Die Audienz in der Kugelkammer.

Nach den so eben erzählten Begebenheiten waren die Gänge, die Vorzimmer und die Galerie, welche zum Cabinet des Kurfürsten führten oder vor demselben lagen, fast ganz verödet. Nur hie und da sah man irgend einen Neugierigen aus dem Winkel hervorlauschen und Pagen und Lakaien flüsterten sich einander zu und blickten gespannt hinunter in den Schloßhof, der bereits im Dunkel des Abends lag und, vollständig öde, durch das Gerassel einer heranbrausenden Kutsche belebt wurde.

Aus dieser Kutsche stiegen zwei Männer – Herr von Printzen und Schlüter. Sie gingen die kleine Wendeltreppe hinauf und dann durch die Vorzimmer. In dem Parolezimmer des Kurfürsten: die rothe Kammer genannt, angekommen, blieb von beiden Schlüter zurück, während Printzen den Oberbaudirector bei dem Kurfürsten anmeldete, der sich nicht in seinem Arbeitszimmer, sondern in dem großen Gemache befand, welches zwischen der letzten nach dem Lustgarten hinausgehenden Zimmerreihe und der Galerie lag, mit seinen beiden großen Fenstern auf die Burgstraße sah und damals schon wie noch heute den Namen »*Kugelkammer*« führte. Dieser sonderbare, für ein Gemach im Fürstenschlosse befremdliche Name kam von fünf mächtigen Kugeln her, welche man in dem Zimmer erblickte, wenn man unter den, zwischen beiden Fenstern stehenden, breiten Tisch sah.

Dort lagen auf einem Gestell die umfangreichen Geschosse. Sie waren einst durch die Wand des Schlosses geschleudert worden und – wie man sagt – ziemlich matt in das Zimmer gefallen. Diese Verletzung des Schlosses und das unwillkommene Erscheinen der fünf Kugeln waren aber nur Spiele eines unglücklichen Zufalles. Als Gustav Adolph nämlich, auf seinem Zuge nach Magdeburg, vor Berlin Halt machen mußte, drohte er unter Auffahrung der großen Karthaunen, die Stadt bombardiren zu wollen, wenn sie ihm nicht die Thore öffne. Es kam aber ein Frieden in Köpnick zu Stande, und die Schweden gaben in Folge dessen Freudenschüsse ab, welche die Berliner erwiderten. Da nun aber die Schweden in sehr

schlimmer Absicht die Rohre scharf geladen hatten, so waren unglücklicherweise in fünf derselben noch Kugeln stecken geblieben, deren Entfernung in der Eile vergessen worden war und die nun, zum nicht geringen Entsetzen der Berliner und der Schloßbewohner mit Donnergekrach durch das Dach des Schlosses und in die sogenannte Kugelkammer drangen, woselbst sie bis heutigen Tages noch zu sehen sind. So die Sage.

Im übrigen war das Zimmer mit gewirkten Tapeten ausgestattet und mit schönen Möbeln geziert. Auf dem Kugeltische stand an jenem Abend ein neunarmiger, silberner Leuchter, der brennende Wachskerzen trug. Die größte Ruhe herrschte rings umher, und man durfte es wohl als eine Rücksicht für Schlüter ansehen, daß der Kurfürst zu dieser Unterredung ein Zimmer gewählt hatte, welches so abgeschieden lag, daß niemand auch nur das Geringste vernehmen konnte, wenn er sich nicht in unmittelbarer Nähe befand, und dagegen waren, ebenfalls durch die Lage der Kammer begünstigt, Vorbereitungen getroffen worden, denn sie stieß auf der einen Seite an die Galerie, vor deren Ausgangsthür ein Schweizer Posten stand – während die andere Seite des Kurfürsten Cabinet (heute mit der rothen Kammer vereinigt) berührte, zu dem man nur durch ein Vorzimmer gelangen konnte. Für eine ernste Unterredung war also der Ort trefflich gewählt.

Als Schlüter in der rothen Kammer allein war, bemächtigte sich seiner ein nervöses Zittern, welches oft auch den Muthigsten ergreift, wenn er vor einer Entscheidung

steht und das weniger Furcht als vielmehr eine Wirkung des Unmuthes ist. Schlüter ging hastig auf und nieder und schöpfte endlich Ruhe aus der Betrachtung eines schönen, in dem Zimmer hängenden Bildes, welches von zwei aus der Wand hervorspringenden, mit brennenden Kerzen besteckten Armleuchtern bestrahlt wurde. Das Bild stellte »den Triumph der Wahrheit« von Guercino gemalt dar.

Nachdem der Oberbaudirector seinen Betrachtungen einige Zeit lang überlassen worden, öffnete sich die Thür, und Printzen trat ein.

»Der Kurfürst erwartet Sie,« sagte er. »Ich bleibe hier, damit kein Lauscher sich durch diese Zimmer der Kammer nahe – von der Galerie aus sind wir sicher. Gehen Sie und – möge alles sich zum Guten wenden.«

Schlüter holte wie zu einem Anlauf Athem und schritt dann fest auftretend durch die verschiedenen, von Lichtern erleuchteten Gemächer in die Kugelkammer, woselbst er den Kurfürsten, der am Kamin lehnte, erblickte. Der Oberbaudirector neigte sich tief und sagte:

»Euer Durchlaucht haben befohlen, daß ich sofort mich einfinden möge, – ich muß daher um Nachsicht bitten, wenn ich nicht im Hofkleide erscheine.«

Friedrich war sichtlich verlegen – wie er die Unterredung beginnen solle, und daher hielt er es wohl für das Beste, sogleich scharf einzusetzen.

»Herr Oberbaudirector,« sagte er in kurzem Tone, »es wäre wahrlich gut, wenn dieser Verstoß der geringste wäre, über den ich Sie – so leid es mir thut – zur Verantwortung ziehen muß.«

Schlüter fuhr auf – aber er preßte die Antwort nieder, welche auf seinen Lippen schwebte.

»Eure kurfürstliche Gnaden sind der Gebieter,« sagte er, »und es kann Dero Vermahnung – ja Dero Verweis den Unterthan nicht verletzen – es kann ihn nur betrüben, wenn es etwa ein unverdienter Vorwurf sein sollte.«

»Unverdient?« rief der Kurfürst. »Monsieur Schlüter, wir machen keine unverdienten Vorwürfe. Sie zeihen uns, den Sie so eben noch Ihren Gebieter nennen, dann einer *injustice*.«

Schlüters großer Scharfblick verrieth ihm sogleich, daß der Kurfürst sich nur in eine künstliche, *gemachte* Aufregung hineinsprechen, daß er eine Ursache zu heftigerem Streite suchen wollte. Der Oberbaudirector blieb daher gelassen.

»Ich verhoffe,« sagte er ruhig, »Euer Durchlaucht niemals Gelegenheit gegeben zu haben, an meiner Dankbarkeit zu zweifeln, also habe ich auch niemals den geringsten Zweifel gegen Dero Gerechtigkeit zu hegen mir erlaubt.«

»Nicht? und meine Verfügung in Betreff Ihrer strengen Handlung wider den Mann, den –« der Kurfürst wendete sich ein wenig um, seine Verlegenheit zu bergen, »den Monsieur Eosander angestellt hatte – ist sie nicht von Ihnen besprochen – bemäkelt worden?«

»Wer hat das Euer Durchlaucht berichtet? Etwa der Herr Eosander, oder der Herr Hofrath Mieg?«

Der Kurfürst machte eine verneinende Bewegung.

»Wenn es geschehen ist,« fuhr Schlüter fort, »und aus besonderer, von Euer Durchlaucht gnädigst bewahrter Rücksicht für jene Herren verschwiegen würde – so muß ich sagen, daß man Euer Durchlaucht eine Unwahrheit hinterbracht hat. Ich habe Dero Befehl nicht bemäkelt – aber, ich spreche es offen aus, bedauert – beweint, weil er mich in den Augen meiner Handwerker als einen Mann hinstellen muß, der nicht mehr die nöthige Gewalt in Händen hat, die zur Führung so großer Massen nothwendig ist.«

»Sie würden also beanspruchen, allein gebieten zu wollen?«

»Ich bitte nur um die Gewalt, die sogar einem Wachtmeister in Dero Armee zugestanden wird, daß man ihn nicht vor der Fronte seines Regimentes zurechtweise, wenn er noch ferner in der Schwadron gebieten soll.«

Der Kurfürst schwieg betroffen, aber dieser wohlgezielte und treffende Schuß verletzte ihn.

»Es ist allbekannt, daß Sie, *monsieur le directeur*, sich eine Alleinherrschaft, eine Souveränetät – über Ihre Fachgenossen zu eigen machen wollen. Ich will von dem Handel mit dem Polier absehen, aber bessere Männer beklagen sich. Sie haben die Aufnahme eines von Werner vorgeschlagenen Mannes, des Franzosen Bullard Aufnahme in die Akademie verweigert.«

»Mit dem mir zustehenden Rechte, Durchlaucht, welches Sie selbst mir gnädigst verliehen. Ich habe übrigens nicht allein gehandelt, sondern die *opiniones* der anderen Directoren ebenfalls eingeholt, die dann ganz mit den meinigen übereinstimmten.«

»Ja wohl,« fuhr der Kurfürst heraus, nachdem Sie, Herr Oberbaudirector, durch allerlei Anstellungen, so an dem *ouvrage* des Bullard gemacht worden, die Ansichten der *directeurs* wider den Mann gewendet.«

»Ich kann nicht läugnen, daß etwas Wahres an dieser Sache ist. Wenn es ein Unrecht war, die Herren auf die Mängel des zur Probe eingereichten Bildes hinzuweisen – wenn es eine Rüge verdient, die Unselbstständigkeit des Machwerkes bewiesen zu haben – dann – ja – dann kommen mir die Vorwürfe mit Recht zu, aber ich halte die Pflicht, die Ehre der Akademie, welche mein Fürst stiftete, zu hoch, als daß ich meine gerechten Ausstellungen einen Moment zurückhalten würde, wenn es gilt, die Ehre jenes Institutes gegen einen Eindringling zu wahren, der mit Erzeugnissen prahlt, die höchstens als geschickte Kopieen anerkannt werden können. Wir werden mit Ausländern schon ohnehin überflutet – sind wir Deutsche oder nicht? Wir bedürfen des Fremden nur in so weit, als wir uns daran ergötzen und ihm nachbilden sollen, wenn wir uns daran erfreuen und davon lernen können, aber so lange mir Euer Durchlaucht die Ehre erweisen, mich den Vorstand von Dero Akademie nennen zu dürfen, verrammle ich der Mittelmäßigkeit des Auslandes den Zutritt.«

»Gut – gut,« rief der Kurfürst, der sich der Gewalt der Ueberzeugung nicht entziehen konnte. »Also ein neuer Beweis mehr für Ihr Streben nach der Oberherrschaft – für Ihre Machthaberei. Gesetzt nun, ich selbst wünschte die Aufnahme jenes Ballard? Was würden Sie dann sagen?«

»Ich würde sagen: Euer Durchlaucht haben zu befehlen, allein ich bin von dem Tage an, wo Herr Bullard in die Akademie tritt, nicht mehr Director derselben.«

»Monsieur Schlüter,« rief der Kurfürst, schnell in die Mitte des Gemaches tretend, »das ist eine große Kühnheit – ich will nichts weiter sagen, aber ich ersehe aus diesem, daß man mir nicht zu viel gesagt hat, als Ihr Stolz getadelt wurde. Ich ersehe, wie ein solcher Starrsinn gar wohl die Leute zu Empörungen treiben kann und wie es gar nicht möglich ist, daß ich verdienstliche Männer verliere, die sich nicht Euch unterordnen wollen.«

Schlüters Herz zog sich krampfhaft zusammen, er fühlte, daß das Gewitter nur erst im aufsteigen war, daß die Entladung der schwebenden, drohenden Wolke noch erst erfolgen werde.

»Vor mir und meiner sogenannten Anmaßung haben nur die Talentlosen zu zittern,« sagte er stolz. »Und daß ich mich wohl zu bescheiden weiß, das ist klärlich zu sehen gewesen an dem Handel mit den Gesellen. Ich habe niemandes Bestrafung verlangt, obwohl ich darauf hätte dringen können, denn offenbar haben die Leute den Hetzereien jenes Italieners gehorcht, der sie, wie mir gesagt

und angedeutet worden, in einer geheimen Zusammenkunft aufgestachelt hat, um zu Nutzen gewisser Personen wider mich zu agiren.«

»Hüten Sie sich, mein Herr – Sie klagen an.«

»Ich kenne meine Freunde.«

»Sie sind ein Gegner desjenigen, den Sie unter »gewisser Person« verstehen.«

»Ich meinte Eosander von Goethe.«

»Ein Mann, den die Kurfürstin protegirt.«

»Ich bedaure das.«

»Herr Oberbaudirector, Sie werden immer kühner,« brauste der Kurfürst auf.

»Sie haben mir die Ehre einer Unterredung erwiesen, und ich denke zu hoch von meinem Gebieter, als daß ich fürchten sollte, ein offenes Wort könne ihn zürnen machen.«

»Doch – doch, mein Herr, Sie dürfen nicht zu weit gehen. Sie kennen meine *faiblesse* für Sie und für Ihr Talent, ja für Ihr Genie, aber Sie dürfen doch nicht darauf trotzen. Ich bin ein Fürst, der die Künstler zu schätzen weiß, wenn es sich um ihre Kunst handelt, aber *établire* meine Macht wie einen Felsen im Meere, wenn es sich um meinen Willen handelt, und da ist eben das, was mir mißfällt, Monsieur Schlüter, denn Sie widerstreben meinem Befehle, meinem Wunsche.«

»Ich bin untröstlich, so etwas hören zu müssen,« rief der zitternde Schlüter. »Euer Durchlaucht Wunsch war mir Befehl, aber ich kann nicht meinen, mir von Ihnen

selbst verliehene Gewalt durch den ersten Besten antasten lassen. O, es ist kein Einzelner, es ist eine Partei, die gegen mich handelt, ich bin umgeben von Neidern, die mich anfeinden.«

»Sie werden an mir eine Stütze finden, die ich Ihnen und Ihrem Genie gern gewähre, aber was thun Sie, um sich den Wünschen Ihres Souveräns zu fügen? Die Aufnahme Fremder in die Akademie hintertreiben Sie – die Anstellungen von Leuten, welche nützlich sein könnten, werden durch Ihren Befehl unmöglich gemacht – und endlich sind Sie es, der eine Mariage in Schutz nimmt, welche meine Edelleute – Familien, deren gesunkenen Glanz ich gern wieder steigen sähe – total arm machen, ruiniren muß.«

»Durchlaucht!« rief Schlüter schmerzlich.

»Es ist so,« fiel der immer heftiger werdende Kurfürst ein. »Es ist, wie ich gesagt. Sie verwirren die Gedanken der jungen Edelleute, Sie etabliren eine Souveränetät im Reiche der Kunst, Sie reißen alles an sich, wo Ihnen doch schon so viel gegeben wurde – das werde ich nicht dulden – ich werde, ich muß bei allem Respekt, den ich vor Ihrem Genie habe, dennoch dafür Sorge tragen, daß Ereignisse, wie sie jüngst hier im Schloßhofe – also innerhalb der Mauern meines Schlosses stattfanden – *événements*, welche mir die halbe *résidence* in Aufruhr bringen können, nicht wieder vorkommen.«

Der Kurfürst schien sichtlich erleichtert, als er bis hierher gelangt war, er steuerte direct auf sein Ziel los. Schlüter merkte diese gewaltsame Wendung recht wohl.

»Er ist dicht am Ausspruche,« sagte er zu sich selbst.

»Ich muß Euer Durchlaucht gestehen,« entgegnete er, »daß ich Dero Aeußerungen nicht zu deuten vermag.«

»Diese Deutung ist sehr einfach, Herr Oberbaudirector,« sagte der Kurfürst nicht ohne Anstrengung. »Es will dieses mein Wort sagen: Wenn *ein* Wille bei dem großen, umfangreichen Schloßbau herrscht, wenn *un seul homme* den Oberbefehl führt, so ist es, bei dem edelsten Willen, den ich bei Ihnen stets voraussetze, dennoch leicht möglich, daß irgend eine *injustice* gegen diesen oder jenen stattfinde – daß nach dem Gutdünken des *maître* gehandelt, daß von ihm allzu tyrannisch – oder gelinder gesagt, allzu streng verfahren werde. Es wird ein solcher *maître* nur *die* Leute protegiren, die er als seine *créatures* für gut findet, und Monsieur – es sollen die Bauten, so ich erstehen lasse, nicht allein Berlin zur Zierde gereichen – sie sollen auch eine Stätte werden, wo jüngere Talente gleichsam einen Garten finden, indem sie nach ihrem Genie oder ihrer Begabung pflanzen, säen können – *c'est-à-dire*, die Bauten sollen Gelegenheit geben, denen Genies den Weg dadurch zu bahnen, daß sie ihre Ideen und Pläne hin und wieder verwirklichen, daß sie, um zu lernen, an dem Bau mit arbeiten können.«

Er hielt inne. Schlüter war todtenbleich geworden, er ahnte wo der Kurfürst hinaus wollte, aber noch mochte er nicht ganz an die Verwirklichung dieser Idee glauben. Er mußte doch Gewißheit haben.

»Ich kann,« entgegnete er, »Euer Durchlaucht nur Recht geben. Die jungen Leute, die *Schüler* der *Akademie*

zum Beispiel, werden gewiß viel lernen, ich habe diese Erfahrung an Herrn von Berchholz gemacht, den ich nur mit den Vortheilen und den Schönheiten der Architektur bekannt machte, sagte er mit Nachdruck. »Wenn also Euer Durchlaucht die Absicht haben, mir für jede Abtheilung des Schloßbaues eine gewisse Anzahl von jungen Männern zuzuweisen, welche durch Beschäftigung bei den Arbeiten ihr Genie, ihre Kräfte prüfen sollen, so bin ich zu Dero Befehl und erwarte höchst Ihre Bestimmung, wer von jetzt ab als Eleve bei dem Schloßbau zugelassen werden soll.

Der Kurfürst befand sich in größter Verlegenheit. Er vermochte nicht auszuweichen; ein nochmaliges Eingehen in die Sache hätte nur verzögert – nicht geändert, also war es besser, den Knoten zu durchhauen und, seiner Würde eingedenk, sich an die Unterredung mit der Gräfin erinnernd, der er Hoffnung gemacht hatte – zögerte der Kurfürst nicht länger. Er heftete seine Augen fest auf Schlüter, der den Blick aushielt, und sagte sehr ruhig aber mit scharfer Betonung:

»Sie irren, lieber Oberbaudirector, wenn Sie die Opinion, welche ich hege, auf Anstellung von Eleven beziehen – ich habe eine andere Absicht – kurz und gut – ich halte es für besser, wenn die Arbeiten an unserm kurfürstlichen Schlosse – *c'est-à-dire*: die Direktion, der Oberbefehl getheilt werde, derart nämlich, daß ich neben dem Herrn Oberbaudirector Schlüter noch einen zweiten Schloßbaudirector setze, der einen gewissen Theil der Arbeit ganz nach seinem eigenen Plan, der freilich mit

dem Ihrigen in Harmonie zu bringen wäre, führen könnte.«

Schlüter fuhr mit der Hand an seine Brust, ein dumpfer Laut des Unmuthes entwand sich seiner Kehle, die Lippen bebten, und er vermochte in seiner zitternden Hand kaum den Hut zu halten. Dem Kurfürsten entging diese Aufregung nicht. Sein edles, gutes Herz litt unter seinem eigenen Ausspruche, aber er hatte auch andern eine Gnade erweisen wollen, und er konnte ja Schlüter entschädigen. Vielleicht hätte die Sache dennoch eine andere Wendung genommen, wenn Schlüter dem Ausspruche des Gebieters eine gewisse schmerzliche Resignation entgegengesetzt und in wohlgewählten Worten seinem Kummer über diese Entscheidung Luft gemacht hätte. Dies geschah aber nicht; von der Empfindung der Kränkung, die ihn niederdrückte, bis zum Zorn über die Beeinträchtigung seiner Rechte – war nur ein Schritt. Der große Künstler fühlte seinen Werth gerade jetzt, wo er seine genialen Entwürfe durch die eines mittelmäßigen Routiniers gekreuzt sehen sollte – die Niedergeschlagenheit wich der Festigkeit und das Haupt hoch aufwerfend, fragte er zunächst:

»Und wem – wenn es mir erlaubt ist zu fragen, haben Euer Durchlaucht diesen Gnadenbeweis an Dero Schloßbau mitwirken zu dürfen, zugedacht?

»Dem Hauptmann Eosander von Goethe.«

»Ha!« fuhr Schlüter heraus, »ich hätte es mir denken sollen. O, dieser Mann ist es, der nicht durch sein Talent in die Höhe kommen kann, der nur durch Fürsprache in

die Reihe der Künstler geschoben, mit Aufträgen beehrt wird – denen sein schwaches Talent nicht gewachsen ist.«

»Sie vergessen sich, Herr Oberbaudirector,« rief der Kurfürst, dessen Laune sogleich eine andere ward, als Schlüter seinen Entschlüssen gewaltsam entgegentrat.

»Ich vergesse mich nicht Euer Durchlaucht gegenüber,« rief Schlüter, leidenschaftlicher werdend. »Aber ich klage diejenigen an, welche Euer kurfürstlichen Gnaden Edelmuth, Dero *générosité* für Leute in Anspruch nehmen, die solches nicht verdienen. Ich weiß, wie Herr Eosander bei des Grafen von Wartenberg Gnaden – bei den Räthen und den Damen des Hofes umherläuft, sich die Arbeiten für dieses oder jenes Unternehmen zu verschaffen. Welches sind die Meriten jenes Mannes? Die Leitung der Oper? Herr von Besser würde sie nicht minder gut machen. Seine Pläne sind meist schon vorhandenen Bauten entlehnt – die Ausführungen sind die eines oberflächlichen – durch Anschauung anderer Werke, deren Fragmente er in seine Pläne aufnimmt – kaum gebildeten Baumeisters. Eine lächerliche Eitelkeit treibt ihn, sich in den Vordergrund zu drängen und mit dem, was er hier und dort aufgegriffen, mit Ideen, welche andere, die er gut bezahlt, ihm an die Hand geben, arbeitet er und verblüfft die große Menge, die selten oder nie zu denken sich erkühnt – ziehen Sie Ihr, mir sonst immer gnädig blickendes Antlitz nicht in strenge Falten, durchlauchtigster Herr – es ist nicht kleinlicher Haß – Neid – nicht Abneigung gegen den Eosander – o nein, ich achte die Genies – es ist der tiefempfundene Schmerz eines

Mannes darüber, daß in mein Werk, welches die Blicke der Künstler Europas auf sich ziehen soll, die täppische Hand eines Glücksritters hineingreifen soll, um die Harmonie zu stören, die aufrecht zu erhalten ich so manche Nacht schlaflos, kämpfend mit den Gedanken für und wider meinen Plan – zubrachte. O – es ist der Kummer, der meine Brust durchzieht, wenn ich mir sagen muß: Auf der Stätte, die nach deinem Plane bebaut werden sollte – treibt ein anderer, ein mittelmäßiger Routinier sein Wesen – läßt in deine Arbeit hinein seine Wände ziehen – seine Pfeiler aufmauern – in deine Arbeit, die mühsam ersonnen und mit dem besten Willen, mit dem regsten Eifer schon glücklich in die Höhe steigt – und warum? weil jener Mensch ein Günstling von denen ist, die wider mich sind, die mein Recht, welches ich wahren will für Starrsinn – mein warmes Gefühl für die Ehre der Akademie als Sucht nach Alleinherrschaft – meine Neigung für die Deutschen als Furcht vor den Talenten der Ausländer verschreien. Ich muß das tragen – ich kann es tragen, weil mein Bewußtsein mich unterstützt – aber wenn die Bosheit meiner Feinde bei meinem gnädigsten Herrn Gehör findet, dann werfe ich die Fesseln ab, welche ich mir um des Friedens Willen selbst anlegte und aus der heftig wogenden Brust ringt sich der Schrei empor zu Euer Durchlaucht: »Lassen Sie mich nicht ein Opfer werden derer die mich verfolgen.«

Der Kurfürst war durch Schlüters Heftigkeit fast eingeschüchtert, der markige Ton des Meisters, die sichtliche

Empörung, welche die Worte ihm diktirte, die ungekünstelt seinen Lippen entströmten, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Aber die ziemlich greifbare Anspielung auf des Kurfürsten Abhängigkeit von den Einflüsterungen seiner Günstlinge trieb ihm das Blut in die Wangen.

»Ich werde Sie in allen Dingen zu schützen wissen, Monsieur Schlüter,« rief er, »wo Sie des Schutzes bedürfen – aber in Sachen, welche ich *ganz* allein – verstehen Sie, mein Herr – ich *ganz* allein bei mir erwogen habe, entscheide ich, wie mir beliebt, denn ich bin der Souverän –, müde der fortwährenden *accusations* – des Spektakels und der Bitten – von dem Wunsche animirt, auch anderen Leuten Gelegenheit zu schaffen, sich bei dem großen *bâtiment* hervorthun zu können, will ich jene Arbeit theilen. Vor Ihrem Genie, *mon ami* Schlüter, habe ich allen möglichen Respekt und *estimire* Sie wohl – also werde ich nicht eine *agitation* gegen Sie dulden, vielmehr Ihre Rechte wahren.«

»Dann, durchlauchtiger Herr,« entgegnete Schlüter kühn, »dann ändert sich die Lage – dann trete ich nicht als ein Flehender auf, sondern ich rufe Euer Durchlaucht Gerechtigkeit an, indem ich sage: Ich habe das Wort Euer kurfürstlichen Gnaden, daß mir die Arbeit allein übertragen werden – zur Ausführung verbleiben soll und ich sage: So lange ich keinen Anlaß zur Unzufriedenheit mit meiner Arbeit gegeben, so lange mir nicht ein Werk mißglückt oder durch meine Schuld zerstört worden ist – dürfen Euer Durchlaucht keinen Zweiten mir zur Seite setzen – der die Ehre der Arbeit mit mir theile.«

Es entstand eine Pause, und Schlüter erwartete, daß der Kurfürst die Glocke ziehen, den dienstthuenden Officier befehlen und diesem die Ordre zur Arretirung des Oberbaudirectors aushändigen werde. Aber es war, wie schon früher gesagt wurde, ein wunderbarer Zug in Friedrichs Charakter, daß er bei größeren Ereignissen, die ihm entgegentraten, stets die fürstliche Mäßigung bewahrte. So auch hier. Er war zwar entsetzt einen Schritt zurückgetreten. Die Kühnheit des Meisters hatte sein Staunen erregt, das ihm die Lippen für einige Minuten schloß. Endlich sagte er, sich stolz aufrichtend:

»Einem Manne, der so viel Schönes geschaffen wie Sie, Monsieur Schlüter, verzeihe ich gnädig diese Kühnheit *sans exemple* – die Genies sind leidenschaftlich – aber ich sehe ein, wie recht diejenigen gehabt, die mir riethen, Ihre *puissance* zu beschränken. Ein Mann, der so etwas wagt – würde allzu gefährlich sein, hielte er die Gewalt für sich in irgend einer Sache. Ich gab ein Versprechen – es ist wahr – aber ich habe das Recht des Fürsten, nach bester Einsicht handelnd meine früheren Entschlüsse zu ändern – wenn es das Wohl erheischt. Ich werde die Arbeit theilen.«

Schlüter neigte sich. Seinen Augen entquollen jene dicken, trüben Zähren, welche beleidigter Stolz und der Zorn erpressen.

»*Darauf* habe ich keine Erwiderung,« sagte er mit zitternder Stimme. »Ich unterwerfe mich schweigend dem Gebieter – ich nehme den tiefen Schmerz mit mir. Wäre eine Arbeit mißglückt – ein von mir ausgeführter Bau

krachend in sich selbst zusammen gestürzt, weithin die Trümmer verstreuend – Euer Durchlaucht hätten den unglücklichen Meister nicht stärker strafen können, als Sie jetzt den bisher immer Glücklichen straften.«

»Nicht zu kühn, Meister,« rief der Kurfürst, daß es durch das Gemach schallte. »Einen jeden kann sein Geschick ereilen – ich würde nicht zu fest auf Gestein und Mörtel trotzen.«

Schlüter wies stumm zum Himmel empor.

»Ich habe Größeres vor,« sagte er, »als der Bau eines Hauses ist. Ich will in diesem Werke Trost suchen, entlassen Sie mich, gnädigster Herr.«

Des Kurfürsten Stimmung war bereits wieder halb umgeschlagen – er wußte, welch ein Werk Schlüter meinte.

»Meine Wünsche sind für Sie,« sagte er fast stotternd, »ich – habe meinen Willen ausgesprochen – nichts weiter. Niemand hat von mir ein festes Versprechen – so gut wie bei Ihnen – *von* Ihnen, *monsieur le directeur*, kann ich es von jedem anderen wieder nehmen.

Er wartete einige Sekunden, indem er einen fragenden Blick auf Schlüter richtete.

»Bitte Deine Kühnheit ab – rufe meine Gnade an und ich will gewähren.«

Das lag in diesem Blicke, aber Schlüter verstand ihn nicht, oder wollte ihn nicht verstehen.

»Ich danke Euer Durchlaucht,« sagte er, »und bitte nochmals, mich heute in Gnaden zu entlassen.«

Der Kurfürst stampfte leicht mit dem Fuße. Warum blieb der Mann trotzig?

»Und wohin gehen Sie jetzt?« fragte er.

»In das Gießhaus,« antwortete Schlüter. »Die letzten Vorbereitungen zum Gusse des Standbildes Friedrich Wilhelms zu treffen, des Mannes, für den Andreas Schlüter nicht vergebens um Schutz wider seine Feinde gefleht haben würde.«

»Sie sind entlassen, Herr Schlüter,« rief der Kurfürst, sich auf seinem Absatz herumdrehend.

Schlüter schritt mit tiefer Verbeugung aus dem Gemache. Als er es verlassen, zog der Kurfürst die Glocke. Nach längerer Pause trat der Page ein.

»Niemand heute mehr zur Audienz melden,« herrschte er den Pagen an, »nur die Meldung machen, wenn ein Courier aus Wien kommt.«

»Graf Wartenberg hat um die Gnade gebeten, heute noch –« sagte der Page.

»Den Grafen? nein – den gerade will ich nicht vorlassen,« sagte der Kurfürst leise.

»Auch der Graf wird nicht vorgelassen,« rief er laut, aus der Kugelkammer schreitend.

»Nun? Sie sind bleich – Folge der Erregung,« rief Printzen dem hastig durch die rothe Kammer eilenden Schlüter zu. »Wie steht es?«

»O – trefflich – trefflich,« lachte Schlüter bitter. »Sie werden in den nächsten Tagen Herrn Eosander als Führer des Schloßbaues auf dem Gerüste erblicken.«

Printzen schlug die Hände in einander. »Es ist nicht möglich,« sagte er.

»Doch, doch, Herr Marschall. Staatsmänner stürzen – Feldherrn – Günstlinge – warum sollen Baumeister nicht stürzen können? Sie erleben wohl noch ein Mal, daß ein leichtfertiger Parvenü hier einen Bau am Schlosse aufführt, der ebenfalls zusammenbricht. Alles ein Sturz, ein Krachen, eine Verwüstung, unter welcher das Glück, die Mühe, die Ehre begraben liegen. Gute Nacht, Herr Marschall, und tausend Dank – gute Nacht.«

»Gott erhalte ihm seinen Verstand,« sagte Printzen, dem fortstürmenden Schlüter nachschauend.

Die Barren Gregorios.

Leonhardt Braun war, als er Kurt nicht mehr einzuholen vermochte, langsam durch die Gassen der Stadt gewandert. Im Dunkel des Abends konnte er leicht, ohne gesehen zu werden, die breite Straße vermeiden und in die Nähe des Gießhauses gelangen, wo selbst er sich aufzuhalten beschloß, bis Peter Heß sich zeigen würde.

Im Kopfe des jungen Mannes gingen die Gedanken stürmisch auf und nieder, während er die Burgstraße hinabschritt. Er war vollständig einig mit sich geworden, alles aufzubieten, um den beabsichtigten schändlichen Streich zu verhindern, und er wollte das Gießhaus nicht eher verlassen, als bis er in irgend welcher Art geholfen hatte. Seinen Plan weiter ausbauend ging er bis zum Ende der Burgstraße, bog dann, bei dem Wursthofe angekommen, links ab und ging zur großen Pomeranzenbrücke, welche die Stadttheile Berlin und Köln am oberen Spreeausfluß verband.

Er schritt über den Platz, auf welchem das halbkreisförmige Gebäude, das »Pomeranzenhaus« genannt, stand und dann über die kleine Pomeranzenbrücke. Diese verband Köln mit dem Friedrichswerder und lag zwischen den beiden Bastionen, von denen das eine mit auf der Insel lag, welche den nördlichen noch ganz unbebauten Theil der Dorotheen- oder Neustadt bildete. Das andere Bastion war jenes, zwischen dessen Facen das Gießhaus und in dessen Spitze ein Laboratorium stand.

Leonhardt drückte sich im Dunkel an dem aus dicken Bohlen gezimmerten Geländer entlang, welches längs des Flusses hinlief und einen Ausschnitt an der Stelle hatte, wo, wie bereits beschrieben, die Wassertreppe in den Fluß führte, welche der kleinen zur Spree führenden eisernen Thür des Gießhauses gegenüber lag. Leonhardt blieb eine Zeit lang an dem Geländer stehen und behielt die Thür im Auge, welche Peter Heß ihm öffnen wollte. Es zeigte sich jedoch niemand. Unbeweglich starrte die kleine Pforte mit ihren zwei runden Luftlöchern den Harrenden an, bis sie nach und nach mit dem Dunkel der immer mehr heraufsteigenden Nacht verschwamm und mit dem Mauerwerk des Gießhauses eine schwarze Wand bildete.

Leonhardt seufzte – es war ohne Zweifel nicht möglich gewesen, ihn in die Gießhalle zu führen und Heß, der seinen Freund nur als einen wißbegierigen Zuschauer betrachtete, der nicht ahnte, welche Sorgen Leonhardt mit sich herumtrug, hatte die Einführung des jungen Maurers nicht für besonders wichtig gehalten. Leonhardt hielt es,

nach langem Warten, für gerathen, sich langsam wieder nach Hause zu verfügen, wo ihn sicherlich eine Strafpredigt des erzürnten Vaters erwartete. Er wollte den Weg am Gießhause vorüber durch die schmale Gasse nehmen, welche zwischen dem Gieß- und Zeughause hinlief und so kam er denn auf seinem Rückzuge in die Nähe der kleinen, eisernen Thür. Erfreut aber blieb er stehen, als diese sich mit ziemlichem Geräusche öffnete und im Dunkel zwar, aber durch die matte, aus dem Innern es Hauses kommende Beleuchtung kenntlich, sich die Gestalt eines Mannes zeigte. Leonhardt zweifelte keinen Augenblick, daß es Heß sei und er wollte so eben dem Freunde seinen Gruß und Handschlag darbringen, als der Mann in der Pforte mit halblauter zischender Stimme rief:

»Gregorio – seid Ihr es?«

Leonhardt trat erschrocken zur Seite. Für ihn bedurfte es ja nur der Nennung dieses Namens, um zu wissen, daß hier – in dieser Minute ein gefährliches Spiel beginnen sollte, daß die Person, welche ihn anrief, ohne Zweifel der Genosse Gregorios war, der erwartet wurde. Leonhardt sah auch sofort ein, daß er sich nicht zu erkennen geben dürfe, wenn er die Verschwörer nicht warnen und jede Möglichkeit zur Rettung verlieren wollte. Dessenungeachtet war er so betroffen, daß der Mann in der Thür ihn erst noch ein Mal anreden mußte.

»He? sprecht doch?« zischte der Frager. »Ihr habt also meinen Wink erhalten? ich sendete den Jungen mit dem Zettel zu Euch – Gut, daß Ihr kommet – wir können alles verabreden und wo Ihr bleiben sollt –«

Leonhardt befand sich in schlimmer Lage, die Erkennung mußte jetzt erfolgen, denn Alquist – und kein anderer war es, der ihn für Gregorio hielt – stand zwar noch halb jenseits der Schwelle, aber er mußte, wenn er heraustrat, Leonhardt bald genug erkennen, dessen Größe mit der Gregorios wohl übereinstimmte, den Alquist jedoch selbst genugsam kannte. Nur die Dunkelheit machte eine Verwechselung möglich. Leonhardt hatte sich schon gefaßt auf Entdeckung gemacht, als der Däne plötzlich rief:

»Geschwind hinein – man kommt.«

Er zog den jungen Maurer in die Thüre, welche er hastig schloß. Beide befanden sich dicht neben der Pforte im Dunkel der mächtigen Halle, die hier durch Holzpfeiler, welche die Balkenlagen trugen, durch aufgethürmte Holzhaufen, Sandhügel und sonstiges Gerümpel von dem Hauptraume, in welchem der Ofen stand, getrennt war. Keiner vermochte die Züge oder die Gestalt des andern zu erkennen. Der Genosse Gregorios stand eben so lautlos wie Leonhardt. Sie waren halb geborgen durch einen Stoß von Reisigbündeln, welche zur Feuerung dienten und beim Hineinschaffen in das Gießhaus gleich neben der Pforte aufgestapelt wurden. Von hier aus sah Leonhardt in die große Halle, wo der ungeheure Ofen mit der davor befindlichen Dammgrube von Menschen umstanden – sichtbar war. An den Wänden des Gießthurmes hingen Lampen, und aus dem »Fenster« des Ofens drang zuweilen ein glutrother, mächtiger Schein hervor,

der Minuten lang die Halle bis zur Decke hinan mit seinem Schimmer übergoß und die Gestalten der Männer an Ofen und Grube, den hinter ihnen Stehenden als schwarze Figuren, gleich denen eines Schattenspieles erscheinen ließ. Dieses Leuchten fand statt, sobald das »Fenster« geöffnet wurde, um Metall in den Ofen zu werfen.

Leonhardt vermochte die Leute an der Dammgrube nicht genau zu erkennen, das Zwielicht hinderte ihn daran. Er zitterte vor Erregung, und sein unheimlicher Gesellschafter wagte nicht einen Laut von sich zu geben – denn so eben als die Thür kaum geschlossen war, schritt ein Mann vom Ofen her durch die Halle auf die kleine Eisenpforte zu. Beim Vorschreiten hatte er mit dem Fuße an einige Blechstücke gestoßen und dieses Geräusch war es gewesen, welches Alquist bewogen hatte, Leonhardt schnell in das Haus zu ziehen und die Pforte zu schließen. Alles war so schnell geschehen, daß die beiden sich kaum hinter den Reisigstoß gedeckt hatten, als der Mann bereits in die Nähe der Pforte kam.

»Es ist Peter Heß,« flüsterte Alquist. »Was kann er nur wollen?«

Leonhardt wußte es recht gut. Der Freund kam, ihm die Thüre zu erschließen, durch welche er bereits in Folge einer Verwechslung getreten war. Heß war dicht neben dem Reisigbündel, Leonhardt hätte seinen Arm berühren können, aber der junge Maurer war bereits ruhiger geworden. Er überlegte, daß er seine Rolle weiter spielen müsse, wenn er etwas erfahren wollte. Alquist preßte sich gegen den Holzstoß, um nicht zu wanken – beide

Versteckte sahen, wie Heß die Thür öffnete, zwei oder drei Mal pfiff – nachdem eine Zeit lang wartete, dann die Thür wieder schloß und leise vor sich hinbrummend über Gerümpel und Sand den Weg zum Ofen wieder einschlug, woselbst er sich bald unter die dort befindlichen Arbeiter und Zuschauer verlor.

»Es war hart dran, daß er uns fand,« flüsterte Alquist. »Aber was zum Teufel hatte er draußen zu suchen? es kam mir sonderbar vor – er gab ein Zeichen.«

Leonhardt brachte als Antwort einen dumpfen Ton heraus.

»Wir können nicht länger hier bleiben,« sagte Alquist, »ich muß, um Verdacht zu meiden, am Ofen sein – seit einer halben Stunde ist Schlüter selbst hier. Bleibt in Ruhe dort in der Ecke – dahin kommt niemand. Die Barren habe ich auf meiner Schlafkammer unter dem Bette geborgen.«

Leonhardt vermochte das Zittern seiner Hände kaum zu hindern. Sie flogen, als seien sie an dünnen Fäden befestigt – wenn es möglich war die Schlafkammer Alquists zu ermitteln – ehe der Däne seinen Irrthum erkannte, dann vermochte Leonhardt zu helfen – er hatte bereits überlegt, wie es möglich sein würde. In diesem Augenblicke erschallte vom Ofen her eine Glocke.

»Die zweite Hälfte der Arbeiter wird zum Dienst gerufen – hinein dort in die Ecke. Ich hole Euch hervor – erwartet mich – Ihr sollt wissen, warum ich Euch hierher beschied.«

Er schob Leonhardt zur Seite und schlich zum Ofen. Jetzt erst athmete Leonhardt freier. Es war ihm vergönnt, ohne Furcht vor Entdeckung, seine Lage ruhig zu prüfen. Am Ofen bemerkte er die abgelösten Arbeiter. Sie stiegen herab und hinauf von den zum Schlierloch führenden Treppen und aus der Tiefe der Dammgrube. Sie hatten zum Theil große, breitkrempige Lederhüte auf den Köpfen, um Gesicht und Haare gegen die Glut zu schützen. Leonhardt wartete noch einige Zeit, bis er die Arbeiter angestellt glaubte, dann kroch er aus dem Winkel hervor und trat in die Halle, sich unter die Gesellen mischend. Er sah Schlüter, den Gießer Jakobi, dessen Werkmeister Wolfgang, die Gesellen, Frommann, Hulst und den Ciseleur Loft. Der junge Mann konnte es nicht wagen, sich sehen zu lassen, denn er fürchtete den tückischen Dänen.

Leonhardt drückte sich in der Halle hin und her. Es ward ihm aus allem, was er hörte klar, daß das Metall im Ofen fließend war – und da am folgenden Tage der Guß stattfinden sollte, stand die Entscheidung sehr nahe. Um so größer war die Angst dieses Maurers. Daß Alquist seinen unheimlichen Genossen Gregorio hierher berufen, deutete auf etwas ganz Besonderes – hatte doch der Däne Leonhardt noch zugeflüstert: »Ihr sollt wissen – warum ich Euch hierher beschied.«

Leonhardt erwartete, von den Anwesenden sofort angeredet und befragt zu werden. Wie er überhaupt hierherkomme? aber die Leute schienen alle mit dem Werke so sehr beschäftigt, daß niemand von dem jungen Maurer Notiz nahm. Außerdem waren verschiedne Herren vom

Hofe zugegen, welche besondere Gegenstände der Aufmerksamkeit bildeten.

Leonhardt beschloß Heß aufzusuchen – ihm zu sagen, daß er durch den Haupteingang ohne weiteres hereingekommen sei. Wer wollte ihm das Gegentheil beweisen? – aber Leonhardt hegte noch eine andere Absicht. Er mußte in die Schlafkammer Alquists gelangen, ehe dieser vom Ofen zurückkehrte um den vermeintlichen Gregorio aus seinem Verstecke abzuholen. Heß aber war nicht zu erblicken. Jedenfalls befand er sich oben – auf dem Ofen. Leonhardts Unruhe ward mit jeder Minute größer – er beschloß endlich, Heß am Gewölbe des Ofens zu suchen – geschehe was da wolle.

Zu dem Ofen führten schmale, in die Mauer gehauene Treppen, welche sich um die runde Form des Ofens wanden und am Gewölbe vor dem Schlierloche ausliefen. Von diesen Treppen aus gelangten die Arbeiter an das Schlierloch, um das Holz in den Ofen zu werfen. Von hier aus konnte vielleicht die Unthat geschehen. Leonhardt wollte also Heß um jeden Preis finden und drängte sich durch die die Grube umstehenden Arbeiter, welche lebhaft über das Bevorstehende sich unterhielten. Alle waren erregt und gespannt – Jakobi waren augenblicklich nicht sichtbar – Leonhardt hielt deshalb die Gelegenheit für sehr günstig, er stieg schnell die Treppe zum Ofen hinan, wo er Heß zu finden hoffte.

Diese enge Treppe hatte er kaum bis zur Windung zurückgelegt, als von oben zwei Männer herabkamen. Leonhardt zog seinen Hut in die Stirn – er wollte an

beiden vorüber und hinauf eilen, man hielt ihn wohl für einen Arbeiter – da blieben an der Windung der Treppe, die beiden stehen.

»Es ist alles im besten Gange – also seid nicht verzagt, Freund – glaubt mir, wenn einer Ursache hätte, sich heute stören zu lassen – ich wäre es. Aber im Hinblick auf das große Werk, welches wir vorhaben – verschwinden all diese kleinlichen Dinge in nichts.«

Leonhardt hatte Schlüters Stimme erkannt.

»Ja – ja,« antwortete der andere, den Leonhardt sofort als Jakobi erkannte, »Ihr habt Recht – aber nun ist alles geordnet, die Massen sind bald ganz in Fluß – die Form ist in der Grube wohl ausgebrannt – wohl gestampft – und doch, doch, o – Ihr seid auch Vater, Andreas – Ihr habt liebe, schöne Kinder, denkt, wie mein Herz sich krampfhaft zusammenzieht, denn hier, in dem Gießhause, hier – wo ich den schwierigen Guß vollenden soll – liegt mein Kind schwer erkrankt darnieder. An seinem Bettchen sitzt meine weinende Frau – der Arzt hat erklärt, daß eine schwere Gehirnentzündung das Kind erfaßt habe, daß die Krisis bald eintreten werde, daß bald der schreckliche Augenblick nahe sei, wo es zum Sterben oder wieder zum Leben gehe. Denkt Euch, daß ich voll Angst und qualvoller Sorge vom Ofen zum Lager des Kindes – von dort wieder zurück an den Ofen eile – daß ich jetzt die Glut prüfe, das Holz besichtige, ob es trocken und richtig gelegt ist – das Metall beobachte – den Arbeitern Befehle ertheile – und dann ängstlich zurück fliege

an das Lager des Kindes um zu hören, ob mein kleiner Liebling noch am Leben.«

»Es ist eine ernste, eine schwere Zeit für uns,« ließ sich Schlüter vernehmen. Aber wer Großes fördern will, der *muß* sich eine Spanne lang von dem Liebsten entfernen, muß sein Bestes einsetzen können. Die Stunde ist nahe, wo wir den riesigen Guß wagen, wo wir ein gewaltiges Werk schaffen wollen, und da ist es Pflicht, sich zusammenzuraffen, wegzuschleudern alles, was uns hemmend in den Weg treten könnte. Ein kleines Versehen – ein Zittern, ich sagte es Euch schon – und es bricht Unglück herein über uns.«

»Ich sah es kommen –« seufzte Jakobi.

»Mann – rafft Euch empor. Morgen! Morgen! Die Pulse schlagen höher – die Brust hebt sich, wenn ich an morgen denke,« rief Schlüter. »Hinab jetzt und die letzten Befehle gegeben.«

»Mein Kind – mein Kind,« stöhnte Jakobi, die Treppe hinuntersteigend.

Leonhardt hatte diesem kurzen Gespräche mit der ganzen Spannung gelauscht, die es bei ihm erzeugen mußte. Die Meister waren von Sorge bedrückt und ahnten ein Unheil und er wußte, daß es ihnen nahe stand. Leonhardt stieg hinauf – dicht an der Windung der Treppe begegnete er den beiden, er wollte, sich gegen die Wand drückend, an ihnen vorüberkommen, aber der argwöhnische Jakobi, der jeden für einen heimlichen Feind hielt und an seine Erscheinungen glaubte, hielt den jungen Mann an.

»Wer seid Ihr, Bursche? wohin wollt Ihr?« fragte er.

»Zum Ofen hinauf,« sagte Leonhardt, dessen Hut sich verschoben hatte.

»Leonhardt Braun,« rief Schlüter, den Maurer erkennend. »Was thut Ihr hier?«

Auf Schlüters Antlitz war deutlich der Argwohn ausgeprägt, der sich seinen bei Leonhardts Erscheinung bemeisterte. Der Sohn seines Gegners, der bei der schlimmen Scene mit Gregorio feindlich aufgetreten war, schlich in dem Gießhause umher – ohne jeden Grund, ohne das Recht zu haben, hier sein zu dürfen. Leonhardt Braun war ein Maurer – seine Beschäftigung war hier also augenblicklich gar nicht zu erklären, auch kannte Jakobi alle seine Leute.

»Hinab vom Ofen,« rief der leidenschaftlich erregte Jakobi. »Seht Ihr, Herr Oberbaudirector? ich wußte es ja – ich irrte mich nicht, diese Leute, die geheimen Feinde sind es, welche uns bedrohen. Wir werden sehen was geschieht – vielleicht haben wir einen derjenigen gefunden, die im Finstern schleichen.«

Er war die Stufen hinabgestiegen und hatte Leonhardt mitgezerrt, der, ganz betäubt und verlegen, keinen Widerstand leistete, denn er fühlte, wie sehr alles gegen ihn sprach – er konnte sich kaum rechtfertigen, ohne alles zu entdecken und damit brachte er auch den Vater in Gefahr.

»Sie irren, Herr Jakobi,« sagte er, »ich bin kein Bösewicht – ich bin der Sohn eines Meisters, der, wenn auch

nicht immer einverstanden mit dem Herrn Oberbaudirector, dennoch sein Genie verehrt.«

Man war am Fuße der Treppe angekommen – schon wurden die Leute am Ofen aufmerksam – wenn Alquist Leonhardt sah, war die Hilfe fast unmöglich.

Schlüters Ruhe und Zartheit wendeten die Sache. Er hatte Leonhardt Braun persönlich gern – er wollte den Sohn seines Gegners, der ein geachteter, reicher Mann war, nicht einem Scandale, vielleicht der Mißhandlung aussetzen – deshalb zog er Leonhardt schnell bei Seite.

»Wie kommt Ihr hieher? was wollt Ihr, Leonhardt Braun? Redet die Wahrheit,« sagte er mit ernstem, aber freundlichem Tone.

»So wahr mir Gott helfe, Herr Oberbaudirector,« betheuerte Leonhardt, »ich kam hieher, um die Vorbereitungen zum großen Werke – um den Ofen und alles andere ein Mal zu sehen – ich ward dazu geladen von meinem Freunde, dem redlichen Peter Heß, weil auch andere den Zutritt haben – und wenngleich mein Vater sich nicht Euer Edlen Gunst erfreut, so wissen Sie, daß ich ein großer und aufrichtiger Verehrer von Dero Genie bin und daß ich mir viel lieber die Finger abhacken, als jemals einen Streich wieder ein Werk führen würde, das von Andreas Schlüter gefertigt und zur Ehre der Kunst zu glänzen bestimmt ist.«

Er sprach so feurig und seine Worte trugen so sehr den Stempel der Wahrheit, daß Schlüter ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte:

»Bleibt hier, Leonhardt Braun, ich glaube Euch – und ich möchte Euch jeden Dienst beim Gusse thun lassen, wenn Ihr nicht Eures Vaters wegen davon bleiben müßtet – aber ich bin weit entfernt, ein Mißtrauen wider Euch zu hegen.«

»Ihr seid zu schnell, Herr Oberbaudirector,« rief Jakobi, »wir müssen doch wissen – –«

»Ich bedarf keines Verhörs. Schaut Euch den jungen Mann nur an. So sieht nur ein Braver aus und ich bin viel zu sehr von Brauns Redlichkeit überzeugt, als daß ich glauben könnte, sein Sohn sei das Werkzeug eines Unternehmens wieder uns – bleibt hier, Leonhardt Braun.«

Leonhardt drückte leidenschaftlich Schlüters Hand – die Thränen stiegen ihm in die Augen – der edle Meister gab ihm vertrauensvoll die Erlaubniß hier zu weilen, hoch erhaben über elenden Verdacht, traute er dem Sohne des störrischen, gegnerischen Braun nur Gutes und Edles zu – ein Schwindel erfaßte den jungen Maurer, als die ganze schreckliche Gewißheit vor ihm aufstieg. Wenn Alquist und Gregorio den Guß mißlingen machten, dann war Leonhardt ein verlorener Mann. Nicht allein, daß man ihn ohne jede Frage bei dem Verbrechen betheiligt glauben mußte – er stand auch dann als ein viel schlechterer Mensch da – wie die Verbrecher selbst, hatte ihm Schlüter nicht das edelste Vertrauen geschenkt? und nun mißbrauchte er es wohl; die That Gregorios mußte ihm, der in die Gießhalle gekommen war ohne bestimmten Grund, nur aus Neu- oder Wißbegierde, wie er sagte – bekannt gewesen sein. Er stammelte einige Worte und

sah und hörte nichts als den Namen Heß, den Schlüter so eben aussprach.

Heß kam herab – und Jakobi hatte nichts Eiligeres zu thun, als ein Verhör anzustellen – Heß bestätigte alles und Schlüter sagte:

»Seht Ihr? Eure Angst spielt Euch solche Streiche – Ihr seid allzu thöricht.«

Noch ein Mal grüßte er den zitternden Leonhardt und ging dann mit Jakobi zum Ofen.

»Wo hast Du gesteckt?« fragte Heß den Freund, der sich die Stirne trocknete.

»Ich – ich – suchte Dich,« sagte Leonhardt beklommen.

»Aber ich war an der Thür – Du warst nicht zu finden. Ich pfiff zwei – drei Mal – vergeblich. Wie bist Du hereingekommen?«

»Von dem Hauptthore.«

»Ei – wer ließ Dich ein?«

»Der Wächter unter dem Thorbogen.«

Heß stutzte.

»Der Bursche hat doch Befehl, niemanden durchzulassen, denn Jakobi ist gar strenge.«

»Er kennt mich.«

»Was wollte Schlüter von Dir?«

»Sie hielten mich für einen Feind – sie scheinen Unheil zu ahnen.«

»Fortwährend,« lachte Heß. »Die Herren sind aufgeregt – kein Wunder. Solch ein Werk macht Sorge. Zudem ist Jakobis Kind erkrankt.«

Leonhardt nahm einen Anlauf zum Reden.

»Nun komm und sieh Dir an, wie schön das alles hier ist – ich will's Dir zeigen, es wird ein großer Moment morgen – alle Hagel, Du zitterst?«

»Die Unterredung – der Verdacht – haben mich aufgeregt – Schlüter war so freundlich.«

»Pah – er ist so edel, daß er selten einem Verdacht Raum gibt.«

»Peter,« begann der junge Maurer, »sage mir schnell eins.«

»Nun?«

»Wie lange bleiben die Arbeiter an dem Ofen, ehe sie sich ablösen?«

»Wohl eine Stunde.«

»Ist Alquist unter ihnen?«

Heß fuhr auf.

»Ja wohl – was soll die Frage?«

»Ist es gewiß, daß er lange dort verweilt?«

»Eine Stunde.«

»Kannst Du nicht machen, daß er länger bleibt?«

Heß schwieg einige Sekunden, dann faßte er Leonhardts Arm.

»Was sollen diese Fragen? Junge, Junge – Du bist doch wohl auf anderem Wege in das Haus gekommen und hegst am Ende noch andere Absichten.«

»Eine Probe! Eine Probe,« schrieen in diesem Augenblicke viele Stimmen. Wolfgang hatte ein Stücklein des sogenannten Bruches, eine Probe von der Güte des Metalles, zwischen die Zange genommen und wies es vor. Alle Anwesenden umdrängten den Gießer – Heß und

Leonhardt blieben abgesondert von den Uebrigen – die Gesellen auf dem Ofen arbeiteten angestrengt – die Minuten verstrichen.

»Peter,« flüsterte Leonhardt, »Du kennst mich als einen rechtlichen Burschen.«

»Gott weiß, daß ich Dich dafür ansehe.«

Leonhardt ergriff den Arm des Gießers und drückte ihn so stark, daß dieser einen leisen Schmerzensruf ausstieß.

»Ich beschwöre Dich in unseres Heilandes Namen,« bat Leonhardt, »hilf mir den Guß retten.«

Heß taumelte zurück, als habe ihn ein Schlag getroffen.

»De – n – G – uß retten?« stammelte er. »Allmacht Gottes – was geht vor? Du bist blaß wie eine Leiche – beichte –«

»Laß mich – laß mich.«

»Nein – nein. Komm zu Schlüter – zu Jakobi. Ich kann nicht anders.«

Leonhardt hielt ihn mit aller Gewalt zurück. Er rang fast mit dem Gießer.

»Höre mich,« keuchte er. »Wenn Du mich für keinen Bösewicht hältst – wenn Du weißt, daß ich redlich bin – so traue mir. Es ist ein Geheimniß, das ich nicht verrathen darf – kann.«

»Ausflüchte. Ich weiß es, Dein Vater ist Schlüters Feind – ja – in Eurem Hause wohnt der Italiener, um den im Schlosse der Tumult war. Du fragst nach Alquist? Es ist ein tückischer Bube, den Schlüter beargwohnt – o – warum ließ ich Dich ein?«

»Trau mir – glaube mir,« bat Leonhardt, »ich liebe, ich verehre Schlüter, ich will helfen – ich schwöre es.«

»So sprich.«

»Ich kann nicht, Peter – Du mußt mir, mir ganz allein trauen, mich handeln lassen.«

Heß schwankte – und sah, wie die Meister und Gießer über die Probe frohlockten – ein Wort und alles konnte ans Tageslicht kommen – doch Leonhardt that ihm leid – er bat so innig und herzlich.

»Was soll geschehen?« fragte er.

»Schnell – wo ist das Schlafgemach Alquists?«

»Droben unterm Hausdache. Neben dem Gießthurm – weshalb?«

»Peter,« begann Leonhardt wieder, »wenn ich Dir verrathe, was geschehen soll – so ist alles verloren – ich leiste den Eid darauf, daß es also ist. Ich will handeln, wie ich vor Gott und meinem Gewissen thun kann und muß und, so Du mir helfen willst, wird es gelingen, so Du aber mich vor die Meister schleppen willst, handelst Du wider Dein Gelöbniß, das Du in der Hütte abgegeben hast. Denke dessen – Du hast die Hütte gemieden, weil manches Dir nicht gefällt, was da drinnen geschieht – aber Deinen Geselleneid mußt Du dennoch heilig halten. Willst Du mich also noch vor die Meister bringen?«

»N – ein,« sagte Heß dumpf. »Aber ich kann trotz des Eides keinen Schurken retten, wie der Däne einer ist.«

»Es soll auch nicht sein – ich will nur, daß Du schweigst – gelobe mir zu schweigen – zu thun, was ich sage – mir

in allem zu trauen – und in kurzer Zeit wird alles geschehen sein – frage nicht – sorge nicht – sage, ob Du mir helfen, ob Du schweigen willst, bis ich selbst Deine Zunge löse.«

»Ich will's,« sagte Heß mit fester Stimme.

»Gelobt sei Gott. So werden wir helfen können, ohne Elend über viele zu bringen.«

Seine Worte flossen ihm nun schnell und hastig von den Lippen.

»Eile hin zum Ofen – halte Alquist so lange wie möglich fest bei der Arbeit – er darf nicht vom Ofen fort – es ist nothwendig.«

»Warte hier,« sagte Heß und lief an die Grube. Nach einigen Minuten kehrte er zu dem zitternden Leonhardt wieder.

»Es ist geschehen. Der Däne wird die Wache am Fenster erhalten. Fast zwei Stunden sind wir seiner ledig,« berichtete er.

»Gut denn – nun hinauf in sein Zimmer.«

Heß und Leonhardt eilten bei den Arbeitern vorüber und den dunklen, mit Gerümpel bedeckten Theil der Halle. Von hier aus stieg eine Treppe zu den Balkenlagen und Gängen, die um den Thurm bis unters Dach liefen. Andere Treppen stiegen im Zickzack auf – überall hingen von den Galerieen Kloben, Winden, Seile und mächtige Flaschenzüge herab, und es sah von der Höhe, die wohl sechzig Fuß betrug, gar seltsam und schauerlich schön aus, wie da unten am Ofen, vom Lichte bestrahlt,

die Leute sich durcheinander bewegten, in bald lauterem, bald gedämpfterem Gespräche, welches das Krachen beim Einwerfen des Metalles unterbrach.

Leonhardt erblickte zum Fenster des Ofens Alquist, den zuweilen ein Strahl erleuchtete, und Leonhardt meinte wirklich, es sei ein Teufel dort unten, denn die Lederkappe, welche Alquist trug, war mit zwei Klappen versehen, die gleich Hörnern emporstanden, und das schwarze Leder umrahmte das häßliche Gesicht des Dänen mit dem rothen Barte. Alquist wendete fortwährend den Kopf nach jener Richtung hin, wo der Reisigstoß lag.

»Er sucht mich,« flüsterte Leonhardt.

»Wir sind zur Stelle,« sagte Heß, als sie auf der obersten Galerie des Gießthurmes angekommen waren. Von dieser Galerie führte eine Thüre zur rechten Hand in den weiten Bodenraum, dessen Fenster in der hinteren Seite des Gießhauses angebracht waren und auf das Bastion so wie auf die kleine Pomeranzenbrücke sahen. Wenn man um die Galerie ging, so öffnete sich eine auf der rechten Seite liegende Thüre, welche zu dem Theile des Bodens führte, der über den nach der Spree gelegenen Flügel des Gießhauses lief. Auf diesem Boden befanden sich große und starke Bretterlagen, die Metallbarren von verschiedenen Größen trugen. An der Thüre, mit dem Balken über die Galerie hinansragend, war ein Krahn angebracht, durch welchen von hier hinab in den Gießthum bis zum Ofen die Metallstücke gelassen wurden, um in die Glut zu wandern.

»Es ist Alquists Schlafgemach,« sagte Heß, »dahinter schläft Frommann – dann kommen unsere Kammern.«

»Oeffne,« sagte Leonhardt.

Heß zauderte.

»Thu, was ich sage.«

Der Gießer öffnete die Thür – beide traten ein.

»Mache Licht,« befahl Leonhardt, der seine Aufregung kaum bemeistern konnte. Ein Licht stand in einem zinnernen Leuchter auf dem an der Wand befindlichen Brette. Heß machte mit Zunder, Stahl und einem Spänchen Feuer und steckte die Kerze an, deren Schein ein kleines, sehr dürftiges Gemach erhellte. Zwei Stühle, ein Tisch – ein Schrank, alles mit grauer Farbe gestrichen, bildeten die Ausstattung, zu welcher noch ein Bett kam, das der Thür gegenüber stand. Einige Bücher lagen umher, am Boden waren Späne verstreut – der Bewohner des Gemaches schien irgend eine Holzarbeit verrichtet zu haben.

Heß hatte sich beeilt, den Anordnungen Leonhardts nachzukommen und sah jetzt mit Staunen und Verwunderung, wie der junge Maurer sich vor dem Bette auf die Knie warf, mit dem Arme unter die Bettstelle fuhr und mit den Worten: »Dem Himmel sei Dank – es ist hier,« ein Packet oder Bündel hervorzog, welches schwere Last enthalten mußte. Hastig knüpfte Leonhardt die Schnüre auf, die in einen gewöhnlichen Knoten geschlungen waren. Heß hielt in seiner Rechten das Licht, dessen Schein auf Leonhardt und das Bündel fiel, welches nunmehr ganz geöffnet war und sechs Stück vollkommen gleiche Zinkbarren enthielt, von denen ein jeder etwa die Länge von

zwei Fuß und die Breite von fünf Zoll bei einem Durchmesser von drei Zoll, enthalten mochte.

»Leuchte hierher,« sagte Leonhardt.

Heß brachte das Licht näher. Der junge Maurer wendete die Barren sorgfältig hin und her.

»Ah – es sind die richtigen,« sagte er hochaufathmend und mit dem Finger auf eine Stelle an den rechten Kanten von drei Barren deutend.

Heß bemerkte kleine Einschnitte, die in gewisser Weise gemacht waren. Leonhardt untersuchte sorgfältig die drei anderen Barren – er entdeckte endlich bei jedem derselben unten, an der Fläche kreuzförmige Zeichen.

»Auch dieses ist richtig,« sagte er. »Wir werden Hilfe bringen.«

»Um Gottes willen – was soll das alles?« fragte Heß ungeduldig.

»Du hast mir Dein Wort gegeben zu schweigen – mich allein machen zu lassen – ich nehme es auf mich,« sagte Leonhardt, »thu nach meinen Anordnungen – Du sollst es einst erfahren. Jetzt zum Ende – ans Werk. Du mußt mir sechs Zinkbarren verschaffen ganz diesen hier gleichend.«

»Es ist nicht schwer. Hier am anderen Ende des Bodens sind die Vorräthe.«

»Hole schnell sechs Barren herbei.«

Heß eilte hinweg und kehrte bald mit den Metallstücken zurück. Leonhardt nahm jede der Zinkbarren und verglich sie mit den im Bündel gewesenen – sie stimmten in Länge, Höhe und Breite genau überein.

»Nun ein gutes, scharfes Messer – oder eine Feile,« sagte der Maurer.

»Dort ist dergleichen,« sagte Heß, auf die Wand deutend.

Ueber dem Tische hingen in einer mit Ausschnitten versehenen Leiste verschiedene Werkzeuge. Leonhardt nahm einen scharfen Schnitzer, legte dann drei der an der rechten Kante gezeichneten Barren genau an die von Heß gebrachten Zinkbarren und versah diese letzteren mit eben solchen Einschnitten, wie sie die gezeichneten trugen – dann nahm er drei andere und zeichnete sie aus der Fläche durch Kreuzschnitte, wie solche an den im Bündel befindlich gewesenen zusehen waren. Als dies geschehen, legte er die also von ihm gezeichneten Metallstücke in das Bündel und knüpfte es sorgfältig genau so wieder zusammen, wie er es gefunden hatte – dann schob er es unter das Bett. Die sechs, aus der Hülle genommenen Barren lagen auf dem Tische. Heß betrachtete diese Vorgänge mit ernsten Blicken, er schüttelte das Haupt und sah Leonhardt fragend an.

»Kannst Du diese hier liegenden Barren von denen, welche Du herbeigebracht und die ich in das Bündel packte, unterscheiden, wenn nicht die kleinen Zeichen an einigen wären,« fragte Leonhardt.

»Nein,« sagte Heß, »eine Barre gleicht der andern.«

»Also wird der, welcher jene Stücke dort im Bündel nutzen will – meinen, er habe noch diese hier vor sich,« sagte Leonhardt, auf die sechs Barren weisend, welche auf dem Tische lagen.

»Gewiß. Da die Zeichen genau stimmen –«

»Das ist's,« rief Leonhardt freudig. »Jetzt nimm drei von den Dingern dort – ich nehme die drei anderen und dann komm schnell hinfort.«

Sie beluden sich mit den Barren, nachdem Heß das Licht gelöscht hatte.

»Sage mir, was soll's? Ich gehe keinen Schritt weiter,« erklärte der Gießer.

»Schließen wir erst die Thüre,« befahl Leonhardt. »Sei vorsichtig mit den Barren – hüte Dich – so – lege sie nieder.«

Jetzt bemächtigte sich des Gießers die Furcht. Mechanisch schloß er die Thüre – dann trat er einen Schritt zurück von Leonhardt.

»Welcher Teufelei reiche ich meine Hand!« zürnte er. »Sprich – oder ich rufe von hier hinab um Hilfe.«

»Peter,« rief Leonhardt, vor den Treppenabsatz sich stellend, »es ist keine Teufelei, die zu fördern ich Dich bitte – es ist vielmehr eine solche, die wir verhindern. Da – schau diese Barren an,« sagte er mit ängstlicher, flüsternder Stimme, die Blicke rings umher wendend, als ob er Gregorio in der Nähe wittere. »Schau sie an und dann denke Dir ein Feuer – ein Funke fiele auf diese Dinger oder sie würden etwa in den Gießofen geschleudert, um mit anderen Metallen vermischt zu werden – dann, mein Freund, würde ein ungeheurer Krach die Wände des Ofens bersten machen und das Metall ringsum verspritzen.«

Heß starrte auf die Metallstücke, seine Augen waren fast stier, und er vermochte sich nicht zu rühren.

»Was ist das?« fragte er endlich. »Diese Stücke dort sind also bestimmt, solch Unheil über uns zu bringen und dazu soll ich schweigen?«

»Ich habe Dein Wort – denn die Gefahr ist abgewendet.«

»Aber Leonhardt – wenn ich es dulde –«

»Ich sage Dir nur, Du bringst Unheil über mich, wenn Du jetzt sprichst. Die Gefahr ist vorüber, wenn wir diese Stücke entfernen – komm – machen wir uns fort. Wer weiß, was sonst geschehen mag. Denke Deines Eides.«

Heß nahm mit einem plötzlichen Entschlusse die Barren und lud sie auf – er fürchtete jeden Augenblick das Platzen – Leonhardt stieg schnell die Treppe hinab – drunten war große Aufregung, denn so eben war Markgraf Ludwig angekommen und hatte zu so später Stunde noch angezeigt, daß er bei dem Gusse anwesend sein werde, wie er es schon früher versprochen.

»Hier hinein mit dem Kram,« sagte Heß, als beide an den Rand des Ziehbrunnens gekommen waren, der im Winkel der Treppe angebracht war. Mit dumpfem Gepolter fielen die Barren hinab, und das Wasser drunten rauschte auf.

»Sie sind unschädlich gemacht,« sagte Leonhardt aufathmend. »Jetzt ist mir wohl.«

»Ha – ich verstehe alles,« rief Heß. »Jene Stücke, die dort unten liegen, enthielten eine Sprengmasse – sie sollten mit dem guten Zinn in den Ofen geworfen werden

und den Guß stören – die Form sprengten – 's ist teuflisch – und ich thu Dir eine große Liebe, ich begehe Dir zu Lieb' ein schweres Unrecht, daß ich schweige.«

»Ich will Dir Eins vertrauen,« flüsterte Leonhardt, »gib acht, daß Gregorio, der Italiener, niemals in das Gießhaus seinen Fuß setze –«

»Wie? Jener Mensch, den sie trotz Schlüters Befehl bei der Arbeit halten wollten? – ah – jetzt begreif' ich – eine Rache also.«

»Du hast es getroffen – siehst Du nun, wie mein Haus – mein Vater bedroht ist? welch' schrecklicher Verdacht ihn treffen würde?«

»Freilich – freilich. Aber sorge nicht – ich schweige, und doch – wenn nur alles gut abläuft.«

»Es muß gut werden – ich kam zum Glück hinter den Plan.«

»Wenn sie nur kein anderes Bubenstück vorhaben.«

»Sei unbesorgt –« ich bleibe morgen, wenn der Guß geschieht, hier – Schlüter wird mich dulden – ich will in Deiner Nähe sein.«

Leonhardt beruhigte sich allmählich – sie traten aus dem Dunkel hervor. Alle Anwesenden umringten Schlüter und Jakobi – die Vorbereitungen waren im besten Gange – das ganze großartige Werk schien glücklich gelingen zu wollen – freudige Aufregung, gepaart mit der Besorgniß, bemeisterte sich des Schöpfers der Statue und des Gießers.

»Sieh, Alquist hat den Ofen verlassen,« raunte Heß dem Maurer zu.

Wirklich hatte der Däne sich loszumachen gesucht. Die Angst und die Erwartung trieben ihn. Vom Ofen forteilend lief oder stolperte er vielmehr über die Masse des Gerümpels zur Ecke hin, wo er den vermeintlichen Gregorio geborgen wähnte – er fand niemand.

»Heda, Gregorio!« rief er halb laut sich überall umschauend – keine Gestalt ward sichtbar. Die rasendste Angst erfaßte den Dänen. Er durchlief den ganzen Raum überall suchend – halblaut rufend – immer vergebens. Jetzt packte ihn fast die Verzweiflung. Wohin war Gregorio gekommen? In die Nähe des Ofens war er nicht gelangt – er durfte es nicht wagen – hinaus konnte er nicht, die Thür war fest geschlossen. Von Schrecken getrieben, stürmte Alquist die Treppen hinan zu seinem Zimmer – sein Athem stockte – er fürchtete Verrath und Entdeckung. Die Thür seiner Kammer riß er fast aus dem Schlosse – zwei bis drei Mal versagten Zünder und Stahl – endlich flammte das Licht auf – Alquist warf sich in die Knie – er holte des Bündel unter der Bettlade hervor, seine bebenden Hände entwirrten die Knoten und rissen die Hülle zurück.

»Ah – sie sind da,« flüsterte er, die Barren und deren Zeichen betrachtend. »Morgen sollen sie heran – wenn unser Anschlag gelingt – dann ist Gregorio der Sieger – und ich –«

Er murmelte noch einiges in den Bart, während er die Barren wieder versteckte, dann eilte er aus der Kammer und die Treppen hinunter zu dem Ofen.

»Wo ist der Italiener?« fragte er sich angstvoll. »Wenn Jakobi und Wolfgang die Runde machen und ihn finden – bin ich verloren.«

Eben schallte ein donnerndes Hoch durch den Raum.

»Auf gutes Gelingen!« hatte Markgraf Ludwig gesagt, als er schied und die Arbeiter riefen »Vivat!«

Schlüter geleitete ihn hinaus – mit den übrigen verließ auch Leonhardt das Gießhaus.

»Tausend Dank,« raunte er Heß zu.

»Nimm ihn zurück,« sagte Heß, »Du hast uns gerettet, und es wird einst ans Licht kommen.«

»Das soll es Nicht,« sagte Leonhardt, »wir wollen es bei uns begraben – aber die Feinde niederhalten.«

»Auf morgen, meine Freunde,« rief Schlüter noch ein Mal, »Gott mit uns!«

Draußen auf der Gasse herrschte dichte Finsterniß, und die Laternen der Heimkehrenden hüpften wie Glühwürmchen auf und nieder. Schlüter ging schnell und ohne sich umzuwenden nach seinem Hause. Seine Schläfen pochten heftig – trotz allem Kummer, den ihm die Audienz beim Kurfürsten bereitet, hatte die nahe Entscheidung, der bevorstehende Guß, dessen Gelingen ein gewaltiges Kunstwerk entstehen ließ – ihn dennoch wieder mächtig gehoben. Die Erbärmlichkeit seiner Feinde vergaß er, indem seine Gedanken, sein ganzes Hoffen und Wünschen sich auf morgen richteten – eine Ahnung durchzuckte ihn, daß seine Sache noch mächtige Fürsprecher haben werde, das *Genie* und das *Gelingen*. In gehobener Stimmung kam er zu Hause an – die treue

Gattin empfing ihn schon auf der Schwelle seines Zimmers.

»Andreas,« rief sie, ihn sanft umschlingend, »was ist geschehen? Kurt von Berchholz war hier und brachte die Nachricht – Du würdest spät kommen. Er sagte nichts weiter – aber ich merkte ihm wohl an, daß noch mehr im Werke sei – sprich, geliebter Mann.«

Schlüter warf den Mantel ab und strich seine langen Haare aus der Stirn.

»Sei guten Muthes,« sagte er mit fester Stimme, »und fasse Dich. Du wirst es tragen, wie ich es tragen muß – die Entscheidung ist noch nicht da. Eosander soll die Schloßarbeit mit mir theilen.«

Christina schluchzte laut und sank an seine Brust.

»Fasse Dich,« bat er, »Du siehst, ich bin ruhig. Meine Feinde arbeiten an dem Sturze dessen, dem noch kein Werk mißlang – sie werden vergebens wühlen. Bis heute ist jedwede Arbeit Andreas Schlüters wohl gerathen – und so Gott will, wird morgen die größte gelingen.«

Ein nächtlicher Wanderer umkreiste das Gießhaus. Er wagte sogar an die kleine Thür zu pochen – aber sie blieb verschlossen. Die Hauptpforte war ebenfalls fest im Riegel, und die Steinmasse, die das Haus bildete, lag wie eines jener halb formlosen Felsstücke, welche auf Hünengräber gewälzt wurden – im Dunkel der Nacht. Alle Gäste und die meisten Arbeiter hatten das Haus verlassen.

Es war Gregorio, der um den Bau wandelte. Der Polier fand, als er von seinem Gange in die Wohnung heimkehrte, den Zettel, welchen Alquist ihm gesendet, vor. Er säumte nicht, zum Gießhause zu eilen – wie es zuging, daß Leonhardt, der früher auf dem Platze war, statt seiner in die Halle gelangte, ist dem Leser bekannt. Gregorio hattet sich nur um eine Stunde verspätet und er ballte zornig und krampfhaft die Faust. Es mußte etwas Besonderes sein das Alquist ihm mittheilen wollte, und die Angst, welche den Bösewicht bei den kleinsten Veranlassungen ergreift, trieb ihn hinaus in die Nacht, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Gregorio hatte noch einen besonderen Grund, Alquist zu suchen. Braun hatte ihn nämlich erwartet, und als der Polier in das Haus trat, überraschte ihn der Meister mit den Worten:

»Gregorio – Ihr werdet morgen mit dem Frühesten nach Lützenburg hinaus fahren – Leonhardt soll Euch begleiten – der Hauptmann Eosander verlangt zuverlässige Leute für einige Arbeiten zur Festlichkeit, und Ihr sollt am Festesabend selbst die Wache halten – von wegen einer etwa einbrechenden Feuersgefahr.«

Es war für Gregorio ein Donnerschlag. Er hatte bereits von den Leuten gehört, daß am folgenden Tage, also gerade am Festtage der Kurfürstin, der Guß stattfinden solle, den der Italiener mit Bangen erwartete – er wußte, daß er nicht in die Halle kommen durfte, aber er hätte viel darum gegeben, in der Nähe bleiben, das Hereinbrechen des Unheils, welches er angestiftet, abwarten zu

können – jetzt ward er aus Berlin geschickt – aber eine Weigerung war nicht möglich. Eosander hatte die Bestimmung getroffen – sein Vorhaben zu entdecken, durfte Gregorio nicht wagen – er mußte gehorchen – da fand er den Zettel des Dänen – die Angst, die folternde Ungewißheit jagten ihn hinaus. Was war vorgefallen? Stand das Gelingen auf dem Spiele? War irgend etwas entdeckt?

Gregorio sollte die peinliche Ungewißheit einen ganzen Tag mit sich herumschleppen, das war mehr als Folter. Aber vergebens forschte er nach Alquist – hermetisch war das Haus auf allen Seiten geschlossen, denn sobald der letzte Mann durch die Hauptpforte gegangen war, ließ Jakobi ringsum alle Thüren schließen und versammelte die Gesellen, welche im Innern bleiben mußten und wohnten.

»Von jetzt ab,« befahl er, »verläßt niemand das Haus bei Strafe, bis der Guß geschehen ist. Von morgen an mit dem Frühesten wird an jedem besonderen Ausgang ein Musketier Wache halten, und die Eingehenden sollen nur durch die Hauptpforte eingelassen, daselbst aber genau gemustert werden. Gehet zu Bette, Ihr, Heß und Frommann, bleibet zu Nacht am Ofen in der Halle auf Wache – ich komme, Euch zu besuchen, jede Stunde.«

Alquist ballte die Faust – er war von Gregorio ganz abgeschnitten – ganz auf sich selbst allein angewiesen.

»Verdammt!« murmelte er. Ich hätte den Italiener noch sprechen müssen – die Barren sollte er noch ein Mal genau ansehen – das Gewicht schien mir nicht ganz richtig – wenn einer zu früh dahinterkommt – pah – es ist

nothwendig, daß ich bei dem Aufwerfen genau Obacht gebe – ich will's schon machen – Gregorio muß durch einen verteufelten Zufall hier aus dem Hause gejagt worden sein – wo ist er nur hingerathen?«

Gregorio gab seine Bemühungen, in das Haus zu kommen, auf, er war in zu großer Erregung, als daß er noch Saveni hätte besuchen mögen – er wanderte wieder heim in das Haus des Maurermeisters Braun und suchte sein Zimmer auf, hier erwartete er den Morgen.

Nicht minder verstimmt als der Italiener waren zwei andere Personen unserer Erzählung: Leonhardt Braun und Kurt von Berchholz. Leonhardt hatte bei seiner Heimkehr vom Vater kein böses Wort gehört, dagegen nur den kurzen Befehl erhalten:

»Morgen früh gehst Du mit dem Polier nach Lützenburg und verweilst den ganzen Tag dort – bleibst zum Feste als Wache daselbst, bis Eosander Euch entläßt.«

Leonhardt sollte also dem Gusse nicht beiwohnen – Heß erwartete ihn sehnsüchtig – welche Angst würde er morgen ertragen müssen? welch neuer Verdacht ruhte auf ihm, wenn er fern blieb, und *begab* sich irgend etwas Schreckliches, so konnte Leonhardt nicht hilfreiche Hand leihen. Der junge Maurer war hart daran, dem Vater die Sache zu entdecken – aber immer wieder hinderte ihn daran der Mangel des Beweises. Die Barren, welche Alquist *jetzt* unter der Bettlade hatte, waren unschädlich –

die gefährlichen verschwunden – und die im geheimen Arbeitenden vermochten leicht alles zu ihren Gunsten zu wenden. Sie waren die Mächtigen. Leonhardt mußte es Gott anheimstellen – er war sich bewußt, das Rechte gethan zu haben.

Als Kurt von Berchholz von der Gattin Schlüters in das Haus seiner Eltern zurückkehrte, kam ihm der alte Baron mit freudestrahlendem Gesichte entgegen.

»Mein Junge,« rief er, »alles ist gut. Die häßliche Scene in Lützenburg wird uns keinen Schaden bringen – Deine offene Erklärung hat uns nicht um die Gunst des Kurfürsten gebracht – es ist Dir jeder Weg zum Hofe offen gehalten – und wenn – was ich noch immer denke – Dein Entschluß sich ändert – dann wirst Du hoch genug steigen. Außerdem aber bin ich selbst – Deine treffliche Mutter ebenfalls – wir alle sind kurfürstlicher Gnade werth erachtet worden – dann siehe nur hier,« er zeigte ein Schreiben, »hier ist die Einladung zur Fête der Frau Kurfürstin für uns Drei – zur Hoffestlichkeit, der nur der beste und höchste Adel – die Gelehrten, kurz alles von Bedeutung und was in Gunst steht, beiwohnen darf. Dies ist ein Beweis, wie hoch der Kurfürst seine alten Edelleute schätzt – Morgen wird die gute Zeit für uns wieder anbrechen.«

»Morgen? Morgen?« sagte Kurt dumpf und betrübt. »Ich muß dahin?«

»Aber um Gottes willen,« schrie der Baron, »Du wirst doch nicht eine Ladung Deines Monarchen – eine Auszeichnung dieser Art ablehnen? – ich beschwöre Dich,«

fuhr er in weinerlichem Tone fort, »mache uns – Dich nicht unglücklich. Einen Abweis seiner Gnade verzeiht der Kurfürst nie – es ist absichtlich geschehen, es ist ein Zeichen, daß er uns zu sich heranziehen – der bösen Geschichte wegen der Heirath keine Folgen geben will – Kind bedenke Deinen Vater, Dich selbst, Deine Zukunft.«

Kurt sah ein, daß der Alte zum Theil recht hatte – aber der junge Edelmann willigte nur mit Widerstreben, tiefbetrübt ein. An dem großen Tage – im Augenblicke der Entscheidung, wo ein großes Werk erstehen sollte – fehlte er in der Nähe seines verehrten Meisters. Er mußte im Getümmel einer Festlichkeit, in der Gesellschaft von Schlüters Feinden weilen, während der Meister mit Sorge und Angst im Herzen, von wenigen Getreuen umgeben, dem Augenblicke der Entscheidung entgegensah, nach ihm, nach Kurt gewiß verlangte.

»Ich will Ihnen gehorchen, mein Vater,« sagte er, »Sie sind glücklich durch die Einladung, und ich will das Glück nicht stören. Ich bringe Ihnen das Opfer.«

Er stieg hinauf in sein Zimmerchen und schrieb einige Zeilen an Schlüter, welche sein Ausbleiben erklärten. Er hatte nicht den Muth, dem Meister persönlich sein Fehlen anzuzeigen – er fürchtete keinen Vorwurf aus Schlüters Munde – er fürchtete nur den Blick des Meisters.

Der Morgen brach an. Er war feucht und neblig. Die Sonne kämpfte, als sie endlich erschien, mit den Dunstmassen. Durch das Thor von Lützenburgs Schloßhof rollte ein Wagen, welcher die Arbeiter des Meisters Braun in den Palast brachte. Im Hause selbst herrschte reges Leben. Allerlei Gesellen und Arbeiter tummelten sich umher, liefen ab und zu, Zimmerleute, Tapezierer, Gärtner und Decorateure – dazwischen die Lakaien und Haushofmeister, welche Lichter aufsteckten, Befehle ertheilten und die Sessel ordneten.

In den Räumen des Schlosses war es nicht minder lebendig. Auf der bereits mit den Decorationen Eosanders geschmückten Bühne fand noch eine Probe des Sängerchores statt, durch die Töne der Instrumente und des Gesanges hindurch – schallten Hammerschläge. Im Zuschauerraume saßen bereits einige Neugierige, die Schar der Köche tummelte sich in den Höfen und an den großen Heerden – Wein ward herbeigeschleppt und nach Lütze, dem Dorfe, fuhren viele Wagen hinein, welche die Gäste zum Fest der Kurfürstin von Berlin entführten.

Zur nämlichen Zeit marschirte eine Abtheilung Musketiere durch die kleine Gasse zwischen Zeug- und Gießhaus zu Berlin. Die Soldaten zogen in den Hof des Gießhauses – sie wurden an den Eingängen, an den Thüren

der Ausladestellen postirt. Jakobi hatte selbst die Vertheilung übernommen. Alquist knirschte – er war ein Gefangener – aber seine vermeintlichen Vernichtungswerkzeuge hatte er wohl in Bereitschaft. Die Arbeiter fanden sich ein, und um die zehnte Morgenstunde erschien Andreas Schlüter. Er war bleich aber gefaßt.

»Nun? wie steht es? Alles gut geblieben?« fragte er mit erzwungenem Lächeln den nicht minder bleichen Jakobi.

»Es geht alles nach Wunsch.«

»Und Euer Kind?«

»Schlechter als je,« schluchzte Jakobi, die Hand vor die Augen drückend. »Es wird heut Abend zu Ende sein.«

»Armer Freund,« seufzte Schulter, seine Hand ergreifend, »hoffen Sie.«

»Es muß sein – es muß!« entschied Jakobi.

Sie gingen zu dem von den Arbeitern umstandenen Ofen. Jakobi sah aufmerksam durch das Fenster – er ließ Schlüter ebenfalls hineinschauen, nachdem beide Kappen aufgesetzt hatten.

»Was sehen Sie?« fragte er.

»Am Rande des Breies springen Blasen auf.«

»Es ist so,« sagte Jakobi. »Heute Abend etwa um zehn Uhr kann der Guß stattfinden.«

Das Fest der Kurfürstin.

Vor Mitternacht.

Durch das Dunkel des Abends flimmerten die hellerleuchteten Fenster des Schlosses von Lützenburg. Zu beiden Seiten der breiten Fahrstraße, welche vom Hauptportal des schönen eisernen Gitters, dessen Felder den Hofraum absperrten, über den Vorplatz bis zur Landstraße nach Berlin führte, standen die Gaffer. Von den nächstliegenden Dörfern waren Neugierige herbeigeeilt, um die in den Vorhof des Schlosses rollenden Equipagen, die Sänften und deren Insassen theils aus der Entfernung, theils in der Nähe betrachten zu können, je nachdem der Zuschauer seinen Platz finden und behaupten konnte. Sobald die Dunkelheit überhand genommen, flammten eine Menge von Pechkuchen auf, welche sich in großen metallenen Becken befanden. Sie waren im Halbkreise innerhalb des Gitters aufgestellt und warfen, da der Abend sehr windstill war, ihr Licht auf die ankommenden Gäste, die Fuhrwerke, die Dienerschaft, und auf all jene Menschen, welche sich vor dem Schlosse, im Hofe desselben durcheinander bewegten. Im Gitter stand eine Abtheilung kurfürstlicher Musketiere und unter einem breiten, von vier mächtigen Holzpfeilern getragenem Baldachin, der über dem Haupteingange zum Portale des Mittelbaues angebracht war, eine Compagnie der Schweizer. Im Innern des Mittelbaues, im breiten Gange waren *Grands Mousquétaires* aufgestellt. Als die Stunde, zu welcher die Gäste der Kurfürstin geladen waren, herannahte, rollten Kutschen in den Hofraum, unter den Baldachin; die prächtig gekleideten Herren und Damen stiegen aus, die Flügelthüren öffneten sich – die Lakaien, Pagen und

Läufer vollführten einen heillosen Lärm, und die Menge stieß dann und wann Rufe des Staunens oder Wohlgefallens aus.

In den Gesellschaftszimmern, rechts und links vom Mittelsaal, in welchem die Bühne aufgeschlagen war, wogte die Gesellschaft in lebhafter Unterhaltung auf und nieder, sogleich beim Eintritt, nach geschehener Meldung vom Kurfürsten und der Kurfürstin mit wahrhafter Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit empfangen – denn hier in dem Schlosse zu Lützenburg herrschte nicht jener steife Ton, jene kalte Etikette, welche im Schlosse zu Berlin an der Tagesordnung waren – hier waren die Förmlichkeiten verbannt und trotz der großen, überaus gewählten und wahrhaft vornehmen Gesellschaft, ließ sich durchaus nichts Gezwungenes erblicken, es gehörte zu den wunderbaren Eigenschaften und Talenten Sophie Charlottens, daß sie die Freiheit der Unterhaltung und der Bewegung mit jener Hoheit zu verbinden verstand, deren Glanz ihr Gatte niemals vermissen wollte, daß sie eben alles, was durch steifen Prunk erkaltend wirken mußte, durch Grazie und Liebenswürdigkeit angenehm und freundlich zu gestalten wußte. So sah man denn alle hervorragenden Persönlichkeiten des kurfürstlichen Hofes – die Mitglieder der Gesandtschaften – die Generäle und viele ausgezeichnete Künstler und Gelehrte in den prächtig erleuchteten Gemächern versammelt.

Da prangte in seinem vollen Galakostüm Heinrich Baron von Harms, kaiserlicher Resident – er und seine Gattin unterhielten sich so eben mit Georg von Westfalen,

dem Gesandten des sächsisch-polnischen Hofes. In einer Gruppe von Hofherren, welche die Herren von Rüdt, Oronsky, Münchhausen, Greel und Eyb bildeten, plauderte der holländische Gesandte Baron von Obdam über die neuesten Nachrichten aus Frankreich und Mylord Raby, der englische *Envoyé extraordinaire*, schritt gravitätisch durch die Seitengalerie mit dem braunschweigischen Hofrath Bartsch, der auch Gotha vertrat. Vor einem großen, halbrunden Divan, den eine Zahl sehr schöner junger Damen in Besitz genommen hatte, stand im elegantesten Ballkostüm der schwedische Ambassadeur Baron Carl von Friesendorf, einer der schönsten Männer des Hofes. Er wußte den reizenden Damen, der Sacetot, der Bila, dem schönen Fräulein von dem Busche, dem Fräulein von Taube tausend Artigkeiten zuzuflüstern und in gewandtester Weise kleine Pikanterien zu erzählen, so daß die Damen halb lachend, halb erröthend ihre reizenden Gesichter hinter die Fächer bargen. Ueberall herrschte Leben, Lust und Ungezwungenheit.

In den Galerien promenirten größere und kleinere Gesellschaften auf und nieder. Die Cavaliere des Kurfürsten unterhielten eifrig die Damen, machten auch wohl an den reich besetzten Büffets die Wirthe, riefen die prächtig galonirten Lakaien mit den Erfrischungen herbei und tändelten, ganz im gesellschaftlichen Tone jener Zeit, wie die Chevaliers am Hofe des vierzehnten Ludwig, den man als den allgemeinen Feind der Völker betrachtete, von dessen Sitten aber sowohl als von denen seiner Umgebung, sich niemand befreien konnte.

Viele derjenigen Herren, welche wir schon flüchtig kennen lernten, befanden sich hier in voller Ausübung ihrer gesellschaftlichen Pflichten, die Herren von Kniphausen, von Grote, Finkenstein, Woldenberg und Damitz hielten die lebhafteste Conversation aufrecht – und zuweilen traten auch in diese Kreise die Prinzen des kurfürstlichen Hofes, die Markgrafen Philipp Wilhelm und Albrecht Friedrich, so wie die liebenswürdigen Prinzen von Anhalt-Zerbst, August und Ludwig, denen sich Herr von Lieth, der Gesandte Rußlands, zugesellte. Von den Damen, welche wir den Lesern bereits genannt und vorgeführt haben, fehlte keine, es glänzten vielmehr noch manche andere, da waren die Fräuleins von Brandt, von Schmettau, von Perbandt und von Leuenstädt – die Gräfinnen von Thegner und Dohna – und gar viele mehr oder minder hervorragende Schönheiten.

Einen seltsamen Contrast zu all diesen prachtvoll geschmückten Persönlichkeiten bildeten die ziemlich zahlreich anwesenden Gelehrten. Sämmtliche Directoren der Akademien waren geladen. Aber nicht alle waren erschienen. Aus welchem Grunde Schlüter fehlte, wissen wir, und einige seiner Collegen, denen das bevorstehende Ereigniß, der Guß der Statue, gebot in der Nähe des Meisters zu weilen, hatten sich entschuldigen lassen. Man sah im dunklen Sammetkleide den Vorleser der Kurfürstin, Isaak von Larrey, den gelehrten und beliebten Franzosen – den Bibliothekar Schott – den Astronomen Kirsch, und Frisch den Naturhistoriker. Diesen Herren gesellten sich die Künstler Terwesten, Longuelüme,

de Bodt, der Architekt, Werner als Mitglied des Directoriums der Akademie, der talentvolle Hülot, der Adjunkt der Akademie der Künste Geißler und der geniale Medailleur Falz hinzu. Sie besprachen trotz des Gesummes, welches in den Sälen herrschte, die neuesten Erscheinungen auf den Gebieten der Kunst, und Wissenschaft und allgemeine Spannung herrschte, als Hülot in wahrhaft begeisterten Worten und zu Werners besonderem Verdrusse von den Werken Schlüters sprach – viele der Künstler wären gern fort aus diesen Räumen, deren Glanz alle blendete – hinaus zu dem finsteren Gießhause geeilt, wo der Meister mit den Seinen den gewaltigen Guß vorbereitete. Noch viele der Gelehrten und Künstler erblickten die Fremden – unter ihnen den berühmten Reisenden Toland – als Gäste der Kurfürstin. Besonders aber erregte die mächtige Gestalt des großen Leibnitz die Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Er war erst seit zwei Stunden aus Hannover eingetroffen.

Von diesen durch ihre einfache Toilette sich auszeichnenden Persönlichkeiten schweifte der Blick auf die glänzenden Gruppen der kurfürstlichen Officiere und Generale hinüber, die sich der größten Auszeichnung des Herrschers so wohl, als auch der fremden Cavaliere und Diplomaten erfreuten. Die Generale von Lottum, der Fürst von Anhalt-Dessau, General von Wartensleben und die übrigen Mitglieder des Kriegsrathes – die Obersten du Rosey und Pannewitz – die Generale von Gersdorf, Tettau vom *Garde du corps*, Dohna von den *Grands mousquétaires*, Natzmer von den *Gensd'armes* – der Brigadier

Paul Anton von Kamcke – sie alle bildeten mit den vielen anderen Officieren ersten, zweiten und dritten Ranges, einen prachtvollen, durch äußeren Glanz sowohl, als auch durch verdiente Würde hervorragenden Bestandtheil der auserlesenen Gesellschaft. Auch an originellen, seltsamen Persönlichkeiten war kein Mangel.

Eine besonders hervorragende Erscheinung dieser Art war ein alter Herr, dessen wunderliche Kleidung allein schon das allgemeine Interesse in Anspruch nahm. Er trug eine Mode zur Schau, welche sich bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückverlor. Breite Manschetten an den weiten Kniehosen, kurze Weste mit Bandschleifen und mächtige Goldfranzen an den Handschuhen. Dieser sonderbare Mann nannte sich François Seigneur d'Ausson. Er war einer der ältesten Familien Frankreichs entsprossen – als Réfugié nach Berlin gekommen, Oberst bei der Kavalerie, dann *Chevalier d'honneur* geworden.

Nicht minder originell war der Bürgermeister Berlins von Hessig in seiner Amtstracht anzusehen, der sich angelegentlich mit einem Manne unterhielt, dessen Bekanntschaft unsere Leser ebenfalls schon gemacht haben, mit Lorenz Beger, dem kurfürstlichen Rathe und Antiquar, einem der berühmtesten Kenner der Münzen und geschnittenen Steine; ein Mann, der zur Zeit unserer Erzählung in Deutschland als Autorität galt und diesen Ruf

vollkommen rechtfertigte. Zählt man nun die vielen Nebenpersonen hinzu, welche die Säle und Galerieen Lützenburgs am Festabende noch füllten – so wird es einleuchtend sein, daß der Hofmarschall von Printzen, der Marschall von Bülow – besonders aber der Ceremonienmeister Herr von Besser alle Hände voll zu thun hatten.

Man sah daher den Oberceremonienmeister geschäftig hin und hereilen, sein rundes Gesicht glänzte vom Schweiße, den die Anstrengungen des Dienstes hervorbrechen ließen und dennoch war sein Gesicht lächelnd, eine Miene des Triumphes war deutlich erkennbar, denn bis jetzt schien jede seiner Anordnungen vollkommen gelungen, keine Störung hatte den Gang der Festlichkeit gehemmt. Besser wechselte als galanter Cavalier an mehr denn zwanzig Stellen mit den Gästen verbindliche Worte, hatte auch für seinen Freund, den Finanzrath Kraut, einige Minuten übrig, dessen Antlitz ziemlich finster blickte, als er die Summen flüchtig berechnete, welche das Fest wohl kosten mochte und indem er an die weiter bevorstehenden Ausgaben dachte, die für Bezahlung der Schulden der Kurfürstin, für die bevorstehende Reise nach den Niederlanden und weiter, für die kommenden großen Ereignisse gefordert werden sollten.

Kraut klagte mit halbflüsternder Stimme sein Leid seinem Schwager, dem gewandten und berühmten Ilgen, der sich höchst liebenswürdig zu machen wußte, mit den Kammerherren und Officieren ebenso leicht und vorsichtig umzugehen verstand, als mit den Herren des Staatshaushaltes, dem Baron von Blaspiel, dem Herzog von

Holstein, Beck und dem Oberhofrichter Overbeck. Als Kraut ihm im Stillen seine Noth klagte, wies Ilgen stumm auf die geputzte Gestalt des Hofbankier Liebmann, der ebenfalls zum Feste geladen, mit seinem Lächeln durch die Säle irrte und viele bedeutungsvoll grüßte. Kraut seufzte und – schwieg.

Unterdessen hatten die Musiker sich fleißig hören lassen – die Stunde, zu welcher die Oper beginnen sollte, rückte heran. Da sah man den prachtvoll gekleideten Eosander von Goethe durch die Galerie eilen. Er war so eben von der Bühne gekommen und wendete sich dem Ausgange zu. Nicht lange darauf erschien er mit einer sehr schlank gewachsenen, ebenfalls reich gekleideten Dame, und von Lottum geleitet, führte er diese Dame geraden Weges zur Kurfürstin.

»Ah,« sagte Sophie Charlotte, der Dame die Hand zum Kusse entgegenstreckend. »Endlich sehen wir die interessante Frau des Herrn Hofarchitekten in diesen Räumen, Madame – ich heiße Sie willkommen.«

Margarethe Eosander, denn sie war es, machte eine tiefe Verbeugung, über welche die Umstehenden entzückt waren, weil sie mit aller der Grazie ausgeführt wurde, die in ein solches Kompliment gelegt werden mußte, sollte es vor dem Urtheile der Kenner bestehen.

»Kurfürstliche Gnaden werden es mir hoffentlich glauben, wenn ich sage, daß der heutige Abend einer der schönsten meines Lebens ist, denn er gibt mir zum ersten Male Gelegenheit, mich so recht an den Strahlen von Dero Gnadensonne zu erwärmen, Ihnen für alle Gunst

danken zu dürfen, welche Sie meinem Gatten erwiesen,« sagte Margarethe.

»Das Talent Ihres Gemahles, seine *qualité* als Mann von Welt haben ihm unsere Gunst verschafft,« entgegnete die Kurfürstin. »Daß er Sie, *ma chère*, nach Berlin und heute zu diesem Feste brachte, ist ein neuer Gewinn, den er uns zuführt, denn die intelligente Tochter des berühmten Merian ist sicherlich eine Zierde der Gesellschaft.«

»Gnädigste Durchlaucht beschämen mich.«

»*Oh non* – ich weiß, daß die Künstler, die Gelehrten nicht hoch genug zu schätzen sind – *enfin* – ich höre auch, daß wir bald eine neue Ueberraschung durch Sie zu erwarten haben. Ihr Papa und jene drei berühmten Damen, Ihre Verwandten, welche die *remarquablen* Reisen machten, kommen nach Berlin?«

»Es ist ihr Vorsatz, gnädigste Durchlaucht.«

»Ich freue mich dessen. Wenn ich nur anwesend sein werde – es ist nicht unmöglich, daß ich bald eine längere Reise antrete,« setzte sie, mit feinem Lächeln Eosander anblickend, hinzu. »Und es wäre recht schade, wenn ich die Damen verfehlen sollte.«

»Es scheint,« sagte Eosander, »daß sich große Dinge vorbereiten, und mein Schwiegerpapa würde jedenfalls längere Zeit in Berlin verweilen, um Zeuge so extraordinärer Begebenheiten zu sein, welche sicherlich einen Platz in dem weltberühmten Werks in dem *theatrum Europaeum* finden müßten.

»Ja, ja,« fiel jetzt schnell und freundlich der Kurfürst ein, »es könnte sich mancherlei ereignen und Merian

würde Stoff genug finden – dieses *theatrum* müßte die Ereignisse für die Mit- und Nachwelt aufbewahren.«

»O, es soll geschehen – mit aller Gewissenhaftigkeit,« sagte Eosander.

»Der Herr von Berchholz und seine Gemahlin nebst dem Jungen, seinem Sohne,« meldete Lottum jetzt.

Kurfürst und Kurfürstin wendeten sich sogleich den drei gemeldeten Personen zu, die von Lottum geleitet, dicht neben dem Eosanderschen Paare standen. Der alte Freiherr hatte sich in seinen reichsten Staat geworfen – er sah trotz seines gebräunten Antlitzes und der ein wenig linkischen Haltung recht stattlich aus. Sybilla aber machte eine gar treffliche Dame aus den ersten Ständen. Ihr bildhübsches Gesicht, die gute Haltung, verbunden mit einfacher aber schöner Toilette, erweckten bei den Gebietern ein wohlgefälliges Lächeln, welches sich noch höher steigerte, als der schöne und elegante Sohn, Kurt von Berchholz, an die Seite der Mutter trat.

Aller Augen ruhten auf Kurt. Er war in den Hofkreisen eine sehr interessante Figur geworden. Sein immerhin romantisches Verhältniß wurde zwar nicht allgemein gebilligt, erweckte aber dennoch Theilnahme, und viele sahen sich nach Fräulein von Werneck um, die jedoch nicht im Hauptsaale zu erblicken war.

»Euer Durchlaucht Gnade haben uns gewürdigt – –« begann Freiherr Kaspar.

»*N'en parlez pas*,« fiel der Kurfürst schnell ein, ihm die Hand reichend, »es ist ganz in der Ordnung, daß wir die alten Edelleute nicht vergessen. Ihre Gnaden, die Frau

Kurfürstin, haben ganz in unserem Sinne gehandelt, als die Einladung an Sie erging – Wir sind erfreut, Sie hier zu sehen und waren schon auf eine – allerdings kaum zu erwartende – Ablehnung dieser Invitation gefaßt.«

»Euer Durchlaucht hätten glauben können – –« stammelte Kaspar.

»*Pourquoi-pas?*« fuhr der Kurfürst fort, »*votre fils – un jeune homme,* mit dem wir es gut im Sinne haben – hat da andere Ideen – es wäre möglich gewesen, daß er heute fehlte –«

Kurt trat ein wenig näher.

»Die Gnade Euer Durchlaucht durfte nicht zurückgewiesen werden,« sagte er bescheiden, »deshalb begleitete ich meine Eltern.«

»*Ah – c'est remarquable,*« lachte die Kurfürstin, »nur deshalb?«

»Durchlauchtige Gnaden dürfen mich nicht mißverstehen. Ich würde mir, wie jeder von Dero Unterthanen, eine solche Invitation als höchste Gunst und Ehre anrechnen – und daß dieses wirklich meine *sentiments* sind, möge daraus hervorgehen, daß ich Dero gnädiger Ladung folgte, obwohl ich heute an einem anderen Orte sein müßte.«

»Und wo?«

»Im kurfürstlichen Gießhause zu Berlin, wo binnen wenig Stunden mein großer Meister, Andreas Schlüter, den mächtigen Guß der Statue des großen Kurfürsten vollenden wird.«

Kurfürst und Kurfürstin fuhren betroffen auf.

»Freilich! freilich,« sagte Friedrich, »es ist richtig – und ein absonderliches Zeichen von Gehorsam oder vielmehr Willfährigkeit, daß Sie hier sind.« Er trat dicht zu den Berchholz. »Ich wünsche,« sagte er halblaut, »daß Sie, *mon ami*, jene Scene – mit Monsieur Schlüter sich zur Warnung dienen ließen. Eine Mariage zwischen Ihnen und dem Fräulein von Werneck wäre mir sehr willkommen.«

Kurt neigte sich tiefer als je – um seine Verlegenheit zu verdecken. Kaspar brachte einige Worte hervor, und nur Sybilla, welche gerade mit der Kurfürstin sprach, schien unberührt von diesem Ausspruche Friedrichs, als aber der Kurfürst mit der Hand gnädig zum Abschied winkte, trat Sophie Charlotte schnell zu Kurt.

»*Chevaleresque* gehandelt, Monsieur,« sagte sie. »Die kleine Werneck liebt Sie nicht – sträuben Sie sich gegen eine Verbindung, welche auch *Ihrem* Herzen unwillkommen sein muß.«

Sie wendete sich zur Pöllnitz, die so eben herantrat.

»Ich bin zwischen Scylla und Charybdis,« murmelte Kurt. »Der Kurfürst will die Heirath – die Kurfürstin nicht – ich selbst werde niemals darein willigen.«

Der alte Freiherr war aber schon mit seiner Gattin vorwärts gedrungen. Verschiedene ehemalige Kumpane, die ihn bisher wenig beachtet hatten, drängten sich jetzt zu ihm – der Kurfürst hatte ihn ausgezeichnet – er konnte ja wieder zu Gnaden aufgenommen – glänzend gestellt werden.

»O,« seufzte Kaspar leise dem Sohne zu, »sieh, wie alles uns entgegenkommt. Nur Geld! Geld fehlt! und wie leicht können wir es erlangen, wenn Dein ernster Wille da ist – Sohn – Kurt! gedenke der Ahnen. Deine Weigerung macht uns doppelt elend – denn all diese Leute werden mich verhöhnen, wenn wir wieder in unser Nichts zurückfallen müssen.«

Kurts Augen senkten sich zur Erde – er hörte und sah rings um nichts mehr.

»Dort ist Werneck,« rief Kaspar. »Ich muß ihn sprechen – seit dem schlimmen Tage sah ich ihn nicht wieder.«

»Erlaubt, lieber Papa, daß ich mich ein wenig entferne,« rief Kurt, »ich mag den Freiherrn jetzt nicht sehen.«

»Was bringst Du?« fragte die Kurfürstin Fräulein von Pöllnitz, als diese zu ihr trat.

»Theure Durchlaucht,« flüsterte das Fräulein, »nehmen Sie Ihre *force* zusammen. So eben kommen Graf und Gräfin Wartenberg in die Galerie.«

»*Dieu de Dieu*,« sagte die Kurfürstin, ihre schöne Hand leicht zur Faust ballend. »Der schwerste Moment dieses Abends. Diese Schiffertochter feiert einen Sieg. Sie hat es doch durchgesetzt –«

»Bedenken Sie, Gnädigste – es hängt viel davon ab. Meine geheime Mission bei Kraut, die Bewilligung der Gelder, die Reise, die Protection Eosanders – alles hing davon ab, daß die Gräfin Zutritt bei diesem Feste erhielt.«

»Gewiß – gewiß,« seufzte die Kurfürstin. »Man muß sich in das Unvermeidliche fügen. Sieh nur dorthin,« sagte sie, auf die Saalthür deutend, »welche Bewegung. Man

scheint dieser *personnage* eine Art von Empfang bereiten zu wollen. *Tout le monde* – drängt sich ihr entgegen.«

»*Curiosité* – nichts weiter,« lachte die Pöllnitz leise. »Man drängt sich ja auch zu Hinrichtungen.«

In der That entstand ein großes Gedränge am Eingange der Galerie. Wahrscheinlich um den Effekt ihres Erscheinens im Kreise dieser großen, auserlesenen Gesellschaft noch zu erhöhen, waren Graf und Gräfin von Wartenberg nicht pünktlich zu der in der Einladung angegebenen Zeit erschienen. Sie ließen vielmehr die angesetzte Stunde vorübergehen, um dann mitten in die zahlreiche Versammlung treten zu können, deren Erwartung schon ein Mal, vor längerer Zeit getäuscht worden war, als sie das Erscheinen der Gräfin erwarteten. Ohne Zweifel hatte auch heute mancher wieder gesagt, wird sie endlich erscheinen? ist nicht irgend ein neues Hinderniß aufgethürmt, das ihr den Zutritt in den Saal sperrt? – aber nein – die Gräfin erschien wirklich an der Hand ihres Gatten im Saal, dessen Eingang Hofherren und Damen, Staatsbeamte, Officiere und Glücksjäger mit vornehmen Namen und leeren Beuteln belagerten, um die Gefürchtete ihren Einzug halten zu sehen.

Graf und Gräfin wechselten nur wenige Worte mit den Zunächststehenden. Es schien dem Grafen vor allen Dingen daran gelegen, sobald wie möglich in die Nähe der Kurfürstin zu gelangen, als ob er noch in der letzten Minute ein Hinderniß fürchte.

»Welch' eine Pracht der Toilette,« sagte die Baronin von Böbeln zu dem neben ihr stehenden Freiherrn von Derschau.

»Sie können sich denken, *ma chère*, daß die Wartenbergs alles aufgeboten haben, um zu glänzen,« entgegnete der Freiherr, »sie haben ja die Mittel reichlich.«

Kurt von Berchholz war in die Nähe gekommen. Mit finsteren Blicken sah er, wie der Gegner seines Meisters dem Grafen fast unmittelbar folgte. Der junge Edelmann biß zornig die Lippen. Eine Unruhe, deren er nicht Meister werden konnte, ergriff ihn, als er daran dachte, wie hier die Glücksritterschaft Eosanders glänzte, während jetzt vielleicht Schlüter in bangen Sorgen vor dem Ofen des Gießthurmes stand und den eben so ersehnten als gefürchteten Augenblick erwartete, um das Zeichen für den Guß geben zu können und – er, Kurt, er mußte fern sein!

»Welch ein Glück, daß wir alle hier zum Feste kommen,« hatte sein Vater ihm zugeflüstert, »des Kurfürsten Ungnade wäre uns sicher gewesen.«

Unterdessen war die Gräfin an der Hand ihres Gatten vorwärts geschritten. Eingebildet und hochmüthig hatte sie Grüße gespendet – als sei sie die Herrin dieser glänzend erhellten Räume. Die Kurfürstin beobachtete aufmerksam jede Bewegung der mißliebigen Dame, welche aber doch geduldet werden mußte. Sophie Charlotte verzog keine Miene. Für sie war die Gräfin eine gar zu unbedeutende Person – nur ein Mal zuckte es wie ein Blitz

des Unwillens durch ihr schönes Gesicht, als die Wartenberg in herablassender Weise der Frau von Eosander die Hand reichte. Die Gräfin war nicht weit von der Kurfürstin mehr entfernt.

»Wie hat sie sich aufgeputzt,« flüsterte die Pöllnitz der Kurfürstin zu.

»Ei, meine Liebe – es ist ein kostbares Kleid,« lachte verstohlen die Gebieterin, »ich selbst könnte kein schöneres aufweisen.«

»Diese Gräfin wiegt sich gleich dem Pfau,« spöttelte die Sacetot.

»Wir müssen uns ihr ganz feindlich gegenüberstellen,« sagte Fräulein von Bila.

»Und der *suffisante* Graf,« bemerkte die Troschke, »seht nur, wie er jetzt mit Werneck herablassend thut.«

»Die arme Sidonie,« fiel die Taube ein, »sie wird das Opfer irgend eines Zwanges.«

»Aber wo ist Sidonie nur?« fragte die Bülow. »Ich sah sie nur ein Mal flüchtig.«

»Welch ein köstlicher Schmuck,« flüsterte der Herr von Obdam seiner Gattin zu. »Ich sagte Ihnen gleich, Sie sollten die großen Diamanten umlegen.«

»Pah,« entgegnete die Frau von Obdam, »das würde auch viel Aufsehens machen. Sehen Sie nicht, welche Massen hier glänzen?«

»Jetzt – jetzt steht die Gräfin vor der Kurfürstin,« sagte die Sacetot.

Es war der Augenblick der Vorstellung gekommen. Die Blicke aller Anwesenden hefteten sich auf die beiden Damen. Es war das erste Mal, daß die Kurfürstin und die Gräfin so öffentlich, vor vielen hundert Zeugen sich sprachen, und Jedermann war hochgespannt, zu sehen, in welcher Art diese Begegnung stattfinden werde. Man beobachtete eben so scharf den Kurfürsten, dessen Verlegenheit nicht ganz unmerklich war. Dennoch nahte er, als Lottum die beiden Gäste meldete, sehr freundlich und sagte ihnen einige Worte der Begrüßung.

Sophie Charlottc stand hochaufgerichtet gerade unter dem mächtigen Krystallkronenleuchter, der von der Decke des Saales herabhing und mit seinem Kerzenschimmer die edle und schöne Gestalt der Kurfürstin übergoß. Sie hatte zweifelsohne diese Stellung gewählt, um sich der Menge so imposant, so schön zu zeigen. Die Kontraste mußten scharf hervortreten, denn trotz der glänzenden Erscheinung der Gräfin fehlte ihr doch jede Haltung, jede graziöse Sicherheit, welche die angeborene Majestät und Hoheit auszeichnen.«

Gleichwohl sahen viele Augen mit neidischen Blicken auf die prachtvolle Robe, auf die Perlenschnüre, welche sich durch die kostbaren Spitzen wanden, mit denen die Frisur der Gräfin geschmückt war – auf den von Steinen blitzenden Fächer, auf die Ringe an den Fingern – besonders aber auf den eben so originellen, als geschmackvollen und köstlichen Halsschmuck, den die Gräfin trug.

»Woher mag sie das nur wieder haben?« fragte Graf Dohna.

»Es sind seltsame Steine,« antwortete der geistvolle und tiefgebildete Kammerherr von Marwitz. »So viel ich bemerken kann – von hohem Werthe, und die Fassungen von Diamanten verleihen ihnen noch größeren Glanz.«

Die Gräfin neigte sich jetzt – man sah es wohl – gezwungen vor der Kurfürstin, welche ihr herablassend zulächelte. Es lag eine entschiedene Ironie in diesem Lächeln – vielleicht auch noch mehr – etwas, das wie Bosheit aussah. Dann richtete die Kurfürstin ihren Blick auf Wartenberg, dem sie die Hand zum Kusse reichte. Die Gräfin erhob sich von dem tiefen Komplimente, sie sowohl als sämmtliche Umstehende erwarteten nun die Anrede der Kurfürstin. Sophie Charlotte durfte des Gatten wegen kein Wort sagen, welches eine mißliebige Deutung nach sich ziehen konnte, wie leicht wäre der geistvollen Fürstin ein Gruß, ein Wort des Willkommens gewesen, welches die Gräfin nicht zu erwidern vermochte, aber sicherlich hätte der Kurfürst das im Stillen gemißbilligt – der Graf dagegen hätte schnell für seine Gattin antworten können.

Sophie Charlotte wollte der Gräfin in viel einfacherer Weise für deren keckes Auftreten eine Lection geben – sie hatte schon die Waffe in Bereitschaft, die freilich einfach genug war, aber dennoch große Wirkung erzielen mußte. Als nämlich die Gräfin sich erhob – und wie alle anderen – erwartungsvoll auf die Kurfürstin blickte, sagte diese mit dem liebenswürdigsten Lächeln und sanftesten Ausdrucke:

»»Ma chère comtesse, soyez la bien-venue – j'espère que la fête de Lutzenbourg sera d'après votre goût. Je vous salue comme monsieur la comte – votre mari.«

Die Gräfin erbleichte. Der Graf war in größter Verlegenheit – die Menge der Gäste durchlief ein leises Geflüster – denn Jedermann wußte, daß die Gräfin kein Wort französisch sprechen konnte und da es ganz der Sitte gemäß war, der Kurfürstin in derselben Sprache zu antworten, deren sie sich bediente – so mußte die Wartenberg in die peinlichste Lage gerathen, denn hier konnte selbst der Graf nicht helfen – wenn die Gräfin nicht dabei das Wort ergriff, so war das eine Blamage, welche sicher, trotz der scheinbaren Harmlosigkeit vollendet genannt werden durfte. Und so geschah es. Unvermögend, einen – auch nur den kleinsten Satz in der, jedem zum Hofe Gehörenden ganz geläufigen Sprache zu erwidern – stotterte die Gräfin einige dumpfe Redensarten, senkte das Haupt und schwieg dann plötzlich still.

Die Pause war noch schlimmer für die Betroffenen. Weit entfernt, durch schnelle Fortsetzung des Gespräches den Eindruck zu verwischen, den die Scene hervorgebracht, schwieg die Kurfürstin vielmehr beharrlich und erwartete die Antwort der Gräfin. Graf Wartenberg ließ seine Blicke hilfesuchend umherschweifen, aber kein Retter nahte und der Kurfürst nahm endlich das Wort, indem er nur halblaut sagte:

»Auch ich bin erfreut, Graf und Gräfin Wartenberg hier zu sehen.«

Die Kurfürstin dagegen fiel nicht aus der Rolle – sie winkte dem gräflichen Paare mit noch größerer Liebenswürdigkeit zu und sagte dann laut:

»Meine werthen Gäste – die Musik beginnt – folgen Sie uns in den Theatersaal.«

Diesem Befehle leistete alles Folge, und die unglücklichen Wartenbergs wurden dadurch aus ihrer Lage befreit – aber die Gräfin wankte schon unter der Last dieses Schlages – ihre Kühnheit, ihr Selbstbewußtsein waren dahin und sie vermeinte überall in der Menge, die sich zwar größtentheils ehrerbietig vor dem königlichen Paare neigte, ein höhnisches Zischeln, die Worte zu vernehmen:

»Die Schiffertochter will die hohe Dame spielen – sie kann nicht ein Mal zwei Worte des lumpigen Französisch sprechen! jeder Lakai ist gebildeter.«

Katharina von Wartenberg zerdrückte fast die Finger ihres Gatten.

»O – das war eine vorbereitete Sache,« knirschte sie.

»Um Deiner selbst willen, ruhig,« bat der Graf.

»Du hättest mir das lernen müssen,« schrie die Gräfin, »ich habe immer gedrungen, daß Du einen französischen *maître* nehmen solltest.«

»Es treiben sich genug solcher Lumpen umher,« entgegnete Wartenberg.

Sie traten in den Theatersaal, dessen sechsfache Sitzreihen bereits von den Gästen eingenommen waren. Ganz vorne, in der Nähe der Bühne, waren die Plätze für den kurfürstlichen Hof – dahinter nahmen die Damen

der Minister und Staatsräthe so wie der Gesandten Platz – hinter diesen die Herren – die Gesandten – dann die Damen des Hofes und hinter diesen wieder die Cavaliere, Gelehrten, Künstler und Officiere. Was nicht in den Sitzreihen Platz fand, nahm Stellung in den weit geöffneten Corridoren. Der ganze Raum war in glänzendster Weise, nach Eosanders Angabe decorirt. Sieben Kronleuchter hingen von der Decke hernieder – die Brüstungen der Sitzreihen waren mit reichen Decken geschmückt. Große Kandelaber standen zu beiden Seiten der Bühne. An den Wänden hatten sich Schweizergarden postirt, die in reichster Tracht, mit den glänzenden Hellebarden in den Händen, eine schöne und prunkvolle Staffage zu dem ohnehin fast überreichen, lebenden Bilde abgaben.

Während sich so der Zuschauerraum mit den Gästen und deren Gefolge füllte, die Unterhaltung und Begrüßung in ziemlich lautem, ungezwungenem Tone geführt ward, während Kurfürst und Kurfürstin sich noch verschiedene Personen vorstellen ließen, ging es hinter dem von Weidemann gemalten Vorhange und auf der Bühne ebenfalls bunt einher. Der weibliche und männliche Sängerchor wimmelte lustig durcheinander. Ein Theil derselben war als Genien – ein anderer als Schäfer oder Schäferinnen, Faune und Waldnymphen kostümirt. Die nach Potiers Angabe gefertigten, glänzenden Kostüme, waren mit den künstlichsten Haarfrisuren in seltsamem Kontrast, denn die Mode der Zeit litt nicht, daß Götter, Römer oder Griechen ohne die Haargebäude auf ihren

Köpfen erschienen. Der Balletmeister, Monsieur Desnoyers, hielt den Tänzern eine halblaut ausgesprochene Anrede und die Decorateure waren mit verschiedenen kleinen Anordnungen beschäftigt. Von außen her mischten sich die Töne der Instrumente, welche von Musikern gestimmt wurden, mit der Unterhaltung der Zuschauer.

Jetzt erschienen Besser und Eosander auf der Bühne. Sie musterten ihr Personal – ihre Anordnungen, und Eosander war besonders bemüht, die nach seinen Entwürfen ausgeführten Decorationen in das beste Licht zu setzen. Indessen so die Vorstellung auf der Bühne ihrem Anfange entgegenging, schritt der Polizeimeister, Herr de Portz, durch Coulissen und Setzstücke, zierliche Altäre und Requisiten jeder Art sich windend und über sie hinwegkletternd, an den hinteren Ausgang des Theaters, der auf die in den Garten führende Terrasse sich öffnete. De Portz musterte die Sicherheitsmaßregeln wider Feuersgefahr. Er fand die aus Berlin gekommene Mannschaft auf ihren Posten.

»Ich habe alles in Ihrem Sinne geordnet,« sagte Eosander, von der Bühne kommend. »Sehen Sie, hier ist eine besondere Oeffnung geschlagen worden; wenn ein Unglück entstehen sollte, wird sich alle Welt von der Bühne leicht ins Freie retten können. Geübte und unerschrockene Leute stehen bereit.

Er wies auf eine Gruppe Maurergehilfen, welche mit ihren Handwerkzeugen an der Seite des Fensters standen. De Portz trat ein wenig zurück. Er hatte sofort Gregorio erkannt.

»Wieder dieser Mensch,« sagte er halblaut. »Sie haben ihn – wie es scheint – sehr in Affection genommen.«

»Es ist ein zuverlässiger Arbeiter,« sagte Eosander.

»Ich muß es Ihnen überlassen,« entgegnete de Portz weiterschreitend.

»Braun wählt seine Leute,« fuhr der Hofarchitekt fort. »Auch sein Sohn ist dort.«

Sie machten die Runde um die Bühne.

»Du bist einsilbig, ernst, Leonhardt,« begann jetzt Gregorio, dem jungen Maurer näher tretend. »Hast Du etwas gegen mich?«

Leonhardt Braun wendete sich ab.

»O – nichts – nichts,« sagte er kurz. »Ich bin ein wenig angegriffen von dem Tumulte.«

»Sei ruhig – wir werden in kurzem mehr wissen.«

»Wie meinst Du das?«

»Hm – es kann doch mancherlei sich ereignen.«

Leonhardt fühlte, wie sein Blut zu Kopfe stieg. Die Stunden verrannen – in Berlin gingen die Dinge unaufhaltsam vorwärts.

»Jetzt tritt alles an die Posten,« rief Eosander.

Die Maurer und Spritzenleute, die Wächter, nahmen ihre Plätze ein – draußen begann die Ouvertüre. Gregorio hatte sich zwischen den Seitengang und die Wand gedrängt – er war dicht am Proscenium und konnte von hier aus in den Zuschauerraum blicken.

Einige Cavaliere hatten sich durch irgend welchen besonderen Gang auf die Bühne geschlichen und spendeten den Damen Complimente.

»Es wird sogleich beginnen,« sagte Besser.

»Warum fängt man nicht an?« fragte Pieri.

»Der Kurfürst gibt das Zeichen – wenn der Vorhang in die Höhe gehen soll,« entgegnete Besser. »Ah – äußerst elegant – großartig – sehen Sie nun – da kommt die d'Alikan.«

Die Sängerin war von ihrer Garderobe auf die Bühne getreten. Sie war in das reizende Kostüm der Daphnis gekleidet. Ein blauseidenes, mit Silber durchwirktes Kleid, welches von Blumenguirlanden an den Schultern gehalten ward, umschloß ihren schlanken, herrlichen Wuchs und ließ die schönsten Füße sehen, die in zierlichen, mit rothen Hacken geschmückten, seidenen Schuhen steckten. Ueber das Kleid hin lagen ebenfalls schön gearbeitete Guirlanden von künstlichen Blumen. Ein Gürtel, aus Muscheln, Steinen und Federn zusammengesetzt, umspannte die Taille. Der Mode jener Zeit Trotz bietend, hatte die Sängerin ihr prachtvolles, schwarzes Haar nicht den Brenneisen und Nadeln eines Friseurs preisgegeben, sondern ließ es in langen, üppigen Wellen um Kopf, Nacken und die schöngeformten Schultern wallen. Ihre Arme waren mit Aermeln von Silbergaze halb bedeckt, welche bis zur Hälfte kunstvoll gearbeitete Schmetterlinge aufrafften. Auf dem Kopfe trug sie ein kokett sitzendes Hütchen, an dessen Rande ebenfalls mehrere auf Zitternadeln befestigte Schmetterlinge glänzten. Einen Schäferstab hielt sie in der Hand.

»*C'est ravissant!*« rief Eosander, als die Sängerin ihm nahe trat. »Sie werden alles hinreißen!«

»Ich danke es Ihrer Gewandtheit, Monsieur,« lispelte die Sängerin ihm lächelnd zu. »Wenn es nicht Ihrer Diplomatie gelungen wäre, mich dem Dresdner Theater abzugewinnen – ich hätte die Ehre, vor dem kurfürstlichen Hofe von Berlin singen zu können, vergeblich herbeigesehnt.«

»Wenn Sie dadurch erfreut sind,« versetzte Eosander leise, »dann denken Sie meiner, falls Seine Durchlaucht der Kurfürst Ihnen einige *compliments* sagen wird.«

»Ich werde Sie bis in die Wolken heben.«

»*Eh donc*,« sagte Eosander, schnell sie an eine Coulisse führend, »ich hatte vor lauter Geschäften noch keine Zeit, um eine Sache zu fragen. *Dites moi donc*, wer ist eigentlich Ihr Empfohlener, dieser Gregorio?«

D'Alikan zuckte die Brauen ihrer schönen Augen.

»Es ist ein Mensch, den ich von früher Jugend kenne – er war, als ich noch arm und unbedeutend einherging, in meiner Vaterstadt mein Gespiele. Ein tüchtiger, kenntnißreicher Mensch.«

»Er scheint nicht mittellos zu sein?« fragte Eosander lauernd, »und steht Ihnen wahrscheinlich nahe.«

»Wie meinen Sie das?« fragte die Sängerin unruhig.

»Weil ich seiner Fürbitte bei Ihnen jedenfalls die Verwendung des Herrn Kraut verdanke.«

»Mir verdankten Sie das, Herr Hauptmann? O nein – ich muß diesen Dank abweisen. Der Herr Finanzrath beehrt mich mit seiner Freundschaft – aber sonst – –«

»*Ah, ma belle*, läugnen Sie Ihre Macht nicht. Sie sind die Gebieterin über unsern *financier* – ja – ja. Er bringt

Ihnen glänzende Huldigungen dar. Ich brauche nur auf Ihre schöne Hand zu blicken – dieser Schlangenring ist ein Präsent des Finanzrathes – solch einen Ring findet man selten.«

Die Signora versteckte unwillkürlich die Hand. Gregorios Worte fielen ihr ein.

»*Laissez donc*,« sagte Eosander. »Es ist ein Geschenk, wie so viele andere – nichts mehr – aber hören Sie, die Ouvertüre scheint bald zu Ende – also dieser Gregorio ist ein Jugendfreund?«

»Ja – ja.«

»Er besitzt, wie es mich bedünken will, absonderliche Schätze – gewisse Kostbarkeiten –«

»Möglich – möglich – sein Vater war, so viel ich weiß, ein Goldschmied.«

»*Mon dieu*,« zischte jetzt Eosander, »was fällt mir da auf – Sie sehen wahrlich dem Gregorio sehr ähnlich.«

»O mein Gott,« rief die Signora wankend, indem sie schnell hinter die Coulisse trat.

»*Mille tonnerres*,« was haben Sie denn da?« ließ sich jetzt Besser vernehmen, der den Ruf gehört hatte. »Sie bringen die Sängerin außer sich – sind Sie des Teufels, Hauptmann?«

Eosander fühlte gleich, daß er zu weit gegangen – es überfiel ihn eine große Angst vor den Folgen der Aufregung, die er der Signora bereitet hatte. Er wollte in der Eile ihr ein Geständniß entlocken, um es ausbeuten zu können – aber er hatte viel eher Unheil für sich gestiftet.

»Wie können Sie kurz vor dem Beginne der Oper einer Sängerin Gott weiß was erzählen?«

»Es war ganz etwas Gewöhnliches – einige Fragen –«

»Der Henker, Sie müssen ihr doch eine schlimme Sache, irgend etwas *Choquantes* mitgetheilt haben – denn sie schien außer sich zu sein – bedenken Sie, daß heute Abend alles von ihr abhängt – diese *comédiens* sind ohnehin wahres Schießpulver.«

Eosander ward bleich – er wollte der Signora nacheilen – aber sie war schon hinter der Coulisse, und eine Schar von Genien und Faunen sperrte den ohnehin engen Raum.

»Hören Sie nur,« rief jetzt Besser, »im Saale muß ein besonderes Ereigniß stattfinden – welch Geräusch! Da kommt Lottum. Was geht denn vor?«

Die Signora war in heftigster Erregung hinter die Coulisse geeilt. Was bedeutete dieses Examen, dieses Verhör Eosanders? Hatte Gregorio einen neuen gefährlichen Streich ins Werk gerichtet, der vielleicht die ganze Existenz der Schwester bedrohte? Katharina d'Alikan lehnte hochaufathmend einige Minuten an der Coulisse. Sie war glücklich, daß der Oberceremonienmeister noch nicht das Zeichen zum Beginnen gab. Sie hätte in diesem Augenblicke nicht singen können.

In dem Durcheinander, welcher hinter den Coulissen herrschte, achtete gerade jetzt niemand auf ihre sorgenvolle Miene, und sie that noch einige Schritte vorwärts gegen das Proscenium, als sie sich plötzlich zu ihrem Schrecken Gregorio gegenüber befand.

»Du auch *hier*?« fragte sie leise.

»Weshalb nicht?« antwortete der Polier.

»Gregorio, Du ahnst nicht, daß jemand Verdacht schöpft.«

»Verdacht, wer?« fragte der Bruder, ihre Hand drückend.

»Der Hauptmann Eosander.«

»Ah – der?« sagte Gregorio, ihre Hand loslassend. »Es thut nichts – er wird mir keinen Schaden zufügen.«

»Was geht nur vor? ich höre seit einiger Zeit räthselhafte Worte – Andeutungen. Du sinnst etwas – ich bin in Sorgen.«

»Ich nicht minder,« lispelte Gregorio. »Ich gäbe viel – sehr viel darum, könnte ich fort von hier. Meine Gegenwart wäre wo anders weit nothwendiger.«

»Das eben ist es. Ich fürchte, Du bist in irgend ein Komplott verwickelt. Bedenke, wir beide sind verloren – –«

»Thörin – ich bin vollkommen ruhig.«

In diesem Augenblicke schallte aus dem Zuschauerraume jenes dumpfe Getöse, welches Besser und die auf der Bühne Anwesenden schon gehört hatten und dessen Grund Lottum angeben sollte.

»Was ist das?« fragte die Signora.

Gregorio wendete sich schnell wieder zum Proscenium.

Hier war folgendes geschehen. Als die Ouvertüre schon im Gange war, und Kurfürst und Kurfürstin so eben wieder auf den breiten Goldsesseln Platz nehmen wollten, führte Bülow einen neuen Gast herein, den das fürstliche Ehepaar besonders freundlich empfing.

»Dieser Abend gestaltet sich ganz *magnifique*,« rief der Kurfürst. »Ich heiße Sie willkommen, Graf Maffei.«

Maffei küßte die Hand der Kurfürstin.

»Ich komme direkt von Hannover,« sagte er leise, »gerade aus dem Reisewagen hierher. Die Kurfürstin Mutter von Hannover ist hocherfreut über die Aussicht auf eine so interessante Reise – sie billigt Dero Durchlaucht Entschluß vollkommen und wird, damit der hohe Zweck geheim bleibe vor der *grand monde*, die Reise nach Aachen vorschützen. Außerdem habe ich sämmtliche *négotiations* vollführt, die dringendsten Befürwortungen von Seiten Hannovers, den Wunsch Euer kurfürstlichen Durchlaucht betreffend, werden den hohen *Ambassadricen* mitgegeben werden, so daß der Baiernfürst und die Seemächte keinen Widerstand leisten können.«

»Es ist trefflich,« sagte der Kurfürst, die Hand Maffeis drückend, ganz laut und vernehmlich. Das Antlitz der Kurfürstin strahlte vor Freuden, und sämmtliche Anwesende konnten deutlich merken, daß etwas Außerordentliches dort vor dem Platze des Monarchen verhandelt wurde, diese Bemerkung theilte einer dem andern mit, und diese Mittheilungen erregten jenes Summen und Rauschen, welches man auf der Bühne vernommen.

»Ist ein besonderes Ereigniß eingetreten?« fragte die Signora Gregorio, der scharf durch die Draperieen spähte und unter dessen zitternden Händen die Falten sich leise bewegten, denn der Italiener meinte bei jedem Geräusche das Eintreffen irgend einer Nachricht von Berlin zu vernehmen; nur mühsam bezwang er seine Unruhe – seine Pein. Wie stand es dort – am Gießofen, wo der entscheidende Augenblick ganz nahe sein mußte?

»Es scheint nichts von Bedeutung,« flüsterte er immer durch die Falten lugend. »Ein neuer, vornehmer Gast ist eingetreten – es muß eine wichtige Person sein – Kurfürst und Kurfürstin begrüßen ihn stehend – die ganze Versammlung sieht auf ihn?«

»Wer mag es sein?«

»Ich kann das Gesicht nicht erkennen – der Herr wendet uns den Rücken – jetzt verabschiedet er sich – er wendet sich herum – ha –« schrie er, nur mühsam den Ruf in die Kehle hinabdrückend und von der Draperie forttaumelnd.

»Heilige Jungfrau – Gregorio – was siehst Du?« lispelte die Signora.

»Sieh – sieh – schnell hinaus,« stotterte Gregorio.

Katharina war sogleich an der Draperie, sie blickte hindurch – ein neuer Ruf des Schreckens tönte aus den Falten des Proceniums. Die Hand der Sängerin ließ den bunten Stab entgleiten – ein klagender Laut entwand sich ihren Lippen, und wankend faßte sie Gregorios Arm.

»Hast Du ihn erkannt?« keuchte der Italiener.

»Ich – habe – ihn erkannt,« stöhnte die Signora, ihre brennende Stirn mit der Hand pressend. »Es ist Graf Maffei – unser Vater.«

Die Geschwister starrten einander an. Eine Glocke tönte – der Vorhang stieg empor. Die Oper begann.

Im Giesshause.

Um Mitternacht.

Tiefes Dunkel breitete sich über Berlins Häusermassen aus. Die Gassen waren bereits menschenleer, nur an einer Stelle der Residenz herschte Leben, da wo das Zeug und das Gießhaus zwischen die Facen des Bastions an der Spree eingeklammert lagen. Von den Straßen des Friedrichwerders her und durch das neue Thor kamen verschiedene Gruppen von Männern, auch einige Karossen und Sänften waren sichtbar. Alles bewegte sich auf das Gießhaus zu, dessen Fenster, zum Theil erleuchtet, den zu Fuß und Wagen Nahenden als Zielpunkt dienten. Im Innern des weiten Baues war das Treiben noch weit geschäftiger. Wir befinden uns wieder in der großen Halle des Gießthurmes. Arbeiter eilen geschäftig hin und her, die verschiedensten Befehle werden gegeben. Fauchend und aus seinem, in größeren oder kleineren Pausen sich öffnenden Fenster rothe Blitze hervorsendend, steht der riesige Ofen, in welchem die Metallmasse brodelt. Ungewisses Licht zuckt durch die weite Halle, die vielen Gegenstände nur matt erleuchtend. Es spielt auf den Werkzeugen der Arbeiter, an den rußigen Wänden und bestrahlt die Gesichter der versammelten Personen, die sich

um den Ofen geschart haben. Wie ein Grab, für Hünen zurechtgemacht, liegt die Dammgrube im Halbdunkel. In ihr ruht die ungeheure Form, welche das Metall aufnehmen, in ihren vielfachen und verschiedenen Windungen die flüssige Masse zwängen – zum Bilde gestalten soll. An den Galerien, welche den Ofen umgeben, stehen Arbeiter, deren Köpfe mit großen Hüten bedeckt sind, Wache. Die oben hinauf, zur Wölbung des Ofens führenden Treppen klimmen andere hinan, welche große Bündel trockenen Fichtenholzes durch das Schierloch werfen. Ueberall wird irgend etwas gearbeitet, ausgeführt – das mit dem bevorstehenden Gusse in Verbindung treten soll. Zuweilen dringt aus einer der Oeffnungen ein schrillender oder klagender Ton hervor – das Metall entwickelt seine Dämpfe, welche durch die kleinsten Fugen entweichen, und es scheint, als ob der glühende Brei um seine Entfesselung bitte, als ob er klage, so lange eingesperrt bleiben zu müssen. Hämmer, Sägen und Feilen rasseln – die Gesichter der Arbeiter drücken Erwartung, Eifer und Vertrauen aus – und niemand achtet auf den heißen Dunst, der bereits bis an die Balkendecke des ungeheuren Raumes stößt und sich langsam durch die Luken des Thurmdaches in die Nachtluft hinaus windet.

Unter den vielen Personen, welche den großen Raum anfüllten, konnte man leicht die beiden hervorragenden Gestalten Schlüters und Jakobis unterscheiden. Beide Männer waren von Sorge und Erwartung ergriffen und gepeinigt. Wie wäre es anders möglich gewesen? Aber

auf Schlüters Antlitz prägte sich eiserne Ruhe und Fassung aus, nur zwischen seinen Augenbrauen zuckte es hin und wieder – sein Mund blieb fest geschlossen. Jakobi dagegen trug seine Sorge um das Gelingen offen zur Schau. Seine Wangen wechselten die Farbe, von fahler Blässe bis zum glühendsten Roth. Nicht ohne große Bewegung verfolgten die Freunde, die Verehrer Schlüters, die Kunstliebhaber, die beiden Männer. Es hatten sich viele von den Anhängern des Meisters eingefunden. Da waren Henzi, Nahl, Brückner und Balzer – da sah man diesen und jenen, der zum Feste in Lützenburg eine Ladung erhalten – der aber nicht die Festsäle aufgesucht, sondern sich in das Gießhaus geschlichen hatte, weil der große Moment näher rückte.

Schlüter sprach nicht mehr. Er ging mit festem Tritte durch die Gruppen der Arbeiter und Zuschauer, welche Jakobi ängstlich überwachte, dessen Augen wie Feuerräder sich drehten und jede Bewegung eines der Anwesenden musterten, als gälte es, einem Verbrechen auf die Spur zu kommen. Schon füllte sich der Raum vor dem Ofen, der von dem Innern durch eine Art Galerie abgesperrt war, mit Personen, welche gewichtige Namen trugen. Da erschienen die Herren von Flemming, Schlippenbach, Sonsfeld – der Baron von Chalisac, die Freiherren von Bredow und Bogislaus Schwerin, Syberg und von Stosch, von Wackenitz und Blankenstein und noch viele andere. Auch Künstler hatten sich eingefunden, man sah außer den genannten Modelleuren und Bildhauern genug Männer, deren Namen Achtung einflößte, wie Koch

den Steinschneider, Permoser den berühmten Bildhauer, der gerade in Berlin weilte, Sapovius und den Ingenieur Reichmann, den Schweizer Dallecker, den trefflichen Architekten und Kupferstecher Decker aus Nürnberg, einen Freund Schlüters, die beiden geistvollen und technisch ausgezeichneten Maler und Stecher, die Brüder Allgendorf und den Neffen des berühmten Antiquars Beger, den Kupferstecher Lorenz Beger. Allen aber ragte hervor die herkulische Gestalt Johann Heinrich Behrs, des kurfürstlichen Ingenieurs und Mitgliedes der Societät der Wissenschaften, dessen Kopf von grauen Locken umwallt, wie das Haupt eines von Schlüter geschaffenen Steinbildes aussah.

Schlüters Augen forschten genau nach allem, was mit dem Gelingen des Gusses und mit der in der Dammgrube befindlichen Form zusammenhing. Er mußte sich noch einmal vor dem Beginn des Gusses überzeugen, daß alles geschehen sei, was von dem Menschen verlangt werden konnte, daß ein Mißlingen also eine höhere Bestimmung war, der er sich schweigend unterwerfen mußte. Mit Jakobi im Verein besichtigte er die eisernen Stäbe, welche vom Fundamente ausliefen und den Kern sowohl als später die fertige Statue unterstützen sollten. Neben diesen Stäben ragten noch andere hervor. Sie schienen in der Luft zu schweben und waren bestimmt, die freistehenden Theile: den Schweif des Rosses, den Kopf und die Arme des Reiters zu stützen. Als Schlüter und Jakobi diese Verrichtungen untersuchten, waren sie gerade in die Nähe des Fensters gekommen. Hier standen zwei

Arbeiter. Einer derselben war ein tückisch aussehender Geselle – der Däne Alquist. Alquist konnte nur mühsam seine Unruhe verbergen; er fürchtete schon, daß Schlüter einen Verdacht hege, als der Meister zum Fenster trat und wie zufällig seine durchdringenden Augen auf den Dänen richtete.

»Diese Röhren sind besonders wichtig,« sagte Schlüter. »Es ist Euer Verdienst, Jakobi, sie in guter Zahl angebracht zu haben.«

Er deutete auf einige Röhren, welche aus dem Mantel, der die Form umhüllte, hervorragten.

»Sie sind nothwendig,« sagte Jakobi, »weil sie der Luft den Ausgang verstatten. Ich habe sie eben so hoch gefertigt als die Statue, damit sie nicht das flüssige Metall ableiten.«

In diesem Augenblicke trat der Markgraf Christian Ludwig in die Halle. Sämmtliche Hofherren, Künstler und die anderen Personen machten dem Prinzen ihre Verbeugung. Er ließ sich nach freundlichem Gegengruße von Simonetti zu Schlüter und Jakobi führen.

»Da finde ich die beiden Meister,« sagte er, dem Oberbaudirector seine Hand reichend. »An der Stelle, wo sie sein müssen. Ich will mit Euch die Sorge und die Erwartung theilen.«

»Euer Gnaden Anwesenheit ist eine Bürgschaft fürs Gelingen. Wenn solcher Herren gute Wünsche das Unternehmen begleiten, wird der Muth der Arbeiters gehoben,« sagte Schlüter.

»Es wird bald beginnen?« fragte der Markgraf.

»In kurzer Zeit,« entgegnete Jakobi. »Wollen Euer Gnaden noch ein Mal die Verrichtungen in Augenschein nehmen?«

Man sah nun, wie Schlüter und Jakobi dem Prinzen alles zeigten, was für den Guß vorbereitet war. Christian Ludwig betrachtete die Trichter, welche das Steigen des Metalls anzeigten – dann die Gießröhren der Form, welche den Mantel durchbohrten, die Ketten und Hebearme, welche die Zapfen festhielten, die alle Oeffnungen schlossen, und die im entscheidenden Momente weggezogen werden sollten. Jakobi zeigte dem Prinzen jene drei großen Röhren, welche die Luft auszulassen angebracht waren. Er zeigte noch verschiedene andere Röhren, deren Funktionen darin bestanden, daß sie den Fluß des Metalls förderten, wenn irgend eine Stockung eintrat, sie wurden Connexionsröhren genannt, und Jakobi belehrte den Prinzen, daß sie vom Bauche des Rosses bis zu den Armen des Reiters, zwischen die Finger und Augen liefen. Er zeigte die Winkpfeiler und die starken Eisendrähte, welche aus der geheimnißvoll verhüllten Dammgrube hervorragten und mit den dicken Stäben verknüpft waren. Sie hielten die kleinen zierlichen Stücke, die Riemzeuge, die Gebißstangen und die Zierrathen des Panzers fest, um den Druck des Metalls zu hemmen, wenn es in die Form strömte. Andere Röhren neigten sich in die Tiefe, das Wachs ablaufen zu lassen. Der Prinz besichtigte aufmerksam die Gießrinne, wodurch das Metall vom Ofen zu der Form strömen sollte. Jakobi wies ihm die Trichter und erklärte das Steigen des

Metalls in dieselben. Er zeigte mit bebender Hand auf die Rinne, welche das flüssige Erz leiten mußte und die gerade in den dunklen Schlund der Form münden. Er zeigte den Abfall der Rinne und wies den Zapfen aus Eisen, der das Zapfenloch des Ofens schloß; vor dem Verschlusse hing in schweren Ketten die eiserne Stichstange. Neben dieser aber standen zwei Arbeiter mit riesigen, nackten Armen begabt. Sie waren bestimmt, die Stange zu regieren – das Zapfenloch zu öffnen und dem brodelnden Metall den Ausgang aus dem Ofen zu öffnen. Andere Handlanger standen bereit, die Zapfen den Gießröhren an den Wagebalken zu öffnen – noch andere hielten die nöthigen Materialien in den Händen, um die Fenster des Ofens zu stopfen, wenn das Gießloch geöffnet war, damit das Metall in alle Theile der Form dringe und bis in die Trichter steige.

Der Prinz schien fast ebenso erregt, als die beiden am Werke betheiligten Meister. Er schaute selbst durch das Fenster des Ofens, stieg zum Schierloche hinauf und sah mit großem Interesse dem Einwerfen des Metalles und des Holzes zu. Jakobi wies ihm die Zuglöcher oder die Windpfeifen, den muldenförmigen Herd und den mächtigen eisernen Deckel, welcher das Schierloch schließt, wodurch die Flamme in den sogenannten Schwalch gepreßt und genöthigt wurde, in den Ofen zu schlagen, um ihre ganze Gewalt auf das Metall zu richten.

Fortwährend warfen die dazu bestimmten Arbeiter Stücke oder Barren in den Ofen, und jedes Mal zuckte ein

ungeheurer Blitz beim Oeffnen des Fensters über die Versammlung dahin. Von den Vorrathskammern herab senkten sich die eisernen Körbe mit Metallstücken, und die Gesellen schleppten die Speise mühsam die Treppen hinan zum Fenster des Ofens, um von da aus den glühenden Brei zu vermehren.

Während Jedermann in gespanntester Erwartung den Vorbereitungen zuschaute und die Entscheidung mit jeder Minute näher schritt – kauerte der Genosse Gregorios am Fenster des Ofens. Da sich nichts zeigte, das Jakobis Sorge vergrößern konnte, hatte man den Dänen als geschickten Arbeiter an seinem Posten gelassen. Alquists Unruhe wuchs, je näher der Augenblick zum Beginn des Gusses rückte. Seine Augen gingen nach allen Richtungen, und er schielte bald nach Schlüter und Jakobi – bald nach den Genossen, die mit ihren Arbeiten vollkommen beschäftigt waren. Wenn er nicht vom Fenster wegkam, wenn er nicht zu den Barren gelangen konnte, die er auf der Galerie in Bereitschaft hatte? der Streich gelang nicht – Gregorio hatte vergeblich auf ihn gehofft – Alquist glaubte fest an Jakobis und Schlüters Sturz, wenn der Guß mißlang. Er schaute wiederum durch das Fenster – die Massen warfen neue Blasen.

Wolfgang der Werkmeister stieg herauf – drunten am Ofen in der Halle ward es lebhaft. Alles umringte Schlüter, der sich möglichst unbefangen zeigte. Der Markgraf begrüßte seine Cavaliere – nur Jakobi schritt unruhig wie ein gefangener Tiger auf der Galerie umher, seine Augen auf die Thür zum Wohnungsflügel richtend.

»Wie mag es dem Kinde gehen?« murmelte er, die Finger in seinen Rock grabend – »Ich kann nicht hinweg – mein Kind ist am Sterben, o – welch eine Stunde!«

»Eilt hinauf in die Galerie,« sagte Wolfgang zu Alquist, nachdem er durch das Fenster gesehen hatte. »Ich glaube – weiß Gott es ist Zeit, daß wir den Guß beginnen – aber die Messung zeigt, daß noch nicht der höchste Gradus vorhanden ist.«

»Wolfgang – was gibt es,« rief Jakobi, der trotz seiner Unruhe die Bewegungen des Werkmeisters beobachtet hatte.

»Es ist viel Schaum auf dem Brei – wir müssen aber noch sechs Barren hinein werfen – und dann Pottasche nach – hei – das wird gut.«

»Hinauf auf die Galerie,« gebot Jakobi dem Dänen, »schnell von dem Barrenlager auf Drei die Stücke abgenommen.«

Alquists häßliches Gesicht verzog sich zum Grinsen der Freude – er war im Stande, die Barren zu schaffen, welche das lodernde Metall zum Stocken bringen sollten. Wie der Blitz schoß er vom Ofen hinweg und die Treppen hinan.

»Ein thätiger Bursch,« sagte Jakobi, seine schweißtriefende Stirn trocknend, »ich habe ihm Unrecht gethan.«

»Sein Gesicht mißfiel Euch,« sagte Wolfgang, in den Ofen blickend. »Die Blasen werden immer stärker,« setzte er hinzu.

Alquist war unterdessen wie vom Winde geführt die Stiegen hinangeeilt. Er öffnete hastig, keuchend und pustend die Thüre des Schlafkämmerchens und zog ein Bündel hervor. Der Däne hatte die verderblichen Barren in zwei Päcke gebracht und geordnet. In dem ersten Packe waren diejenigen enthalten, welche das Metall des Ofens ins Stocken bringen sollten. Das zweite Bündel enthielt, seiner Meinung nach, die explodirenden Stücke zur Vernichtung der Form. Alquist hatte sie noch ein Mal untersucht. Aussehen, Gewicht und Zeichen stimmten genau. Der Däne meinte gewonnenes Spiel zu haben – – denn Wolfgang sendete sicherlich keinen andern als ihn zum Herbeischaffen der Gußspeise. War es doch Jakobi selbst, der ihn auf die Galerie geschickt. Die droben Beschäftigten waren rohe Tagelöhner. Von ihnen hatte der Däne, der als Geselle über ihnen stand, nichts zu fürchten.

»Schnell die Barren von Nummer drei,« rief er, über den Gang in die Bodenkammer eilend, welche die Metalle barg.

Die Arbeiter zogen aus dem Lager die Barren hervor. Alquist zählte sechs Stück ab und schleppte sie auf die Galerie. Das Halbdunkel, welches hier herrschte, begünstigte sein Vorhaben. Er setzte schnell den Korb nieder, die Barren Savenis lagen bereit, der Däne wendete den an der Winde beschäftigten Arbeitern den Rücken und deckte so sein Werk. Hastig legte er drei der Zinkbarren bei Seite und nahm dafür die drei Barren Savenis in den Drathkorb – dann trat er schleunig den Rückweg an.

Als er drunten angelangt war, dampften die Röhren, die Flammen verbreiteten eine röthliche Glut, wenn das Fenster geöffnet wurde – die frühere blitzartige Röthe zeigte sich nicht mehr – ein Beweis, daß das Metall in Fluß war und daß die Flamme keinen besonderen Kampf mehr zu bestehen hatte.

»Hier sind die Barren,« sagte Alquist an das Fenster tretend, woselbst Jakobi mit Wolfgang stand.

»Hinein in den Ofen,« trieb Jakobi.

Ein Arbeiter öffnete das Fenster – die Glut überstrahlte die drei Männer – in diesem Augenblicke trat Heß an den Ofen, – er sah, wie der Däne die Barren hob – wie er sie auf den Rand des Fensters schob – eine Stimme schien ihm zuzurufen.

»Es ist ein Unheil, welches dort geschieht.«

Heß wollte vorstürzen und »Halt« schreien – da legte sich eine Hand auf seine Schulter – es war Schlüters.

»Nein, Freund,« sagte der Oberbaudirector. »Ich habe Seiner Hoheit dem Herrn Markgrafen Euch überwiesen. Ihr mögt in der Nähe bleiben, wenn der Guß beginnt, und die Bruchprobe vor den Prinzen bringen.«

Heß wollte antworten – er schaute noch ein Mal nach dem Ofen – zu spät – der Däne schob die Barren in den Ofen, das Fenster schloß sich. Heß rang nach Fassung. Schlüter war hinweggeeilt, und der Geselle stürzte auf die andere Seite, wo man seiner wartete. Er lauschte noch eine Minute lang – es ereignete sich nichts.

»Vielleicht hat Leonhardt nur blinden Lärm gemacht,« murmelte er.

»Hierher, mein Braver,« rief Schlüter, »Ihr sollt auf Wunsch Jakobis die Probe machen.«

»Gleich ist alles bereit,« sagte Jakobi, der von dem Fenster herniederstieg zum Markgrafen. Neugierig und in höchster Spannung umstanden alle den Prinzen, Schlüter und Jakobi.

»Die Pfeifen werden gelb,« rief Wolfgang von oben herab.

»Ein Zeichen, daß alles gut im Flusse ist,« frohlockte Schlüter.

»Jetzt den Bruch,« befahl Jakobi.

»Es ist nichts – keine Gefahr,« lispelte Heß.

Eine kleine Quantität des flüssigen Metalls ward ausgelassen. Drei Arbeiter ließen es in einen hohlen gewärmten Stein laufen – nur wenige Zeit bedurfte es zum Erkalten. Heß hatte den wuchtigen Hammer erhoben, ein andrer Arbeiter legte die Masse auf den Amboß.

»Schlagt zu,« rief Jakobi.

Heß ließ den Hammer sinken, das Stück brach unter der Gewalt des Schlages. Jakobi faßte es mit der Zange und hielt es dem Markgrafen hin. Heß, Frommann, Holst und mehrere andere betrachteten die Zacken, welche gleich Krystallen über den Bruch liefen.

»Es sind noch kleine Zacken,« sagte Jakobi ängstlich, »Sie liegen so dicht nebeneinander, daß man sie kaum unterscheiden kann – noch neues Kupfer hinzu,« rief er.

»Schnell – schnell,« rief jetzt Wolfgang von dem Fenster herab. »Es ist im Flusse etwas vorgegangen – er stockt.«

Jakobi stürzte von dem Amboß hinweg – er bebte – seine Knie schlotterten – seine Hand fuhr in die Haare. – Alle Anwesenden drängten sich besorgt durcheinander – die meisten wußten kaum, um was es sich handelte – der Prinz behielt seine Fassung.

»Wie müssen helfen,« rief Schlüter. »Jakobi – fassen Sie sich.«

Jakobi war bleich wie der Tod. Er stieß Wolfgang und Alquist bei Seite und öffnete mit der Kraft eines Verzweifelnden das Fenster, »heiliger Gott,« keuchte er, »meine Ahnung – was – was ist geschehen? seht – seht – die Blasen lassen nach – die Speise kocht nicht mehr – der Fluß stockt.«

»Pah,« rief entschlossen Alquist, »Zinn hinein – wir müssen es in Fluß bringen – eine kurze Zeit nur und alles ist vorüber.«

»Ja – ja – es sei,« hauchte Jakobi, der fast dem Gewichte dieses Ereignisses unterlag.

Alquists ganzer Körper schnellte sich empor. Die Gelegenheit war günstig, und er konnte das teuflische Werk vollführen. Die Unruhe bemächtigte sich aller. – Schlüters Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiße. – Jakobi rannte wild umher.

»Was kommt dort?« kreischte er, als eine Frau vor ihm auf der Galerie erschien.

»Johannes!« rief sie, »Das Kind – das Kind –«

»Was ist mit ihm? es ist todt?« heulte Jakobi, an die Wand taumelnd.

»Noch nicht – aber alles steht auf dem Spiele –,« jammerte die Gattin Jakobis, denn sie war es. »Der Arzt ist droben – eine Lähmung steht zu erwarten, komm herauf – das Kind wird ohne Dich sterben müssen.«

Jakobi sank in die Knie.

»O – ich kann nicht fort von hier, Weib. Dieser Guß – dieses Stocken – und doch –« er fuhr mit der Hand an seine glühende Stirn. »Es wirbelt im Hirn – hier unten das Scheitern des Werkes – droben der Tod am Bett des Kindes. – –«

Schlüter trat hastig auf ihn zu, – »die Entscheidung liegt bei Gott,« rief er, Jakobi festhaltend. »Er wird helfen, hinab zum Ofen – es bleibe die Mutter bei dem Kinde – dahinunter ist Euer Gang.«

Er zerrte den Halbsinkenden hinweg.

»Zinn herbei! Zinn herbei,« riefen verschiedene Stimmen.

Heß suchte Jakobi, der gerade jetzt dem Dänen begegnete. Alquist war nach oben geeilt – wie bei der ersten Sendung, gelang es ihm auch jetzt, die Barren zu verwechseln.

»Was gibt's drunten?« riefen die Arbeiter ihm zu.

»Es stockt – Zinn herbei,« rief Alquist.

Während die Arbeiter die Barren herausschafften, hatte der Däne noch ein Mal die Zeichen von den vermeintlichen Sprengstücken betastet. Seine Finger zitterten, als er über die Einschnitte fuhr – jetzt hielt er den Korb bereit und die Barren ruhten vor ihm – wenige Minuten

noch – alles war geschehen. Die Arbeiter eilten mit dem Zink herbei.

»Zurück an die Winde,« rief Alquist, »haltet Euch zu – wenn gerufen wird.«

Er schob den Korb am Boden weiter bis zur Stiege, und sobald die Männer sich zur Winde begaben, hatte der Däne die Barren im Korbe, welche er für die von Gregorio präparirten hielt. Schon stürmten ihm andere Arbeiter entgegen.

»Eilt Euch,« riefen sie.

»Komme schon –,« rief der Däne hinabsteigend.

Heß sah, wie er mit Jakobi auf die Galerie des Ofens stieg – er glaubte ein wieherndes Gelächter zu vernehmen, so schrillte rings um ihn her die Luft – seine Sinne umnebelten sich – die Augen waren umflort – er konnte nicht mehr sehen, wie das Fenster auf Jakobis Befehl geöffnet ward – wie Alquist mit Aufbietung aller Kraft die Barren in den Ofen schleuderte. Drinnen zischte und brodelte es hoch auf, als die neue Speise in die glühende Flut stürzte, die Blasen kochten und sprangen – das Fenster schloß sich.

Jakobi lehnte erschöpft an dem Ofen – der Däne kauerte hinter ihm. Er wagte nicht aufzublicken, sondern kroch, als Wolfgang und Jakobi sich halblaut unterhielten, von der Galerie. Er wollte sein Leben retten, denn die furchtbare Masse war stark genug, den Ofen zu sprengen, die Umstehenden mit dem glühenden Strom zu überfluten.

Alquists Gebeine schlotterten – seine Haare sträubten sich.

»Es wird schnell wieder gut sein,« hörte er Schlüter rufen – und jetzt – nur noch wenige Augenblicke und die Sprengung mußte erfolgen – Alquist war der Vernichter, der Mörder vielleicht. Die Angst benahm ihm den Athem, er wollte schreien und eine Selbstanklage ausstoßen – wollte rufen:

»Rettet Euch!« – er vermochte es nicht – da rief es von oben herab – was war vorgegangen? – brach der vernichtende Strom heraus? – krachte es im Ofen? – es mußte ja geschehen – aber nein:

»Das Metall ist in vollem Flusse,« rief Wolfgang frohlockend.

Ein Jubelruf schallte durch den Raum. Wie im Traume rieb Heß sich die Augen und eilte zum Probe-Amboß – Alquist traute seinen Ohren nicht – er war mit drei Sätzen wieder am Fenster, wo Jakobi noch zitternd stand.

»Es ist – alles gut,« sagte er, »alles gut.«

»Die letzten Barren haben den Fluß trefflich gefördert –« jubelte Wolfgang.

Alquist ballte die Faust. Die flüchtige Anwandlung von Reue war geschwunden. Er sah, daß etwas Absonderliches vorgegangen war, hatte Gregorios Mischung sich so schlecht bewährt, hatte er – Alquist einen Fehler begangen? nein, nein! es war nicht möglich. Die Barren trugen das richtige Zeichen, seine Hand war darüber hingeglitten, sorgfältig hütete er die Metalle vor Entdeckung, dennoch erfolgte nichts – keine Vernichtung, kein Schlag, die

gefährlichen Stücke hatten vielmehr den Fluß befördert, den Savenis Barren hemmten – denn alle Arbeiter tummelten sich eifrig um den Ofen, die Gesichter glühten vor Erwartung und Freude, als Heß und Frommann die neue Bruchprobe zeigten.

»Es ist gut und bereit,« rief Jakobi.

»Die Blasen steigen gewaltig,« kündete Wolfgang.

»Die Pfeifen sind braun,« rief der Arbeiter vom Ofen herab.

»Was ist die Uhr?« fragte laut Jakobi.

»Drei Viertel auf Elf,« meldete Wolfgang.

Jakobi trat schnell zu der Versammlung.

»Ein wenig zurück hinter die Barriere, Hoheit,« bat er, den Markgrafen leise berührend.

Alle traten hinter die Barriere. Ein tiefes Schweigen herrschte plötzlich im weiten Raume, nur die glühenden Wellen im Innern des Ofens brodelten, und die Luft im Schwalche heulte wie Geisterstimmen und preßte die Flamme gegen das Fenster, gegen die Wände, als wollte sie – ungeduldig der langen Haft und des Kampfes gegen die Metalle, das Behältniß sprengen, ehe die Menschen es freiwillig öffneten.

Jetzt schlug eine Standuhr auf der Galerie zu Jakobis Wohnung drei Viertel auf Elf. Beim dritten Schlage entblößte Jakobi sein Haupt. Alle Anwesenden thaten dasselbe. Es war ein hoch erhabener, feierlicher Augenblick, als Jakobi mit lauter Stimme rief: »Im Namen Gottes des Allmächtigen.«

Die Arbeiter sprachen leise ein kurzes Gebet.

»Laß es gelingen,« murmelte Jakobi. »Laß die Form sich füllen, gnädiger Gott, und – erhalte mein Kind.«

Jetzt setzte er seine Mütze wieder aufs Haupt – seine Augen blickten kühn, die ganze Gestalt des Mannes streckte sich hoch empor.

»Möge es gelingen, Herr Schlüter,« sagte er laut zu dem Meister, der neben dem vor Spannung und Erwartung bleichen Markgrafen stand – dann rief er mit kraftvoller Stimme, daß es durch den Raum des Gießthurmes hallte: »In Gottes Namen! stoßt aus den Zapfen, eins – zwei – drei.«

Mit gewaltigem Schwunge bohrten die Arbeiter die Stichstange in das Zapfenloch und stießen den eisernen Zapfen aus. Tausend kleine Sterne, wie Feuerräder um sich sprühend, schoß das Metall aus dem Ofen, in die Gußrinne und in die Form. Viele Hände regten sich – die Handlanger an den Wagebalken öffneten die Zapfen der Gießröhren – wie durch Zauber schlossen sich alle Fenster des Ofens – aber kein Laut ward gehört – kein Wort gesprochen. Alquist kniete auf der Galerie – er keuchte leise vor sich hin – seine Gedanken verwirrten sich und er meinte aus jedem Winkel das drohende Antlitz Gregorios hervorblicken zu sehen – ein Wunder war geschehen.

Schlüter hielt Jakobis heiße Hand in der seinigen – er hatte die Lippen fest auf einander gepreßt, erwartungsvoll schaute er auf Wolfgang, der hoch droben am Ofen bei den Trichtern stand, aufmerksam das Steigen des Metalls beobachtend.

In der Tiefe der Dammgrube grollte und summte es aus dem Schooße der Erde hervor und kein Mensch wagte die so unheimliche Musik zu unterbrechen. Da durchfährt ein lauter Schrei die Stille. Erschreckt blicken alle empor – Alquists Augen schießen Blitze – aber es ist ein Freudenschrei, den Wolfgang ausstößt.

»Herauf, Ihr Meister,« jubelte er, seine Mütze schwenkend, »herauf, es ist gelungen. Das Metall steigt in den Trichter hinauf – immer höher – hurrah!«

Ein donnernder Jubelruf macht die Wände beben, die Arbeiter schütteln einander die Hände – die Künstler eilen zu Schlüter und Jakobi, welche sich in die Arme sinken.

»Gelungen! gelungen!« jauchzt alles in froher Lust.

Hoch am Ofen sind schon beide: Schlüter und Jakobi – jetzt ist der Markgraf bei ihnen. Mit zitternder Hand weisen die Meister ihm den vom Metall erfüllten Trichter – ein Zeichen, daß alle Theile der Form glücklich gefüllt sind – daß kein Sprung im Werke ist.

»Es lebe Schlüter!« jubelte hingerissen der feurige Markgraf.

»Es lebe Jakobi der Gießer!«

»Hoch! hoch!« riefen Arbeiter, Künstler, Cavaliere frohlockend durcheinander.

»Wein herbei,« befahl Schlüter, »so viel zu erhalten ist – die Kunst soll leben.«

Jakobi war bereits verschwunden, er hatte mit großer Gewalt sich aufrecht erhalten, die Angst um sein Kind packte ihn gewaltig mit glühenden Armen – er stürzte

die Treppe hinan und rief den Namen des kranken Lieblings, allein im Jubel der Arbeiter und Zuschauer verhallte dieser Ruf – der Guß war gelungen, wer fragte nach dem todtkranken, kleinen Kinde? Da eilt es herab – aus dem Gange der Wohnung kommt die Gattin in die Galerie – ihre Geberden sind hastig – ihre Schritte scheinen beflügelt.

»Johannes!« ruft sie, in Jakobis Arme sinkend.

»Das Kind! – ist – es ist?«

»Gerettet,« haucht die Gattin.

Jakobi hielt das glühende Haupt des treuen Weibes an seine Brust gepreßt.

»Sei ruhig – sei glücklich mit mir, Geliebte,« flüsterte er leise. »Es ist heut Nacht ein Glück über uns gekommen, wie es selten den Menschen beschieden wird. Um welche Zeit trat die Besserung ein?«

»Gerade um drei Viertel auf elf Uhr.«

»Es war genau da, als ich den Zapfen ausstoßen ließ,« sagte Jakobi, »Schlüter hat richtig geweissagt.«

»Also ist der Guß gelungen?« rief sie, sich froh emporrichtend.

»Hörst Du nicht den Jubel heraufschallen? sie frohlocken über den gelungenen Guß der prächtigsten Statue in Erz, welche die Menschheit erschauen wird – geh jetzt – danke dem Arzt – ich komme hinauf und wenn der laute Jubel über das Werk verstummt ist – dann wollen wir beide still am Bette des Kindes beten.«

Er stieg hinunter in den Gießthurm, wo alle ihn freudig bewillkommneten. Der Markgraf hatte ein Glas ergriffen und hielt es hoch in der Hand.

»Noch ein Mal auf das Wohl der Meister,« rief er feurig. »Es lebe Der, welcher die Form geschaffen, welcher die herrliche und große Gestalt meines erhabnen Vaters zu Ehre und Ruhm Brandenburgs aufstellen wird und – es lebe auch der, so den kühnen Guß glücklich ins Werk gerichtet.«

Die Gläser klangen zusammen.

»Und nun,« rief der Markgraf, »meinen Wagen, ich fahre sogleich hinaus nach Lützenburg, zum Feste der gnädigen Kurfürstin – um die Nachricht vom Gelingen zu überbringen – wie ich es versprochen.«

Er schüttelte den Meistern noch ein Mal die Hände und verließ, von den beiden Künstlern, seinen Cavalieren und den andern begleitet, die Halle.

»Gregorio! Gregorio!« knirschte Alquist, der im Dunkel des Thurmes sich die Stirn schlug.

»Was hat Leonhardt nur gewollt, gesehen?« sagte leise vor sich hin.

»Euer Kind? wie steht es?« fragte Schlüter zurückkehrend, heftig und besorgt Jakobis Hand fassend.

»Gerettet!« rief der Gießer mit strahlendem Blicke.

»Was sagte ich Euch,« lachte Schlüter, »die Muthigen müssen siegen – wir sind nur klein, wenn wir uns die Gefahr so groß vorstellen, daß wir sie nicht bemeistern können – noch sind wir oben und dieses Bild dort in der Grube ist ein leuchtendes Mal für Schlüter und Jakobi.«

Die Arbeiter blieben im Thurm versammelt. Schlüter ward von den Künstlern im Triumphe heimgeleitet. Als er in die Nähe des Schlosses kam, bemerkte er eine weibliche Gestalt. Sie trat, in den Mantel gehüllt, auf ihn zu.

»Heil Euch, Meister,« rief sie. »Es ist gelungen!«

»Dora Braun,« sagte Schlüter freudig bewegt, die schöne Jungfrau anblickend, deren Gesicht der Schein der Lichter bestrahlte, welche die Begleiter Schlüters trugen.

»Ich danke Euch – ja – wir haben den Guß vollendet. Kurt fehlte mir. Aber ich sehe Euch statt seiner – hofft beide mit mir.«

Dora eilte hinweg. Die Angst hatte sie fortgetrieben – das Unheil war vorüber.

»Ich werde diesen Eosander erwarten,« murmelte Schlüter, unter dem Jubel der Menge in sein Haus tretend.

Das Fest der Kurfürstin.

Mitternacht.

Sobald der Vorhang aufgerauscht war, legte sich jedes Geflüster im Zuschauerraum. Alles richtete das Augenmerk auf die Darstellung und die Künstler. Die ersten Scenen waren jene langweiligen Unterhaltungen zwischen Waldgeistern, Nymphen und sonstigen mythischen Gestalten, in denen über die Dreistigkeit der Sterblichen gezürnt und der Vorschlag gemacht wird, die Eindringlinge durch irgend eine Neckerei zu strafen. Jetzt läßt ein Chor

von Faunen die Stimmen erschallen – eine Pause tritt ein. Man hört aus der Ferne hellen, schmetternden Gesang – die Hälse der Zuschauer werden länger, die Blicke schauen erwartungsvoller auf die Bühne.

Es ist die Stimme der d'Alikan, welche ertönt, die Gefeierte wird sogleich erscheinen. – Graf Maffei befand sich in höchster Spannung. Er hatte seine Augengläser vorgenommen, aber ehe die Sängerin auftrat, lugte er nach rechts und links – ob ihn auch niemand beobachte und seine Gesichtszüge studire. Man hatte jedoch nur Sinn für die Sängerin. Jetzt trat sie auf die Scene, reizend und geschmackvoll gekleidet; – ihre edlen Gesichtszüge der sehr schlanke Wuchs, gehoben durch das glänzende Kostüm, bestrahlt vom hellen Lichtglanz, dazu der Wohllaut der Stimme wirkten bezaubernd auf die Zuschauer, und als der Kurfürst in die Hände klatschte, um der Künstlerin seine Freude über ihr Erscheinen zu beweisen – da rollte der Beifall der großen Versammlung durch den Saal unaufhaltsam, ohne ein Ende finden zu wollen.

»Sie ist es – es ist Katharina – meine Tochter,« flüsterte Maffei leise.

Mit voller Kraft begann die Sängerin jetzt ihr Lied. Die Waldgeister waren bei ihrem Auftreten entflohen – die Scene gehörte ihr. Katharina hatte sich von Gregorio hinweg auf die Bühne begeben, als das Glockenzeichen erklang. Gewaltsam nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, sie war zu sehr Künstlerin, als daß der Ton der Instrumente nicht alles um sie her hätte vergessen machen. Sie setzte fest und ohne Zagen ein, als ihre Note kam –

und sie suchte den Blick nicht von der Stelle wegzuwenden, wo Maffei saß. Der Graf ward in die größte Unruhe versetzt. Er zweifelte nicht mehr daran, daß die Sängerin ihn erkannt habe – und dennoch suchte er sich diese Möglichkeit auszureden. Es war ja so natürlich, daß eine Sängerin von der Bühne herab, diesen oder jenen zufällig anblickte. Von dem Proscenium her leuchteten die Augen Gregorios, der Graf würde vom Zittern befallen worden sein, hätte er diese wilden Blicke bemerkt.

Unterdessen ging die Vorstellung ihren Gang ruhig weiter. Atis erscheint – er klagt Daphnis der Sprödigkeit an, sie neckt und plagt ihn – das Spiel Katharinas war entzückend – sie hatte aber auch eine treffliche Unterstützung durch ihren Schäfer Atis, den Pieri meisterhaft darstellte. Jetzt beginnt das Zankduett zwischen den Liebenden – von der Neckerei geht Daphnis zum Zorne über. Atis will die Hartherzige versöhnen, indem er ihr die kostbarsten Früchte bietet – Daphnis ist unerbittlich. Die Nymphen erscheinen von ihrer Führerin – welche die Blesendorf darstellte – geleitet. Ein Versuch zur Aussöhnung beginnt, der Chor und die beiden Liebenden fingen bald abwechselnd, bald zusammen – die listige Nymphe zieht Atis bei Seite und verspricht ihm, seine Bewerbung zu unterstützen, ihm den Sieg über Daphnis zu verschaffen – unter den Tönen eines Liedes, welches Chor und Sänger trefflich durchführten, sinkt der Vorhang.

Der Kurfürst erhob sich augenscheinlich erheitert und zufriedengestellt. Besser war auf dem Sprunge – in der Nähe der kurfürstlichen Plätze. Glücklich darüber, daß der Sängerin durch den Zwischenfall mit Eosander kein Nachtheil für ihre Stimme erwachsen war, stand der Ceremonienmeister bereit, die Lobsprüche zu empfangen.

»Die Zeit ist vorgerückt,« sagte Gregorio zu Leonhardt, als die Gardine gefallen und der Polier in den Hinterraum der Bühne getreten war. »Während wir hier eine Komödie mit ansehen, wird in Berlin etwas Größeres vorgehen.«

Er beobachtete den jungen Maurer mit stechenden Blicken.

»Ja – ja,« sagte Leonhardt zitternd. »Ihr meint den Guß der Statue. Gott gebe Gelingen.«

»Wir sind vollkommen zufrieden,« hatte der Kurfürst zu Besser gesagt.

Es war alles, was der Hofmann verlangen konnte.

»Wo ist die *prima Donna*?« fragte die Kurfürstin. »Ich will ihr mein Kompliment machen.

Sie that einen Schritt vorwärts, die ihr zunächst Sitzenden erhoben sich gleichfalls.

»Es ist *charmant*, diese *intention* von Euer Liebden,« sagte der Kurfürst, »wir wollen die d'Alikan sehen.«

Er wendete sich um.

»*N'est-ce pas, mesdames?*« sagte er zu den Frauen der Minister und Räthe. »Diese *cantatrice* ist *superbe*.«

»Vollendet! herrlich! einzig,« tönte es wieder.

»Wollen Euer Durchlaucht zu befehlen geruhen, wo die Sängerin erscheinen soll?« sagte Besser.

»Sie möge in die Galerie treten,« sagte der Kurfürst, »von der Bühne führt eine Verbindung dorthin.«

Katharina d'Alikan hatte, als die Aufforderung, sich dem, Herrscherpaare zu zeigen, die Ausdrücke des Wohlwollens entgegenzunehmen, ihr überbracht wurde – schnell einen indischen Shawl um ihre Schultern geworfen und stand ganz allein in der Galerie. Kurfürst und Kurfürstin nahten, von Besser geleitet, der in ehrfurchtsvoller Entfernung blieb. Nur die Pöllnitz hielt sich, als Busenfreundin der Kurfürstin für berechtigt, dicht an der Seite der Herrscherin zu bleiben. Als die Gebieter sich nahten, machte die d'Alikan eine tiefe Verbeugung.

»Sie sieht in der Nähe eben so schön aus, als auf der Scene,« sagte leise der Kurfürst.

»Ein entzückendes Mädchen,« lispelte die Kurfürstin zur Pöllnitz.

»Wir wollen Ihnen, Signora, in aller Eile nur unsere Anerkennung für den herrlichen Gesang aussprechen,« sagte herablassend der Kurfürst in französischer Sprache. »Sie haben uns wahrhaft entzückt.«

»Euer Durchlaucht Gnade macht mich stolz, und erfreut mich so sehr, daß ich ohne Bewegung kaum die nächsten Akte durchsingen werde,« entgegnete die Signora.

»Es ist mir eine große Freude, Sie in Berlin zu sehen,« fuhr der Kurfürst fort.

»Ich danke dieses Glück nächst Euer Durchlaucht Gnade, dem Herrn Hauptmann Eosander von Goethe, der

mich für Berlin in Sold nahm, ehe Cerrini mich für Dresden verpflichtet hatte,« sagte die d'Alikan.

»Wieder ein guter Dienst Eosanders,« fiel die Kurfürstin schnell ein. »Dieser Mann ist sehr gewandt, und ich spreche es Ihnen, meine Signora, offen aus, daß ich dem Herrn Eosander dankbar für Ihre Acquisition bin.«

»Ich zähle diese Stunde zu den schönsten meines Lebens,« sagte die d'Alikan.

»Sie haben,« fuhr die Kurfürstin fort, »nicht nur als Sängerin einen sehr vortheilhaften Eindruck auf mich gemacht und dieses von mir arrangirte Fest verschönt, Sie sind auch im besten Rufe als Mädchen von honetter Sitte. Ich gebe darauf viel.«

Die Signora neigte sich so tief, daß ihr Erröthen nicht bemerkt wurde.

»Im Bühnenleben kann man den Nachstellungen kaum entgehen,« sagte sie, »und oftmals beurtheilt man uns zu streng. Eine Aufmerksamkeit, welche der Künstlerin erzeugt wird, deutet die Welt anders – ich hielt mich zurückgezogen. – –«

»Das ist gut,« sagte die Kurfürstin, »und nun wollen wir uns und die Zuschauer nicht länger um den Genuß bringen, Sie anhören und sehen zu dürfen. Addio, mein Kind – singen Sie so als schön als vorher.«

Sie reichte der Sängerin die Hand, welche diese ehrfurchtsvoll und mit tiefer Beugung an ihre Lippen führte. In diesem Augenblick fühlte Sophie Charlotte einen plötzlichen, fast blitzartig zuckenden Druck des Kurfürsten gegen ihren Arm.

»Sie haben recht, mein Gemahl,« lachte Sie, »Sie mahnen zur Eile.«

»O *non* – ich bin – ja – ja, Sie haben recht – das war es, was ich durch die kleine Mahnung andeuten wollte,« sagte der Kurfürst in sichtlicher Zerstreuung.

»Es ist doch alles zum Beginne bereit,« sagte die Kurfürstin, sich von dem Gatten fort und zu Besser wendend, der sofort näher trat.

Die Kurfürstin war ihrer Liebenswürdigkeit gemäß im besten Zuge. Von dem Wesen der Sängerin höchst eingenommen, überschüttete sie Besser mit Komplimenten. Der Kurfürst benutzte diese Wendung, um die schöne Hand der Sängerin zu erfassen. Katharina zitterte leise – sie nahm diese außergewöhnliche Freundlichkeit als Vorläufer einer Huldigung – aber ein jäher Schrecken durchbebte sie, als der Kurfürst ihre Hand erhob, die Ringe musterte und plötzlich, mit leiser, aber scharfer Stimme fragte:

»Woher, meine Signora, haben Sie diesen Ring?«

Er wies auf einen prächtig gearbeiten Ring, welcher aus zwei ineinandergeringelten Schlangen gebildet war, deren Schuppen Diamanten bedeckten. Ebensolche Steine trugen die Schlangen in ihrem Rachen. Katherinas Pulse schlugen heftig – sie fühlte, wie eine dunkle Röthe ihr Antlitz überzog – die Zunge versagte augenblicklich den Dienst. Der Kurfürst war betroffen und ebenfalls ängstlich geworden. Er fürchtete, die Sängerin zu

verstimmen. Gleichwohl war er ebenso neugierig als erzürnt, denn er hatte auf der Stelle des Ringes Form wieder erkannt, die auf seinen Befehl nur zwei Exemplaren gegeben worden war.

»Diese Form ist sehr schön,« sagte er schnell, »Sie fiel mir auf, und ich möchte wissen, woher sie stammt.«

»Dieser Ring steht zu Euer Durchlaucht Befehl,« entgegnete hastig die Sängerin.

»O – lassen Sie, Signora, den Ring ruhig an Ihrem schönen Finger – ich bin gewiß, er kann keinen schönern Platz finden, aber,« setzte er leise hinzu, »daß der würdige Graf Lamberg der schönen Signora huldigt – –«

»Euer Durchlaucht glauben – –«

»Daß nur in Wien so kostbare Geschenke gemacht werden können. Es ist das Präsent eines Fürsten an Günstlinge, und der Preis –«

»Durchlaucht,« sagte die Signora, »Sie nöthigen mich, die volle Wahrheit zu gestehen. Wie Graf Lamberg bei Euer Durchlaucht in den Verdacht kommt, mir diesen Ring geschenkt zu haben – ich weiß es nicht. –«

»O – ist es vielleicht ein Geschenk der Gräfin von Neuburg?«

»Weder Graf Lamberg, noch die Gräfin von Neuburg sind Geber dieses Ringes. Es ist,« die Signora meinte dem prachtliebenden Kurfürsten zu schmeicheln; »es ist ein Beweis, daß nicht ist nur in Wien Anerkennung künstlerischer Leistungen stattfindet, denn dieser Ring ward mir hier in Berlin von Euer Durchlaucht Finanzrath, dem Herrn Kraut verehrt.«

»Ah!« rief der Kurfürst laut und durchdringend, indem er zurücktrat.

»Ich bin schon zu Ihren Diensten, mein Gemahl!« sagte die Kurfürstin, den Ausruf für eine Mahnung zur Rückkehr in den Theatersaal haltend.

Sie legte ihre schöne Hand auf den Arm des Kurfürsten, der sich schnell genug wieder gesammelt hatte, und die Sängerin grüßend schritten beide Herrschaften zur Galerie hinaus. Die d'Alikan blieb einige Sekunden wie gebannt stehen – sie faßte an ihre Stirn – sie konnte sich nicht enträthseln, weshalb dieser Ring des Kurfürsten Mißstimmung und Neugier erregt habe? – denn daß der Monarch unwillig geworden, hatte die lebenskluge Sängerin sogleich bemerkt. Bessers Aufforderung, den zweiten Akt zu beginnen, schreckte sie aus ihrem Nachsinnen. Katharina nahm sich vor, ihre Stimme mit doppelter Gewalt wirken zu lassen. Sie wußte, daß ihr Talent überall willkommen sein werde – sie bedurfte des Berliner Hofes nicht – aber Gregorio? Maffei? – diese beiden Namen entflohen leise ihren Lippen, als sie die Bühne betrat, wo Alles schon bereit zum Beginnen des Aktes stand und Eosander mit triumphirendem Lächeln seine Decoration musterte.

Als Kurfürst und Kurfürstin wieder in den Saal traten, erhob sich Alles und nahm erst wieder Platz, als der Monarch mit der Hand winkte. Zum zweiten Male erhob sich der Vorhang und ein lauter, unwillkürlich hervorgestoßner Ruf der Bewunderung tönte, als die prächtig ausgeführte, mit allen Raffinements der Beleuchtung und

des Arrangements prangende Decoration enthüllt ward. Die kühn geschwungenen, mit den schönsten Zierrathen bedeckten Bogen, die Säulen und Karnieße, die Hohlkehlen und durchschnittnen Treppen gestalteten sich zu einem pomphaften Ganzen. Eosander hatte die Maler überwacht. Sie hatten auf die Herstellung der Decoration so viel Fleiß verwenden müssen, daß sie wirklich einem in Stein ausgeführten Bauwerke glich. Dazu kam die geschickte Verwendung der Parkdecoration. Durch den großen, schönen Mittelbogen blickte man in einen lachenden arkadischen Garten, dessen Perspektive weit hinausgeführt, mit Lauben, Hecken und Statuen angefüllt war. Die beim Aufgehen des Vorhanges auf der Bühne befindlichen Personen: den Hofstaat der Königin Corisca darstellend, waren nicht minder glücklich und geschickt gruppirt – die Farben und Gestalten trefflich gewählt, so daß ein wirklich reizvolles Bild vor den Augen der Zuschauer sich ausbreitete, die sämmtlich vergaßen, daß nur ein aus Pappe und Leinwand gefertigter Bau vor ihnen stand, der obenein größten Theils nicht einmal Eosanders eigene Erfindung, sondern theilweis Copie vorhandner Bauwerke war – daß der so bewunderte Bogen eine nur schwach veränderte Nachahmung des Triumphbogens des Septimus Severus zu Rom war. Die Wirkung aber mußte eine bedeutende genannt werden. Der Kurfürst rief laut, durch die Klänge der Introduktion hindurch, neuen Beifall – die Hofleute folgten dem Beispiele.

»Unser Freund wird siegen – dieser Abend bringt ihm den Triumph,« flüsterte die Wartenberg.

»Ich fürchte für Schlüter,« seufzte Kurt.

»Dieser Eosander ist ein Genie. Die Erfindung ist *superbe*,« sagte der Kammerjunker von Münchhausen, der nicht weit von Kurt seinen Platz hatte.

»Es ist eine Kopie,« rief Kurt unwillig. »Eosander erfindet nichts selbst. Ich kann jedes Stück nachweisen.«

Die Melodie des Chores unterbrach diese Bemerkungen. Die Töne schwollen mächtig an – das Spiel ging weiter, und die d'Alikan erschien noch reizender als im ersten Akte.

»Dieses ist der projektirte Bau,« sagte Kraut zu dem Herrn von Ilgen, »er soll in Stein ausgeführt werden.«

»Ich gratulire Deiner Kasse,« lachte Ilgen boshaft den Finanzrath an.

»Ich denke, es wird sich noch ändern lassen,« lispelte Kraut. »Ich stemme mich mit allen Kräften dagegen.«

»Pah – sieh nur, wie der Kurfürst, der baulustige Herr, alles vergißt im Anschauen dieser Decoration – sieh, wie er sich zur Kurfürstin niederbeugt, wie er ihr den Bau beschreibt – jetzt lächelt sie beistimmend und nickt. Ich wette tausend Thaler: in diesem Momente ist die Ausführung des Bogens eine beschlossene Sache. Dieser Eosander ist ein Hofmann erster *qualité*.«

»Ich bin in Verzweiflung,« hauchte Kraut. »Meine Kassen werden ja förmlich geplündert. Das Geld für die Reise der Kurfürstin muß ich ohnehin schaffen – ich habe in der letzten Unterredung dem gnädigen Herrn die Mittel für den Bau verweigert und trotz der Drohungen der Wartenbergs werde ich meinen Willen durchsetzen.«

»Sie haben Dir gedroht?« fiel Ilgen schnell sich umwendend ein, »womit denn?«

Kraut fuhr mit der Hand an seinen Mund. Er hatte sich übereilt.

»O – solche Drohungen sind den Wartenbergs sehr geläufig. Sie sollen nur kommen. Alles hätte ich zu fürchten?«

In diesem Augenblick fühlte Kraut seinen Arm sanft berührt. Ueber die Brüstung der Lage gebeugt sah Fräulein von Pöllnitz zu ihm hernieder.

»Sie waren gegen uns gefällig, Herr Finanzrath,« lispelte das Fräulein, »Dienst um Dienst. Sie schweben in Gefahr.«

Kraut zuckte mit den Achseln.

»Ich wüßte nicht, weshalb,« sagte er, die Pöllnitz betroffen anschauend.

»O – sehen Sie sich vor, ich war bei der Unterredung des kurfürstlichen Ehepaares mit der Sängerin zugegen. Sie müssen keine Ringe verschenken, welche der Kurfürst einzig und allein für seine Zwecke arbeiten läßt.«

Kraut packte krampfhaft den Griff seines Galanteriedegens.

»Was sagen Sie, mein Fräulein? um aller Welt willen –«

»Die Sängerin hat den Schlangenring auf ihrem Finger, den Sie ihr zum *cadeau* machten – natürlich aus Kunstenthusiasmus – sie hat es dem Kurfürsten, der ihn bemerkte, sogleich mitgetheilt.«

»Ha – Schlange. Sie ist mit den Wartenbergs und diesem Eosander.«

»Sehen Sie, wie der Ring funkelt.«

Kraut bemerkte deutlich, wie die Brillanten des Ringes von der Hand der Sängerin funkelten. Jeder dieser kleinen Blitze fuhr ihm durch die Brust.

»Verdammt! Sie haben mich fest,« murmelte er.

Unter lautem Beifall des Hofes fiel der Vorhang.

Eosander, der an der Coulisse gestanden hatte, eilte jetzt hinab in den Zuschauerraum. Die Anhänger des gewandten Hofmannes umringten ihn – eine Menge von Complimenten regnete auf ihn hernieder – Eosander war im Taumel.

»Wir werden hoch steigen – ich sagte es Dir,« flüsterte er im Vorbeischreiten seiner Gattin zu.

Auf der Bühne war alles in gehobenster Stimmung. Die Sänger und Sängerinnen, die Decorateure und Musiker beglückwünschten sich gegenseitig, denn der Beifall des Monarchen war jedem willkommen.

»Ich denke, Du bist sicher in Deiner Stellung,« sagte Gregorio, als Katharina, von dem Spiele und den verschiedenen andern Ereignissen erregt, eine Zuflucht in der Ecke des Prosceniums suchte.

»Frohlocke nicht zu früh,« flüsterte sie. »Es kann ein Unheil kommen. Du kennst den Ring?«

»Ha – ich weiß, es ist ein gefährliches Geschenk.«

»Aber weshalb?«

»Es *sollen* nur zwei solcher Ringe existiren. Du hast den dritten.«

»Kraut schenkte ihn mir.«

»Eben deshalb. Wie kommst Du dazu, ihn anzustecken?«

»Ich ahnte nicht, daß es gefährlich sei.«

»Ich habe Dich schon früher aufmerksam gemacht. Streife ihn ab.«

»Der Kurfürst sah ihn bereits –«

»Es thut nichts. Gib ihn mir.«

Zitternd, da sie eine große Gefahr ahnte, streifte Katharina den kostbaren Ring vom Finger. Gregorio schob ihn in die Tasche.

Der letzte Akt begann. Katharina entfaltete hier den Zauber ihres Talentes und ihrer Reize im höchsten Grade. Die Aufführung gelang vollkommen, und der Schluß der Oper forderte die Zuschauer zu den größten Beifallsbezeigungen heraus.

Während das Finale brauste, ging der Italiener unruhig auf der Bühne hin und her. Hier herrschte Halbdunkel. Die sämmtlichen Arbeiter hatten sich nach vorne begeben, dem Spiel zu lauschen. Eine Gefahr war nun nicht mehr zu befürchten – und die Berliner Feuerlöschmannschaft nickte, gegen jeden Kunstgenuß unempfindlich, im schlafwachen Zustande bei ihrer Spritze. Gregorios Wangen glühten, – seine Stirn brannte und seine Pulse klopften wie im Fieber. Es war Mitternacht vorüber, – noch immer keine Nachricht da von Berlin. Die Entscheidung

mußte längst gefallen, – die zerstörende Kraft zur Anwendung gekommen sein. Wie sah es dort im Gießthurme aus? dort lagen in grauenhafter Zerstörung, übereinander geworfen wohl, die Trümmer des Ofens und gleich der Lava war das Metall in dem wüsten Raume umhergewallt. Waren Menschen verunglückt?

Gregorio bebte zwar bei diesem Gedanken – aber schüttelte die Sorge schnell von sich. – Alquist mußte seine Schuldigkeit gethan haben. – Alles war so gut vorbereitet.

»Noch immer keine Nachricht? Es ist auch nicht möglich. Kurz vor Mitternacht wird der Guß erst geschehen sein. Bis alles vorüber ist, braucht es Zeit, – dann der Schrecken, – die Angst, – die Verwirrung. – Von Berlin bis Lützenburg ist eine tüchtige Strecke, – bis die Nachricht hierher gelangt, vergeht Zeit – und dann: wird der Markgraf dulden, daß das Fest in so schrecklicher Weise gestört werde? er wird mindestens warten, bis die Oper beendet ist; – Geduld also – Geduld.«

Leonhardts Gedanken waren fast dieselben, nur in anderm Sinne. Welche Qualen stand er nicht aus! Die Botschaft blieb aus, – die Verräther hatten doch vielleicht eine andere verderbliche Masse im Hinterhalte, – es war doch wohl noch auf andere Weise zu schädigen, das herrliche Kunstwerk. Weshalb noch keine Nachricht? o – wenn es gut abgelaufen wäre, dann hätte der Markgraf schon einen Boten gesendet, – dieses Zögern bedeutet Unheil. – Leonhardt hatte keinen Sinn mehr für irgend etwas um ihn her, – er sank zwischen die Bretter und

Coulissen hin und drückte sein Haupt in die Hände. Eine Gestalt schritt im Halbdunkel auf und nieder. – Leonhardt erkennt Gregorio, – an ihn war der junge Maurer gefesselt; – der Italiener wartete ungeduldig auf die Botschaft.

Da wuchs es von dem lauten Gespräche zum Getümmel an, die beiden Männer fuhren auf, – kam Botschaft? Ein Mann eilte hinter die Coulisse gerade dahin, wo Gregorio wie ein gefangenes Thier im Käfig auf und nieder schritt. Jener Mann war erhitzt, aufgeregt, aber es schien eine freudige Erregung zu sein.

»Signora d'Alikan! Signora!« rief er.

Es war Eosander, der über die Bühne eilte. Inmitten seines hastigen Laufes stieß er auf Gregorio.

Leonhardt sah, wie beide vor einander zurückprallten, aber der Hauptmann faßte gleich darauf Gregorios Arm. Vorsichtig blickte er um sich – Leonhardt drückte sich in den Winkel.

»Haltet Euch zu mir,« hörte er Eosander keuchen. »Es geht trefflich. Ihr werdet Zahlung erhalten für Euren Schmuck – glänzende, herrliche. Der Kurfürst ist entzückt von der Oper –. Dieses Schaustück: der Palast Coriscas wird in Stein ausgeführt werden – Schlüter bleibt nicht mehr der Alleinherrscher – er theilt die Arbeit mit mir.«

»Er wird sie nicht nur theilen,« zischte Gregorio, »er wird sie ganz verlieren, Ihnen ganz abtreten müssen.«

Eosander trat von dem Polier zurück. »Wie?«

Gregorio faßte convulsivisch die Hände des Hauptmanns, daß die feinen Spitzen knitterten –

»Jetzt, in diesem Augenblicke ist wohl schon der Bote unterwegs, der die Nachricht bringt von dem Mißlingen des Gusses –«

Eosander that einen lauten Schrei, der in dem Getümmel draußen verhallte – er fürchtete umzusinken.

»Wa – was ist geschehen?« stammelte er.

»St – kein Wort – Ihr wißt von nichts – die Gewalt des Metalls – ein Fehler Jakobis – o, ich bin ein guter Genosse Savenis – Muth, Herr Hauptmann.«

Eosander fuhr mit dem Taschentuche über sein von Angst schweißtriefendes Gesicht

»Entsetzlich – entsetzlich,« röchelte er. »Es wäre möglich –«

»Ah – da kommt die Signora,« rief Gregorio.

Katharina hatte den sie bestürmenden Cavalieren, welche auf die Bühne gedrungen waren, zu entfliehen vermocht – sie eilte in ihre Loge.

»Ich muß sie in den Saal führen,« sagte Eosander. »Gott, es wird ein furchtbares Ende werden – heut nach dieser Schreckensbotschaft – das größte Werk vernichtet.«

»Aber die Gegner Schlüters gehoben,« zischte der Italiener. Führen Sie die Signora.«

Eosander taumelte zur d'Alikan. Gregorio wollte in aller Eile an den Ausgang des Theaters dringen – Leonhardt stand vor ihm.

»Woher kommst Du? Du stiegst aus dem Boden heraus?« fragte der Italiener erschrocken den Maurer.

»Dorther – aus jenem Winkel komme ich – ich saß einsam da –«

Gregorios Hand fuhr nach der Stelle, wo sein Messer zu stecken pflegte.

»Du hörtest dort, was gesprochen ward?«

»Alles – ich habe alles vernommen,« sagte Leonhardt mit fester Stimme.

Gregorio stieß einen Fluch aus.

»Hüte Dich, ein Wort zu sprechen,« sagte er mit drohendem Tone, »die Mächtigen würden Dich zermalmen, wie jetzt die Form zermalmt liegt, welche die stolzen Meister schufen und füllen wollten.«

»Gott ist oft stark im Kleinen,« rief Leonhardt kurz. »Weißt Du gewiß, daß er Deine That geschehen ließ? daß Dein Helfer glücklich war?«

»Bube, Du weißt mehr, als Du wissen sollst!« kreischte Gregorio.

»Zurück!« rief Leonhardt, »oder ich schreie Dein Stücklein in alle Winde. Ich bin nicht ein Mächtiger, aber ich habe Macht.«

»Und Dein Vater? ich bin sein Freund,« sagte Gregorio. »Man wird ihn zu finden wissen.«

»Das schließt meinen Mund,« jammerte Leonhardt. »Und wenn das Unheil nicht über den Guß kam – will ich schweigen.«

»Ist es geschehen,« sagte Gregorio, »dann wär ein Wort von Dir Dein Verderben.«

»Die nächste Stunde wird entscheiden,« sagte Leonhardt. »Gott, Gott! laß den Minuten Flügel wachsen.«

Gregorios Augen schossen Blitze. Er warf das Haupt zurück und nahm eine Stellung, wie der Tiger zum Sprunge sie annimmt, aber die Stimme Katharinas brachte ihn zur Besinnung. Eosander führte sie über die Bühne in den Saal, wo die Gesellschaft der Kurfürstin sich bereits versammelte. Als Gregorio aufblickte, war Leonhardt hinweggeeilt.

In den übrigen Räumen des Schlosses wogten die Gäste in lebhaftester Unterhaltung durcheinander. Man konnte jetzt der Zunge freien Lauf lassen – über den Gang der Vorstellung, die Leistungen der Künstler plaudern. Unter einer Art von Baldachin saßen der Kurfürst und die Kurfürstin, die hervorragendsten Persönlichkeiten empfangend.

»Es ist ein schöner Abend,« sagte Sophie Charlotte soeben zu dem Vorleser Larrey, der sich ihr genaht hatte, »er ist durch nichts getrübt worden. Ah – da kommt Graf Maffei – endlich, mein theurer Graf.«

»Ja wohl,« rief der Kurfürst, »endlich. Sie hielten sich in Wahrheit versteckt?«

»Die Menge der Glücklichen und Erfreuten war so groß, daß ich nicht bis zu Euren Durchlauchten dringen konnte,« sagte Maffei.

»Ein vollendet schönes Fest,« sagte der Prinz Ludwig von Anhalt-Zerbst, der Kurfürstin die Hand küssend.

»In voller Harmonie verläuft es,« entgegnete Sophie Charlotte.

»Und wenn noch vollends eine gute Nachricht aus Berlin anlangt – dann wird dieses allem die Krone aufsetzen,« ließ sich die markige Stimme des berühmten Leibnitz vernehmen, der dicht neben den Sessel der Kurfürstin getreten war.

Der Kurfürst fuhr empor – seine Züge wurden ernst.

»Bei Gott, Sie haben Recht – ach – wir sind leichtsinnig,« sagte er, sich erhebend. »Wir vergaßen über diese schöne und gelungene Darstellung das Höhere. *Messieurs* – in dieser Stunde muß der Guß des Erzbildes unsers erlauchten Herrn Vaters bereits vollendet – gelungen oder, was Gott verhüte, mißlungen sein. Während wir hier den Tönen der Sänger lauschten, hat sich zu Berlin etwas Wichtiges vollzogen.«

»Ein Meister hat dort in Angst und Sorge geschwebt – um des Gelingens willen,« sagte der Prinz.

»Sie haben Recht, mein Vetter,« bekräftigte der Kurfürst. »Und *mon frère*, der Markgraf, wollte sofort Nachricht bringen, wenn die Sache gelungen wäre – *mon dieu*, es ist noch keine Botschaft hier. Es wird doch kein *malheur* geschehen sein?«

Des Kurfürsten Unruhe wirkte auf seine Umgebung. Alle blickten weniger heiter als noch vor fünf Minuten.

»Der Herr Hauptmann Eosander mit der Signora,« sagte Besser jetzt. Eosander und die Sängerin traten in den Kreis.

Katharina hatte sich in eine prächtige Toilette geworfen. Sie gab den vornehmen Damen in nichts nach. Neugierig drängte sich alle Welt nach dem Punkte hin, wo die

Herrschaften und vor ihnen die Sängerin mit Eosander standen. Dem Kurfürsten schoß sogleich die Geschichte mit dem Ringe durch den Kopf. Er hatte sie im Laufe des Abends, bei den Leistungen der Sängerin ganz vergessen. Unter den Nähertretenden befand sich auch Kraut, der des Gebieters heiterer Stimmung trauend die peinliche Angelegenheit für beseitigt hielt. Ihm gegenüber standen die Wartenbergs – kaum einige Schritte von diesen Graf Maffei. – Welch eine Fülle von geheimen Verbindungen der Ereignisse, der Interessen – die nur wenige Gäste ahnten.

Maffei blickte starr auf die Signora – er fürchtete eine Scene der Erkennung – ein Wort konnte den abscheulichsten Eclat herbeiführen. Katharina richtete jetzt den Blick auf ihn – ihre Augen schienen zu drohen – sie wollte gewiß ihre Rechte hier geltend machen – diese dreiste Komödiantin war wohl zu allem fähig.

»*Ma chère*,« begann jetzt der Kurfürst, »Wir haben Ihnen schon vorhin unsere Anerkennung ausgesprochen. Wir thun es noch ein Mal und zwar *publique*.«

»Und ich bin besonders darüber *enchantirt*,« sagte die Kurfürstin, »daß Sie in Wahrheit *noble manières* zur Schau tragen – Sie werden uns erfreuen, wenn Sie den Abend hier unser Gast sein – unsern *cercle* verschönern wollen. Sie gleichen in der That den edelsten Damen in Ihrer *tournure*.«

Einige Damen und Herren rümpften zwar im Geheimen die Nasen – aber das Urtheil der Kurfürstin war entscheidend.

»Gnädigste Durchlaucht,« begann jetzt die Signora mit wohllautender Stimme, »so viele Huld drückt mich fast zu Boden. Ich fühle, daß es nur Dero Herablassung ist, welche mir den Zutritt zu diesen Räumen gestattet – aber es ist vielleicht ein Ort, dieses herrliche Schloß, in den ich gehörte, den zu betreten ich berechtigt, wenn mein Leben von der Wiege an so verflossen wäre, wie es hätte dahinfließen müssen: in Glanz und Wohlleben, wenn ich nicht von denen verleugnet, vergessen worden wäre, die verpflichtet waren sich meiner anzunehmen.«

Aus ihren schönen Augen drang ein Strahl des Vorwurfes und des Schmerzes zu Maffei hinüber, der erschrocken sein Haupt senkte – er fürchtete diese Blicke Katharinas, seiner Tochter, die er vergessen, verlassen hatte – er blinzelte angstvoll die Sängerin an, welche nicht mehr schmerzvoll und wehmüthig, sondern zornig dreinschaute.

»Ich verstehe,« sagte die Kurfürstin halblaut zur Sängerin, »Sie könnten sich eines anderen Namens rühmen, wenn Sie wollten – Sie haben ein Geburtsrecht zu beanspruchen.«

»O – nein, gnädigste Durchlaucht,« fuhr Katharina auf, welche die Augen der Nächststehenden auf sich gerichtet sah – »O nein! ich würde niemals dieses Recht beanspruchen – ich leiste Verzicht darauf, denn diejenigen, welche mich verleugneten, wußten, daß mir statt des Namens, statt der Geburtsrechte, das Talent gegeben ward,

welches – Euer Durchlaucht beweisen es in diesem Augenblicke – mir reichlichen Ersatz bot für die Vernachlässigung, die ich erfahren – ich schätze es höher als jene Zufälligkeiten, und wenn die, welche Pflichten mir gegenüber hatten, diese vergessen, so ist die Sängerin zu stolz, jene Leute an ihre Pflichten zu erinnern. Sie fühlten sich nicht bewogen das Talent anzuerkennen, ihm die Vorurtheile zu opfern – ich will also die Personen nicht mehr kennen – ich verachte sie.«

Maffei litt gewaltig unter diesen kühnen Worten, welche bei den Edelleuten zwar Anstoß erregten – denen aber die umstehenden Künstler und Gelehrten volle Anerkennung zollten und welche der genialen Kurfürstin besonders zu gefallen schienen, denn sie sagte:

»Das ist brav und gut gesprochen und zeugt von noblen *sentiments*. Es ist uns sehr erfreulich gewesen, daß Monsieur Eosander Sie für uns gewonnen hat.«

»Dieser Abend ist ein glücklicher für den Herrn Hauptmann,« sagte jetzt Wartenberg. »Er hat ihm die Aussicht auf hohen Ruhm erschlossen.«

Kraut drängte sich unwillkürlich vor – es trieb ihn Gewißheit zu haben – aber in diesem Momente nahte sich der Oberhofmarschall von Printzen mit der Meldung: »Das Souper Euer Durchlaucht ist bereit.«

Der Kurfürst winkte zum Abschied und sogleich zerstob der Kreis. Das Souper ward für beide Durchlauchten an einem besonderen Tische servirt, welcher so gestellt

war, daß alle Anwesenden die Herrschaften speisen sahen und daß einer oder der andere leicht dem Tische nahen konnte, wenn der Kurfürst ihn zu sich rief.

Das Souper begann. Friedrich und Sophie Charlotte saßen einander gegenüber – zwei andere Plätze waren für Mylord Raby und die Gattin des holländischen Gesandten Frau von Obdam bestimmt. Es galt das als besondere Ehre. Allgemein war es in der Gesellschaft bekannt, daß Eosander die Schloßarbeit mit Schlüter theilen werde – der Kurfürst war von der Decoration entzückt gewesen und hatte auf Wartenbergs Einflüsterungen dem Hauptmann neue Hoffnungen gemacht. Sein Triumph schien gesichert. Kraut war in zornigster Stimmung. Seine Gelder schienen zum Hinauswerfen bestimmt. Bis die Herrschaften gespeist hatten – mußten die übrigen Gäste warten. Sie umstanden in weitem Kreise die kurfürstliche Tafel. Eosander und Graf Wartenberg wurden herangerufen. Neue Ehre wartete des Hauptmanns.

»Wir sind in einiger Sorge,« sagte der Kurfürst. »Noch keine Nachricht aus Berlin wegen des Gusses.«

Eosander lief es über den Rücken – er gedachte Gregorios.

»O –« sagte Wartenberg, »Seine Hoheit der Herr Markgraf werden schon eilen – es wird noch nichts Gewisses zu berichten sein.«

Monsieur Schlüter dürfte protestiren,« sagte der Kurfürst, Eosander anblickend.

»Euer Durchlaucht sind Herr,« fiel Wartenberg ein.

»Und es wäre nur Kraut, der Einwand erheben könnte – Sie sehen indeß, er ergibt sich,« sagte die Kurfürstin.

Der Kurfürst wendete sich nach Kraut um und winkte ihm näher zu treten.

»Sie werden uns einige Concessionen machen müssen,« sagte der Kurfürst. »Die Decoration gefällt uns sehr – wir wollen Herrn Eosander den Bau übertragen.«

Kraut biß die Lippen. Er neigte sich auf den Sessel des Kurfürsten nieder.

»Durchlaucht, haben Sie die Gnade zu bedenken – –«

»Ich bedenke allerlei,« sagte leise der Kurfürst, »Sie sind stets sparsam, wenn es sich um unsere Ausgaben handelt. Es wäre gut – Sie rechneten auch für sich.«

Kraut erbleichte. Wartenberg warf ihm einen Höllenblick zu.

»Ich muß gestehen, ich vermag Euer Durchlaucht Worte nicht zu errathen – zu enträthseln – –«

»Monsieur Kraut,« sagte der Kurfürst, »es wird mir niemals angenehm sein, wenn meine *financiers* Ausgaben für Kleinodien machen, welche ich ganz allein für gekrönte Häupter formen ließ – verstanden? ich bin in vollem Zorne über Ihre *audacité*; Sie schenken an Sängerinnen Ringe, welche nur Fürsten tragen sollten, und ich habe mir vorgesetzt, eine *recherche* anzustellen: wie Sie zum Modell jenes Ringes kommen und wie Sie überhaupt diese Gelder erwerben, um solche Pretiosen bezahlen zu können.«

Kraut zitterte vor Wuth. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Wartenberg die ganze Sache eingefädelt habe.

»Durchlaucht,« stotterte er, »ich bin bereit, meine ganze Führung zur Prüfung vorzulegen – ich weiß, woher ich Geld nehme, wenn ich Präsente an Personen machen will, die ich im Interesse Euer Durchlaucht an Berlin zu fesseln beabsichtige. Die Signora wäre leicht nach Dresden gegangen, wenn sie nicht in Berlin auch Leute vermuthete – die künstlerische Bedeutung durch glänzende Anerkennung zu würdigen verstehen.«

»Ah – gut herausgeredet. Und woher der Ring? es ist gegen meine Befehle gehandelt, daß diese Form nachgemacht werde. Sie sollte nur von mir – in meinem Auftrage vertheilt und gearbeitet werden.«

»Ich ließ ihn bei Saveni fertigen.«

»Wie! bei dem Alchymisten?«

»Bei ihm. Ich lasse häufig dort arbeiten und so gab er mir das Modell für den Ring.«

»Aber Sie – ein *financier* – und solche Ausgabe?«

»Saveni arbeitet auch für andere Herren.«

Jetzt wurden Wartenberg und Eosander unruhig. Hatte der Alchymist geschwatzt?

»*C'est bon*,« fuhr der Kurfürst fort. »Allein, meine *financiers* sind nicht berechtigt, Ringe zu schenken, die ich für Fürsten arbeiten ließ.«

Kraut merkte, daß nur des Kurfürsten Stolz verletzt war.

»Durchlaucht,« sagte er, »wenn die Sängerin den Ring ansteckte, so war das allerdings eine unüberlegte Handlung – allein von dem Zuschauerraume aus kann niemand die Form bemerkt haben, und die Signora ist taktvoll genug gewesen, in der Gesellschaft Euer Durchlaucht den Ring abzulegen, nachdem Euer Durchlaucht ihn bemerkt hatten.«

»Teufel, woher weiß er das?« raunte Wartenberg Eosander zu.

»Ist das geschehen?« fragte der Kurfürst, Printzen winkend. »Die Signora soll herantreten,« befahl er.

Printzen führte die d'Alikan an den Tisch.

»Die gnädige Frau Kurfürstin will Ihnen die Hand zum Kusse reichen,« sagte Friedrich.

Sophie Charlotte reichte der Sängerin die Hand.

»Ah,« murmelte der Kurfürst, als Katharina die Hand der Gebieterin ergriff, »Sie hat gefühlt, daß der Ring mich verdroß. Es ist gut – sie hat ihn abgenommen.«

Printzen führte die Sängerin zurück.

»*Passons là-dessus*,« sagte der Kurfürst. »Kraut – wir werden dieses *chapitre* weiter ausmachen – dieses Geldausgeben! *c'est en verité remarquable*.«

»Ich erwarte Euer Durchlaucht Entscheidung – aber meine Kassen sind in bestem Stande. Für die Reise Ihrer Durchlaucht der gnädigen Frau Kurfürstin liegt alles bereit – die Kosten der kommenden Tage werde ich auch bestreiten – die Privatausgaben von Dero *financiers* richten sich nach dem von Euer Durchlaucht vorgeschriebenen und gnädigst beliebten Ceremoniell. Wo so viel Pracht

herrscht, dürfen wir doch nicht ganz zurückbleiben und die Finanzen werden nicht beeinträchtigt, wenn ein Rath gut genug Haus hält, um einige Geschenke zu machen und beliebte Personen an die Residenz zu fesseln. Ich bestrebe mich immer, Euer Durchlaucht zu Willen zu sein, und so habe ich denn auch heute früh bereits an Monsieur Liebmann das Geld für die kostbare Sammlung von Münzen, Steinen und Medaillen abgeliefert. Euer Durchlaucht sind nunmehr in unbeschränktem Besitze dieser Kostbarkeiten – so lange die Zahlung noch nicht geleistet war, konnte der Besitz leicht in andere Hände übergehen.«

»Vortrefflich,« rief der Kurfürst, »heut geht alles nach Wunsch. Nur noch die Nachricht – aus Berlin. Es ist gut, Kraut – die Sache ist abgemacht. Nichts weiter davon – und, *Messieurs* –« wendete er sich zu Wartenberg und Eosander, »ich will durchaus nicht weiter davon gesprochen haben. Es ist mein Befehl. *Au revoir.*«

Die Herren zogen sich zurück.

»Ich habe Euer Gnaden den besten Dank für schnelle Erledigung zu sagen,« zischelte Kraut. »Sie nahmen sich meiner Sache trefflich an.«

»Ohne Komplimente, Herr Finanzrath,« sagte Wartenberg, »wir gratuliren Ihnen zu dem glücklichen Erfolge. Es konnte schlimmer ablaufen.«

»Sie sind im Vortheile – Sie haben Ihre Ziele erreicht. Auch Herr Eosander hat seinen Wunsch der Erfüllung nahe gerückt. Sie brauchen meinen Einwand nicht mehr zu fürchten.«

»Es war eine Lection,« sagte Wartenberg übermüthig, »die man Ihnen ertheilen wollte für Ihre Zweizüngigkeit bei der Unterredung mit dem Kurfürsten über die Geldfrage. Merken Sie sich das.«

Kraut warf dem Grafen einen wüthenden Blick zu.

»Die Karten liegen günstig für Sie – aber es ist noch eine Wendung möglich – sobald die nächste Mischung erfolgt,« sagte er, und verabschiedete sich mit tiefem Diener.

»Wir müssen das Eisen schmieden,« raunte Wartenberg Eosander zu. »Wenn die Kurfürstin sich erhebt – suchen Sie die Sache zum Abschluß zu bringen.«

Sie schritten in den Saal. Der Nachtisch, aus Früchten bestehend, ward dem kurfürstlichen Paare gereicht – dann gaben Trompeten das Zeichen: die kurfürstliche Tafel sei aufgehoben und die Gesellschaft begann zu speisen.

Graf von Wartenberg hatte jetzt das Höchste erreicht, was die kleine Niederlage seiner Gattin beim Beginn des Festes ausgleichen mußte: der russische Gesandte, Herr von Lieth, führte die Gräfin zu Tisch. Aller Augen waren auf das Paar gerichtet. Herr von Lieth galt als eleganter Cavalier und Kunstfreund, als Jäger von Ruf und ausgezeichneter Diplomat – diese verschiedenen Vorzüge wurden noch durch ein großes Vermögen gehoben und Frau von Lieth wußte dem Letztgenannten dadurch zur allgemeinen Bekanntschaft zu verhelfen, daß sie einen Diamantschmuck von ungeheurem Werthe trug. Wenn sie

sich beim Durchschreiten des Saales bewegte, so schienen ihre Arme, ihr schöner Hals und ein Theil ihres mit kostbaren Zitternadeln besteckten Kopfes, Blitze von allerlei Farben zu schießen – so glühend und scharf war das Feuer, welches die in Gold gefaßten edlen Steine der Gesandtin ausstrahlten. Da Herr von Lieth die Gräfin Wartenberg führte, mußte Wartenberg seinen Arm der Frau von Lieth bieten: Die Wartenberg blickte mit einigem Neid auf den Schmuck der Gesandtin – er war effektvoller, als der ihrige – aber sie ward schon ruhiger, als Lieth sie fortführend, sagte:

»*Comtesse*, Sie haben einen Schmuck angelegt, der seines Gleichen sucht. Alle Edelsteine wiegen diesen Kunstwerth nicht auf.«

Man hatte Platz genommen. Die Gesellschaft speiste und Kurfürst und Kurfürstin begannen nun die Runde nach den Tischen ihrer Gäste hin zu machen, welche noch immer von Besser, Bülow und Printzen, so wie von den dazu bestimmten Cavalieren an ihre Plätze geleitet wurden, in der von dem Oberceremonienmeister vorgeschriebenen Ordnung.

»Hier sind wir,« sagte Wartenberg, die Stühle selbst rückend und den Pagen die Hüte so wie Mantillen der Damen reichend. »Nun einige Minuten des unbefangensten Geplauders.«

»Es sind an dieser Tafel noch zwei Plätze leer,« sagte Lieth, die Gräfin zum Sessel geleitend. »Einen derselben wird Graf Maffei erhalten. Ich habe ihn gebeten bei mir

zu bleiben, den zweiten – oh – ich weiß nicht, wem wir ihn offen halten sollen –«

»Ah,« rief Lieth, »da steht ein Herr, den ich hochachte – ein Gelehrter ein Kunstkenner – der würdigte Rath Beger. Wir wollen mit der Wissenschaft uns gut stellen – bitten Sie den Rath, Platz bei uns zu nehmen,« sagte er zu dem Pagen.

Frau Gräfin Wartenberg rümpfte zwar die Nase – aber Lieth hatte hier zu entscheiden und, es war doch immer eine Art von Ruhm, mit dem Gelehrten, der eines europäischen Rufes genoß, zu verkehren. Beger kam schüchtern näher – er hätte lieber bei Frisch oder Koch gesessen, wohin er auch kommen sollte – allein der Gesandte war ihm als ein Kenner der Künste und Wissenschaft befreundet. Er folgte daher der Einladung und nahm nach vielen Komplimenten Platz.

Wartenberg saß neben der Gesandtin, dann kam der leere Sessel für Maffei, neben diesem saß Frau Gräfin von Wartenberg, ihr zur Seite Lieth und neben ihm Beger. Die Nebentafeln waren von Mitgliedern der holländischen und englischen Ambassade – von einigen Generalen und deren Damen eingenommen. Eine Tafel hatten Räthe und deren Frauen angewiesen erhalten und an dieser saß auch – ein Spiel des Zufalls – der Finanzrath Kraut. Eosander mit den Künstlern und einigen Mitgliedern der Akademie, hatten mit ihren Gattinnen an einer Tafel Platz genommen, welche von der des Grafen Wartenberg entfernter, aber doch so gelegen war, daß man

deutlich alles bemerken konnte, was an beiden Tischen vorging.

Das Mahl war trefflich – die Laune heiter. Niemand als der Kurfürst schien für die kommenden Ereignisse Gedanken zu haben, die Musik spielte, Diener liefen mit den Speisen hin und her. Geplauder tönte und die Besuche des kurfürstlichen Paares an den Tischen erhöhten den Genuß.

»Dort sitzt die Sängerin unter Bessers Obhut an der Künstlertafel,« sagte Lieth, zur d'Alikan hinblickend.

»Ein schönes Mädchen,« warf die Gesandtin ein.

»Man ehrt diese Leute zu hoch,« bemerkte die Wartenberg.

»Kunst ist eine *extraordinaire* Sache,« entgegnete Lieth.

»Da kommt Maffei,« rief Wartenberg, der den Grafen bemerkte. »Hierher, Sie Deserteur.«

Maffei war, rechts und links um sich blickend, durch die Massen der tafelnden Gäste geschritten. Es war ihm schwül zu Muthe – die Scene hatte ihn doch erschüttert – die Signora hatte ihren Vater erkannt. Der alte Graf schien froh zu sein, in die Gesellschaft von Leuten zu gelangen, welche mit der Sängerin in keine Berührung zu kommen wünschten.

»Es ist ein aufregendes – aber schönes Fest,« sagte er, die Blicke nach dem Tische schweifen lassend, wo er die Sängerin gewahrte.

»Sie sollen bei Kunstfreunden sitzen,« sagte Lieth. »Wir haben Herrn Beger zu uns gesellt.«

»Trefflich – sehr gut,« antwortete Maffei, über den Tisch hin dem Gelehrten die Hand reichend. Ohne sich weiter umzuschauen, nahm er Platz neben der Wartenberg – zerstreut erwiderte er einige Fragen – und nippte an dem Glase, welches der Page füllte.

Von dem Kammerjunker Freiherrn von Wrech geleitet, nahmen unter den Klängen der Musik die geladenen Gäste an den Seitentafeln Platz. Viele interessante Persönlichkeiten erregten die Aufmerksamkeit der Gäste, aber besonders schienen an einer Stelle des Nebensaales, der gegen den großen Glascorridor ausmündete, einige Geladene die Gesellschaft zu beschäftigen. Es waren *Freiherr von Werneck* und *Freiherr Kaspar von Berchholz* nebst Gattin, welche von Wrech zu der für sie bestimmten Tafel geführt wurden. Diese Tafel war mit nur fünf Couverts belegt. Die Tafelordnung, wonach an lauter kleinen Tischen gespeist wurde, war eine Bestimmung der Kurfürstin, welche dadurch größere Geselligkeit herbeiführte, weil stets solche Personen zusammengesetzt wurden, die zu einander hielten.

»Wir sitzen an einer Tafel?« sagte Berchholz, der endlich den lange gesuchten Werneck fand, als Wrech beide zum Tische geleitete.

»Ja – es ist so,« rief der Freiherr. »Seine Durchlaucht haben befohlen. Wir und unsere beiden Kinder sollen diese Plätze hier einnehmen. Du siehst, der Kurfürst will

trotz der Scene von neulich, die Mariage vollzogen wissen. Er hat Wrech ausdrücklich diese Plätze bestimmt.«

»Hm – hm,« machte Berchholz. Die wackere Freifrau gerieth in höchste Verlegenheit und Sorge – sie wußte, daß ihres Sohnes Herz der schönen Sidonie abgeneigt war – daß er liebte – sie sah aber auch, wie alle Blicke nach ihr und den beiden Freiherren gerichtet waren, man zischelte sich zu: »das sind die Alten – die Eltern der beiden jungen Leute, die sich durchaus heirathen sollen – von denen aber der eine laut erklärt hat: er liebe eine andere – o – es war höchst interessant! – alle Freundinnen Sidoniens schärften ihre Blicke – alle schauten nach dem Tische aus. Sie hatten den schönen Kurt gesehen – bedauert hatten wohl ihm leise nachgeseufzt – sie wußten Sidoniens zärtliches Geheimniß und zwei junge Leute, die einander nicht liebten, die jeder andere Neigungen im Herzen trugen, sollten gewaltsam aneinander gefesselt werden? – ja es war schrecklich, aber doch hoch interessant, die beiden Schlachtopfer zu beobachten. Aber wo bleiben sie nur? weder Kurt noch Sidonie waren sichtbar.

»Ich bitte Platz zu nehmen,« sagte Wrech.

»*Mon dieu*, wo sind die Kinder?« sagte Werneck, unruhig um sich schauend. »Hier sind die Sessel – wir müssen Platz nehmen.«

»Kurt sah ich nach der Oper noch,« antwortete Berchholz.

»Er war unruhig – von dem Gusse ist noch keine Nachricht da,« beschwichtigte Sybilla.

»Was Guß! Was Nachricht!« fiel Werneck ein. »Es ist hier tausend mal Wichtigeres. Sidonie! wo bleibt sie? ich sah sie nur ein Mal flüchtig. *Mon dieu* – wo sind beide? der Kurfürst macht die Tischrunde! Er wird fragen, wo sind die Kinder? sein Befehl brachte uns hier an die Tafel – die Mariage *muß* zu Stande kommen.«

Beide Väter schauten mit steigender Sorge und langen Hälsen nach den Vermißten um – sie erschienen nicht. Freifrau Sybilla war nicht minder besorgt – sie fürchtete doch die Mißbilligung des Kurfürsten, der in der That näher kam.

»Herr von Wrech,« sagte Werneck, »ich bitte Sie – bleiben Sie bei der Freifrau. Wir möchten die Kinder suchen.«

»Eilen Sie,« mahnte Wrech, »der Kurfürst wird bald hier sein.«

Beide Väter schritten durch den Saal – überall suchend. Das erregte schon Aufsehen – die arme Freifrau stand wie eine Bildsäule am Tische –.

»Die suchen ihre Lämmlein,« flüsterte die Bila zur Troschke.

»Ich wette tausend gegen eins: ich weiß, wo Sidonie ist,« kicherte die Taube.

Kurt von Berchholz war nach dem Schlusse der Oper in höchster Aufregung aus dem Gesellschaftssaale geeilt. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von dem Beifalle verbreitet, den Eosanders Decoration gefunden – alle Welt erzählte sich, daß der Kurfürst dem Hauptmann die Concurrenz mit Schlüter bewilligt habe. Das war zu viel für den Anhänger Schlüters. Jetzt – in dem Augenblicke,

wo der Meister eines seiner größten Werke schaffen sollte – vollendete eine elende Intrigue den Sieg der Gegner! Kurts Brust wollte zerspringen – seine Augen füllten sich mit Thränen, als er gedachte, daß er dem Meister fern bleiben müsse – und keine Botschaft! kein Zeichen des Gelingens! Wenn ein Unglück ihm – – »Ja! Leonhardt Braun!« rief er. Er war gedankenvoll durch die Säle irrend an die Bühne gekommen. Alle Gänge waren leer – alles zog sich in die Gesellschaftssäle, auch die Arbeiter hatten die Bühne verlassen und speisten in den Küchenräumen.

»Sie hier, Junker,« sagte Leonhardt erfreut. »Ich bin zu den Maurern befohlen, die bei dem Theater Wache halten.«

»Seid froh, Leonhardt, Ihr braucht nicht im Gewühle zu sein.«

»Ich weiß – Ihr seid besorgt. Ihr taugt nicht für den Lärmen.«

»Ihr habt's errathen! Ihr seid ein Verehrer Schlüters – trotz Eures Vaters. O – Doras Bruder muß edel – muß gut sein. Ihr fühlt, was ich dulde, da ich heut dem Meister fern sein – da ich hier weilen muß, während in Berlin das herrliche Werk unter Sorgen und Angst gelingt.«

»Wenn es nur glücklich gelingt,« fuhr Leonhardt heraus.

Kurt bebte.

»Leonhardt! rief er,« welch' ein Schrecken erfaßt mich bei diesem Worte: Mißlingen! ich habe daran noch nicht gedacht – und doch – ja – ja. Es ist Menschenwerk – es kann mißlingen. Dieses Ausbleiben der Nachricht – ein

Prinz des Hauses wollte sie bringen, wär es gut, – es wäre schon Nachricht hier. O – welch' eine Nacht! hört den Jubel dort unten! Sie können tändeln, trinken, lachen, während so Großes mit Gefahren aller Art geschaffen werden muß.«

Leonhardt hatte Kurts Arm ergriffen.

»Ich wollte Euch damals als wir uns am Thore trafen, etwas vertrauen,« begann er hastig.

»Was Schlüter angeht?« rief Kurt.

»Ja – ja. Aber fürchtet nichts. Nur schweigt. Es ist gefährlich.«

Ein Gepolter schreckte beide, aus dem finstern Bühnenraum trat die Gestalt Gregorios. Er schien auf Kurt nicht zu achten – sondern rief nur mit gebieterischem Tone:

»Leonhardt – die Gesellen müssen wechseln – komm herauf.«

Er machte das Zeichen der Gesellenverbindung – Leonhardt ließ die Hand sinken.

»Dieser hier,« flüsterte der Junker erschreckt. »Es ist ein Wesen mit dem Auge des Basilisken,« murmelte er, als Leonhardt, fast schwankend ihn verließ und mit Gregorio davoneilte.

»Und doch – wo habe ich heut schon einmal diese Augen gesehen?« Er fuhr mit der Hand an die Stirne. »Was meinte Leonhardt? er hat etwas auf dem Herzen – er weiß von Schlüter etwas – Großer Gott, laß diese Nacht rücken.«

Ein donnernden Tusch schallte und schreckte Kurt auf. Er hörte durch den Lärmen seinen Namen rufen.

»Ich kann nicht unter jene Leute treten,« rief er schmerzlich, die Hände ringend und, ohne sich umzuwenden, eilte er weiter.

Er kam in die Zimmer, deren Lage von dem Gesellschaftssaale fern war. Hier herrschte tiefe Stille – ein Halbdunkel, das durch die mit Schirmen versehenen Lampen nur noch erhöht wurde. Es war traulich still. Der Lärmen tönte nur dumpf herüber. Kurt ward wohler ums Herz. Er warf sich in einen Sessel. Am Ende der Zimmerreihe sah er eine matterleuchtete Galerie. Es war der auf den Park führende runde Saal.

Kurt sah in dem Raume einige *grands mousquétaires* hin und hergehen, welche an diesem Abend die Wachen des Schlosses besetzt hatten. Der junge Edelmann war bald wieder Herr seiner Stimmung. Er durfte nicht länger zögern – die Tafel mußte schon begonnen, sein Vater ihn gesucht haben. Er wollte zurückkehren und erhob sich von dem Sessel, als er plötzlich in dem, vor dem runden Salon liegenden Zimmer Personen gewahrte. Kurt hielt sie anfänglich für verspätete Gäste, erkannte aber schnell genug, daß es ein Officier von der Wache der *grands mousquétaires* und eine Dame waren. Er konnte noch gerade hinter den Thürflügel treten, als die sehr lebhafte Unterredung zwischen beiden Personen begann.

»Endlich! endlich, meine theure Sidonie,« hörte er den Officier sagen, »ist es mir gestattet, Ihre schöne Hand an meine Lippen drücken zu dürfen.«

»Geliebter Anatole!« rief die Dame. »Wie habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt! o – daß wir uns nicht vor aller Welt sehen, sprechen dürfen, daß eine unerhörte Grausamkeit uns, die sich so innig lieben, trennen will.«

Kurts Antlitz erheiterte sich. Er hatte sogleich Sidonie von Werneck und Anatole d'Aubreuil erkannt. Seine Herzensangelegenheiten gestalten sich günstig – das Fräulein liebte einen andern – die Machtsprüche der Eltern und des Kurfürsten vermochten gegen diese Hindernisse nicht obzusiegen. Kurt war Zeuge einer sehnlichst gewünschten Zusammenkunft.

»Hoffen Sie mit mir,« sagte Anatole. »Und glauben Sie, daß ich niemals wanken werde. Die Kurfürstin will uns wohl.«

»Sie hat keine Entscheidung dem Gemahle gegenüber, in solchen Dingen.«

»Ich werde mich zu des Kurfürsten Füßen werfen – werde ihn anflehen, gnädig zu sein.«

»Diese Bitten fruchten nichts, Anatole. Geld ist die Losung.«

»Aber der Junker liebt eine andere.«

»Man wird ihn nicht fragen.«

»Oho,« murmelte Kurt. »Sie soll mich besser kennen lernen.«

»Nun denn,« rief Anatole leidenschaftlich, »es bleibt dann nichts als der Degen. Ich sagte es: Nur mit Blut wird es enden.«

Kurt machte eine heftige Bewegung.

»Und Sie haben jede Hoffnung verloren, Sidonie?« fragte Anatole jammernd.

»Es ist heut am Feste ein neuer Befehl gegeben, welcher beweist, daß man durchaus meine Hand an Kurt von Berchholz verhandeln will. Jetzt – in diesem Augenblicke sucht man mich wohl – die Berchholz und wir: mein Vater und ich sollen an derselben Tafel speisen – vor den Augen aller Gäste gelten wir als ein Paar, das höhere Bestimmung zusammengab.«

»Tod und Teufel,« knirschte der Officier, seinen Pallasch in den Boden stoßend, »ich muß ihn finden – –.«

»Anatole, ich beschwöre Sie, keine Gewalt. Der Junker von Berchholz ist eben so unglücklich als wir. Auch ihn treibt die Sorge – auch ihm zittert bange das Herz – ich sah ihn durch die Gäste irren – träumend – finster. O – ich bin noch glücklicher als er, denn ich fand doch in dem Geräusche, in dem Taumel des Festes *Sie* – geliebter Anatole, den ich schon beim Eintritte in das Schloß erblickte – ich kann Ihnen aufs neue sagen, wie ich Sie liebe – wie ich Ihnen angehören will – doch genug – ich muß hinweg – man sucht mich gewiß schon – leben Sie wohl.«

»O, bleiben Sie, Sidonie – noch einige glückliche Minuten gönnen Sie mir.«

»Es kann nicht sein,« lispelte das Fräulein mit zitternder Stimme. »Nur mit genauer Noth vermochte ich einige Augenblicke mich zu entfernen, ich irrte durch die Zimmer, bis ich Sie hier in der Stille glücklich fand.«

»Diese kurze Spanne Zeit für so viel, was wir uns zu sagen hätten – für die Pläne von Glück und Zukunft.«

»Zukunft? O – Anatole, täuschen Sie sich nicht. Ein schwerer Kampf wartet Ihrer – meiner. Kurt von Berchholz ist nicht der einzige, den wir zu fürchten hätten. Die Geldgier der Alten vermählt auch den andern Sohn, wenn Kurt beharrlich sich weigert – wir wissen nicht, ob Otto von Berchholz, der Seemann, so edel wie sein Bruder ist – ob er nicht begierig die Hand nach der Erbin ausstreckt, wenn er zurückkehrt.«

»Daß die See ihn verschlinge!« rief Anatole. »Verloren! verloren! – nein! nein,« setzte er hinzu. »Wir wollen handeln! kommen Sie meine Geliebte – heut – an dieser Stelle wollen wir vor Ihren Vater hintreten, ihm unsre Liebe bekennen – ihm sagen, daß wir niemals von einander lassen werden – o – auch der Kurfürst wird sich erbitten lassen. Er kann dem makellosen Edelmann – dem Soldaten, der für ihn focht – diese Bitte nicht weigern, haben Sie Muth – ist Ihr Entschluß fest, Sidonie? So kommen Sie – heute soll sich alles entscheiden.«

»Ich bin bereit,« sagte das Fräulein mit fester Stimme, ihm die Hand reichend.

»Wohlan, so fürchte ich nichts mehr,« rief der leidenschaftliche junge Mann, vor ihr auf die Kniee sinkend und die Hand des Fräuleins mit Küssen bedeckend. »Dank – tausend Dank! diese muthige Liebe wird siegen – wo finden wir Ihren Vater?«

Der lauschende Kurt hörte jetzt einen lauten Aufschrei – das Fräulein stieß ihn aus – zugleich tönten Stimmen,

Anatole rief ebenfalls – Kurt that einen Schritt vorwärts und übersah mit einem Blicke die ganze Situation. – Ihm gegenüber in der Thüre standen, Blicke des Zornes und Erstaunens sprühend, die Freiherren von Werneck und Berchholz. Gerade in dem Augenblicke, wo der feurige Anatole seine Sidonie zum Entschluß aufgefordert hatte, waren die ihre Kinder suchenden Väter in das Gemach getreten.

Mit lautem Angstruf wankte das Fräulein zurück – Anatole erhob sich schnell und stand hoch aufgerichtet. Die beiden Väter auf der einen – Kurt auf der andern Schwelle des Zimmers – standen wie gebannt. Einige Sekunden vergingen, ehe Werneck Meister seiner Wuth und Herr der Sprache ward.

»Sie – können – könn – nen sich die Mühe sparen, mein Herr,« begann er, »den Vater jener Dame zu suchen. Er steht vor Ihnen.«

»Ich kenne Sie, Herr Freiherr,« sagte Anatole.

»Nur persönlich – nicht genau, mein Herr! sonst würden Sie wissen, daß Ihre Bewerbungen – Ihre Pläne ganz nutzlos sind – *totalement* mein Herr – und damit ist diese – diese *desagréable* Komödienscene wohl beendet.«

Er that einen Schritt auf seine Tochter zu – hier übermannte ihn der Zorn; die Niederlage, welche er vor Berchholz erlitt, war zu groß.

»Du?« rief er endlich wüthend, »Du? – meine Tochter – auf die ich baute – die ich unter der Obhut ihrer Gebieterin wußte – ha! ha! ha! – nein, es ist zum Tollwerden. Gehen Sie hinaus, mein Herr – ich befehle es Ihnen.«

Anatole stützte sich auf seinen Pallasch.

»Ich habe hier als Commandirender der kurfürstlichen Leibwache zu befehlen – nicht Sie, mein Herr,« sagte er. »Sie müssen den Edelmann anhören. Daß es hier zur Erklärung kommt – oh, mein Herr – das freut mich – ich liebe diese Kämpfe.«

»Genug mein Herr, kein Wort, oder – –«

Anatole trat zurück.

»Bedenken Sie Ihre Worte,« rief er. »Ich achte den Vater Sidoniens – aber lassen Sie keine Beleidigung Ihren Lippen entschlüpfen. Auch meine Liebe hat ihre Grenze – wenn meine Ehre gefährdet wird.«

»Aber was mein Herr – was wollen Sie – eilen Sie, sich zu erklären – die Tafel beginnt – Seine Durchlaucht nahen.«

»Ich will Ihnen erklären, daß ich Ihr Kind liebe. – Sie wird aussprechen: daß sie mich wieder liebt – Ihnen sagen: daß schon lange eine Neigung zwischen uns besteht, so mächtig und innig, daß kein Mensch sie ersticken kann – ich will Sie bitten: Schenken Sie mir Sidoniens Hand – ich mache sie glücklich.«

»Gott im Himmel – was ist das Alles,« stöhnte der Freiherr. »Und Du? Du, Fräulein von Werneck?«

»Ich liebe Anatole – das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Vater! Aber es bedarf nicht mehr,« sagte das Fräulein mit rührendem Tone, den Geliebten zärtlich anblickend.

Wie war sie so schön in diesem Augenblicke. Kurt war hingerissen – er hätte Werneck anfallen mögen.

»Und ich geb's nicht zu,« rief der Freiherr. »Dort steht Dein Bestimmter – der Kurt von Berchholz – Du bist meine Tochter – ich befehle – ha! das wäre schön – das Geld! das Geld! – Alles dran setzen für einen –« er blickte, erschrocken innehaltend den Officier an. »Verzeihung,« sagte er einlenkend. »Ich will nicht beleidigen – aber das Glück der Kinder beruht doch ein wenig auf Geld – Sie mein Herr –«

»Ich bin arm,« rief Anatole schmerzlich.

»Oh – nicht darum – aber heut – so plötzlich – diese Entdeckung, ich ahnte nicht das Geringste.«

»Aber Du warst so gewiß Deines Kindes,« fiel Freiherr Kaspar ein. »Du sagtest mir, Sidonie denkt an keine Liebe – wenn ihr Vater nicht will.«

»Bringe mich nicht in Wuth,« schrie der Freiherr stampfend. »Schlimm genug, daß mein Kind mich hinterging – schlimm genug, daß hier am Hofe, wo ich die Damen unter hohem Schutz wähnte, eine Liaison gesponnen werden konnte – oh – ich werde Seiner Durchlaucht die Sache rapportiren – folge mir, Sidonie.«

Anatole vertrat ihm den Weg.

»Sie werden gehen, Herr Freiherr,« sagte er. »Aber nicht ohne mich. Ich habe das Wort Ihrer schönen, edlen Tochter. Wir gehen vereint zu Seiner Durchlaucht, unsere Sache ihm vorzustellen – kommen Sie, mein Herr.«

Werneck zitterte vor Aufregung. Seine Faust ballte sich, seine Lippen stammelten unverständliche Worte.

»Sie wagten es hier – in der Mitte der Gesellschaft – im Schlosse Ihrer Gebieterin, einen solchen Scandal herbeizuführen,« rief er.

»Hüten Sie Ihre Worte,« rief Anatole.

»Und Du?« wandte sich jetzt Werneck zu Kaspar. »Du – dessen Wort ich habe für die Verbindung der Kinder – Du siehst dort Deinen Sohn stehen, der ganz ruhig zuschaut, wie ein andrer ihm die bestimmte Braut abwendig macht – Du thust keinen Ausspruch?«

»Ich – oh – ich! Sohn! Kurt,« rief Freiherr Kaspar. »Ich bitte Dich – –«

»Halten Sie ein, mein Vater,« rief Kurt jetzt vortretend. »Ich habe geschwiegen – ich durfte nicht in diese Verhandlungen eines Vaters mit seinem Kinde eingreifen. Jetzt aber, wo Sie mich auffordern – jetzt will ich sprechen. Sie wissen, daß mein Herz nicht mehr frei ist, daß ich gewählt, daß ich dem Fräulein entsagt habe. Hätte ich selbst eine Empfindung der Liebe für das edle Fräulein Sidonie, ich würde meine Neigung opfern, würde selbst die Vortheile, welche der Wille ihres Vaters mir bietet, aufgeben, nachdem ich verborgener Zeuge der Betheuerungen war, welche Sidonie und Herr von Aubreuil einander gaben. Sie lieben sich – sie sind einander werth, und es ist eine unerhörte Grausamkeit, zwei edle Herzen um der erbärmlichen Geldklausel eines Testamentes willen, zu trennen. Sie können, mein Vater, unmöglich erwarten, daß Ihr Sohn sich dazu hergeben soll. Ich entsage jedem Anspruche auf Ihre schöne Hand, mein Fräulein, und wenn jetzt – in diesem Augenblicke die Entscheidung

des Kurfürsten angerufen werden soll, dann werde ich der Sprecher für diese Liebenden sein. Ihre Hand, Herr von Aubreuil – kommen Sie doch, Herr von Werneck, wir wollen den Kampf beginnen.«

Anatole hatte feurig die Hand des jungen Edelmannes ergriffen.

»Das ist das – Letzte,« schrie der Freiherr.

»Kinder! Kinder!« jammerte Kaspar. »Was macht Ihr aus Euch und uns?«

»Wohlan denn,« rief Werneck entschlossen. »Ich nehme den Kampf an – wenn Sie, Monsieur Kurt, so leicht ein Glück verscherzen, so gebe ich Sie auf – aber ich halte Ihren Papa – meinen alten Freund bei seinem Worte. Die Verfügung eines sterbenden Freundes darf nicht so über den Haufen geworfen werden. Ich verlobe meine Tochter dem Bruder des Freiherrn Kurt von Berchholz – hier in diesem Augenblicke. – Sie, Herr von Aubreuil, Sie werden jetzt den Befehl Seiner Durchlaucht vernehmen, dem Sie so kühn entgegentreten wollen. Die gewichtige Stimme Ihres Souverains wird den beleidigten Vater unterstützen und Ihnen sagen, daß Sie Ihre Bewerbungen aufgeben, die Ruhe meines Kindes, der Familie Werneck nicht länger stören sollen. *En avant!* meine Herren Kämpfer für die Liebe.«

Er hatte Sidoniens Arm in den einen gelegt, die sich halb schwankend von ihm führen ließ. Wie träumend schickten sich die übrigen an, dem zornigen Freiherrn zu folgen – als plötzlich in dem Salon vor den Zimmern

eine ungewöhnliche Bewegung stattfand. Man sah einzelne Personen, welche der Zahl der Gäste angehörten, hin und hereilen; sie blieben mitten im Saale stehen, sprachen heftig und scharf gestikulirend – ihre Mienen drückten die größte Aufregung aus. Die Zahl jener Personen ward schnell durch andere, hinzueilende vermehrt – es bildeten sich Gruppen – die Musik im Festsaale schien verstummt und ein starkes Summen schallte herüber. Trotz ihrer eignen Erregung merkten die bei dem kleinen Familiendrama Betheiligten doch sogleich, daß etwas ganz Besonderes in den Festräumen stattgefunden haben müsse.

»Um Gottes willen – es gilt uns,« rief ängstlich Kaspar von Berchholz, dem die totale Ungnade des Kurfürsten vor Augen schwebte.

»Es ist eine unheilvolle Nachricht von Berlin eingelaufen,« stöhnte Kurt, sich mühsam fassend.

»Ich wußte es, daß diese Dinge verderblich werden mußten,« rief Werneck.

Sidonie lehnte voll Angst an dem Vater.

»Meine arme Sybilla,« klagte Kaspar.

»Schnell – eilen wir hin,« mahnte Werneck. »Da sind Besser und Lottum schon. Was ist nur vorgefallen?«

Ohne auf Kurt, Kaspar und Anatole zu achten, zog er die zitternde Sidonie mit sich in den von Gästen erfüllten Salon.

Um die Ursache dieser Aufregungen zu erfahren, müssen wir an den von dem gräflich Wartenbergschen Ehepaare, Herrn und Frau Lieth, Maffei und Beger besetzten Tisch zurückkehren. Maffei hatte dem Gelehrten die Hand gereicht und sich gedankenvoll, ohne auf seine Umgebung sonderlich zu achten, niedergesetzt und an dem Glase genippt.

»Herr Graf,« sagte die Wertenberg halb scherzend, »Sie sind noch ganz in Ihrer Mission – denn sonst würden Sie wohl meiner gedacht und mir einen guten Abend mit Ihrem Glase zugetrunken haben.«

»O Verzeihung, Gräfin,« sagte Maffei. »Ich bin in der That ein wenig angegriffen Komme ich doch *rectement* der Reisekalesche hierher.«

»Sie sind der Ueberbringer trefflicher Nachrichten, wie es scheint?« fragte lauernd Herr von Lieth.

»St!« machte Wartenberg, die Pastete auf seinem Teller zerlegend, keine diplomatischen Manöver, Herr von Lieth. Ich darf dergleichen nicht dulden. Unser *comte* soll nicht ausgefragt werden.«

»O – *mon cher* – ich hoffe, Sie trauen mir Takt genug zu. Der heutige Abend ist nur den Amusements gewidmet, haben wir nicht alle Ursache, heiter zu sein – große Dinge in Aussicht – alles trefflich arrangirt – dieses herrliche Fest. Sehen Sie unsere Damen, wie sie prangen in Fülle ihrer Reize und in den Toiletten vom besten *goût* – Herr Rath Beger,« fuhr er fort, »Sie werden sicher eine Münze auf dieses Fest schlagen lassen. Falz ist ja hier – er kann seine *idées* sogleich mittheilen.«

»Wir müssen uns dann nur mit Herrn Kraut gut stellen,« sagte Beger, »denn von ihm hängt es ab. Er ist kein Freund von Kostbarkeiten, wie Münzen und Medaillen. Mit genauer Noth habe ich dem Kurfürsten jene Chatoulle zugewendet, die Liebmann verdächtigte.«

»Also ist der Schatz im Besitz des Kurfürsten geblieben?« fiel jetzt Maffei ein. »Herr Rath, ich gratulire – obschon ich sehr gern Ihnen die werthvolle Sammlung abwendig gemacht hätte. Der Kurfürst zeigte sie mir – es sind Meisterwerke.«

»Da haben Sie unsere Gelehrten,« rief Wartenberg, ein Glas Sekt schlürfend, welches der Page soeben ihm eingeschenkt hatte. »Noch fünf Minuten und wir sind mitten in der Archäologie, denn auch Sie, *mon cher* Lieth, haben gewaltig viel Sinn für die Raritäten.«

»*Dieu le sait*,« fiel Frau von Lieth ein, »aber ich sorge dafür, daß wir zuweilen noch in der Gegenwart bleiben und Herr Rath Beger wird es nicht übel deuten, daß ich mit glänzenden Steinen hier erschienen bin.«

Sie machte eine scherzhafte Geberde zur Wartenberg hinüber.

»Er ist köstlich, Ihr Diamantschmuck, Gnädigste,« sagte Beger, »und als Kenner von Steinen weiß ich den materiellen Werth zu schätzen, allein – Sie werden es nicht ungütig nehmen, wenn meine Augen – die des Gelehrten – noch lieber auf einem andern Schmucke ruhen, der nicht allein hohen Geld- sondern noch höheren Kunstwerth hat – und alle Diamantschmucke verdunkeln muß

– ich meine den Halsschmuck der Frau Gräfin von Wartenberg. Herr Graf Maffei – betrachten Sie diese Steine – sie sind das Entzücken des Kenners.«

Maffei, der bisher mit andern Gedanken beschäftigt gewesen, brauchte nur das Haupt zu wenden um die am Halse der Gräfin befindlichen Steine zu betrachten. Kokett und geschmeichelt neigte die Gräfin ihren üppigen Hals dem Grafen zu. Maffei musterte den Schmuck.

»*Mon dieu!*« rief Frau von Lieth, »was ist Ihnen – *mon mari* – Graf Wartenberg – sehen Sie den Comte an – ist es möglich, daß die Liebhaberei des Kunstfreundes, das Interesse für die Sache, solchen Gesichtsausdruck hervorbringen?«

Alle schauten auf Maffei. Der Graf hatte kaum einige prüfende Blicke auf den Halsschmuck der Wartenberg geworfen, als seine Augen förmlich zu rollen begannen – sein Hals ward länger und länger – seine Hände ergriffen die Seitenlehnen des Sessels und, indem er seinen ganzen Körper, sich auf die Lehnen stützend, erhob, konnte man deutlich ein Zittern wahrnehmen, welches den alten Herrn befiel. Er stotterte einige Worte und sank dann – ohne seine Augen von dem Schmucke zu wenden, in den Sessel zurück.

Gerade jetzt befanden sich Kurfürst und Kurfürstin nur etwa drei Tische von dem Wartenbergs entfernt.

»Sie scheinen ganz seltsam durch den Schmuck erregt,« lachte die Wartenberg, »vielleicht bringt eine genauere Besichtigung Sie wieder zu sich – da, Herr Graf.«

Sie hatte den Halsschmuck abgenommen und reichte ihn Maffei, er ließ den Schatz durch die Finger gleiten. Todtenbleich starrte er ihn an, seine Lippen bebten und mit heiserer Stimme fragte er – scharf die Gräfin fixirend:

»Madame! Wo haben Sie diesen Schmuck her?«

Die Gräfin fuhr zornig in die Höhe und warf den Kopf zurück. Schon diese Frage war beleidigend. Lieth und seine Gattin waren nicht minder betroffen, denn wenn auch das Motiv zu dieser Anfrage ein ganz unschuldiges sein konnte, so lag doch in Ton und Gesichtsausdruck des Grafen etwas Herausforderndes und fast Inquisitorisches. Beger zerknitterte voll Verlegenheit die Serviette – Graf Wartenberg dagegen verfärbte sich leicht; hatte er doch, als Eosander seiner Gattin den werthvollen Schmuck überreichte, diesen nicht ohne eine gewisse Scheu – ohne ängstliches Staunen betrachtet. Maffeis zitternde Hände hielten noch immer das Halsband – er wartete auf Antwort.

»Herr Graf,« entgegnete die Wartenberg, »diesen Schmu erhielt ich zum Geschenk von einem noblen Manne, dessen Mittel wohl erlauben, solchen Werth zu bezahlen.«

»O – ich will das auch nicht in Zweifel ziehen,« stotterte Maffei, »aber ich – ich möchte nur wissen – *wie – von wem?* Sie diesen Schmuck erhielten?«

»Diese Frage ist unnütz, Herr Graf!«

»Allerdings – aber wenn – wenn ich erfahren, wer Ihnen den Schmuck überreichte, dann ließe sich leichter ermitteln, wie er in die Hände des Gebers kam.«

»Und – *mon Dieu*,« fiel jetzt der Graf ein, »was interessirt Sie das?«

»Ach – diese Kunstfreunde sind einmal so,« lachte Lieth, »vermuthlich macht der Graf schon seit längerer Zeit auf jene herrlichen *Cameen* oder *Hyacinthes* Jagd, und nun findet er sie plötzlich in dem Halsschmucke einer Dame wieder – *eh donc* – das geht uns Raritätensammlern oft so – fassen Sie sich, Graf, vielleicht läßt sich ein Handel machen.«

Aber Maffei, der sich jetzt ganz erhoben hatte, ließ den Schmuck nicht aus der Hand – er blickte die Gräfin durchdringend an und fragte noch ein Mal:

»Woher kam Ihnen dieser Schmuck, Frau Gräfin?«

»*C'est fort*,« rief Wartenberg, »es scheint fast, als wollten Sie uns einen widerrechtlichen Besitz nachweisen.«

Maffeis gelbliches Gesicht verzog sich fast zu einem Grinsen.

»*Monsieur le comte*,« rief Wartenberg, dieser Schmuck ist ein Präsent des Herrn Hauptmanns Eosander von Goethe.«

Er hatte die letzten Sätze bereits so laut und heftig herausgestoßen, daß die nächstsitzenden Gäste, die Pagen und Lakeien schon aufmerksam geworden waren.

»Was gibt es da?« flüsterte man ringsum.

Wartenbergs waren überhaupt Gegenstände der besonderen Kritik, wenn sie sich zeigten – vor allem heute aber. Das Gezischel und Flüstern lief schnell bis zu den Tischen, an denen Kraut und Eosander saßen. Der Finanzrath lugte wie ein Matrose, der nach Land vom

Mastkorbe späht, zu dem Tische Wartenbergs hinüber. Jede Bewegung fing er auf. Als der Graf die letzten Worte gesprochen hatte, erhob sich auch Lieth, dem die Sache ernsthafter zu werden schien, als er anfangs glaubte. Das machte ringsum nach größeres Aufsehen.

»Von Herrn Eosander erhielten Sie also diesen Schmuck, fuhr Massei fort, »und Herr Eosander, woher hat *der* ihn wohl empfangen?«

»Das geht zu weit,« rief die heftige Gräfin, sich ebenfalls erhebend, »das sieht aus wie ein Verhör.«

»Haben Sie gehört? Eosanders Name fiel! Was geht nur vor. Eine seltsame Scene!« so liefen die Bemerkungen die Reihen der Speisenden entlang.

Kraut erhob sich. Es hatten sich bereits einige Gruppen gebildet, um besser sehen zu können. – Kraut manöverirte sich zwischen diesen entlang – bis er in die Nähe des Tisches kam.

»Ich habe Gründe, so scharf zu fragen, Frau Gräfin,« hörte man jetzt Maffei sprechen.

»Und ich habe Gründe, Ihnen nicht zu antworten,« entgegnete die Gräfin, den Tisch verlassend.

»Bleibe, *ma chère*,« rief Wartenberg.

»Gnädigste Gräfin, keine *exaltations*,« bat Lieth ebenfalls aufstehend.

»Ah – da kommt der Kurfürst,« sagte Frau von Lieth.

Friedrich und Sophie Charlotte hatten soeben mit dem sächsischen Gesandten einige Worte gewechselt, als sie, von den Gebeden und ringsum schwirrenden Reden der

Gäste aufmerksam gemacht, sich zum Tische Wartenbergs wendeten. In diesem Augenblicke rauschte die Gräfin von Wartenberg durch die Gruppen, ihr erhitztes Antlitz mit dem aus Gold und Elfenbein zusammengesetzten Fächer kühlend. Hinter ihr her eilten Wartenberg, Lieth und wie es schien, Maffei. Beger saß in höchster Verzweiflung am Tische mit Frau von Lieth – er zitterte bei dem Gedanken: der unschuldige Veranlasser des Streites gewesen zu sein.

»Was ist dort geschehen?« rief der Kurfürst nicht ohne Besorgniß. »Der Gräfin ist unwohl.«

»O! – vielleicht eine französischer Vokabel, die ihr nicht einfiel,« sagte die Kurfürstin boshaft.

Die Aufregung der Gäste ward größer – die Gräfin und die ihr Folgenden schossen auf die Ausgangsthür des Saales, welche in dem kleinen an dem Theater gelegenen *antichambre* des Kurfürsten führte – los.

»Lassen Sie sehen, was es gibt,« entschied der Kurfürst, durch die Gesellschaft schreitend, welche ehrerbietig Platz machte. »Monsieur Kraut – wissen Sie, was arrivirte?« fragte Friedrich.

»Nicht genau,« antwortete Kraut schnell, »ich hörte nur von einem Schmuck reden, den Herr Eosander der Gräfin geschenkt haben soll,« fuhr er maliciös fort.

Der Kurfürst biß sich die Lippen. Er hatte den Arm der Gemahlin frei gelassen und ging hastig weiter. Sophie Charlotte benutzte diese Gelegenheit, Leibnitz zu begrüßen, während ihr Gemahl dem Zimmer entgegenschritt,

in welches die Betreffenden verschwunden waren. Allgemeines, immer lauter werdendes Gemurmel – allgemeines Erheben und Starren nach dem Zimmer. Krauts Worte – er hatte sie absichtlich sehr laut gesprochen – wurden eilig colportirt.

»Es handelt sich um den Schmuck,« flüsterte Margarethe Eosander ihrem Gatten zu. »Es scheint etwas Schlimmes – Eosander – sei auf der Hut.«

Der bestürzte Hauptmann war aufgestanden – er starrte nach der Thür des Vorzimmers.

»Ich fürchtete stets Gefährliches,« flüsterte Margarethe, »fasse Dich jetzt – sich, was geschah?«

Eosanders Knie schwankten – wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: daß Gregorio den Schmuck auf unrechtmäßige Weise erworben haben könne – er wußte nicht, was er beginnen sollte – drei – vier Auswege wollte er zugleich einschlagen – Gregorio war in der Nähe – ein Zufall führte ihn nach Lützenburg – und da – da stand d'Alikan, die Sängerin – sie mußte sofort Auskunft geben. Eosander wollte gleich zu ihr – da wendete sie sich um – sie eilte aus dem Saale – rings umher ward es lauter, die Fröhlichkeit des Festes schien gestört – verschiedene Personen riefen laut aus: »die Gräfin sei krank geworden.«

Die Kurfürstin nahm keine Notiz von dem allen – aber die Liebediener der Wartenbergs heuchelten Besorgniß und Schmerz – man ging aus dem Saale in den Vorplatz – Besser und Lottum rannten ängstlich hin und her, das

gelungene Arrangement drohte ein böses Ende zu nehmen. Frau von Berchholz eilte ebenfalls hinaus – Alles fragte und combinirte.

Heftig bewegt war der Kurfürst in das Vorzimmer getreten, dessen Thür er hinter sich schloß. Bei seinem Eintritt bot sich ihm ein sonderbarer Anblick dar. Schluchzend, wie im Weinkrampf, lag die Gräfin in einem Sessel, vor ihr stand der Gemahl – hinter ihr Lieth, der ein Flaçon handhabte – mitten im Zimmer Graf Maffei, in dessen Händen eine Halskette funkelte.

»Welche *Exaltation?*« rief der Kurfürst eintretend. Man derangirt das Fest.«

Jetzt schnellte die Gräfin empor.

»Durchlaucht,« keuchte sie, »die Feste von Dero Frau Gemahlin scheinen bestimmt, mich in die größten Unannehmlichkeiten zu verwickeln.«

»*Calmez vous*,« sagte der Kurfürst, den die Herren ehrerbietig umstanden. »Was ist geschehen?«

»Erlaube, daß ich spreche,« sagte Wartenberg. »Unser Freund, Graf Maffei, Durchlaucht, sah einen Halsschmuck meiner Gattin –«

»Ein Präsent des Herrn Eosander,« fiel der Kurfürst schneidend ein.

»Ah – Sie wissen das –« sagte Wartenberg in höchster Verwunderung.

»Ja wohl! es ist ihr Protégé.«

»O – Durchlaucht – ich – genug, dieser Schmuck, aus kostbaren Cameen gebildet, hat Graf Maffeis Kunstliebhaberei so aufgeregt, daß er sich Fragen erlaubte – die

in so seltsamer Form geschahen – daß meine Gemahlin dadurch aufs tiefste verletzt werden mußte, denn jene *questions* glichen einem Verhör.«

Der Kurfürst wendete sich zu Maffei:

»Ist dieses der Schmuck?«

»Ja, gnädiger Herr,« sagte Maffei, den Schmuck hinreichend. »Es ist ein ungeheuer kostbares Stück – dieser Abschied Hektors – die Tänzer und Bacchanten sind Kunstwerke ersten Ranges.«

»Und wie wagen Sie es, mir diese Dinge streitig machen zu wollen?« knirschte die Gräfin. »In der That – die Liebhaberei des Herrn Grafen ging so weit, daß er vor Neid in der rücksichtslosesten Weise mich ausfragte – als sei nur er allein berechtigt, solche Steine zu besitzen.«

»Ist das also?« fragte Friedrich.

»Wahrlich, es schien eine Art Manie zu sein,« bestätigte Lieth, »eine wahre Wuth leuchtete aus Ihren Blicken, Graf – als Sie den Schmuck sahen.«

»Wohl das Entzücken des Kunstfreundes, als Sie diese Schätze erblickten?« wendete der Kurfürst ein.

Maffei hatte seine ruhige, hofmännische Haltung angenommen.

»Gnädiger Herr,« begann er. »Ich bin weit entfernt, eine Beschuldigung auszusprechen – ich denke nicht daran, eine so hohe Dame zu inquiriren, allein ich bin in der That durch den Anblick dieser Steine höchst erregt geworden – denn ich sehe sie nicht zum ersten Male.«

Alle lauschten mit verhaltnem Athem – die Gräfin starren Auges.

»Sie werden sich erinnern, Durchlaucht,« fuhr Maffei fort, »daß ich vor einigen Tagen in Dero Zimmer jene Chatoulle mit Steinen, Medaillen und Münzen sah – welche Herr Kraut glücklich für Sie erworben.«

Friedrich nickte wohlgefällig.

»Nun, Durchlaucht, bei jener Gelegenheit erzählte ich mit tiefem Bedauern von einem, in meinem Schlosse zu Safferato begangenen Diebstahle von kostbaren antiken Steinen.«

»Ich erinnere mich dessen genau. Sie hatten Gründe – wie Sie sagten – die Thäter nicht zum Aeußersten zu bringen,« fiel der Kurfürst ein.

»Ganz recht, Durchlaucht,« sagte Maffei mit heftigem Zucken der Lippen. »Nun denn – ich habe dieses Steine in dem Halsbande der Frau Gräfin wiedergefunden – diese fünf Antiken sind die aus meiner Sammlung gestohlenen.«

Ein lauter Schrei – die Gräfin sank in Ohnmacht – die Herren liefen wild durcheinander.

»Sehen Sie nach der Gräfin,« befahl der Kurfürst. »Ruhe! *c'est un scandal!* aber sind Sie gewiß, Graf?«

»Ein Irrthum ist unmöglich. Diese kostbaren Dinge existiren nur ein Mal, und ich kann die in Gyps und Schwefel gemachten Pasten, die Abdrücke von Wien senden.«

Der Kurfürst ging zornig im Zimmer umher – die Sache war skandalös – die Gräfin dauerte ihn – dennoch lag jetzt ein Theil der Verkettung zwischen Wartenbergs und Eosander offen zu Tage.

»Aber,« nahm er das Wort, als die Gräfin sich langsam erholte, »Sie werden doch unserm Grafen – –«

»O, reden Sie nicht weiter, Durchlaucht,« sagte Maffei, »bedarf es eines Wortes? Die Gräfin ist sicherlich die Getäuschte gewesen –«

»Aber Eosander – Eosander –« heulte Wartenberg, »er muß Rede stehen – er ist hier – er brachte diesen Schmuck – o – herbei mit ihm.«

Ohne auf des Kurfürsten Ruf zu hören, eilte er zur Thüre – sie öffnete sich, Eosander trat ein.

»Reden Sie – dieser Schmuck – er ist gestohlen – woher haben Sie ihn? – heraus.«

So donnerte alles den Hauptmann an.

»Gnädiger Herr,« sagte Eosander, »ich bitte um Gehör.«

»Reden Sie schnell, ich befehle.«

»Die Gräfin – der Graf sind meine Gönner. Es war mir Pflicht, ihnen eine Freude zu bereiten. Diamanten sind leicht zu bekommen, dieses Kunstwerk nicht – ich erhielt es von einem Fremden – einem Italiener.«

Maffei erzitterte. Er wollte diese Scene abbrechen – er ahnte größeres Unheil.

»Gleichviel,« fuhr er auf, »und Sie schenkten den Schmuck, um sich gegen Andreas Schlüter seine Hilfe durch die Frau Gräfin zu sichern?«

Die Wartenberg kreischte laut auf – der Kurfürst stampfte mit dem Fuße – Maffeis Stellung allein schützte ihn vor heftige Rügen – aber mit der Gräfin war es vorbei.

»Ich will fort,« rief sie, »hinweg von hier – den Wagen! o – das ist zu viel – gleich hinweg.«

Lieth eilte hinaus. Alles umringte ihn.

»Die Gräfin ist sehr krank,« sagte er.

Allgemeine Verwirrung fand statt – man drängte sich durcheinander. Jetzt erschien der Kurfürst von Wartenberg begleitet – die Kurfürstin bat lächelnd, Platz zu behalten – vergebens. Die boshafteste Neugierde machte sich geltend. Niemand traute der Nachricht. Inmitten des Saales standen der Kurfürst, Wartenberg – Besser und Lottum.

»Ein widerwärtiges Ereigniß,« sagte der Kurfürst.

»Durchlaucht,« stammelte Wartenberg, »ich bin schuldlos.«

»Ah, das sind diese *protections* – ich kenne es.«

Eosander wagte nicht vorzudringen – Wuthblicke des Grafen trafen ihn – Fragen wogten um ihn her. Der Kurfürst war aufs tiefste betroffen – man sah es ihm an.

»Es ist eine neue *bêtise* der Wartenberg,« kicherte die Pöllnitz zu der mit größter Gleichgültigkeit dahinschreitenden Kurfürstin.

»Ich habe Ihnen den Ring vergolten,« flüsterte Kraut.

»Ich bin in Ungnade,« stöhnte Eosander.

»Die Gräfin ist fort,« meldete Lieth.

»Ich muß genauer observiren,« stieß der Kurfürst heraus.

»Dort steht der gnädige Herr,« rief jetzt Werneck, der ganz voll Zorn in den Saal trat von den Liebenden und den Berchholz gefolgt. »Endlich ist der Moment gekommen.«

Ein lautes Rufen, von der Eingangsthür des Saales schallend, unterbrach jetzt die Scene der Aufregung. Dieses Rufen schwoll mächtig an. Es war ein freudiges Durcheinander. Einzelne Worte unterschied man deutlich »Gelungen!« »Großartiges Ereigniß.« »Der Markgraf hier.«

Alle andern Begebenheiten wurden durch diese neue Unterbrechung für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt. Der Kurfürst wendete sich schnell, – die Kurfürstin trat zu ihm. Die Gäste machten eine Gasse bis zur Eingangsthüre, und durch jene Gasse sah man eilig den *Markgrafen* heranschreiten, der sich nicht einen Augenblick Zeit gelassen hatte, die Festkleider anzulegen. Im Hauskostüm schritt er auf den Kurfürsten zu.

»Mein gnädiger Herr Bruder – erlauchte Schwägerin,« rief er, »ich schätze mich glücklich, der Ueberbringer einer freudigen Nachricht zu sein. In meiner Anwesenheit ward so eben der Guß der herrlichen Statue vollzogen – die zur Zierde unsrer Stadt Berlin und zu Ehren unsres erlauchten Vaters auf dem Pfeiler der Brücke prangen soll. Schlüters gewaltiges Werk ist gelungen – die mächtige Form hat sich gefüllt – alle waren begeistert, und wenn ich der Meister gedenke, die das mächtige Werk vollendeten – so werden Sie, gnädigster Herr Bruder, gestatten, daß ich hier laut rufe: Es lebe unser Herr der Kurfürst, der Förderer und Beschützer alles Erhabenen und Schönen.«

Er nahm von dem Tische ein Kelchglas, welches Freiherr von Schöning gar schnell mit Wein füllte, und hob es empor. Ein donnernder Jubelruf rollte durch den Saal,

die Trompeten fielen ein, alles nahte huldigend dem Kurfürsten, der vor Freude strahlend die Hand des Bruders drückte. Diese Nachricht hatte alle Wolken verscheucht, welche der unangenehme Zwischenfall auf seine Stirne abgelagert – unter dem Jubel der Gäste vergaß er schnell die kleinlichen Vorfälle.

»Gelungen also, gelungen!« rief er. »Welche Freude! wie werden sie alle uns beneiden.«

»O!« fiel der Markgraf ein, »Schlüter ist ein Halbgott – seine Fassung, seine Ruhe gab jedem Muth im großen Augenblicke.«

Er schildekte lebhaft die Scenen im Gießhause – Alles lauschte gespannt – Kurts Augen sprühten Flammen der Freude.

Werneck knirschte – die Liebenden waren glücklich – denn in diesem Augenblicke konnte niemand wagen, dem Kurfürsten mit widerwärtigen Dingen zu nahen. Der Jubel, die Freude, theilten sich der Gesellschaft mit. Kurt ward beglückwünscht – man wußte, wie nahe er dem Meister stand. Bleich und erschreckt waren Eosander und Wartenberg – der Hauptmann schaute ringsum. Er suchte *Einen*.

»Der Bube hat mich in die Falle gebracht,« murmelte er. »Seine Pläne waren in nichts zerronnen.«

»Fassung – wir müssen alles wagen,« flüsterte Wartenberg.

Er wagte in der That viel.

»Gnädiger Hern« sagte er, an den Kurfürsten tretend, »in so freudigem Augenblicke –«

»Will ich der *petites scandales* nicht gedenken,« unterbrach ihn der Kurfürst.

»Also der arme Hauptmann darf hoffen?« fuhr Wartenberg fort.

»Graf!« fuhr der Kurfürst auf, »ich verbiete jetzt jede Erinnerung an kleinliche Entwürfe. Wenn ein so wichtiges Werk gelungen ist – darf von solchen Dingen nicht die Rede sein, welche den Schöpfer beeinträchtigen. Schlüters Genie muß geachtet werden. Der *arc de triomphe* des Herrn Eosander hat noch lange Zeit – nichts davon in diesem Augenblicke. Ich will nichts hören.«

Die Verbündeten standen wie vom Donner gerührt.

»Er hat den Triumph – er siegt!« keuchte Eosander.

»Wo ist Maffei? – wo Gregorio?«

Er eilte hinweg von der Stelle.

»Kommen Sie, Graf,« flüsterte Wittgenstein dem betroffenen Wartenberg zu. »Die Gräfin steigt in den Wagen.«

Er zog ihn hinweg.

»*A vos places, messieurs et mesdames*,« rief die Kurfürstin. »Ein so freudiges Ereigniß stellt das Fest wieder her, welches eine kleine Unterbrechung erlitten.«

Eosander war in das Vorzimmer geeilt. Er fand Maffei, der noch immer die verhängnißvolle Halskette in der Hand hielt.

»Herr Graf,« sagte er mit bebender Stimme, »Sie haben eine ungeheure Verwirrung angerichtet. Sie haben viel zerstört.«

»Ihre Schuld, mein Herr, scheint es allein zu sein,« sagte Maffei. »Sie übergaben der Gräfin diesen Schmuck. Sie sind in den Besitz eines gestohlenen Gutes gelangt.«

Eosander fuhr mit der Hand an seine Brust.

»Ich – kann nur entgegnen,« sagte er, »daß mir diese Steine verhandelt wurden – ich erhielt sie von einem Manne, der aus Italien stammt – und wenn Sie ihn sehen wollen? er ist hier.«

»Hier?« rief Maffei.

»Ja. Kommen Sie schnell. Die Erregung im Saale ist groß genug – wir finden Gelegenheit, unbemerkt den Mann zu suchen. Soldaten sind in der Nähe, wir können ihn verhaften lassen.«

Maffei schob das Halsband in seinen *Rocquelaure*.

»Kommen Sie,« sagte er.

Eosander zitterte, er konnte nicht schnell genug von dem Vorzimmer zur Bühne gelangen.

Maffei folgte. Am Ausgange hörte Eosander seinen Namen rufen. Er wendete sich – er sah Margarethe, seine Gattin. Sie winkte ihm zurück – er aber schüttelte das Haupt und schritt weiter.

Als der schmetternde Ruf der Trompeten erschallte, waren zwei Männer aus dem Dunkel der Bühne hervor, gegen den Saal geeilt. Es waren Gregorio und Leonhardt.

»Es ist ein besonderes Ereigniß dort unten,« sagte Gregorio. »Sie rufen Lebehochs in die Luft.«

Leonhardt wendete sein Haupt ab – er hatte keinen anderen Gedanken als Schlüter.

»Horch!« sagte Gregorio, »man hört deutlich Worte – Namen! Schlüter! Jakobi!« ein Zittern ergriff ihn. »Nachricht aus Berlin,« rief er.

Jetzt ward es unten lebendig – Lakaien und Pagen eilten vorüber.

»Was gibt es da?« rief der Italiener.

»Gute Botschaft,« tönte es von unten herauf. »Die Statue ist gegossen, Markgraf Ludwig hat die Kunde gebracht – alles gelungen.«

Gregorio stieß keinen Laut aus – sein Gesicht zuckte nicht – er taumelte wie vom Schlage getroffen gegen die Wand.

»Es ist – ge – lungen?«

»Ja, ja!« jauchzte Leonhardt. »Sie rufen: Es lebe Schlüter!«

Gregorio grub seine Nägel in die Wand. »Hinweg von hier,« heulte er. »Ich muß fort – ich muß –. Bleib auf der Wache – ich will fort.«

»Gregorio!« rief Leonhardt, ihn haltend. »Bleibe! es ist etwas Ungeheuerliches im Werke gewesen, Gott hat es gnädig verhindert – bleib!«

»Laß mich!« knirschte der Italiener. »Der Teufel soll den Tölpel holen – ich will ihn würgen!«

Er wendete sich fort und stürzte den halbdunkeln Gang hinunter.

»Halt!« rief es dicht vor ihm. »Das ist er.«

Gregorio stand Eosander und einem Manne gegenüber, dessen Antlitz er nicht deutlich erkannte, da ein schwaches Licht im Raume herrschte.

»O – Sie kommen mich wegen des Scheiterns zu strafen?« sagte Gregorio leise. »Es war nicht meine Schuld.«

»Schweigt!« donnerte Eosander. »Was gehen mich Eure Pläne an – aber der Schmuck, den Ihr mir verhandelt habt – die Steine – wo hast Du sie her, Bursche?«

Gregorio trat zurück – er schärfte seinen Blick, als wollte er das Dunkel durchdringen, welches die zweite Gestalt barg, dann sagte er:

»Kommen Sie hierher, Herr Hauptmann! man muß die Leute kennen lernen, mit denen man unterhandelt.«

Er trat in den Strahlenkreis einer Lampe. Ein Schrei tönte und Maffei wankte heran. Sein bleiches Gesicht starrte Gregorio an, der die Arme kreuzte und den Grafen ebenfalls fest anblickte.

»Von dem habän Sie den Schmuck?« hauchte Maffei.

»Ja, Herr Graf.«

»Gehen Sie fort. Ich will den Verbrecher hören.«

Eosander entfernte sich. Vater und Sohn standen sich gegenüber.

»Verruchter!« begann Maffei, der sich mühsam gefaßt hatte. »Wie tragen Deine Schritte Dich hierher?«

»Nicht wahr, mein Vater,« sagte höhnisch Gregorio. »Sie wundern sich – Ihre beiden Kinder hier zu finden.«

»Katharina d'Alikan – wo ist sie?« rief der Graf.

»Sie hat dieses Schloß verlassen – Sie hat Euch wohl erkannt.«

»Mensch! Bube!« begann Maffei wieder. »Dein Raub in Safferato hat Dich elend gemacht – Du stahlst diese Steine,« er zog hastig den Schmuck hervor. Du hast schon einmal unter dem Galgen gestanden deswegen und ich ließ Dich entwischen.«

»Das dank Ihnen der Teufel!« lachte Gregorio. »Wollten Sie Ihren Sohn henken lassen?«

Maffei ballte die Faust.

»Wie hast Du dem Eosander dieses gestohlene Gut verhandeln können?«

»Ich hielt es bei mir, als ich aus Ravenna ging und ich gab es ihm, um hoch steigen zu können. Er will den Schlüter stürzen – wenn Eosander steigt – steige ich mit.«

»Zum Galgen wirst Du steigen.«

»Um dieses Schmuckes willen?« sagte Gregorio. »Sie werden Ihren Sohn an den Galgen liefern? – ei ja – vielleicht. Diese alten Herren lieben seltsame Dinge – aber ich kann reden, Graf. Ich würde meine Geschichte erzählen – wie Ihr Eure Kinder verlassen – verstoßen habt. Wie Ihr den Sohn der Geliebten peitschen ließet und die Papiere stahlet, welche meiner Mutter die Ehe, für den Sohn zu sorgen versprechen – und wenn man das alles bezweifeln wollte, so würde ich die Sängerin, meine Schwester, aufrufen – sie ist in gutem Schutze – sie könnte nicht beseitigt werden. Laßt es einmal darauf ankommen, Graf.«

Maffei war besiegt – ein Wort des verzweifelten Gregorios, und der Edelmann war entsetzlich compromittirt. Berlin war nicht das leichtfertige Paris.

»Was soll ich Dir geben, wenn Du dieses Land verläßest?« fragte er mit schnellem Entschluß.

»Ich kenne keine Summe, die hoch genug wäre. Ich will hier steigen – ich gehe nicht.«

»Du mußt.«

»Ich bleibe!« rief Gregorio mit wilder Stimme. »Aber ich werde schweigen – wenn Ihr schweigt.«

»Was soll das heißen?«

»Ihr gebt die Steine zurück an die Gräfin – Ihr erklärt, Euch geirrt zu haben – Ihr bekennt, daß ich im rechtmäßigen Besitz der Schätze war.«

Maffei stöhnte.

»Das heißt mich selbst vernichten – mindestens hier.«

»So lassen Sie mich verhaften, mein lieber Vater.«

Maffei wankte vor Erregung und Angst. Die Verkettung der Ereignisse war zu seinem Nachtheile, vielleicht zu seinem Verderben geschehen; wenn er Gewalt brauchte, war der Scandal ein ungeheurer. Er überlegte.

»Und was willst Du hier weiter treiben?«

»Es ist meine Sache. Ihr habt Euch niemals um mich gekümmert.«

Maffei athmete tief.

»Wohlan,« sagte er halblaut, »ich verspreche Dir – es soll geschehen.«

Gregorio lächelte.

»Ich habe gut an Dir zu machen – ich sehe es ein.«

»Ich schenke Euch die Schuld.«

»Diese Steine mögen Dein Erbtheil bilden.«

»Sie sitzen am Halse der Gräfin – es mag drum sein.«

Maffei wendete sich um – er sah Eosander im Dunkel der Bühne.

»Wo Katharina, ich will sie sehen – sprechen.«

»Sie aber will Euch nicht kennen. Geht ihr aus dem Auge – wir wandeln jeder seine eigne Straße.«

Maffei warf ihm einen wüthenden Blick zu.

»Hüte Dich – hüte Dich,« sagte er. »Wir scheiden für immer – und ich rette Dich zum zweiten Male.«

»Mir der Hals – Euch den Namen.«

Der Graf ging auf Eosander zu.

»Hauptmann,« sagte er, »ich bin in größter Sorge – in tödtlichster Verlegenheit. Jener Mann ist schuldlos – diese Steine sind in der That nicht die meinigen. Ich muß die Gräfin flehentlich um Vergebung bitten.«

Eosanders Gesicht überflog ein Schimmer der Freude – aber als er die entsetzlich verzerrten Züge des Grafen sah, runzelte er nachdenklich die Stirn.

»Graf,« flüsterte er, »Sie sprechen nicht die Wahrheit – dieses Halsband birgt ein Geheimniß zwischen Ihnen und jenem.«

Maffei ließ sein Haupt an Eosanders Schulter sinken – er wies nach oben, nickte mit dem grauen Kopfe – reichte an Eosander den Schmuck und entfernte sich langsam, im Dunkel verschwindend.

Eosander betrachtete sinnend den Schmuck – als er sich leis berührt fühlte. Gregorio stand neben ihm. Ein Schrecken fuhr in den Hauptmann.

»Herr Hofarchitect,« lispelte jener, »Sie werden wohl gehört haben, daß ich ein ehrlicher Mann bin.«

»Fort von mir!« rief Eosander. »Unheimlicher Geselle!«

»Sie sind mir verpflichtet – Ihr Schein?« sagte Gregorio. Eosander schnaufte. »Ohne Sorge, ich halte zu Ihnen – Sie haben heut eine schwere Niederlage erlitten. Herr Schlüter wird triumphiren. Ich hatte vergeblich gearbeitet – aber nehmen Sie den Kampf auf – ein Mal muß er unterliegen.«

»Und dieser Schmuck?«

»Wird der Gräfin von Ihnen überreicht.«

Eosander starrte den Mann verwundert an.

»Auf morgen,« sagte Gregorio. »Lassen Sie Graf Maffei die Sache ausfechten. Morgen beginnt der Kampf aufs neue.«

Eosander barg den Schmuck. Er machte eine Geberde gegen Gregorio und eilte hinweg.

»Welch ein Geheimniß war es, das Kraut von Schlüters Arbeit wissen wollte?« murmelte er. »Die Wartenberg ist dabei betheiligt.«

Als er in den Saal gelangte, waren die Gäste im Aufbruch begriffen. Auf dem Platz vor dem Schlosse rasselten die Wagen, die Sänften kamen herbei – hunderte von Lichtern erhellten die Nacht.

»Wo ist Graf Maffei?« fragte der Kurfürst Herrn von Besser.«

»Vergebens suchte ich ihn, gnädigster Herr,« entgegnete der Gefragte. »Er hat bereits das Schloß verlassen.«

»Wegen der fatalen Affaire,« fuhr Friedrich den Grafen Wartenberg an, der jetzt gerade in einer Nähe stand.

»*Un diplomate*, der uns befreundet ist – es ist abscheulich!«

Eosander trat leise heran, der Kurfürst bemerkte ihn.

»Keinen Vortrag morgen halten,« sagte er laut. »Alles wird vertagt – Alles! verstanden? Ich werde vor allen Dingen zum Gießhause eilen und mit den Prinzen dem schönen Momente beiwohnen, wenn die Statue aus der Form geschlagen wird. Herr von Bülow! Morgen will ich Herrn Schlüter bei mir empfangen.«

Er wirkte zum Abschied.

»Alles ist zu meiner Abreise bereit, mein Gemahl,« flüsterte die Kurfürstin ihm zu. »Wir halten morgen noch einen Abschieds-*cercle*.«

Die Gäste strömten aus den Sälen – draußen riefen Diener die Wagen, die Sänften herbei.

»Leben Sie wohl, Kurt,« sagte Sidonie leise, dem Edelmann die Hand drückend. »Wir danken Ihnen viel.«

»Sie gehen neuen Kämpfen entgegen – aber Sie siegen – wie ich,« sagte Kurt.

»Wo ist die Gräfin?« fragte Eosander Wartenberg.

»Auf dem Wege nach Berlin,« sagte der Graf zornig. »Sie können sich denken, daß sie Ihnen diesen Abend nicht vergessen wird.«

»Ueberreichen Sie ihr den Schmuck,« bat Eosander, das Band an Wartenberg reichend.

»Wie? schon wieder diese Steine?«

»Morgen wird Maffei sich entschuldigen.«

»Ah –« machte Wartenberg.

»Gute Nacht, Graf,« rief in diesem Augenblicke Kraut – »Sie waren sehr langweilig heute.«

Er eilte unter die Schar der Gäste.

»Wir wollen ihn nicht vernachlässigen,« sagte Eosander.

»Wenn Sie den Kampf überhaupt aufzunehmen gedenken.«

»Gewiß,« rief Wartenberg. »Aber weshalb *ihn* gerade?«

»Weil Kraut ein neues Komplott – eine Bosheit zu wissen scheint, welche Schlüter gegen Ihre Gemahlin ausführen will – erinnern Sie sich des Hinweises darauf bei dem *Dejeuner*?«

»Teufel – ja. Sie haben Recht!« rief Wartenberg. »Ha – diese ganzen Vorfälle scheinen eine Kette gegen uns zu bilden – ich muß auf der Hut sein.«

»Um so mehr, als Dankelmann wohl dahinter steckt,« sagte Eosander.

»Wahrlich! Wahrlich! – Sie haben Recht – eilen wir nach Berlin – die Zeit drängt.«

Sie stiegen in ihre Wagen und fuhren den von Pechflammen erleuchteten Weg nach Lütze hinunter.

»Wir haben Sie heut kaum zu Gesicht bekommen, mein armes Fräulein,« sagte die Kurfürstin zu Sidonie von Werneck, als sie von ihren Damen geleitet, in das Schlafgemach schritt.

»Gnädigste Durchlaucht,« entgegnete Sidonie, »ich war mit meinem Papa und der Familie von Berchholz immer in der Nähe des durchlauchtigsten Hofes – aber es

gefiel Euer Durchlaucht nicht – einen gnädigen Blick auf mich zu werfen.«

»*Me voilà*, diese kleine Schelmin,« lachte die Kurfürstin. »Sie schaut gar heiter in die Welt, sollte der Papa erweicht worden sein?«

»Noch nicht, Gnädigste,« sagte das Fräulein. »Aber es ist Hoffnung vorhanden.«

»Heut ist so vielerlei geschehen,« sagte die Kurfürstin, »daß ich an alles glaube – Gute Nacht, *mesdames*.«

Schon lag Lützenburg im Dunkel der Nacht. Die Flammen und Fackeln waren verlöscht. Die Fenster des Palastes geschlossen. Nur nach dem Garten hinaus war Licht sichtbar. Dort sah Leonhardt Braun, glücklich und zufrieden, dem Morgen entgegen.

Ein zweites Fenster öffnete sich leise. Sidonie und Fräulein von Sacetot standen an demselben. Sie hüllten sich in weiche Shawls vor der Nachtluft – sie lauschten auf einen Trupp Reiter, der vom Schlosse nach dem Berliner Wege ritt.

Anatole d'Aubreuil führte die Wache zurück – Sidonie rief ein Lebewohl durch die Nacht.

Am Wasser stießen die Reiter auf einen nächtlichen Wanderer.

Es war Gregorio, der nach Berlin eilte.

II. Abtheilung. Der Sturz des Meisters.

Nach dem Feste.

Die Tage nach der aufregenden Festlichkeit, welche so viel Ereignisse herbeigeführt hatte, waren für alle bei den Begebenheiten interessirte Personen – Tage der Ruhe oder vielmehr der Erschlaffung. Von den Ereignissen überwältigt, schien jeder neue Kraft sammeln zu wollen. Frohlockend waren Kurt und Leonhardt, voll stiller Hoffnung Anatole und Sidonie – grollend Werneck, und furchtsam der kommenden Dinge gedenkend – Freiherr von Berchholz und seine Gattin heimgekehrt. Welch eine Begegnung zwischen Schlüter und Kurt? – Der junge Edelmann hatte eine strenge Rüge des Meisters erwartet, aber Schlüter war zu hochherzig, als daß er eine solche ausgesprochen hätte. Er kannte die Rücksichten, die Kurt den Eltern schuldig war. Außerdem drängte die Freude über des Gelingen des Werkes jede Mißstimmug bei Seite. Durch ganz Berlin war schon die Kunde von dem glücklich vollendeten Gusse geeilt – wo Schlüter sich zeigte, stand Jedermann still – ihn verwundert betrachtend – alle Künstler statteten ihm Besuche ab – selbst die Gesandten der fremden Höfe lauschten und horchten begierig, denn es war ein Werk geschaffen, um welches jede große Stadt die Residenz Berlin beneiden mußte.

Eosander hatte eine große Strafpredigt seiner Gattin hinnehmen müssen – er wagte nicht, Wartenberg, seine Visite zu machen. Die Gräfin befand sich gewiß in einem Zustande des Zornes, der jede Annäherung vereiteln

mußte. Der Hauptmann und Hofarchitekt eilte wie ein gehetztes Wild durch die Gassen. Er schlüpfte in Savenis Laboratorium. Nach heftigem Wortwechsel mit dem Laboranten wollte er hinwegeilen, als bleich und gefaßt Gregorio erschien. Der Hauptmann nahm sich zusammen. Er hatte überlegt daß der gefährliche Mann Waffen gegen ihn in Händen habe.

»Signor Gregorio,« begann er, nachdem der Italiener stumm gegrüßt hatte, »es sind wunderbare Dinge geschehen.«

»Weiß der Teufel!« lachte Gregorio wüthend. »Hier steht Saveni – er hat mit mir die Masse probirt, die wir bestimmt hatten, in den Ofen zu wandern – mit furchtbarem Krachen die Wände, die Form in Stücken, das Metall als glühenden Regen in den Thurm zu verstreuen – daß es nicht geschah – wer will den Grund auffinden?«

Eosander durchrieselte ein Schauer. Er hatte vorher das schreckliche Unternehmen nicht gekannt – es handelte sich nicht allein um Vernichtung des Gebildes – auch das Leben von Menschen stand auf dem Spiele – er zitterte bei dem Gedanken an das Unheil, welches der Italiener geplant hatte.

»Ich war diesen Dingen fremd,« hauchte er. »Wer sie ins Werk richten wollte – ich weiß es nicht – will es nicht wissen. Nur Eins traf mich schwer, Euer leichtsinniges Handeln mit dem Schmucke. Ihr habt mir einen Schatz in die Hände gespielt –«

»Der in meinem Besitze war, den ich schenken oder verkaufen konnte,« rief der Italiener trotzig.

Eosander trat einen Schritt auf ihn zu.

»Mensch,« sagte er, »treibt es nicht zum Aeußersten. Ihr schwirrt umher wie ein Schatten – niemand weiß, woher Ihr kommt – wohin Ihr geht – was Euer Begehr ist, Ihr seid den Gewalten nicht gewachsen, die wir gegen Euch loslassen können.«

Gregorio verzog keine Miene.

»Herr von Eosander,« sagte er ruhig, »ich besitze immer Eins, Eure Verschreibung. Ich kann damit den Beweis liefern, daß Ihr mir für den Schmuck, welcher so ungeheueren Scandal erregte, eine Summe schuldet – daß Ihr Eure Erkenntlichkeit für solche Dienste aussprecht – Dienste, welche ich Euch leistete, damit Ihr der Frau Gräfin ein großes Präsent zu machen im Stande wäret, das nur eine Zahlung für die Verwendung der Dame bei dem Kurfürsten sein sollte – auf daß Schlüter ein Bein gestellt werde. Die Zeit stimmt genau. Die Tage kann man nicht ändern, und sie gehen fort und fort. Und so wird es leicht sein zu beweisen, daß um dieselbe Zeit, wo jene Verwendung der Gräfin für Euch stattfand – der Schmuck von mir dem Herrn Eosander übergeben ward.«

Eosander murmelte einige Verwünschungen.

»Ich würde,« fuhr Gregorio fort, »Saveni nicht schonen – ihn als Zeugen aufrufen, und wenn es mir auch nicht sonderlich gut erginge, so würde ich doch die Genugthuung haben, auch Euch, Herr Hauptmann, vernichtet zu sehen, denn der Graf Wartenberg stände sicherlich nicht an, den Mann mit allen Kräften zu verfolgen und zu verderben, der ihn in so abscheuliche Netze verstrickte.«

Er warf sich zornig in den Sessel.

»Ihr möchtet Euch doch verrechnen,« sagte er kaltblütig scheinend, »wir können mit anderen Waffen fechten. Zunächst müßte Eure Vergangenheit festgestellt werden, Sie scheint nicht besonders hell zu sein. Und einem solchen Menschen – glaubt man keine Beschuldigung wider Eosander von Goethe.«

»Sie phantasieren, Herr Hauptmann. Sie haben sicherlich schon gehört, daß Graf Maffei mich für einen redlichen Mann erklärte, dessen Besitzthum jene Steine waren. Meine Pässe sind in Ordnung. Sie werden doch außerdem keinen Mann an den Profoßen ausliefern, um dessen Besitz Sie eine Gesellenrevolte in Berlin erregten?«

Eosander sprang zornig auf.

»Erst wollen wir die Erklärung des Grafen abwarten,« rief er, »und dann, dann – bleibt noch eine andere Person – die Sängerin d'Alikan. Sie muß Euch kennen – sie hat Euch empfohlen. Es wird leicht sein, sie zu Angaben zu bewegen, die –«

»Nicht so leicht, Herr Hauptmann. Ein Mal kann die Signora nichts Schlimmeres von mir berichten, als von sich selbst – denn wir stehen einander sehr nahe. Blicken Sie mich an, Herr Hauptmann. Ihr Scharfsinn hat Sie nicht getäuscht, als Sie auf der Bühne stehend – zwischen der Signora und mir eine Aehnlichkeit fanden.«

Eosander starrte ihn an – er schien noch ein Mal Vergleiche anzustellen.

»Sie finden uns einander sehr ähnlich,« fuhr Gregorio fort. »Natürlich – denn die Signora und ich – wir sind leibliche Geschwister.«

Eosander stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, er faßte Gregorios Arm.

»Ja – ja, mein theurer Herr,« lachte Gregorio. »Meinen Sie nun noch, daß die Signora gegen mich aussagen würde?«

Eosander schüttelte das Haupt.

»Es ist nicht wahrscheinlich,« sagte er. »Also daher diese Empfehlungen, dieses Interesse – ich werde,« rief er, »dennoch die Sache näher untersuchen. Ich muß wissen, woher Ihr die Kühnheit nahmet, einen so schrecklichen Plan zu entwerfen – ob Ihr nicht ein Werkzeug feindlicher Mächte seid.«

»Woher nehmen Sie die Gründe?« fragte Gregorio ruhig. »Ist etwas Schlimmes geschehen? – was gibt Euch die Waffen wider uns in die Hände? Zeigen Sie doch eine bestimmte Sache! Der Guß ist gelungen – herrlich gelungen. Was wissen Sie von schlimmen Plänen?«

Der Hauptmann gab sich gefangen – er konnte keine Beweise führen – Gregorio läugnete alles – »aber die Signora muß mir Rede stehen,« rief er. »Sie ist es, welche einen Menschen uns empfahl, dessen Leben in Geheimnissen besteht. Ich will sie sprechen.«

»Es dürfte unnütze Mühe sein,« sagte Gregorio, »denn meine Schwester ist heute in aller Stille aus Berlin entflohen.«

Eosander that einen Luftsprung.

»Wie, die Sängerin, die Signora? Die – die berühmte, herrliche Stimme, welche ich für Berlin mit aller Mühe gewann, sie – –«

»Ist nach Dresden abgereist und für diese Stadt hier verloren.«

»Aber weshalb?«

»Aus Familienrücksichten. Man behandelte vielleicht den Bruder nicht gut genug.«

»*Mort de ma vie!* Ich bin in neuer Verlegenheit. Seine Durchlaucht werden außer sich sein.«

»Sie gehen wiederum zu weit. Es ist vielmehr gut für Sie – denn Herr Kraut wird es sein, auf den sich des Kurfürsten Zorn entladet. Sie brauchen ja nur anzugeben, daß die Sängerin der Ringgeschichte wegen Berlin verließ – Künstler sind leicht gereizt. Meine Verwandtschaft mit der Signora brauchen Sie nicht zu entdecken.«

Der Hauptmann schöpfte Athem – der Ausweg war ihm willkommen – er bedachte nicht, wie er aufs neue in die Netze Gregorios ging.

»Schändlich bleibt es,« zürnte er, »auf und davonzugehen – die Undankbare.«

»Meine Schwester ist es nicht so ganz,« begann Gregorio mit nachdrucksvollem Tone. »Sie hat freilich kein greifbares Erinnerungszeichen hinterlassen – aber sie hat mir eine Mittheilung gemacht, die sie allein wissen konnte und die sicherlich für Euer Gnaden von hohem Werthe sein muß.«

Eosander war ganz Ohr – er trat dicht zu Gregorio.

»Und welche ist das? Redet, Mann.«

Gregorio warf einen Blick auf den lauernden Saveni, der sich zurückzog.

»Herr Hauptmann.« fuhr er leise fort, »Sie suchen nach Waffen, um den Kampf gegen Schlüter aufnehmen zu können. Sie sind im Nachtheil, denn dieser Guß, den ich Ihnen zu Liebe stören wollte – gelang durch ein mir unbegreifliches Ereigniß und der Kurfürst tritt dem Manne nicht entgegen, der solch Werk schuf.«

»Richtig,« keuchte Eosander. »Aber Ihr – Eure Nachricht?«

»Sie müssen,« fuhr Gregorio lauernd fort, »ein neues, mächtiges Unternehmen gegen Schlüter ins Werk setzen. Sie müssen ihm eine Feindin schaffen, die keine Versöhnung kennt – die Macht hat ihn zu stürzen, die ihn stürzen *muß*, weil er sie angriff – weil er sie höhnte – und weil durch diesen Hohn der Kurfürst betroffen wird – jene Feindin wird die Gräfin von Wartenberg sein.«

»Ha!« rief Eosander auffahrend.

»Hören Sie weiter. Haben Sie nie eine Witterung erhalten – hat Ihnen niemand angedeutet, daß Schlüter im Geheimen an einer boshaften Allegorie arbeite, welche, sei es in Stein oder Metall, verkörpert erscheinen soll – die bestimmt ist, des Kurfürsten Schwäche gegen die Gräfin zu geißeln?«

»Mensch, woher wißt Ihr das? Ihr seid ein Dämon.«

»O leider nein,« sagte Gregorio mit funkelnden Blicken. »Wenn *das* wäre – genug, Kraut weiß darum – er hat es meiner Schwester vertraut. In dem Atelier Schlüters soll ein Werk durch ihn geschaffen werden, welches bestimmt

ist, die Gräfin vor aller Welt als die Gebieterin über den Monarchen darzustellen. Er arbeitet – sagt man – in aller Stille daran, er fördert es, eingeschlossen in seiner Werkstätte, und Eingeweihte sagen, daß die Partei eines ehemaligen Ministers dem Angriffe nicht fremd ist.«

Eosanders Zorn, der nur noch schwach wallte, begann sich vollends zu legen. Der Italiener hatte ein neues Mittel gefunden, den Oberbaudirector zu stürzen. Wenn die Wartenberg auch dem Hauptmann zürnte, der sie in Verlegenheit gesetzt hatte durch das Halsband – so mußte sie aufs neue die Ergebenheit Eosanders anerkennen, der sie vor einer Gefahr bewahrte, welche in den Augen der Wartenbergs die größte blieb, der öffentliche Angriff – die Verspottung durch des Publikum der Residenz.

»Signor Gregorio,« sagte Eosander, »ich werde die Halsbandgeschichte vergessen.«

»Sie thun wohl daran, Herr Hauptmann.«

»Wie sollen wir das Nähere erfahren? Die Zeit drängt.«

»Für den Augenblick können Sie nichts – gar nichts wagen, Schlüter steht in hoher Gunst – sein Riesenwerk, die Statue Friedrich Wilhelms ist gelungen, der Kurfürst unternimmt nichts wider den Meister; warten Sie nur noch einige Zeit.«

Eosander machte eine ungeduldige Bewegung.

»Aber erforschen kann man doch,« sagte er.

»Forschen Sie,« entgegnete Gregorio ruhig und lauernd.

Eosander räusperte sich, dann trat er vertraulich zu Gregorio.

»Es ist besser – wenn ich der Sache fern bleibe. Es müßte ein schlauer und ergebener Mann dieses Geheimniß zu erforschen suchen. Wir müßten wissen: *was* Schlüter anfertigt, um der Gräfin zu schaden. Wer ihm den Auftrag gab – wir müßten jenes Ding – jene Allegorie oder was es sonst immer sein mag – beschreiben können. Dann theilte man der Gräfin diese Entdeckungen in aller Stille mit und wenn der kecke Baumeister das Machwerk in die Oeffentlichkeit bringen wollte – dann legte eine höhere Macht plötzlich Beschlag darauf – man träte mit der Anklage gegen ihn hervor, man zeigte ihm, daß alles längst bekannt gewesen, daß seine Pläne kein Geheimniß waren, und wenn er es wagte, den Kurfürsten zu bespötteln – rettet ihn kein glücklich vollendetes Werk.«

Gregorio hatte diese Bemerkungen mit Kopfnicken und Lächeln begleitet.

»Sie haben gut kombinirt, Herr Hauptmann,« sagte er, »aber wer soll der Mann sein, der das Geheimniß erforscht?«

»Ihr fragt noch?« rief Eosander. »Nur Ihr könnt es sein – Ihr müßt es ergründen – die Beweise schaffen. Euer Lohn soll nicht gering sein.«

Gregorio nahm eine stolze Haltung an.

»Bedenken Sie,« sagte er sich neigend, »daß ich zum zweiten Male mich Ihrem und dem Dienste des Grafen verbinde – ich bedarf keiner weiteren Befehle – wenn Sie mir Ihren Schutz – Ihre Protection zusichern, wenn Sie mir als Lohn die Stelle eines kurfürstlichen Baumeisters in Aussicht stellen – wenn Sie,« er zögerte ein wenig und

fuhr dann fort, »wenn Sie den Meister Braun, der leicht zu bewegen ist, gilt es seiner Eitelkeit zu schmeicheln – ihm Vortheile zu zeigen – wenn Sie ihn dahin bringen, mir die Hand seiner Tochter Dora zu geben.«

»Ah – auch hier die Liebe im Spiele? – Das Mädchen liebt den Junker von Berchholz.«

»Eben deshalb muß ich Ihre Macht in Anspruch nehmen.«

»Es wird schwer halten – versuchen wir beide unser Glück – aber, Gregorio, die Zahlung für den Schmuck?«

»Ich creditire Ihnen die Summe,« sagte lachend Gregorio.

»Ans Werk denn,« rief Eosander, Athem holend. »Ich gehe den Ereignissen entgegen, die jetzt auf mich anstürmen – ich eile ins Schloß.«

Er grüßte die beiden Männer und verließ das Laboratorium.

»Wie zum Henker willst Du die Sache heraus kriegen?« fragte Saveni. »Sieh Dich vor.«

»Pah! ich bin sicher,« lachte Gregorio. »Es ist nur eine Frage, wie kann ich in Schlüters Werkstatt?«

Als der Hauptmann im Schlosse angekommen war, merkte er sogleich, daß sich die Ereignisse nicht besonders günstig für ihn gestaltet hatten. Er schritt über die von Arbeitern erfüllten Schloßhöfe – bei den Gerüsten vorüber, aber die sonst so devoten Grüße wurden heute nur flüchtig abgegeben – die Leute wußten schon von Schlüters Erfolgen. Droben im Vorzimmer traf er auf kalt

höfliche Personen – Graf Wartenberg, der so eben mit einigen Herren conferirte, schien sehr erregt – er grüßte den Hauptmann kaum, und das Schlimmste für Eosander trat ein, als die Thür zum Cabinet des Kurfürsten sich öffnete und der Oberbaudirector Schlüter im Hofkleide erschien – mit freudiger Miene die Versammlung grüßte – den Hauptmann kaum eines Blickes würdigte und dann mit lauter Stimme sagte:

»Seine kurfürstliche Durchlaucht hatten die Gnade, mich Dero Beifall zu versichern und mir Glück über den vollendeten Guß der Statue zu wünschen, des Wohlwollens Dero kurfürstlichen Gnaden bin ich sicher. Auch haben der gnädigste Herr zu vermelden geruht, daß Sie gegenwärtig sein wollen, wenn die Form abgeschlagen und die Statue freigelegt wird, und ich erlaube mir, die Herrschaften zu diesem *Spectacle* ebenfalls in das Gießhaus zu laden. Es wird vielleicht von einigem Interesse sein. Ich habe die Ehre.«

Er grüßte artig aber mit einer gewissen Herablassung und schritt aus dem Vorzimmer.

»Unerträglich,« sagte Wartenberg, der so eben mit Wittgenstein gesprochen hatte, »da kommt Eosander.«

Der Hauptmann trat zum Grafen.

»Nun?« sagte Wartenberg, »Sie haben wohl genug gehört.«

»Freilich – Schlüter ist sehr kühn. Aber wir werden noch weit mehr erleben.«

»Sie senken die Waffe also?«

»Vielleicht um *mich* zu vertheidigen Aber ich würde sie gern weiter führen in Ihrem Vortheile – für Sie kämpfen.«

Wartenberg trat ein wenig bei Seite.

»Was soll das heißen, Hauptmann?« fragte er besorgt, denn der eitle Mann bezog gleich alles auf sich und seinen Ruhm.

»Es soll heißen, daß Kraut uns nicht belog, als er von einer Intrigue Dankelmanns gegen Sie sprach, welcher Schlüter nicht fremd sei.«

»*Mort de ma vie* – Sie meinen wirklich –«

»Ich meine nicht, ich *weiß*.«

»*Diable* – also das, was wir am Schlusse des Festes besprachen –«

»Ist kein Luftgebilde – keine Phrase – Schlüter arbeitet etwas gegen die Gräfin.«

Wartenberg klappte sein Portefeuille so heftig zusammen, daß die Nächstehenden aufschreckten.

»*Silence, monsieur le comte*,« bat Eosander. »Ueberlassen Sie mir die Sache. Ich werde handeln.«

»Sie haben bei meiner Gattin etwas gut zu machen – handeln Sie vorsichtiger. Ich kann nicht länger Sie schützen, wenn –«

SSHerr Graf – ich war schuldlos an dem Scandal. Das ist ehrlich von mir erworben.«

»Das glaube ich gern – aber Sie müssen – *pardon* – doch die *Beweise* geben. Wo bleibt der Graf Maffei mit der *declaration*? he? – Sie sagten mir: sie werde kommen? *eh donc*? wo ist sie?«

Eosander zuckte die Achseln sehr verlegen – er schaute umher – als wollte er Hilfe suchen – aber es trat nur ein sehr vierschrötiger und gemein aussehender Mann in das Vorzimmer, den der Kammerjunker von Ostrau begleitete.

»Was ist das für ein Mensch?« fragte Wartenberg den nächstehenden Hofherrn.

»Ich weiß es nicht, Herr Graf,« lautete die Antwort. »Es scheint ein Anliegen, eine Audienz führt ihn her.«

Wartenberg winkte Ostrau.

»Was bringen Sie da, Junker?«

»Hier ist ein Holländer,« antwortete Ostrau, »Namens Sanders. Er soll berühmt sein in Anfertigung von Glockenspielen, welche durch ein künstlich in Bewegung gesetztes Walzwerk, allerlei Choräle und geistliche Lieder spielen. Leibnitz hat ihn dem Herrn empfohlen, der schon seit längerer Zeit ein solches Glockenspiel zu besitzen wünschte. Mynheer Sanders hat heut schon in aller Frühe Herrn Kraut die Visite gemacht.«

»Da wird er sehr schlecht angekommen sein,« lachte Wartenberg.

»Freilich. Alles ist in Bewegung. Die Abreise der Frau Kurfürstin nach Aachen bringt große Bewegung hervor. Herr Kraut mag nicht in bester Laune sein.«

Er machte die Pantomime des Geldzählens.

»Alle Welt weiß seine Verlegenheiten,« sagte Wartenberg. »Wir müssen es nützen.«

Während der Graf noch diese Nebenbemerkung machte, ward der Holländer in das Cabinet des Kurfürsten

geleitet, und fast zu gleicher Zeit trat Kraut in das Vorzimmer. Er grüßte ebenfalls sehr artig und fast vergnügt, schritt an den Herren vorüber und ließ sich in das Cabinet des Kurfürsten geleiten. Er fand den Holländer Sanders im Gespräche mit Friedrich. Zwischen beiden lag, auf dem Tische, eine Zeichnung, welche seltsam geformte Maschinerien, Walzen und Hämmer darstellte.

»Ich habe so eben mit diesem Manne unterhandelt,« sagte der Kurfürst auf Sanders zeigend, »er hat auf Leibnitz Empfehlung die Reise hierher unternommen und uns ein Glockenspiel zum Kauf offerirt – wie ich es längst gewünscht habe. Der Preis,« fuhr der Kurfürst fort, »ist ziemlich hoch.«

Er blickte den Finanzmann fragend – fast besorgt an.

»Herr Sanders hat mir diesen Preis schon genannt,« sagte Kraut. »Zwölftausend Gulden.«

»Ja – aber nur das Walzwerk – die Hämmer. Die Glocken sind nicht dabei. Sie müßten in Berlin gegossen werden.«

»Dafür lassen Durchlaucht Herrn Jakobi sorgen.«

»Also, es wäre nichts gegen diesen Preis einzuwenden?« fragte hastig der Kurfürst.

»Nichts, Durchlaucht, wenn Sie befehlen,« antwortete Kraut sehr unbefangen. »Wir werden doch Euer Durchlaucht ein so kleines Amüsement leicht schaffen können?«

Des Gebieters Augen strahlten Wohlwollen aus. Er war immer besonders erfreut darüber, wenn seinen Plänen,

Gedanken und Wünschen keine materiellen Hindernisse entgegengesetzt wurden.

»Wir werden Ihnen den Kaufvertrag zusenden lassen, Mynheer Sanders,« sagte er, den Holländer verabschiedend, der sehr vergnügt den Kurfürsten verließ.

Friedrich ließ eine Pause eintreten, dann ging er auf Kraut zu und sagte:

»Monsieur Kraut – Sie sind ein ganzer Mann. Sie haben Dinge möglich gemacht, welche in der That schwierig sein mochten. Die Mittel zur Reise für die Frau Kurfürstin sind beschafft – sie kann also getrost heute die Fahrt antreten – die Kassen sind im Stande, das zu zahlen, was wir brauchen werden, wenn der große Moment herannaht – die Gelder für die herrliche, nunmehr im Guß vollendete Statue fehlten nicht – meine *petits amusements*, die kostbare Münzsammlung, haben Sie gleichfalls ermöglicht – jetzt, in dieser Minute, ist eine neue Ausgabe für das von mir gewünschte Glockenspiel durch Ihre gute Verwaltung festgesetzt und in Aussicht gestellt worden – *c'est charmant*.«

»Durchlaucht,« entgegnete Kraut, »sind allzu gnädig. Es kam mir vor allen Dingen darauf an, Ihnen zu zeigen, daß meine Finanzen in voller Ordnung seien und daß ich mir wohl eine kleine *dépanse* erlauben darf.«

»O – *n'en parlez pas* – Sie meinen die Ringaffaire mit der Sängerin. Bagatelle – *mon cher*. Wir haben jetzt größere und wichtigere Dinge im Kopfe – die Statue – die Nachrichten von Wien – die Abreise der Kurfürstin.«

»Gewiß, gnädigster Herr.«

»Aber wie ist die fatale Affaire arrangirt – wegen des bewußten Colliers? Maffei hat wohl einen *faux pas* gemacht?«

Kraut zuckte die Achseln.

»Die Herren,« sagte er, »welche dabei betheiligt waren, haben sich wohl dupiren lassen. Man muß mit Schmucksachen sicher gehen.«

»St!« machte der Kurfürst, »schweigen Sie doch lieber davon. Sie sind ein *libertin* – dem die Gattin ein ernstliches Wort zutrauen dürfte, hätte ich nicht Befehl gegeben, über alles zu schweigen. Sie wissen wohl, daß der Ring zum Ankläger werden muß – ein unumstößlicher Beweis –.«

»Gnädiger Herr,« sagte Kraut, »dieser Ring ist allerdings eine fatale Sache und ein *corpus*, welches mich in großen Verdacht bringen könnte. Deshalb ist es gut gewesen, daß ich ihn wieder in meinen Besitz brachte.«

Der Kurfürst blickte Kraut erstaunt an.

»Sie haben den Ring wieder?«

»Ja, gnädiger Herr. Hier ist er,« sagte Kraut, den Ring hervorziehend, den der Kurfürst verwundert betrachtete.

»Sie haben ihn der Signora abgekauft?«

»O nein. Sie wer äußerst zartfühlend. Bei ihrer schleunigst erfolgten Abreise von Berlin ließ sie den Schmuck mir wieder zustellen, dessen sie sich nach Euer Durchlaucht Mittheilung nicht würdig erachtete.«

Der Kurfürst war betroffen aufgefahren.

»Was ist das? Die Signora ist fort? plötzlich fort – von Berlin?«

»Heut in aller Frühe.«

»Ah, das ist *abominable*,« rief der Kurfürst die Glocke ziehend.

»Herr von Besser,« befahl er dem eintretenden Kammerherrn.

Besser erschien bleich und ängstlich.

»Was höre ich so eben!« begann Friedrich. »Die Signora ist fort?«

»Durchlaucht,« entgegnete Besser sehr niedergedrückt, »ich wollte diese schlimme Nachricht so eben verkünden. Leider hat Signora d'Alikan diesen Morgen Berlin verlassen und sich auf sächsisches Gebiet geflüchtet – ich wollte erst bei dem Vortrage Euer Durchlaucht bekannt machen –«

»Genug – genug,« rief der Kurfürst, dessen Stolz sehr verletzt war.

»Es ist wahrscheinlich die Scene auf dem Feste, welche sie in Harnisch brachte – die Collierangelegenheit – sie fürchtete, daß dabei der Ring zur Sprache kommen werde,« sagte Kraut.

Besser schaute ihn verdutzt an.

»Fatal, diese *minauderies*,« sagte der Kurfürst. »Jetzt inmitten der großen Dinge, welche wir erwarten – da sind Leute, die sich uns verdient machten, in Mißstimmung. Wo ist Graf Maffei? er wollte heute noch Audienz haben.«

»Ich weiß es nicht, Durchlaucht,« sagte Besser. »Im Vorzimmer ist der Herr Graf von Wartenberg.«

»Ah!« fiel der Kurfürst unruhig ein, »das ist gut – sehr gut – er wird von Maffei Nachricht bringen. Führen Sie ihn herein.«

Der Graf erschien sehr bald und nahte sich, ohne auf Kraut zu blicken, dem Kurfürsten.

»Sie bringen hoffentlich gute Nachrichten von der Comtesse,« sagte Friedrich.

»Gnädigster Herr,« begann Wartenberg. »Meine Gattin ist – *c'est naturel* – sehr angegriffen, die Affaire war *eclatant*.«

»Ich bedaure innigst,« sagte der Kurfürst fast ängstlich. – »Aber es kam alles so splötzlich – was ist denn nur geschehen? wie kam das alles? *mon dieu!* es war so Vieles auf dem Feste so viele Dinge ereigneten sich. Man ist ganz verwirrt.«

»Alles ging sehr natürlich zu, Durchlaucht. Das Ganze war nur ein Mißverständniß des Herrn Grafen, dessen Kunsteifer so weit ging, die Steine, welche meine Gemahlin im Collier trug, für diejenlgen zu halten, die ihm einst entwendet wurden.«

»Hm!« machte der Kurfürst. »Und die Beweise?«

Kraut lächelte boshaft.

»Ich schätze mich glücklich, Euer Durchlaucht solche vorlegen zu können,« sagte Wartenberg. »Der sicherste Beleg muß doch wohl das Zugeständniß des Grafen selber sein, und dieses ist hier.«

Er reichte dem Kurfürsten ein Schreiben.

»So eben,« sagte er, »als Herr Kraut kaum in das Cabinet getreten war, brachte ein Page mir diesen Brief – bitte, gnädigster Herr, lesen Sie ihn.«

Der Kurfürst hatte das Schreiben geöffnet und las mit lauter Stimme:

»Theurer Herr Graf!

Welch schlimme Stunden habe ich verbracht? Wie tief bedaure ich den Vorfall der mich ohne Zweifel in den Augen der Gräfin, Ihrer schönen Gattin, als einen Mann erscheinen läßt, der unverdient den Ruf genießt: *cavalièrement* in allen *occasions* zu handeln. *Mais, mon cher*! verzeihen Sie dem exaltirten *amateur*, den das Urtheil eines Gelehrten vollends verwirrte, und legen Sie Ihrer *adorablen comtesse* das Bekenntniß zu Füßen: daß ich mich vollständig täuschte – daß jene allerdings kostbaren Steine, Kunstschätze, um deren Besitz jeder Sammler die *comtesse* beneiden muß – durchaus verschieden von denen sind, welche mir dereinst aus Safferato von Brigands geraubt wurden. Erst nachdem ich den Mann gesprochen, der Herrn Eosander jene Steine verkaufte – ein Architekt, der *heureusement* in der Nähe war – wurde ich inne, daß ein *erreur* ohne Gleichen, das – *évènement* veranlaßt hatte. Ihnen, *cher comte*, auseinanderzusetzen: weshalb ich mich täuschte, welche allerdings kleinen Unterschiede zwischen den Steinen Ihrer Gemahlin und den mir entwendeten herrschen – wodurch mein Irrthum verzeihlicher werden dürfte – das möchte zu weit führen – auch nur der *amateur* würde Sinn dafür haben. Ihnen

und der schönen *comtesse* genüge die reumüthige *confession*, daß ich mich *totalement* irrte und daß ich trostlos bin über den Vorfall, welcer die Gräfin in *embarras* setzte und die höchsten Herrschaften verstimmte. Wollen Sie mir Verzeihung Ihrer Gattin erwirken? – Wollen Sie auch *monsieur* Eosander um *pardon* bitten? der Italiener ist ein redlicher Mann – ich erinnerte mich, ihn wohl ein Mal früher gesehen zu haben. Die Steine stammen aus der aufgelösten Sammlung des Cardinals Bonatelli. *Mille pardons* – für Ihren reumüthigen

Comte de Maffei.«

Der Kurfürst hatte mit sichtbarer Befriedigung diese Zeilen gelesen und nicht inne gehalten, obwohl Bülows Eintritt in das Cabinet die Vorlesung zu unterbrechen drohte.

»Es freut mich,« sagte er, den Brief zurückgebend. »Wir werden der Gräfin unser Bedauern über den Vorfall aussprechen – *tant mieux!* wenn sie im Besitz so kostbarer Dinge ist. Sie ist würdig, diesen Schmuck zu besitzen.«

Wartenberg verneigte sich.

»Wir werden heute der gnädigen Kurfürstin die Abschiedsvisiten machen, *messieurs*. Herr von Bülow, ich wünschte, daß Graf Maffei ebenfalls bei der Abschiedsaudienz zugegen sei. Invitiren Sie ihn.«

Bülow gerieth in Verlegenheit.

»Gnädigster Herr,« sagte er, »ich ward nur durch diese eben begonnene Vorlesung des Briefes gehindert, Euer Durchlaucht eine Mittheilung zu machen, welche vielleicht von unangenehmer Wirkung sein dürfte.«

»Nun?«

»Herr Graf Maffei hat Berlin verlassen.«

Sämmtliche Anwesende gaben in Worten und Geberden ihr Erstaunen zu erkennen, vor allen aber der Kurfürst, der sich verfärbte.

»Das ist zu viel,« rief er. »Maffei aus Berlin – ohne sich zu verabschieden? – es ist unerhört.«

»Es scheint, daß eine wichtige diplomatische Angelegenheit des Grafen plötzliche Entfernung bedingte.«

»Meinen Sie?« entgegnete der Kurfürst heftig.

»O – *mon dieu*. Es war lediglich der Unwille über die Affaire auf dem Feste – dieses Collier ist daran Schuld?«

»Durchlaucht,« sagte Wartenberg, »es scheint, daß in diesem Falle den Herrn Grafens die Reue von Berlin getrieben hat, denn der Brief ist wohl ein sichrer Beweis für des Grafen Anerkennniß der eignen Schuld.«

»Gleichviel. Die Frau Kurfürstin wird sehr ungehalten sein. Sie hält große Stücke auf Maffei. Ich habe dergleichen *querelles* um *bagatelles* nie geliebt.«

Kraut blickte den Grafen malitiös an, der seinen Blick aber ruhig aushielt.

»Es scheint, daß der Festabend einige *tristes évènements* im Gefolge hatte,« sagte er. »Glücklicher Weise können *wir* den Antheil daran von uns wälzen.«

»Andere auch,« sagte der Kurfürst. »Wenn Sie auf die Ringangelegenheit deuten, Herr Graf. Die Kleinode sind fortan nur noch im Besitze von hohen Persönlichkeiten, das dritte Exemplar ist hier.«

Er zeigte den Ring, welchen Kraut ihm gegeben. Wartenberg trat betroffen zurück – Kraut spielte nachlässig mit dem Gefäße seines Degens.

»Dann ist ja alles nach Wunsch,« sagte der Graf artig, »und die Abreise des Grafen Maffei wird leichter zu verschmerzen sein.«

»Wir müssen die Visiten ohne ihn abmachen,« entschied der Kurfürst. »*Au revoir*, meine Herren in den Zimmern der Frau Kurfürstin.«

Er winkte den Anwesenden zur Entlassung, sofort traten die sämmtlichen Herren aus dem Cabinet.

»Sie haben gut gespielt, Herr Finanzrath,« sagte Wartenberg zu Kraut, der ihm auf dem Fuße folgte.

»Es scheint – Sie nicht minder, Herr Graf,« antwortete Kraut. »Ah – da ist auch Herr Eosander, der treue Genosse.«

Eosander neigte sich kalt vor Kraut.

»Sie haben,« fuhr Wartenberg fort, »einen Sturm beschworen, als Sie den Ring wieder in des Kurfürsten Hände legten. Jener Ring war ein kleiner Beweis wider Sie.«

»Genau wie jener Schmuck, Herr Graf,« lachte Kraut. »Nur sind Sie insofern glücklicher, als der werthvolle Gegenstand Ihnen blieb.«

»*Eh donc* – wir haben beide gewonnen.«

»Gewiß. Und es ist mir höchst wahrscheinlich daß die Gewinne durch dieselbe Person vertheilt wurden.«

Eosander stutzte.

»Das will sagen?« fragte Wartenberg.

»Der Italiener, der Ihnen, Herr Eosander, den Schmuck verkaufte, hat auch mir den Ring heute morgen zurückgegeben.«

Beide Herren, welche diese Mittheilung betraf, schwiegen – sie senkten die Köpfe.

»Der Italiener selbst?« sagte Eosander.

»Er selbst, und Sie werden mir zugestehen, daß es keiner großen Combinationsgabe bedarf, um zu erkennen, wie die Sängerin d'Alikan – der Schmuck – der Italiener und die Abreise des Grafen Maffei in unmittelbarer Verbindung unter einander stehen, denn der Inhalt jenes Briefes, den Sie Seiner Durchlaucht übergaben, enthielt insofern sicherlich nicht aufrichtige Bekenntnisse, als er einen Irrthum Maffeis bestätigt. Der Graf konnte über die Steine keine Augenblick im Zweifel sein.«

»Herr Finanzrath – das ist eine Beleidigung –«

»Diese Behauptung können Sie leicht aussprechen – der Graf Maffei hat Berlin verlassen – das ist ein guter Moment für Sie, meine Herren. Nicht nur wegen der Halsbandaffaire – nein, auch deshalb, weil Herr Schlüter einen Freund weniger in des Kurfürsten Nähe hat, einen Freund, dem die Verbindung zwischen Herrn Eosander und dem Herrn Grafen Wartenberg durch das Halsband nicht gefallen wollte.«

»Sie vertreten wohl die Stelle des abgereisten Freundes,« sagte Wartenberg höhnisch, »denn Sie sind es ja, dessen Rechnungsbelege die Theilung der Schloßarbeit so entschieden vereiteln.«

»Geld – Geld, meine Herren!« lachte Kraut. »Ich muß rechnen, und Ihre diplomatischen Manöver, welche die Reise der Kurfürstin bewerkstelligten, haben meine Kassen in Angriff genommen. Sie werden einsehen, daß ich leider Ihr Gegner sein muß.«

»Nur in einem Falle,« sagte jetzt Wartenberg, des Rathes Hand mit starkem Drucke fassend. »In anderen Beziehungen nicht. Wenn Sie auch mit dem Gelde nicht bei der Hand sind – so danken wir Ihnen doch wichtige Mittheilungen, denn durch Sie ist mir und der Gräfin die Kunde von dem im geheimen verbreiteten Angriffe der Danckelmannschen Partei gegen uns zugekommen.«

Kraut riß sich heftig los.

»Wa – was – fabeln Sie da?«

»O, keine Fabel. Ihr Agent, der Italiener – derselbe, welcher den Schmuck verkaufte – derselbe, der nach Maffeis Zeugniß ein ehrlicher Mann ist, hat uns eine Hinterlassenschaft der Sängerin d'Alikan überbracht. Sie besteht in der von Ihnen, mein Herr Rath, gemachten Eröffnung, daß Herr Schlüter an einem Werke arbeite, das bestimmt ist, das Publikum, die Zeitungsschreiber – die Parteien am Hofe wider die Gräfin Wartenberg aufzuwiegeln.«

Kraut stieß einen Zornesruf aus.

»Ich brauche keine Sorge wegen des albernen Geschwätzes zu hegen,« brauste er auf.

»Nicht? o –«

»Was plappert eine Komödiantin nicht alles!«

»Meinen Sie? Aber wenn nur Eosander und ich selbst dem Kurfürsten diese Nachricht dadurch bestätigen, daß wir ihm auf Eid und Wort versichern, wie Sie bei dem Dejeuner im Hause Eosanders bereits auf ein solches Komplott anspielten? Wie, *mon cher*?«

»Hol der Teufel das Dejeuner!« murmelte der Rath. »Was wissen wir alle davon? Wer kann darüber Bestimmtes sagen? Niemand kennt die Arbeit,« fuhr er laut fort.

»Das lassen Sie unsere Sorge sein, Herr Rath. Vorläufig bitte ich Sie nur, das harte Wort zurückzunehmen, welches Sie so eben aussprachen: daß Sie unser Gegner seien. Sie sind unser Alliirter, Herr Rath, und Sie werden es bleiben.« Er machte eine drohende Bewegung. »Bedenken Sie,« ließ er sich weiter vernehmen, »zu welch einer ungeheuren *histoire scandaleuse* Sie Veranlassung geben, wenn ich durch die Gräfin an Seine Durchlaucht Mittheilung gelangen lasse, und selbst wenn nichts Wahres an der Sache ist – dann stehen Sie erst recht als ein Dupirter da – als ein Mann, der in *causeries* mit einer Sängerin die gefährlichsten Dinge zu Tage förderte, welche den Gebieter compromittiren und angesehne Persönlichkeiten in die schlimmsten Verwicklungen bringen können. Halten Sie also zu uns.«

»Aber was zum Henker soll ich thun? was verlangen Sie?« murmelte Kraut. »Geld kann ich nicht geben – der Kurfürst ist auch für Schlüter nach dem Gelingen des Gusses allzusehr eingenommen – er tastet seine Alleinherrschaft im Kunstreiche nicht an.«

»Wir wissen das – Sie sollen nur bereit sein, wenn es gilt.«

»Gilt – gilt – was soll gelten?«

»Nun: das große Ereigniß kann bald geschehen. Wenn des Kaisers Räthe mit dem Kaiser einig sind – dann ist der größte Schritt geschehen, und alles andere ist Nebensache, denn Baiern und die Seemächte widerstehen der Kurfürstin nicht – dann, Herr Rath werden Sie zwei Dinge unterstützen: Meine Erhebung in den Reichsgrafenstand und die standesgemäße Dotation für mich, den ersten Mann im Staate nach dem Kurfürsten – dann aber die Uebertragung des Baues eines prächtigen Werkes an Herrn Eosander. Verschiedene Kleinigkeiten andrer Art besprechen wir noch.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»Dann, Herr Rath – dann werden Sie Unannehmlichkeiten haben.«

»Wegen der Lappalie? wegen der Rederei einer Komödiantin? Ha! ha! ha!« lachte Kraut trotzig. »Sie sind mir unverständlich, Herr Graf. Ich kenne meinen Werth – ich kenne meine Kraft – glauben Sie mir. Ich bin ein zu erfahrner Beamter, als daß ich nicht wissen sollte: einen Finanzmann, wie Kraut es ist, den wirft der Kurfürst nicht bei Seite und gälte es selbst einen Kampf mit der Gräfin von Wartenberg. Ich bin nothwendig – sehr nothwendig. Keiner wie ich versteht, Geld zu schaffen – niemand ist im Stande, die Kassen so zu ordnen, die Einkünfte zu mehren und die Geldforderungen zu befriedigen. Und Sie –

Sie vergessen immer sich selbst. Sie gedenken nicht dessen, der Ihnen bei den vielen Aemtern, welche Sie seit Danckelmanns Sturz übernahmen, die beste Hilfe ist, sie gedenken nicht Rüdiger Ilgens – der Ihnen alles ist – Ihre Hilfe, Ihr Arm. Ilgen aber ist mein Schwager, und Sie werden wohl thun, diese Verwandtschaft zu respectiren. Ich fürchte Sie nicht, Herr Graf – Gunst ist viel – Geld noch mehr und darauf fuße ich. Sie mögen ganz zufrieden sein, wenn *ich* nicht Sturm läute, von wegen der Verbindung mit Herrn Eosander – und nun genug. Treiben Sie Ihre Scherze – lassen Sie nachspähen, ob im Atelier Schlüters eine boshafte Allegorie gearbeitet wird – handeln Sie dann aber ohne mich. Ich halte meine Person und die Gelder zurück. Herr Eosander wird die Schloßarbeit nicht mit Schlüter theilen.«

Er wartete die Antwort des Grafen nicht ab, sondern eilte zornig hinweg.

»Der Teufel soll diese Beamtenstarrheit brechen!« rief Wartenberg. »Es ist nichts gegen ihn zu machen. Wir müssen auf eigne Faust handeln. Diese Attacke gegen meine Gattin beunruhigt mich gewaltig. Eilen wir. Sie wollen ja handeln, Eosander.«

Eosander stand rathlos – das energische Auftreten Krauts hatte ihm jeden Muth genommen, nur die drohenden Blicke des Grafen brachten ihn zur Besinnung.

»Wohlan,« sagte er. »Alle Mittel gelten.«

»Sie haben da, wie es scheint, eine dunkle Bekanntschaft, Monsieur Eosander,« flüsterte Wartenberg, als beide die Treppen zum Schloßhofe hinabstiegen. »Jener Italiener steckt seine Hand in alles. Der Schmuck – der Ring – die Abreise der Sängerin – Maffeis – das Geheimniß der Werkstatt – endlich ein gewisser Vorgang, der Sie zu erregen schien, als es sich um den Guß handelte. Hüten Sie sich –«

»Ich diene Ihnen, Graf,« sagte Eosander entschlossen. »Das genügt.«

Sie waren vor dem Schlosse angelangt, wo die Portechaisen standen. Jeder stieg in eine derselben. Sie wurden nach dem Flügel getragen, wo die Kurfürstin während ihrer Anwesenheit in Berlin wohnte.

In den Gemächern Sophie Charlottens war eine große Menge von Herren und Damen des Hofes versammelt, welche ihre Abschiedsbesuche machen wollten. Allgemein erregte die plötzliche Abreise der Kurfürstin Erstaunen, und wenn auch Aachen als Ziel der Reise angegeben war, so flüsterten sich doch die Erfahrenen einander zu, daß wohl besondere Gründe diese Reise erheischten. Wartenberg und Eosander befanden sich bald in einer lebhaften Unterhaltung mit den ersten und bevorzugten Persönlichkeiten. Die Kurfürstin erschien, um den Freunden Lebewohl zu sagen. Sie war erregt. Der Kurfürst nicht minder. Er hatte nur flüchtig gegrüßt – eine wichtige Sache schien ihn zu beschäftigen, das Ausbleiben der Nachrichten von Wien beunruhigte ihn.

Allgemein war die plötzliche Abreise Maffeis bekannt, und man brachte sie mit jenem Ausbleiben in Verbindung. Niemand als die Eingeweihten ahnten, daß der Schmuck Eosanders die Schuld an des Grafen Flucht trage.

Unter den Personen, welche der Abschiedsaudienz beiwohnten, befand sich auch Werneck. Er wollte die gnädige Entlassung seiner Tochter in Händen haben, aber vergeblich suchte er an die Kurfürstin zu gelangen. Sie blieb von einer Menge belagert, die jede Annäherung unmöglich machte.

»Endlich finde ich Sie, Graf,« sagte Werneck zu Wartenberg tretend. »Meine Angelegenheit ruht zum Theil bei Ihnen. Die Heirath – –«

»Lassen Sie mich mit Ihren Bagatellen zufrieden,« schnaubte Wartenberg ihn an, schnell forteilend.

Werneck blieb verdutzt unter der Menge stehen. Jetzt war er dicht an dem Kurfürsten – dieser mußte ihn sehen – er sah ihn wahrlich. Werneck zog ein kummervolles Gesicht – er neigte sich demüthig.

»Durchlaucht,« stammelte er.

»Ah, liebster Freiherr,« sagte der Kurfürst. »Sie hier? *C'est bon!* Aber Ihrer schönen Tochter Angelegenheit muß warten – größere Dinge – die Abreise der Frau Kurfürstin – jetzt keine Zeit zu dergleichen. *Adieu.*«

Werneck stand zum zweiten Male wie vom Donner gerührt. Er wußte nicht, was er sagen sollte – er hatte die ganze Geschichte mit Aubreuil auf der Zunge. Eosander rauschte an ihm vorüber. Keck und gewandt war es ihm

gelungen, an die Kurfürstin zu kommen, die ihm einen leichten Gruß spendete.

»Gnädigste,« sagte er leise, »mit Ihnen geht meine letzte Stütze dahin – die Hoffnungen schwinden.«

»Ah!« versetzte Sophie Charlotte kalt. »Sie meinen jenes Project? *Trop tard, monsieur!* Ich kann darin nichts thun – Seine Durchlaucht wollen Herrn Schlüter nicht stören – außerdem mögen Sie die Protection der Dame anrufen, für welche Sie die herrlichen Schmucksachen erstanden – die Protection der Gräfin von Wartenberg. *Au revoir.*«

Sie wendete sich fort von ihm – Eosander stand nicht minder betroffen als Werneck.

»Das der Lohn für meine Dienste? Darum habe ich mich zum Unterhändler hergegeben?« knirschte er leise.

»Eilen Sie – wenn Sie in Ihrer Sache etwas thun wollen,« sagte jetzt der Herr von Marwitz zu dem ganz starren Werneck. »Sehen Sie dort den hageren, schwarzen Herrn?«

»Ja – ja – was ist mit ihm?«

»O – es ist der Curator der Stiftung zu Hildesheim, der altes Rechnenknecht Herr Amandus Stiwelius. Er kommt, um die Erbin des seligen Döbbern zu überwachen und die Erklärungen der Kinder zu vernehmen.«

Werneck suchte einen Sessel auf – er fiel matt hinein.

»O diese Berchholz – dieser Bube – und meine – meine Sidonie.«

Er sah, wie der schwarze Mann dem Kurfürsten vorgestellt ward – wie dieser mit ihm sprach – gewaltsam

nahm sich der Freiherr auf, er mußte die Kurfürstin – den Kurfürsten sprechen. Alles stand auf dem Spiele.

»Die Abschiedsaudienz ist geschlossen,« rief in diesem Augenblick der Kammerherr vom Dienst.

Werneck sah, wie Kurfürst und Kurfürstin sich grüßend neigten – er sah, wie sie nicht weit von ihm durch die Menge schritten und dann in den Gemächern verschwanden, deren Flügelthüren die Stiegen sogleich schlossen.

»Verloren,« murmelte der Freiherr.

Aber er hatte keine Zeit zum Nachdenken – der Strom der Menge zog ihn mit fort, und bald befand er sich auf der Treppe, die ganz mit Herren und Damen besetzt war. Drunten stieg man in die Karossen und Sänften. Werneck kletterte mühsam an dem Geländer entlang – er war zerschmettert. An dem Pfeiler, den eine Figur, welche den Kandelaber hielt, bildete, sah er Eosander stehen. Der Hauptmann war bleich und verstört. Er bemerkte Werneck.

»Ihnen ist unwohl, Freiherr,« sagte er, in seinen Roquelaure schlüpfend.

»Ihnen nicht minder – wie es scheint,« entgegnete Werneck.

»Sie wollten wegen Ihrer Tochter sprechen,« sagte Eosander. »Ich meine richtig zu schließen.«

»Ja – ja – allerdings.«

»Und man hört Sie nicht an?«

»Nein – nein. Ich wollte die Kurfürstin bitten –«

»Ja, mein Freund,« lachte Eosander bitter, »man braucht uns nur eben so lange, als man uns braucht –

nachher – aber ich werde den hohen Rath befolgen. Ich kenne die Person, welche für Ihre Freunde handelt.«

»Und die wäre?«

»Die Gräfin von Wartenberg.«

Werneck schaute den Hauptmann prüfend an.

»Sollte die mich nicht auch in Protection nehmen?«

»Sie haben – ich meine – alle Ursache, Herrn Schlüter zu zürnen.«

»Weiß Gott – es ist so. Dieser Baumeister – Sie verzeihen, Herr Eosander – dieser Baumeister hat durch seine tollen Ideen dem Junker von Berchholz dergestalt den Sinn umnebelt, daß dieser den Cavalier ganz bei Seite wirft – alle Hoffnungen, die ich an eine Heirath meiner Tochter mit – –«

»Ich kenne diese Sache. Die Frau Gräfin würde vielleicht die Sache bei Seiner Durchlaucht wieder aufnehmen, Ihnen Gehör verschaffen.«

»Sie halten das für möglich?«

»Gewiß. Was in unseren Angelegenheiten geschehen soll durch die Gräfin, muß schnell geschehen – die Abwesenheit der Kurfürstin muß genützt werden.«

»Sie haben Recht, und was soll ich thun?«

»Sie müssen,« sagte Eosander, vertraulich den Arm Wernecks fassend, »Sie müssen vorsichtig handeln. Rütteln Sie nicht gewaltsam an dem Herzen des Junkers – *au contraire*, stellen Sie sich ein Mal, als wollten Sie für Schlüters Pläne mit dem Junkers stimmen. Suchen Sie *par exemple* in die Werkstatt Schlüters zu kommen – stellen Sie sich erstaunt über die prächtigen Werke, welche

dort zu sehen sind – suchen Sie zu erkundschaften, was Schlüter im Stillen arbeitet –«

Er hielt inne und sah Werneck von der Seite an.

»Hm,« machte dieser, »es könnte geschehen.«

»Wir sehen uns bald,« sagte Eosander Abschied nehmend und hastig die Treppe hinabsteigend.

»Was war das?« fragte sich Werneck. »Ein so plötzlicher Antrag für die Verbindung? Dieses Hinweisen auf etwas, das Schlüter im Stillen arbeitet? Dahinter stecken seltsame Geschichten. Ich werde genau auf der Hut sein. Vielleicht kann ich der Gräfin einen Dienst erweisen, den ihr die andern durch meine Hilfe leisten wollen.«

Er winkte seinem Diener und stieg höchst aufgeregt in die Sänfte.

Am Abende dieses Tages verließen, von Reitern und Fackelträgern begleitet, die Wagen der Kurfürstin Berlin. Der Kurfürst hatte ihr das Geleit bis zum Thore gegeben. Langsam kehrte er zurück und stieg, von seinen Pagen begleitet, die Stufen der breiten Treppe hinan, welche zu seinen Gemächern führte. Er blieb allein in seinem Kabinette, welches die Lampe nur matt erhellte – niemand war um ihn – Friedrich seufzte schwer auf – die Abwesenheit der Kurfürstin machte sich fühlbar, die Ursache der Reise war eine wichtige – viel hing von dem Gelingen der Mission ab. Der Kurfürst warf sich in einen Sessel und gab seinen Gedanken Audienz – sie schweiften weit

hinweg nach der Kaiserstadt Wien, von welcher die Entscheidung kommen sollte. Aus diesem Nachsinnen weckte ihn ein leises Klopfen des Pagen, er fuhr empor.

»Ein Bote aus Wien?« rief er, die Thür öffnend.

»Nein, gnädigster Herr,« sagte Lottum, der den Dienst im Vorzimmer hatte, »noch nicht.«

»Noch nicht – noch nicht,« murmelte der Kurfürst vor sich hin. »Wenn wird die Botschaft kommen? Was wolltet Ihr?« fragte er laut.

»Es ist von Herrn von Bülow der Rapport für morgen angelangt. Was wünschen Durchlaucht nach den Audienzen zu verrichten? Bülow hat rapportirt, daß Herr Schlüter bereit sei, die Form der Statue abzuschlagen.«

»Ja!« rief der Kurfürst, »das ist ein gut Ding. Ja – gleich Ordres geben. Morgen werden wir das Gießhaus besuchen – Schlüter soll bereit sein um die zehnte Stunde.«

Er ging wieder in sein Cabinet.

»Noch keine Botschaft,« sagte er unruhig blicktend. »Ich will Muth schöpfen morgen, – wenn ich meines Vaters Gestalt sehe.«

Belebter und gefüllter als an dem klaren Novembertage, der über Berlin aufgegangen, war die Gegend rings um Zeug- und Gießhaus selten gewesen. Hunderte von Wagen standen in langer Reihe bis zur Hundebrücke und die Lindenanlage hinauf. Von der Ecke des Zeughauses bis zum Gießhause hatten die *grands mousquetaires*

ein doppeltes Spalier gebildet, zwischen welchem Wagen und Fußgänger ihren Weg bis an die kleine Gasse nahmen, die das Gieß- von dem Zeughause trennte. Es schien eine vollständige Wallfahrt zu sein, und man konnte die meisten der ausgezeichneten Persönlichkeiten erblicken, welche Berlin bewohnten. Von den Akademikern fehlte keiner, die Gelehrten waren auf dem Wege zum Gießhause – die Künstler hielten schon seit dem frühen Morgen die Räume besetzt und selbst die Arbeiter hatten sich in ihren Sonntagsstaat geworfen.

Diese Menge ward noch vergrößert und vermehrt durch die Hofleute, welche herbeiströmten, denn seit dem vergangenen Abende hatte man erfahren, daß an Jakobi und Schlüter die Weisung ergangen sei, in Gegenwart des Kurfürsten die Statue Friedrich Wilhelms des Großen aus der Form zu arbeiten – so daß Seine Durchlaucht mindestens einen Theil des vollendeten Werkes sehen könnten. Geschäftig tummelte sich alles umher. Freier und heiterer als vor dem Gusse waren die Blicke und Geberden – das Werk mußte gelungen sein – kein Zweifel konnte darüber walten. Jakobi strahlte vor Freude – Schlüter hatte sich schon in aller Frühe in das Gießhaus begeben und die Leute bestimmt, welche die Form abschlagen sollten. Es waren Hulst, Frommann und der Werkführer Wolfgang nebst drei Arbeitern; ferner hatte Jakobi drei zuverlässige Leute, Heß, den Holländer Böcklin und den Sohn des alten Gießers Hinze bestimmt, um die Gießzapfen, die Ausfüllungen, Eingüsse und Windpfeifen abzuhauen, sobald die Form zerschlagen war.

Man war übereingekommen, zuerst das Haupt der Statue bloßzulegen.

»So weit wären wir,« sagte Schlüter, hocherfreut den Arbeitern und Künstlern die Hand reichend – »Wir stehen vor einem herrlichen Augenblicke – die Form soll fallen.«

»Ich möchte vor Freuden einen Luftsprung thun,« sagte jetzt die Stimme Kurts, der seines Meisters Arm ergriff.

»Mein Freund,« rief Schlüter, ihm die Hand schüttelnd, »und Ihr waret nicht hier an dem schweren Abende –«

»O – ich habe so viel gelitten als Ihr, theurer Meister,« sagte Kurt.

»Ich will's glauben – und was ist sonst geschehen?«

»Ein Glück ist über mich gekommen,« sagte Kurt. »An jenem Abende habe ich – fast zu derselben Stunde, wo dieses große Werk gelang – auch meine Hoffnung gestärkt. Ich bin dem Ziele näher.«

»Gut Glück, Kurt,« sagte Schlüter, »wir wollen alles besprechen, wenn dieses hier geschehen ist. Tummelt Euch, Leute,« rief er, »der gnädige Herr muß sogleich erscheinen.«

Die Gießhalle füllte sich mit elegant gekleideten Cavalieren – die Künstler beeilten sich, Schlüter zu begrüßen – es war ein Händedrücken und Beglückwünschen, ein Beifallspenden, wie es der ehrgeizigste Meister nur wünschen konnte, und Schlüter nahm es freudig hin – jedesmal Jakobi den verdienten Theil der Huldigungen zuwendend.

Neugierig betrachteten die Herbeigekommenen den ungeheuren Klumpen von Thon, Gyps und sonstigem Material, der in der aufgerissenen Dammgrube ruhte und das wunderbare Werk verhüllte. An den groben Umrissen konnte man wohl die Form eines mächtigen Reiters erkennen, aber noch umschloß die erstarrte Masse das Gebilde. Die Arbeiter begannen die Klammern wegzuschaffen, um desto schneller mit dem Abschlagen des Mantels vorgehen zu können.

»Ich habe Alquist noch hinzu beordert,« sagte Wolfgang zu Jakobi. »Zum Abschlagen des Mantels kann immerhin eine geschickte Hand mehr sein.«

Der Däne hatte sich so viel als möglich fern von der Grube gehalten – sein Blut kochte bei dem Gedanken, daß nunmehr alles vorüber sei – er fürchtete nur Gregorio. Der Ruf Wolfgangs war ihm nicht genehm – schon kamen viele Leute in den Thurm, Jakobi war nicht mehr ängstlich. Er ließ hinzu, wer herein wollte – die Arbeit sollte von allen gesehen – bewundert werden. Gefahr war nicht zu besorgen.

Alquist fürchtete, Gregorio aus dem Haufen der Zuschauenden treten zu sehen. Langsam näherte er sich der Dammgrube, mit seinem Hammer bewaffnet schlich er um den Ofen – seine Furcht war gegründet gewesen – plötzlich trat der Italiener ihm entgegen.

»Dein Werk,« höhnte er, den Dänen bei Seite ziehend, indem er auf die Grube wies, »Dein Werk! Du hast mich getäuscht – hast den Guß gelingen lassen – die wichtige Mischung nicht in den Fluß geworfen.«

»Höre mich, Gregorio,« sagte der Däne sich frei machend, »ich schwöre Dir, daß etwas geschah, von dem ich noch keine Ahnung habe. Eine Veränderung der Metalle – irgend ein geheimer Prozeß muß sich vollzogen haben. Ich schleuderte die bezeichneten Stücke in den Ofen – sie bersteten nicht.«

»Willst Du mich zum Narren haben?«

»Ich rede die Wahrheit.«

»Du wirst meiner Rache nicht entgehen – –«

Jetzt erschien eine andere Person – es war Leonhardt, den die Sehnsucht, der Enthüllung beizuwohnen, in den Gießthurm getrieben. Aengstlich war er Gregorio nachgeschlichen – er hörte die letzten Worte.

»Ich habe Dich gemieden,« sagte er zu Gregorio, »seit jenem Festabende – ich folgte Dir heute auf jedem Tritte, weil ich neues Unheil fürchtete. Jener da,« er wies auf Alquist, »er that, was er thun konnte, sein teuflisches Werk zu fördern, der es vereitelte, – ich war es.«

Gregorio prallte zurück.

»Hm,« knirschte er, »Du? Ich ahnte es, als Du mir in Lützenburg Andeutungen machtest – ich wußte, daß Du im Besitz des Geheimnisses seist. Ich muß Dich als meinen Feind sehen, der mein Steigen hindern will.«

»Laß ab, Gregorio,« sagte Leonhardt, »sieh dort hin. Die Halle füllt sich wieder mit Gästen – alle sind freudig bewegt, weil Großes gelang. Ein Wort von mir, und Ihr seid verloren. Ich kenne Eure dunklen Werke, denn ich war es, der geschickt die verderblichen Barren gegen unschädliche tauschte. Ich war hier statt Deiner in

jener Nacht, wo der Däne Dich erwartete und was mit Dir verhandelt werden sollte, das erfuhr ich. Hastig eilte ich in Alquists Kammer, während er am Fenster die Wache hielt und tauschte die Barren aus – die verderbliche Masse ruht im Grunde jenes Brunnens, fordert nicht die Gewalt heraus – es gibt Mittel, die Beweise wider Euch aus der Tiefe zu holen. – Kehre um, Gregorio! Die Bosheit ist besiegt – jener Mann that, was er thun sollte, daß es nicht gelang, ist ein Glück für alle.«

»Du also?« heulte der Däne und hob wüthend den Hammer.

»Heran an die Form,« rief Wolfgang jetzt, der von weitem die Gruppe bemerkte, »der Kurfürst naht.«

»Ich treffe Dich,« keuchte Alquist, der die Gefahr wohl sah und mit rascher Wendung von den beiden sich losmachte.

»Du wagst es?« sagte Gregorio, der im Winkel des Ofens mit Leonhardt stand. »Ich hätte es wissen sollen. Geh hin und liefere dem Schlüter, dem eitlen Jakobi die Geheimnisse aus.«

»Ich will nicht Schuld an Deinem Verderben sein,« sagte Leonhardt. »Kehre um – laß ab, rufe ich noch ein Mal.«

»Du wirst den Fall nicht aufhalten – was Größere beschlossen haben, soll ins Werk gerichtet werden. Ich will,« sagte er leise und dringend, »ich will meine Waffen, meine Kräfte nicht dem Verderben des Mannes leihen, der gefeiert und geehrt dort vor seinem Werke steht, wenn eines sich erfüllt.«

»Und dieses eine ist? o sprich es aus, Gregorio,« sagte Leonhardt.

»Die Hand Doras, Deiner Schwester, soll mir gehören. Hilf mir dazu, daß sie die meine werde, und ich will mit denen sein, die für Schlüter handeln.«

»Es ist zu spät,« sagte Leonhardt. »Dora wird Dir nicht gehören – sie liebt Kurt von Berchholz, nur die Gewalt trennt sie von ihm.«

»Du faselst. Die beiden haben sich kaum einige Male gesprochen.«

»Hast Du nicht an Dir selbst erfunden, wie stark die Gewalt der Neigung ist? Du willst steigen, um als ein gewichtiger Mann Doras Hand beanspruchen zu können – Du willst größer werden, Du heut klein dastehst der Tochter Meister Brauns gegenüber – an Deinen Plänen hat die Liebe großen Theil, und Du willst des Junkers Liebe zu Dora verlachen?«

»Es ist wahr – mag er winseln – er wird niemals zum Ziele gelangen. Dein Vater – der alte Freiherr, sie willigen nicht ein.«

»Der Junker wird handeln. Schlüters Stern ist ja auch der seinige, und jener strahlt hell.«

»Es wird sich zeigen, ob er nicht ins Dunkel zurückkehrt.«

»Gewiß nicht – baue nicht darauf. Schlüter mißlingt niemals ein Werk. Schau auf die Form, die Du vernichten wolltest – sie ist gefüllt – die mächtige Statue ist vollendet – höre den Jubel.«

Ein helles Trompetenschmettern dröhnte durch die Räume des Thurmes. Zum Empfange des Kurfürsten hatten die Meister ein Trompeterchor auf der Galerie postirt; als Friedrich in den Raum vor der Dammgrube trat, erschallte ein Tusch, und das Hochrufen aller Anwesenden mischte sich hinein. Die festlich geschmückten Arbeiter schwenkten die Hüte – die Künstler, Gelehrten und Cavaliere, welche des Gebieters harrten, riefen laut ihre Glückwünsche.

Kurfürst Friedrich trat aus der Menge – der Italiener war in dem Haufen der Zuschauer verschwunden, welche sich von dem Eingange aus zur Grube drängten. Auf Friedrichs Antlitz lagerte die Freude, der Stolz über das Gelingen des neuen, gewaltigen Werkes. Er grüßte freundlich im Kreise, der sich ehrerbietig um ihn bildete. Jetzt traten Schlüter und Jakobi herzu.

»Wir müssen Euch, Meister Andreas, zuerst den Dank und die Anerkennung aussprechen,« begann der Kurfürst. »Es war eine große Aufgabe, die wir Euch stellten, als es galt, das *Contrafei* des größten Herrschers zu schaffen, und Ihr habt diese Aufgabe glücklich gelöset. Auch Euch, Jakobi, gebührt unser Dank. Als Jedermann verzagte, als die Furcht vor dem Mißlingen die Gießer schreckte, waret Ihr es, der den Guß wagte, der heute nun vollendet ist.«

»Gnädigster Herr,« sagte Schlüter vortretend, »wenn wir ein Werk geschaffen haben, so ist das doch nur durch Eure Huld und Gnade möglich geworden. Ihr habt den Künstlern Gelegenheit geboten, die Kräfte und Talente

zeigen zu können, so in ihnen schlummern. Eure Munifizenz hat nicht allein das Werk ins Leben gerufen, Ihr habt auch Sorge getragen, daß dieses Haus, diese Stätte errichtet werde, um solch Werk schaffen und gießen zu können. Dieses alles erkennen wir dankbarlichst an, und daß es gelungen ist – danken wir Eurer Hand, welche die Künster schützt. Noch ist das Werk verhüllt in dem Mantel der Form, noch kann ein Fehl sich zeigen, den Menschenwitz nicht ahnte, aber da mit redlichem Bemühen und mit denen, die Großes und Gutes fördern, Gott im Bunde ist, so wage ich zu sagen: die Statua wird sonder Makel in der Form stehen und sich ohne Fehl vor Euer Durchlaucht Augen darstellen – und in diesem festen Vertrauen bitte ich Euer Durchlaucht, das Zeichen zu geben, daß der Mantel zerschlagen werde.«

Der Kurfürst nickte freudig – trat einen Schritt vorwärts und winkte. Wiederum fielen die Trompeten schmetternd ein, und jetzt begannen die Gesellen an dem Mantel zu arbeiten – eine feierliche Stille herrschte – die Musik schwieg – Jedermann sah gespannten Blickes auf den Koloß, dessen Hülle unter den Schlägen der Hämmer zu fallen begann. Der Kurfürst stand hoch aufgerichtet, ein wenig getrennt von den übrigen, seine Stirne war leicht gerunzelt, wie es geschieht, wenn der Blick sich schärft, um recht genau zu sehen, bei jedem herabfallenden Stücke des Mantels zuckten des Herrschers Lippen – seine Finger bewegten sich, als hätten sie Lust in

die Hülle zu greifen und sie herabzureißen, das mächtige Gebilde aufzudecken, welches die Kruste barg – Wolfgang, Frommann und Hulst handhabten kunstgerecht ihre Hämmer, hinter dem Kopf der Form standen Heß, Böcklin und Hinze bereit, die Zapfen abzuschlagen. Jetzt durchbebte ein leiser Ruf die Menge – droben am Rande blinkte es, ein goldiger Schein flimmerte aus dem Mantel hervor – die Locken, welche die Stirn des Hauptes umwallten, wurden sichtbar – höher pochten aller Herzen, die Menge drängte vorwärts – noch zwei, drei gewichtige Schläge – die Hülle sprang, der Mantel fiel – mit dem Ausrufe des Staunens und der Bewunderung von ehrfurchtsvollem Schrecken ergriffen, traten Alle zurück, als aus dem Mantel urplötzlich das gewaltige Antlitz Friedrich Wilhelms in blinkendem Erz gegossen hervorschaute. Die großen Augen schienen Leben zu bekommen – Blitze zu sprühen – der energisch geschlossene Mund schien sich öffnen zu wollen – es war, als bewege sich das gigantische Haupt des Großen, und überwältigt von der Macht dieses Eindruckes sanken die nächst der Form Stehenden in die Knie.

»Herrlich! mächtig! unvergleichlich!« so tönte es durch den Raum.

Der Kurfürst blieb wie angewurzelt, er vermochte den Blick nicht abzuwenden – der große Vater schien aus dem Grabe zurückgekehrt, so treu hatte des Künstlers Hand die mächtigen Züge wiedergegeben, er war wieder unter den Seinen der große Kurfürst, nur in jener riesenhaften

Körperform, wie die Phantasie sich die Gestalten der Helden ausmalte und dachte, welche in den Geisterstunden aus Hünengräbern emporsteigen und durch die Gefilde als ehrwürdige Schatten schweben. Die Arbeiter meißelten geschäftig die Unebenheiten hinweg – immer schärfer traten die Züge hervor – immer sprechender wurde das Gebilde und als der letzte Zacken fiel – drang durch die Luke des Thurmdaches ein Sonnenstrahl, der senkrecht auf das Haupt fallend, es mit hellem Lichte übergoß, daß es vor den entzückten Augen der Beschauer in eine Strahlenglorie gehüllt erschien.

»Lob und Preis Dir, mein großer – mein unsterblicher Vater,« rief der Kurfürst begeistert, zu dem Haupte die Hand emporstreckend und in dieser Stellung verharrend.

Schlüter zerdrückte eine Thräne zwischen den Wimpern – er hatte den schönsten Augenblick seines Lebens genossen.

»Was kann an diesem dort haften?« murmelte Gregorio, mit finstern Blicken Schlüter musternd.

»Ich bin der Retter des Gebildes,« jauchzte Leonhardt still vor sich hin – Alquist aber hatte sich im Schatten des Ofens verkrochen. Er konnte der Statue nicht ins Antlitz sehen. Die Lippen fest aufeinanderbeißend stand Eosander hinter Wartenberg – er fühlte seine Nichtigkeit in dieser großen Stunde.

Da ward die feierliche Stille unterbrochen – draußen vor der Halle ward es lebendig – einzelne Stimmen erschallten – man schien zu disputiren. Heftig fuhr der Kurfürst auf.

»Wer stört diese Feierlichkeit?« rief er unwillig sich wendend.

»Durchlaucht halten zu Gnaden,« sagte Graf Dohna leise zum Kurfürsten tretend. »Ein Courier ist so eben angelangt.«

»Ein Courier? Woher?« fragte heftig und bis in die Knie bebend der Kurfürst.

»Von Wien. Euer Durchlaucht haben befohlen, daß solche Boten sogleich, zu jeder Zeit, Ihnen gesendet werden sollten.«

»Gewiß – gewiß,« sagte der Kurfürst, »herein mit ihm.«

Durch den Kreis der Zuschauer und Gäste schritt gestiefelt und gespornt der Kabinetscourier Fritz von Geismar.

»Euer Durchlaucht habe ich in Ehrfurcht dieses Schreiben zu zeigen,« sagte er, »einen großen Brief dem Kurfürsten darreichend.«

Auf einen Wink Dohnas traten sämmtliche Anwesende bis gegen die Wende des Gießthurms zurück, so daß der Kurfürst allein vor dem enthüllten Haupte der Statue blieb. Seine Hände zitterten, als er das Schreiben öffnete, man sah, wie er hastig den Inhalt überflog, wie seine Blicke sich verklärten, wie sie von dem Schreiben hinweg wieder zu dem erzenen Standbilde schweiften und darauf haften blieben. Dann winkte er Dohna.

»Alexander,« sagte er leise, »dieser Augenblick ist ein großer – ein zukunftsreicher, und so ich an Vorbedeutungen glaube, scheint es mir, daß uns ein glück- und gnadenreiches Leben bevorstehe. Hier,« er hob den Brief

empor, »hier ist die kaiserliche Einwilligung aus Wien angelangt. Die Rathssitzung hat einstimmig färbte Erhebung *Brandenburgs* zum *Königreiche* entschieden. Dein Bruder Christoph hat den Courier in selbiger Nacht abgefertigt und gerade in dem Augenblicke, wo aus dem Dunkel der Form meines theuren Vaters erzenes Conterfei sich erhebet, wo die edlen Züge uns anschauen, als sei er selbst wieder hervorgestiegen aus Grabesnacht – gerade da trifft die langersehnte Botschaft ein.«

»Es ist ein seltsames, ein glückliches Zusammentreffen – meine Freude ist grenzenlos. Ich bin glücklich, der Erste sein zu können, der Euer Durchlaucht Glück wünschen darf,« sagte Dohna.

Langsam faltete der Kurfürst das Schreiben zusammen.

»Dieses Land wird groß sein dereinst,« sagte er. »Der dort hat den Grundstein gelegt zu allem – bauen wir weiter – des Kaisers Entscheidung ist das Wichtigste – die übrigen wird die kluge Kurfürstin leicht gewinnen – o wäre sie hier, sie theilte mein Glück, für welches sie arbeitet.«

Noch ein Mel wendete er sich zum Standbilde, unwillkürlich fuhr seine Hand zum Herzen, auf welchem das kaiserliche Schreiben ruhte – leuchtend, in blinkendem Erz stand die Ehrensäule desjenigen vor Friedrich, der sein Land vorbereitet hatte, die Würde zu empfangen, welche der Nachfolger erhielt, der ihm aber auch die Kraft verliehen, jene Würde in Kampf und Frieden zu behaupten. Friedrich fühlte das mächtiger als je – die

Sprache versagte ihm den Dienst – das Auge allein, welches zum Standbilde emporsah, schien zu reden. Stumm reichte er Schlüter die Hand, der Meister wollte sie küssen, aber Friedrich wehrte es und schüttelte Schlüters Rechte – dann winkte er und verließ eilig den Gießthurm, gefolgt von seinen Cavalieren.

»Was mag geschehen sein?« fragte Eosander den schnell nacheilenden Wartenberg.

»Ich vermuthe, eine große Neuigkeit ist eingetroffen. Herr Schlüter hat Glück –.«

»Es scheint fast so,« murmelte Eosander. »Wenn die Gräfin ihn nicht zu Falle bringt – können nur eine eigenen Werke ihn stürzen!«

Eine Werbung und eine Leiche.

Wohin man den Fuß bei einer Wanderung durch die Straßen *Berlins* setzte – überall stieß der Wanderer auf arbeitende Gruppen. Diese Arbeiter waren beschäftigt mit dem Errichten von Flaggenstangen und Ehrenpforten. Hier stieg ein aus Laub und Gewinden gebildeter Triumphbogen in die Höhe, dort wurden aus einem Fenster Seile herabgelassen, um quer über die Straße Guirlanden zu ziehen, an einem anderen Theile dieser Straße kletterten Leute in den Gerüsten umher, die kleinen Blechlampen zu einer Illumination vertheilend. Zuweilen sah man Züge von Reitern und Fußgängern in geschlossenen Gliedern durch die Gassen kommen, sie schienen sich üben zu wollen; auf den Wällen der Stadt flatterten Fahnen

und verschiedene Vorbereitungen deuteten darauf hin, daß ein Feuerwerk abgebrannt werden sollte.

Diese Arbeiten zur Ausschmückung der Häuser und Straßen galten dem bevorstehenden Einzuge *König Friedrichs des Ersten*. Kurfürst Friedrich der Dritte hatte sich zu Königsberg in Preußen am 18. Januar 1701 selbst die Königskrone aufs Haupt gesetzt und seine Gattin gekrönt. Alles war ihm glücklich gelungen – Kaiser und Reich und die übrigen Stimmehabenden Mächte hatten eingewilligt. Berlin erwartete den Einzug des Königs von Preußen. Man konnte großen und prunkvollen Festen entgegensehen, denn der prachtliebende Herr war schon zu Königsberg mit all der glänzenden Würde aufgetreten, welche seine Erhebung erheischte.

Die Festlichkeiten beschäftigten eine Menge Köpfe und Hände, und in erster Linie standen hierbei die Leute, deren Talente für Ausschmückung und Zurüstung solcher Feste besonders hervorragend waren. Eosander von Goethe hatte schon diese Dinge während der Krönung in Königsberg geleitet. Seinen Angaben nach war die Schloßkirche verziert gewesen, er hatte die Ehrenpforten in den Straßen, die Ausschmückung des Moscowiter Saales zum Festschmause geleitet. Anerkennungen von Seiten des Königs fehlten ihm nicht. Eosander und Wartenberg schwelgten in Plänen und Hoffnungen. Der Graf hatte reichliche Ehren genossen, war er es doch gewesen, der dem neuen Könige bei dem Gange zur Kirche und Krönung die Schleppe des Mantels getragen hatte. Eosander

hatte einen mächtigen Freund – Schlüter konnte ihm auf die Dauer nicht widerstehen.

Unter solchen Umständen traf Eosander der Befehl des Königs nach Berlin zu reisen und dort die Vorbereitungen für die Einzugsfeier zu leiten. Neue Ehre! Geschäftig und unermüdlich sah man Eosander durch die Straßen Berlins eilen. Er kletterte zu den Gerüsten der Ehrenpforten empor, er hielt Rath mit den Baumeistern und Decorateuren. In seiner Begleitung sahen die Leute einen finstern bleichen Mann – es war Gregorio. Eosander hatte leichtes Spiel, seinen Schützling gut und vortheilhaft zu beschäftigen – auch Meister Braun ward von ihm oft zu Rathe gezogen.

Während so in den Gassen, auf den Plätzen und an den Häusern für den vorübergehenden, schwindenden Glanz gearbeitet ward, stiegen nicht weit davon die Mauern des neuen Schloßbaues in die Höhe, um ein Werk für Jahrhunderte zu schaffen. Der Mann, welcher in der ehemaligen Georgen-, jetzt Königsstraße genannt, auf den Leitern umherstieg, das leichte und nur für den Augenblick berechnete Zierwerk zu schaffen, war wie seine Arbeit: oberflächlich und blendend ohne wirklichen Gehalt. Von den Gerüsten der Ehrenpforten konnte Eosander nach dem Schloßbau hinschauen neidischen Blickes, er konnte oben auf dem Rande, wie ehemals die Gestalt Schlüters gewahren, der – ernst, großartig und gehaltvoll – ein Werk der Vollendung entgegenführte, welches eben so edel und eigenartig war, als sein Schöpfer.

Schlüter betrieb den Bau des Schlosses mit größtem Eifer. Der König hatte gleich nach den Vorbereitungen zur Krönung Befehl an seinen Oberbaudirector ertheilt: mit dem Schloßbau nicht nur zu eilen, sondern auch manche der Räumlichkeiten zu vergrößern, damit bei dem Einzuge in das Schloß der *König* weiteren Raum für seine Pracht finde, als der Kurfürst. Eine herrliche Maiensonne beleuchtete die Stadt Berlin und ihre in froher Geschäftigkeit hanthierenden Einwohner.

Eosander hatte die Ehrenpforten am Königsthor und die an der langen Brücke vollendet. Hoch oben stand er zwischen den schlanken Leitern und sah auf die Maurer hernieder, welche am Schlosse sich tummelten. Ein Mann stieg zu ihm empor.

»Es wird fleißig da drunten geschafft,« sagte er zu Eosander. »Schlüter kann alles.«

»Wir wissen es, Signor Gregorio,« entgegnete Eosander mißmuthig. »Es wird aber dereinst noch anders kommen.«

»Meint Ihr?« fragte Gregorio. »Man müßte nachhelfen.«

»Ihr wollt wieder durch Eure Hinterthürchen schlüpfen.«

»Herr Hauptmann,« sagte Gregorio, »ich habe gethan, was ich konnte. Es gelingt nicht alles – aber der Wille war da. Ihr dagegen habt mir nicht Euer Wort gehalten – Ihr –«

Eosander fuhr auf.

»Ei,« lachte Gregorio schwermüthig, »wolltet Ihr nicht den Werber für mich machen?«

»S' ist richtig,« sagte zerstreut Eosander, »aber die Ereignisse kamen so schnell. Nun, es kann geschehen – wann Ihr wollt – gleich, meinethalben. Es kommt auf Worte nicht an – und dann?«

Er blickte Gregorio fragend an.

»Was beliebt?« fragte dieser.

»Wenn das Mädchen nicht einwilligt?«

»Der Vater ist Herr.«

»Wird der Alte Euch das Mädchen geben?«

»Es kommt auf Euch an, Herr Hauptmann. Ihr seid bereits als königlicher Baumeister fest angestellt – Ihr habt in Königsberg eine Hofzulage von sechshundert Thalern und den Königstisch erhalten – Ihr könnt mich fest anstellen lassen, als Euren Bauführer berufen – Damit will ich schon des Alten Scrupel beseitigen.«

Eosander biß ein wenig die Lippen. Es war ihm nicht um eine feste Verbindung mit dem Unheimlichen zu thun.

»Aber Ihr, was bietet Ihr dafür?« fragte er halb scherzend. »Ah – so, das Halsband ist noch nicht bezahlt.«

»Laßt das,« sagte Gregorio ernst. »Ich bin Euch ja noch etwas schuldig – das Geheimniß aus Schlüters Werkstatt.«

»Ha – das ist es,« rief Eosander heftig und so laut, daß die Arbeiter drunten empor zum Gerüste blickten. »Das ist es,« fuhr er leiser fort. »Wenn Ihr das herausbringt, Mann – wenn es Euch gelingt zu beweisen, daß der dort,«

er wies auf das Schloß, »einen Angriff auf die Gräfin und den König vorbereitet – dann sind wir Sieger, und Ihr seid auf ewig in der besten Weise gesichert durch uns. Denkt nur, welch ein Zorn den König ergreifen muß, ihn – dessen neue hohe Würde vor jedem, auch dem leisesten Hauche – geschützt sein soll – der in den Augen der Welt als ein Mann dastehen muß, an dessen Hoheit kein Lüftchen rühren darf.«

»Ihr habt Recht – ganz Recht. Und wenn ich nun schon schon einiges vorbereitet hätte, um hinter das Gruß zu kommen?«

»Ah,« ließ Eosander sich vernehmen. »Es wäre Euch möglich – es ist schwer. Ihr seid nicht glücklich gegen Schlüter, bedenkt – –«

»Die Statue, wollt Ihr sagen?« fuhr Gregorio zornig auf. »Fangt davon nicht an, Hauptmann. Ihr kennt die geheimen Fäden nicht, welche unsern Anschlag durchkreuzten – Ihr meint, es sei so zufällig alles gegangen? pah – ich würde Euch aufklären, doch lassen wir das. Ihr wollt für mich handeln?«

»Ich will's.«

»Ich thue für Euch, was ich kann – es ist schwer, das Geheimniß zu erforschen. Schlüters unzugängliche Werkstatt hüllt es ein – aber ich gedenke hineinzukommen.«

»Warum zögert Ihr so lange?«

»Habt Ihr Euch um meinetwillen beeilt?« sagte Gregorio trotzig.

»Es soll heute noch geschehen.«

»Und ich will heute noch mein Heil versuchen.«

»Wo ist Braun?« fragte Eosander mit schnellem Entschlusse.

»Dort am Schloßbau.«

Er wies mit der Hand in der Richtung nach dem Schlosse. So eben herrschte auf dem obersten Gerüste reges Treiben, die Winden arbeiteten, um einige für die Galerie bestimmte Statuen emporzuziehen.

»Kommt herab. Ich werde Braun bekunden, daß Ihr mein Bauführer seid – die Anstellung soll Wartenberg ausfertigen lassen – und ich will Euch dem Alten als Schwiegersohn empfehlen.«

Gregorio begann, ohne weiter zu danken, die Leiter des Gerüstes schnell hinabzusteigen. Eosander folgte. Er wußte, daß die düstere Energie des Italieners bald genug für ihn handeln werde – es kostete nur einige Worte an Braun, und vielleicht war der Meister nicht lange zum Widerstand geneigt, wenn Eosander für Gregorio sprach. Unten am Gerüste standen viele Gaffer. Sie blickten die Decoration an und kritisirten. Eosander und Gregorio schritten durch die Menge.

»Da geht er hin,« sagte deutlich hörbar ein kleiner, hagerer Mann mit scharfgeschnittenem Gesichte, »und thut sich mit meinen Erfindungen groß. Ich habe ihm vor einigen Monaten Zeichnungen für Ornamente, Katafalke und dergleichen Dinge gesendet und er benutzt sie als seine Invention.«

Eosander that, als höre er die Reden nicht – Gregorio aber sagte:

»Habt Ihr den Unverschämten gehört?«

»Es ist der Magister Sturm aus Küstrin. Ein Mathematikus und eingebildeter Stubengelehrter, der sich von jedem beeinträchtigt glaubt.«

Sie gingen weiter über den Schloßplatz und durch das für Eosander sich öffnende Portal in den Bauhof. Die Arbeiter zischelten, als sie Eosander und Gregorio bemerkten, und einige wechselten mit dem Italiener die Zeichen der Bauhütte. Sie kamen in den Lustgarten, hier wurden so eben mit großer Vorsicht die Sandsteinfiguren von den Wagen gehoben und durch Winden nach dem Dache des Schlosses befördert. Einige Meister leiteten die Arbeit.

Eosander und Gregorio blieben beisammen stehen – beide waren schweigsam. Der Hauptmann blickte neidisch auf die immer weiter vorrückende Arbeit. Die ab und zugehenden Gesellen grüßten nur kurz, endlich hielt der Hauptmann den Polier Baltzer an.

»Könnt Ihr Meister Braun zu uns bitten?«

»Er ist droben auf dem Gerüste, Herr Hofarchitekt – ich werde ihn hinabsenden.«

Baltzer stieg hinauf. Eosander und Gregorio schlenderten durch die Reihen der Werkstätte – jetzt sahen sie einen neuen Wagen herankommen, auf welchem zwei Figuren lagen. Eine Art Gehilfen war beschäftigt, eine Figur an dem großen Flaschenzuge zu befestigen, der von dem Windenbalken herniederhing – die Statue in der Schwebe. Gregorio war näher getreten – er stand dicht am Wagen – ihm gegenüber sah er einen Mann, der beim Abladen der Statue beschäftigt war. Dieser schaute ihn mit

seltsamen, durchdringenden Blicken an – Gregorio konnte die Blicke fast nicht aushalten – dieser Mann war Peter Heß.

»Was thun die Leute aus dem Gießthurm hier?« fragte Gregorio leise einen Handlanger.

»Sie sind befohlen worden vom Schlüter, die Statuen an dem Windentau zu befestigen, was sie besonders gut verstehen. Als neulich die prächtige Statue des Kurfürsten aus der Grube gewunden ward, da war ich auch mit beschäftigt. Es gehört gute Kenntniß dazu, mit der Winde die Stücke richtig auszuheben.«

Gregorio schoß auf den Sprecher einen Wuthblick, als die Statue erwähnt ward, aber Heß war jetzt dicht zu ihm getreten.

»Was wollt Ihr hier?« fragte Heß grob.

»Habt Ihr zu fragen?« entgegnete Gregorio. »Ein Maurer hat eher hier zu sein, als ein Gießer.«

»Hm – freilich,« sagte Heß bissig, »aber Ihr seid doch sonst nicht überall – meidet Ihr doch die Hütte.«

»Ich habe Euch keine Rechenschaft zu geben – thut Eure Handlangerdienste hier – sonst schweigt.«

Heß fuhr wüthend mit der Hand nach einer Speiche, welche auf dem Wagen lag.

»Italiener, nehmt Euch in Acht,« sagte er zornig, »Ihr seid ohnehin einer, den man auf dem Rohre haben muß.«

Trotz seiner Kühnheit war Gregorio verlegen, er war stets vor einer Entdeckung besorgt.

»Bursche,« rief er schnell, »was wagt Er dem Baufüh-rer des königlichen Hofarchitekten, Herrn Eosander, zu sagen, he?«

Heß, ein einfacher Mensch, schreckte bei diesem Titel zusammen.

»Na – meinethalben,« sagte er kleinlauter, »aber Ihr sollt nicht von Handlangern reden. Ich arbeite an Kunst-werken – ein Gießer ist ein Künstler.«

»Oho,« höhnte Gregorio.

»Lacht nicht, Ihr Apfelsinenfresser aus Welschland,« schrie Heß außer sich. »Ihr versteht den Teufel von hö-heren Dingen – Ihr solltet fern bleiben, wenn es sich um Kunst handelt – Ihr könnet höchstens zerstören, was groß und herrlich ist und mit allerlei Höllenkram experimen-tiren – Ihr –«

Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken – seine Besin-nung kehrte zurück, was hatte er da ausgesprochen? Er hatte Leonhardt sein Wort gegeben, zu schweigen – und jetzt war ihm eine förmliche Anklage entschlüpft, die er nach dem Gelingen des Gusses selbst für ungerechtfertigt hielt – es konnte böse ablaufen. Gregorio aber war im jä-hen Schreck über diese wenigen Worte noch bleicher als sonst geworden – seine Augen verloren auf einige Sekun-den die Sehkraft, so stieg das Blut ihm zu Kopfe – er hielt sich mit der Hand an dem Wagen fest. Es gab einen Men-schen außer Leonhardt, der um den furchtbaren Plan ge-gen die Vollendung des Gusses wußte – denn jene Worte des Gießers konnten nicht zufällig sein – er kannte den Plan – und Gregorios Sicherheit war bedroht. Vielleicht

wußten noch andere um das Geheimniß. Er wollte weiter sprechen – wollte Gewißheit haben, aber Heß, in Angst über seine Schwatzhaftigkeit, hatte sich schon wieder zu der langsam emporschwebenden Statue gewendet – und von der andern Seite traten Eosander und Meister Braun hinzu. Gregorio faßte sich – er reichte Braun die Hand.

»Sie haben mich rufen lassen, Herr Hofarchitekt?« fragte Braun geschmeidig.

»Ja, Meister. Wir wollen ein Wort mit Euch reden. Geht bei Seite, Gregorio.«

Braun schaute ängstlich umher – er fürchtete, Schlüter möchte nahen – sicherlich gab es dann eine neue Scene und – Schlüter war in Gunst.

»Gehen wir ein wenig dorthin,« sagte Eosander. »Ich wollte Euch,« begann er, »die Nachricht bringen, daß Gregorio als Bauführer von mir angestellt ist.«

Braun horchte hoch auf.

»Ah – hat viel Glück,« sagte er, »ich denke, es ist eine gute Wahl.«

»Gewiß. Er wird nunmehr nicht länger Euer Miether bleiben.«

Braun schaute den Hauptmann betroffen, aber nicht traurig an. Es zeigte sich vielmehr eine gewisse Befriedigung in seinen Zügen.

»Ehrlich gestanden, Herr von Eosander,« sagte er, »ich bin nicht untröstlich, daß Herr Gregorio mein Haus verläßt.«

»Ihr mögt ihn nicht?«

»O – nein doch. Im Gegentheil – ich schätze ihn hoch – sehr hoch – ich ahnte sein Steigen wohl – aber – es ist in meinem Hause so eine Art von Zwist aufgekommen. Meine Tochter hat den Junker noch nicht ganz aus dem Sinne sich geschlagen – zwar lasse ich die beiden nicht einander sich nahen – doch kann ich's ganz hindern? solch junges Volk findet tausendfach Gelegenheit sich zu sehen – und meine Dora ist eigenwillig. Mein Leonhardt ist ein Anhänger von Schlüter – nun – also ist eine Spannung im Hause da – der Herr Gregorio hat wohl so Worte – so von Liebe fallen lassen, aber es ist eben dabei geblieben, und Dora läßt nun um so weniger von ihrem Eigensinn, zumal, da alle Welt die curiose Geschichte von dem Hoffräulein und dem Herrn von Berchholz kennt – auch von einem anderen *amoroso* munkelt –«

»Nun, und was geht das Euer Haus an?«

»Ja seht, ich denke, es ist besser, Gregorio verläßt das Haus, da es nicht eher zur Ruhe kommt und ich doch kein Wort sprechen kann, denn,« er zögerte und zupfte verlegen seinen Rockärmel. »Ohne daß Gregorio ernstlich den Willen von sich gegeben, um meine Dora zu freien, eher kann ich nicht als Vater handeln.«

»Ei,« rief Eosander, »da sind wir am rechten Punkte. Das ist es eben. Konnte Gregorio sprechen, bevor er die Anstellung hatte? War es nicht redlich von ihm, nicht früher zu freien, bevor ihm nicht eine Aussicht auf festes Brot eröffnet ward? Jetzt ist es so weit, und der König wird den Italiener unter mir anstellen. Jetzt kann er um Eure Tochter freien, und ich thue es hiermit für meinen

Bauführer und bitte Euch hier – Angesichts dieses königlichen Palastes, an welchem ich einst noch mit helfen werde, um die Hand Eurer Tochter für Gregorio.«

Braun riß vor Staunen und Schreck Mund und Augen auf. Aber dieser Schreck war ein freudiger. Der eitle Meister hatte nur auf einen solchen Antrag gewartet. Der arme Edelmann, der durch Wahl seines Berufes von jeder Erhebung ausgeschlossen schien, war ihm unwillkommener als der königliche Bauführer, der leicht bis zum Baumeister steigen konnte.

»Ah,« sagte Braun, »das ist etwas anderes. Ich kann einem Manne wie Sie, Herr Eosander, es sind, nicht eine abschlägliche Antwort ertheilen.«

Eosander winkte Gregorio heran.

»Der Herr Hauptmann,« sagte Braun, »haben mir so eben Euren Wunsch mitgetheilt – Ihr hättet schon eher mit mir sprechen können.«

»Ich that es wohl,« sagte Gregorio, dessen unstäte Blicke Heß suchten, welcher bei der Statue beschäftigt war.

»Nur in kurzen Andeutungen,« entgegnete Braun, »indessen heute, wo ich Euch zur Anstellung gratuliren kann, da Herr Haupt- und Hofarchitekt den Werber für Euch machten – heute sage ich wohl zu – vorausgesetzt, daß Ihr nun – Ihr nehmt mir das nicht ungütig, Herr – Euer ganzes Leben so recht klar darleget.«

Gregorio machte eine Bewegung – diese Forderung schien ihm verhängnißvoll, jetzt gerade, wo Heß die seltsamen Reden geführt. Der Italiener war abergläubisch –

er sah in diesem Augenblicke in Heß, der vor ihm stand, einen Ankläger. Dennoch antwortete er ruhig:

»Mein Leben ist bald dargelegt – meine Schriften und Papiere weisen mich aus – meine Gönner bürgen für mich.«

Eosander nickte.

»So wollen wir gehen,« sagte Braun. »Es ist ein seltsamer Ort für die Werbung gewesen, dieser Bauplatz – gehen wir.«

Sie thaten einige Schritte vorwärts und standen gerade neben dem Wagen, der die Figuren brachte, vor ihnen schwebte die Sandsteinstatue am Seile empor.

»Aber Eure Tochter?« fragte Eosander, »wird sie einwilligen?«

»Hm,« meinte Braun, »einige Hitze wird's kosten – aber ich bringe sie schon dazu. Es ist doch ein wenig kühler geworden die Liebe des Junkers, wie es scheint, denn ich wache sorgfältig, daß die Leutchen einander fern bleiben, und niemand sonst hilft ihnen.«

Gregorio wollte sprechen – er wußte zu gut, daß Leonhardt die Liebe Doras zu Kurt begünstigte – da trat Schlüter aus dem Portale. Er blieb erstaunt stehen, als er die drei Männer bemerkte, welchen er fast an derselben Stelle begegnete, an welcher sich damals der Streit entspann. Der Oberbaudirector war nicht gesonnen, diesen ihm mißliebigen Mann unter seinen Leuten zu dulden.

»Welch ein Geschäft führt Sie hierher, Herr Hofarchitekt?« fragte er mit kalter Höflichkeit Eosander.

»Kein Geschäft,« entgegnete Eosander. »Eine Privatbesprechung.«

»Bei der jener Mensch dort betheiligt ist?« platzte Schlüter heraus, auf den Italiener deutend. »Ist diese Privatbesprechung vielleicht eine neue Aufwiegelung der Gesellen?«

»Herr Oberbaudirector,« rief Eosander wüthend, »ich bin königlicher Beamter.«

»Darum nimmt mich Ihre Gemeinschaft mit diesem Menschen Wunder.«

»Dieser *Herr*,« sagte Eosander, »ist von heut ab königlicher Bauführer.«

»Ah,« sagte Schlüter boshaft, den Hut lüftend, »gute Dienste bezahlt man gern.«

Sie standen in diesem Augenblicke so, daß Eosander, Braun und Gregorio gegen das Schloß sahen – Schlüter mit dem Rücken gegen dasselbe stand. Hinter den drei Männern hielt der Figurenwagen, an welchem Heß lehnte – hoch über allen, gerade zwischen ihnen, schwebte in der Luft die Sandsteinfigur, deren Steigen die Arbeiter durch Seile lenkten.

Auf Schlüters harte Worte konnte Gregorio nicht schweigen. Er mußte wissen, ob der Oberbaudirector von den geheimen Angiffen Kunde habe. Gregorio trat gefaßt Schlüter entgegen, als ihm dieser zuvorkam. Der Zorn des jungen Mannes gegen Gregorio ward durch die Worte des großen Meisters wieder erregt.

»Sie haben Recht, Herr Oberbaudirector,« sagte er, die Mütze ziehend, »es ist wirklich ein sehr schlimmer Mann – der dort.«

Gregorios Herz schlug vor Angst schneller – der Gießer hatte Lust, eine Anklage vorzubringen – er wußte sicherlich mehr von des Italieners Plänen gegen Schlüter und Jakobi.

»Was wollt Ihr – da?« fuhr Eosander den Gießer heftig an.

»Ich bin bei Herrn Jakobi – nicht unter Ihrem Befehl,« sagte der junge Pommer, »und ich will hier bei dieser Gelegenheit einiges mittheilen.«

Gregorio hatte keine andere Wahl, als den Kecken niederzustoßen, denn Schlüter blickte Heß wohlwollend und fragend an. Er hätte wohl gern über Gregorio noch mehr vernommen. Da plötzlich schrillte es unheimlich in der Luft – die Windenbalken krachten – ein furchtbarer Schrei ertönte, sausend fuhr eine gewaltige Masse von oben herab wie ein Blitz zwischen die Gruppe der Männer schmetternd, daß ihnen von dem Luftdruck, von den aufwirbelnden Steinen, Sand und Kalk, Hören und Sehen verging. Entsetzt prallten sie auseinander, wildes Geschrei ertönte, von allen Seiten stürzten Leute herbei.

»Um Gott – was ist geschehen?« rief Schlüter.

»Wo? was? Hilfe! hierher,« schrie alles.

Im ersten Augenblicke hatte niemand recht zu erkennen vermocht, was eigentlich vorgegangen, denn der Schreck lähmte jedem die Zunge – erst als die Besinnung zurückkehrte, sahen die Männer, was Gräßliches

sich ereignet. Die in den Seilen schwebende Figur hatte durch irgend einen unglücklichen, von Heß wohl selbst verschuldeten Vorfall die Stränge zerrissen und war aus der Höhe herabgestürzt, gerade in die Mitte der Gruppe fallend, wo ihr steinerner Arm den Schädel des unglücklichen Heß streifte – genug, um den braven Burschen niederzuschmettern, ihn in seinem Blute schwimmend auf den Erdboden zu strecken. Da lag er zuckend, aus der furchtbaren Kopfwunde quoll das Blut und färbte rings um den Sand. Der Schrecken, der alle ergriffen hatte, wich schnell der thätigen Hilfe. Dort eilten einige nach Wasser – andere brachten aus der Schloßapotheke Mittel herbei.

»Schnell einen Arzt,« befahl Schlüter. »O – es ist jedes Mal Unheil, wenn Sie an dieser Stätte erscheinen, Herr von Eosander,« sagte er mit bebender Stimme.

Eosander vermochte nicht zu antworten, das Entsetzen lähmte ihm die Zunge. Wie ein Marmorbild stand Gregorio vor dem Blutenden, dessen zerschmettertes Haupt im Schoße eines Kameraden ruhte, während die andern Umschläge von nassen Tüchern machten.

»Es war ein Glück für mich,« sagte er leise vor sich hin, »er wäre sonst von meiner Hand gefallen. Dieses ist ein Zeichen, daß meine Feinde sich hüten mögen – daß ich siegen werde. Sehen Sie seine Strafe von oben an, Herr Oberbaudirector,« rief er, »denn gerade als er wohl Schlimmes wider mich vorbringen wollte – traf ihn das Gestein.«

Braun und Schlüter blieben um Heß beschäftigt. Dieser röchelte dumpf, die Augen waren geschlossen.

»Da kommt der Doktor! der Doktor!« riefen jetzt die Gesellen.

Der Kreis theilte sich, hastig schritt ein Arzt herbei, den einer der Gesellen aufgefunden hatte.

»Sehen Sie hier – was ist zu thun?« rief Schlüter.

Der Arzt, Doktor Mylius, aus der Spandauerstraße, hatte sich zu dem Unglücklichen niedergebeugt.

»Mein Herr Oberbaudirector,« sagte er, »man kann dem nur seine letzten Augenblicke erleichtern.«

Alle blickten einander starr und angstvoll an – tiefe Stille herrschte, während der Arzt die Compressen kunstgerecht umlegte.

»Peter! mein lieber – lieber Peter,« tönte es jetzt und durch die Menge stürmend warf Leonhardt Braun sich bei dem Sterbenden nieder, die schon kalt werdende Hand erfassend. »Wie kam es – woher? wann?« rief er.

Schlüter hatte sich unterdessen abgewendet – er verhandelte mit dem herbeigeeilten Bauschreiber Jänicke, ein Tragkorb sollte geholt werden.

»Was geschehen ist?« fragte jetzt Dora, sich zu Leonhardt wendend. »Das Steinbild fiel herab gerade, als Heß mit dem Italiener in Streit gerathen wollte. Dieser dort ist ein Teufel – sieh wie er glotzt und stiert –«

Leonhardt blickte entsetzt von dem Sterbenden auf – seine Hände trafen die Gregorios.

»Der – der war es,« fügte er halblaut zu Donat.

Es war, als höre der Sterbende diese Worte, er öffnete die Augen und starrte in die Luft, langsam hob er die Hand – er schien einige Worte zu murmeln, dann sank sein Haupt hinten über, das Röcheln ward immer leiser – es verstummte.

»Wie steht es mit ihm?« sagte Schlüter herantretend.

»Er hat vollendet,« antwortete Mylius, der Arzt.

Trauernd umstanden die Gesellen in großer Zahl die Leiche des Gießers. Ruhig lag er da, der kraftvolle, blonde Bursch.

Leonhardt war zurückgetreten – die Träger mit dem Korbe erschienen – sanft legte man die Leiche hinein und unter dem einförmigen Klange des Signalglöckleins, welches den Leuten der Stadt ein besonderes Ereigniß verkündete, verlief sich die Menge. Schlüter sprach nicht mehr – er warf Eosander nur einen drohenden Blick zu und verließ den Platz.

»Es war ein Glück – eine Fügung meiner guten Geister,« murmelte Gregorio. »Keinem andern als dem, den sie dort hingetragen, hat Leonhardt meine Sache verrathen – sie waren im Gießthurm, als Alquist mich erwartete. Die Schwester muß mein werden – Dora um jeden Preis – es gilt nicht nur ihren Besitz – es gilt meine Sicherheit. Den Gatten der Schwester wird der Bruder nicht verrathen.«

Leonhardt Braun stand noch immer starr auf dem Unglücksplatze und betrachtete die Blutlache, welche die Arbeiter mit Sand zu decken begannen.

»Komm mit mir,« sagte jetzt seines Vaters Stimme, »es ist genug des Jammers. Ich habe Dir etwas Wichtiges zu melden.«

Leonhardt schreckte auf.

»Mit dem dort?« fragteer leise, auf Gregorio deutend der an Eosanders Seite durch das Schloßportal schritt.

»Laß ihn vorausgehen – sei kein Thor, Junge – was kann der Mann dafür, daß eine Steinfigur von oben herabfiel und den Aermsten erschlug?«

»Es ist wahr – er konnte nichts dafür,« sagte Leonhardt dumpf.

»Es wird ihm gut gehen,« fuhr Braun fort, »Eosander sorgt für ihn – und,« er nahm einen Anlauf, »vielleicht wird er binnen Kurzem Dein Schwager sein.«

Leonhardts Brust entrang sich ein Schrei.

»Dora!« lispelte er, »Kurt! o – es ist nicht möglich – ich muß – nein, nein ich kann nicht retten.«

»Mach mir jetzt keine Flausen, Junge – Ich will die Sache ins Reine bringen.«

Er eilte den beiden nach – langsam folgte Leonhardt.

»Kurt muß sein und Doras Schicksal mindestens kennen, sagte er, »vielleicht weiß er selbst noch Rettung.«

Die Dämonen des Meisters.

Die Promenaden Berlins wimmelten von Menschen jedes Standes und Geschlechtes, welche die schöne Maisonne genießen und sich die Vorbereitungen zu den Einzugsfeierlichkeiten betrachten wollten. Nicht allein die

Spaziergänge in der Stadt, sondern auch die vor den Thoren gelegenen waren mit Leuten angefüllt, und es war ein ganz lustiger Anblick von der Vorstadt aus die vielen bunten Gestalten, Wagen und Reiter zu sehen, welche aus dem Köpnicker Thore über die Grabenbrücke ins freie Feld hinaus und dann zwischen den Häusern und Wiesen, Gärten und Büschen umherwimmelten.

Dieser Anblick schien auch dem Wächter des Schlüterschen Ateliers, Herrn Kunze, sehr zu behagen, denn er hatte vor dem Bretterzaun sich auf einen Schemel gesetzt, eine Pfeife angezündet und rauchte, sehr wohlhäbig umherschauend, den Knaster in die Luft. Zu seiner Seite ruhte Hektor, und die beiden schwarzen Katzen genossen die Maisonne hoch oben auf dem Zaune sitzend. Kunze war in diesem Augenblicke ein freier Mann, denn die Arbeitszeit war vorüber, Simonetti, Trojan und die Former hatten das Atelier verlassen – Schlüter kam jetzt nur des Vormittags auf einige Stunden, denn er hatte zu viel mit dem Schloßbau und der Bearbeitung der Reiterstatue zu schaffen – also war Kunze der Herr des einsamen Hauses und dessen Umgebungen. Gleichwohl schaute er sich zuweilen in dem Garten horchend um, als sei noch jemand in dem Hause vorhanden.

»Na,« brummte er, »was der Junker da drinnen noch macht – Gott weiß es! kurios, ein Edelmann und wie versessen auf Zeichnen und Modelliren.«

Er hatte seine Betrachtungen im Stillen fortgesetzt, als Schritte im Garten sich hören ließen. Kurt von Berchholz erschien.

»Hier ist der Schlüssel, alter Freund,« sagte er, Kunze den Schlüssel hinreichend, »und somit ist mein Tagewerk heute zu Ende.«

»Viel Gutes, Herr,« sagte Kunze. »Ich dachte so eben darüber nach – wie Ihr als ein Edelmann Euch so hier einsperren möget – zu arbeiten –«

»Ah, Freund – Ihr seid zu bedauern,« lachte Kurt. »Ihr kennt nicht die Freude, welche ich empfinde, seitdem Herr Schlüter mir gestattet, in seinem Atelier arbeiten – an dem Modellirtische mich üben zu dürfen – es ist Euch nicht bekannt, daß viel tausend Euch beneiden, weil Ihr stets in der Nähe Schlüters seid – die schönen Dinge tausend Mal sehen könnt.«

»Hm – das gerade *nicht*,« lachte Kunze, »aber es gibt schnacksche Sorte – insbesondere die Engländer und Italiener, die kommen oft und bieten viel Geld, um nur ein Mal in das Atelier treten zu dürfen – damit verdiene ich mir ein gut Stück Geld – sie können nicht viel sehen, nur den Mittelsaal, damit sind sie auch zufrieden – sie wollen nur Schlütersche Luft athmen – auch sind ja all die andern Räume fest geschlossen.«

»Die Leute haben Recht,« sagte Kurt, »es ist eine Wonne, in solchen Räumen zu weilen – gehabt Euch wohl, Herr Kunze. Wahrt den Schlüssel.«

»Ich habe ihn bei mir – übrigens, wenn Ihr ein Mal in das Atelier wollt – ohne mich zu rufen – so wißt Ihr ja, junger Herr, wo der Schlüssel zu finden ist – er wird immer in die Höhle des Marmorblocks gelegt, der rechts neben der Hausthür ruht – immer pünktlich bis es Nacht

wird, denn zuweilen bin ich am Tage mal dort – dort – na Sie wissen, man trinkt sein Glas bei Wiseckes da – nachts aber ist der Schlüssel im Spinde – –«

»Ich weiß ihn zu finden,« sagte Kurt, »lebt wohl für heute.«

Er ging den Weg nach dem Köpnicker Thor entlang – sich begierig umschauend – als suche er jemanden. Seine Gedanken schienen ernster Natur – er hatte keinen Sinn für die lustige Gesellschaft um sich her.

Im Gegensatze zu ihm hatte Kunze wieder singend den Platz am Zaune eingenommen. Er summte sein Lied und qualmte wacker dazu – grüßte hin und wieder einen in der Ferne vorübergehenden Bekannten, plauderte mit Nähertretenden und sah scharf nach der Kirchthurmuhr aus.

»Acht Uhr,« murmelte er. »Nun wird wohl keiner der Herren Künstler mehr kommen und ich finde bei Wiesecke die Kumpane erst um halb neun – es geht also heut wieder.«

Der Leser muß wissen, daß »*Wiesecke*« eine Kneipe war, welche nicht weit von der Ziegelei lag, aber nur im Sommer geöffnet wurde. Eben als Kunze sich erheben und seine Pfeife ausklopfen wollte, sah er, wie von dem Damme der Schäfergasse her ein Mann über die Wiesen auf das Haus zuschritt. Dieser Mann hatte schon seit einiger Zeit den Wächter beobachtet und kam nun sehr schnell herbei.

»Sie sind mit der Bewachung dieses Hauses betraut?« fragte er, artig den Hut lüftend.

»Ja – ich bin Wächter der Kunsthalle des Herrn Schlüter,« sagte Kunze stolz.

»Sie sind zu beneiden, mein Herr,« entgegnete der Mann.

»Ah,« dachte Kunze, »das ist einer, von denen Mosjeh Kurt sprach.«

Er betrachtete den fein gekleideten Mann, welcher sehr wohl gewachsen war, dunkle Haare und ein bleiches Gesicht hatte, dessen Augen seltsam und unstät funkelten.

»Es ist ein Italiener,« sagte Kunze, »ich kenne die Kerls an ihrem Aussehen. Wie so zu beneiden? – ich verdiene nicht so viel wie Sie, mein Herr,« sagte er laut.

»Ah,« entgegnete der Fremde, »ich meine es nicht in dem Sinne. Sie sind deshalb beneidenswerth, da Sie stets in der Nähe der herrlichsten Kunstwerke weilen können – das Atelier ist Ihnen offen.«

»Ach – glauben Sie nur, das wird sehr langweilig mit der Zeit.«

»Glücklich, wer es ein Mal betreten könnte.«

Er ließ wie zufällig ein Geldstück zwischen den Fingern blinken – Kunze hatte es schnell bemerkt.

»Nun,« lachte er, »wenn Sie das glücklich macht, das können Sie leicht haben. Kommen Sie in das Atelier – ich will's Ihnen zeigen.«

»Wirklich?« fragte hastig der Fremde, »aber ich störe, die Herren sind bei der Arbeit?« fragte er lauernd.

»O, nicht doch, niemand ist mehr im Hause. Ich bin jetzt Wirth und Mieter.«

»Das ist gut – ich bitte, lassen Sie mich eintreten.«

Er schob dem Wächter einen Thaler in die Hand – Kunze frohlockte. Es konnte heute bei Wieseckes hoch hergehen. Er schritt dem Fremden durch den Garten vorauf gegen das Haus zu. Der Hund blieb neben ihm.

»Ein schönes Thier,« sagte der Fremde, »es ist wohl auch treu und wachsam.«

»Treu ja, aber mit dem wachsam sein, das hat gute Wege – Herr Oberbaudirector verwöhnt dieses Thier zu sehr.«

»Es ist also kein Kettenhund?«

»Eigentlich ja – aber er liegt nicht an der Kette, sondern er wird im Hofe frei gelassen – da nun aber der Hof ganz eingeschlossen ist, so hat's mit Musjeh Hectors Wachen nichts auf sich, er bleibt eben nur im Hofe.«

Der Fremde nickte, unbemerkt von Kunze, mit dem Kopfe.

»So,« sagte der Wächter des Heiligthums, »da sind wir.«

Er schloß die Mittelthür auf und ließ den Fremden in den großen Saal treten.

»Hier stehen die vier Sclaven, welche unten herum um die Reiterfigur kommen,« sagte er, auf die schönen Modelle weisend, »sie werden nun bald gegossen – sehen Sie wohl? Die Formen werden schon abgeklatscht.«

Er wies auf die Formstücke.

»Hier also – hier also ist der geheiligte Raum,« rief der Fremde mit Emphase, und Stellungen wie ein Komödiant annehmend, »hier schafft der große Mann seine unsterblichen Werke – o, mein Freund,« fuhr er fort, Kunzes Hand ergreifend, »wie danke ich Euch, daß Ihr mich hierher gebracht!«

»Der ist richtig,« kicherte Kunze, »noch zehn Mal toller, als Junker Kurt und der blonde Brückner.« Er lächelte pfiffig. »Es ist nur ein kleiner Irrthum,« sagte er, »Herr Schlüter arbeitet jetzt nicht hier.«

»Wie?« rief der Fremde enttäuscht.

»Das heißt,« fuhr Kunze fort, »er arbeitet hier *auch*, aber besonders dort – in den fest verschlossenen Räumen.«

»Ah,« machte der Fremde, Blicke schießend, als wollte er damit durch die gesperrten Thüren dringen, »lassen Sie mich diese Räume betreten.«

»Geht nicht. Niemand kommt in jene Gemächer. Herr Schlüter sperrt sich oft Tage lang darin ein – die Arbeiten sind eben geheime.«

»So – so! und man kennt nicht in die Werke?«

»Nein. Eins ist freilich herausgekommen – es ist das Grabmal für Männlichs, das in der Nicolaikirche steht – aber was sonst da drinnen gemacht wird – weiß eben nur Herr Schlüter – die dummen Leute sagen – –«

»Nun, was sagen sie?«

»Sie meinen, *notabene* die Feinde, der Eosander soll's aufgebracht haben – Herr Schlüter mache da drinnen Entwürfe und mit Hilfe von sogenannten *Dämonen*, wie

sie die Dinger nennen, was Unsereins *Teufel* heißen würde.«

»Unsinn – aber seltsam, daß kein Mensch zu Schlüter gelangt, wenn er arbeitet.«

»Keiner.«

»Und jene Zimmer dort sind es?«

»Ja. Davor ist ein Corridor oder Platz, dann kommen die Zimmer, zu welchen nur dieser Eingang ist. Dieser Saal hat nur den Ausgang durch die Mittelthür auf einen Corridor, der in den Garten führt, dessen Thür aufs Feld geht – von diesem Gange gehen Treppen hinauf, auch zu meiner Wohnung.«

Der Fremde hatte dieser geschwätzigen Schilderung der Räumlichkeiten scheinbar gleichgültig zugehört, indem er in Betrachtung der Sclavenfiguren versunken schien – aber aufmerksame Beobachter würden bemerkt haben, wie er scharf horchend seine Augenbrauen emporzog und kein Wort verlor. Kunze wurde ein wenig ungeduldig – die Zeit, seinem Durste zu gehorchen, kam heran.

»Mein Herr,« sagte er, »Sie müssen verzeihen – wenn ich zum Gehen mahne – ich habe noch einige Geschäfte –«

»Sie gehen fort?« fiel der Fremde ein.

»Ja – ja – ich –«

»O, vielleicht kommen Sie bald wieder?«

»Ich glaube nicht. Es könnte sogar sein, daß ich zur Nacht erst käme; also würden Sie nicht hier sein können, denn –«

»So – so – gut, mein Freund – ich gehe – wie gern weilte ich hier an diesem Orte noch länger. Ich bin selber Künstler und die Gebilde wirken, wie der ganze Raum, am schönsten, wenn man allein ist.«

»Auch das Vergnügen will ich Ihnen verschaffen,« sagte Kunze, »Sie sollen einige Minuten *allein* hier bleiben können – indes ich den Hund in den Hof bringe und meinen Hut hole.«

»Tausend Dank.«

In des schmunzelnden Kunze Hände glitt ein zweiter Thaler, worauf der Wächter davon ging. Aufmerksam verfolgte der Fremde jede Bewegung; er sah wie Kunze die Mittelthür zum hinteren Gange aufschloß – sah, wie dieser Gang jene zweite, in den Garten führende Thür hatte – sah mit schnellem Blicke durch die Fenster des Ganges über den mit Stacheln besetzten Zaun ins freie Feld.

»Endlich bin ich allein,« murmelte Gregorio – denn als diesen haben unsere Leser sicherlich schon den Fremden erkannt. »Ich bin in dem feindlichen Schlosse – dort sind die geheimnißvollen Zimmer. Wenn Schlüter etwas gegen die Gräfin arbeitet – so muß es dort zu finden sein – o – es wird Kasten, Pulte geben – ich muß sie erbrechen – suchen wir.«

Er musterte nun genau das Schloß und probirte dann mit einem Hakenschlüssel daran, es war das Schloß der zum Vorplatz der Zimmer führenden Thüre, dann fuhr er mit einem dünnen Messer in die Ritze der Thür – »hm – nicht sehr dick,« sagte er, »man kann zur Noth sägen.«

Hierauf musterte er den Saal – kroch hinter die spanischen Wände, welche die Modellstatuen und Sclavenfiguren gewöhnlich verdeckten – auch dort nichts. »In jenen Zimmern muß ein Beweis – irgend ein Greifbares sich finden,« sagte er, »nur Gelassenheit, vom Felde allein kann ich in das Haus kommen.«

Kunzes Tritte schallten – Gregorio warf sich in den nächsten Sessel, als habe er dort geträumt.

»Wenn's gefällig ist?« sagte Kunze.

»Nicht gern – aber es muß sein. Tausend Dank.«

»Nicht Ursache.« Sie waren vor dem Hause und Garten, schon wollte Kunze den Schlüssel in den Block legen – er besann sich. »Nicht vor dem Fremden,« sagte er zu sich. Er geleitete Gregorio zu der Gartenthüre und nahm Abschied von ihm, dann erst kehrte er zurück, legte den Schlüssel in die Höhlung – und ging wieder zum Garten, dessen Thor nur angekettet ward. Er bemerkte Gregorio noch. »Sonderbare Leute,« sagte er, den Weg zur Kneipe nehmend.

Während dieses Besuches, den Gregorio dem Atelier machte, war Kurt von Berchholz über die Wiesenwege der Stadt entgegengeschritten und schien endlich diejenige Person gefunden zu haben, die er suchte. Er blieb stehen – seine Augen blitzten freudig – trotz der bereits zunehmenden Dunkelheit hatte er zwei Gestalten erkannt, welche sich von der Stadt aus den Wiesen und einsamen Häusern des Feldes näherten. Es waren Leonhardt und Dora. Kurt winkte von weitem. Er eilte durch den kleinen Fußpfad auf Dora zu – er faßte ihre Hände

mit dem Rufe: »Glücklich – glücklich! o warum habe ich drei bange Tage warten müssen, um dich zu sehen.«

Aus diesem Ausrufe ist leicht zu ersehen, daß Meister Brauns Ahnungen nicht ohne Grund waren. Die jungen Leute fanden sich trotz des Meisters Aufmerksamkeit. Leonhardt geleitete die Schwester, und wie glücklich waren die Drei bei diesen Zusammenkünften, wo von der Zukunft und dem Glücke gesprochen wurde, welches Kurt zu erreichen hoffte, wo die günstige Lage der Herzensangelegenheiten die Liebenden heiter stimmte, denn bis in die jüngste Zeit hinein war von den Eltern Kurts kein Versuch gemacht worden, den Sohn der schönen Werneck näher zu bringen. War sie doch auf Befehl der Kurfürstin nach Königsberg an das Hoflager gereist, wo sie bei der nunmehrigen Königin von Preußen eine Stelle unter den jüngsten Ehrendamen erhalten hatte. Dahin war der böse, alte Werneck gefolgt, den die Sorge keine Nacht schlafen ließ. Die Ehrenbezeugungen waren freilich sehr groß – aber die Aussicht auf Antritt der Erbschaft – ward immer schwächer. Kurt weigerte sich beharrlich – Sidonie desgleichen – die Curatoren von Hildesheim lagen auf der Lauer – trotz aller Gnaden füllte Wernecks Beutel sich nicht – er hoffte allein auf die Erbschaft Döbberns – er wagte nicht mehr, seine Tochter energisch von der Königin zu fordern, denn ging ihm das Geld verloren so mußte er an die Versorgung und Stellung der Tochter denken, weil er selbst nicht viel besaß

– da er aber Sidonie nicht aus der Umgebung der Königin nehmen konnte, blieb das Fräulein auch in der Nähe des glühenden Liebhabers. Anatole d'Aubreuil war als Officier der *mousquetaires* natürlich mit dem Kurfürsten nach Königsberg gegangen. Werneck konnte nichts thun, als auch dahin reisen, er fand am Hofe gute Aufnahme, mußte aber zu seinem Aerger sehen, wie die Kurfürstin stets Sidonien bei sich, also fern von dem Vater hielt – und beschloß endlich, den Winken Eosanders zu folgen und sich der am Hoflager weilenden Gräfin von Wartenberg zu nähern – sie um Verwendung zu bitten, daß der König ein entscheidendes Wort für die Heirath Sidoniens mit Kurt spreche.

Die Festlichkeiten der Krönung gingen ihren Lauf, und unsere Liebenden waren glücklich, daß einige Ruhe eingetreten war. Kurt und Dora gingen oftmals, von Leonhardt begleitet, durch die einsamen Felder. Da der Junker in Schlüters Atelier arbeitete, war es ihm leicht, mit Dora in den stillen Abendstunden zusammenzutreffen – ja – als Kunze das Haus verlassen hatte, waren Leonhardt und seine Schwester sogar schon einige Male in die Werkstatt Schlüters zu Kurt gekommen und hier, unter den herrlichen Erzeugnissen der Kunst wiederholte der junge Edelmann der schönen, lieblichen Tochter des Maurermeisters seine Schwüre und Betheuerungen, und wenn die Glücklichen alle jene Worte, welche in solchen Augenblicken von den Lippen fließen, erschöpft hatten, dann öffnete wohl Kurt eine der Laden, die in dem großen

Saale standen und legte Dora und Leonhardt die herrlichsten Zeichnungen und Kupferstiche vor, welche der Meister hier verwahrte.

Später dann im Abenddunkel schlüpften alle Drei aus dem Hause und dem Garten, unbehindert von Hector, der Kurt besonders befreundet war – dann schritten sie Hand in Hand durch die bereits öden Felder, und nach langem, innigen Abschiede sah Kurt, im Felde zurückbleibend, die schlanke Gestalt seiner schönen Geliebten, an der Seite des Bruders dahinschweben und in dem dunklen Thorbogen verschwinden, um dem jungen Manne in seinen Träumen wieder zu erscheinen.

An diesem Abende nun, den wir so eben geschildert haben, war Kurt doppelt glücklich, als er Dora und Leonhardt erblickte, denn er hatte Dora vergeblich seit drei Tagen erwartet. Schon fürchtete er Unheil – als er beide von der Stadt her auf die Wiesen zuschreiten sah, und bald konnte er Doras Hände fassen, einen Kuß auf ihre Wange drücken. Aber das schöne Mädchen schwieg – auch Leonhardt erwiderte traurig den herzlichen Gruß Kurts.

»Ihr seid traurig,« rief Kurt, Ihr kommt nicht so fröhlich wie sonst wohl zu mir. Es ist etwas geschehen, das unsere Liebe bedroht – sprich, Leonhardt – Dora.«

Dora nickte wehmüthig.

»Es wird wohl an der Zeit sein, daß wir scheiden, Kurt,« sagte sie.

Der junge Edelmann fuhr zornig und erschreckt auf.

»Dora – ich beschwöre Dich, was soll das heißen?«

»Faßt Euch, Junker,« sagte Leonhardt, ihn sanft bei der Hand nehmend, »diese böse Kunde mußten wir Euch doch ein Mal hinterbringen.«

Kurt bebte.

»Laßt mich hören,« rief er laut, daß es über einsame Feld schallte und einige noch verspätete Spaziergänger zum Stehenbleiben veranlaßte.

»Junker,« bat Leonhardt, »nehmt Euch vor, ruhig zu sein. Bedenkt, daß Dora und ich heimlich hierher kommen – es kann uns irgend ein Feind – ein Lauscher bemerken. Ich erhielt vom Vater die Erlaubniß, Dora zu begleiten, die gern einen Gang machen wollte – und wir schützten vor, daß ich den Seiltänzer sehen möchte, der seine Probestücke macht, dort am Petrithurm, auf den er am Tage des Einzugs eine königliche Fahne stecken will – so kamen wir hierher –«

Kurt blickte um sich. Es war zwar still in den Feldern, aber er fürchtete doch Lauscher.

»Ich bin auf alles gefaßt. Aber wir wollen es in Ruhe besprechen. Ich denke, der Wächter Kunze wird nicht im Hause sein – gehen wir in die Werkstatt, wo wir so glückliche Stunden miteinander verlebten – dort will ich alles erfahren.«

Er reichte Dora Arm – Leonhardt schritt neben beiden einher – so gingen sie schweigend und langsam durch die Wiesen zurück nach dem einsamen Hause. Kurt griff durch die Oeffnung der Zaunthür – er faßte die Kette und hakte sie aus. Alle drei traten in den Garten.

»Wartet einige Minuten,« sagte er, nach dem Hause zu gehend.

Hector, im Hofe umherschnoppernd, schlug an. Kurt rief des Wächters Namen – er klatschte in die Hände, keine Antwort! Das Gebell Hectors schwieg – er hatte des Junkers Stimme erkannt.

»Es ist niemand hier – wir können eintreten,« sagte Kurt.

Sie gingen bis zur Mittelthür, Kurt griff in die Höhlung des Marmorblockes – er fand den Schlüssel und öffnete die Thür. Sie traten in die vom Abendlichte nur noch spärlich beleuchtete Mittelhalle.

Der Leser gehe nun einige Zeit, bis auf den Moment zurück, wo Kunze zur Kneipe – Gregorio gegen die Stadt schritt. Der Italiener wartete noch einige Zeit, bis Kunze verschwunden war, dann kehrte er langsam wieder um, indem er, in großem Bogen den südlichen Festungsgraben entlang schreitend, den Weg zum Köpnicker Felde einschlug. Er schritt dicht bei einigen Gruppen lachender und scherzender Leute vorüber, bis er auf der einsamen Feldmark anlangte. Hier blieb er stehen und schaute umher. Berlins Thürme schwammen bereits im Abendnebel, der sich schon zum dunkeln Mantel webte, und die Sonne sank an den Rollbergen nieder.

Gregorio setzte sich in einem tief ausgeschnittenen Fahrweg nieder, von dessen Seitenrändern zu jener Zeit die Leute den Lehm abstachen. Er wartete, bis es noch ein wenig dunkler geworden, dann ging er den Fahrweg

entlang zu einer von Nesseln und Schlehdorn überwucherten Stelle. Er fuhr mit der Hand in das Büschchen und brachte bald zwei Dinge daraus hervor, ein Brecheisen und eine scharfe Zange. Als er dieses an sich genommen, schritt er vorsichtig weiter, bis er zu dem an das Köpnicker Feld grenzenden Gartenzaun des Schlüterschen Grundstückes gekommen war.

Gregorio stand hier still und horchte aufmerksam. Der Hund schlug an – er witterte den Fremden, aber dieser wußte sehr wohl, daß nach dem Vorder- und Hintergarten zu der Hof durch Gitter abgeschlossen war. Noch ein Mal blickt Gregorio um sich, kein Mensch war zu sehen – die Schatten der Nacht streckten sich bereits, und mit einem kräftigen Ansatz schwang Gregorio sich bis auf einen, mit abschüssigen Regenbrettern benagelten Pfeiler des Zaunes, dessen Kante mit Stacheln besetzt war. Gregorio konnte nun in den kleinen Hintergarten hinab sehen, der Zaun war etwa dreizehn Fuß hoch – unten war weicher Sand.

Gregorio kletterte auf den Pfeiler und gelangte mit einem Sprunge in den Garten. Er kauerte sich dicht am Zaun, der mit großen Sonnenblumen bepflanzt war, nieder – denn wiederum schlug der Hund an. Nachdem das Gebell vorüber war, schlich der Italiener zur Thüre. Sie führte – er wußte es – in den Gang vor dem Mittelsaale. Gregorio handhabte sein Eisen mit großer Geschicklichkeit, indem er die Thürflügel emporhob und dann die Haspen in die Höhe schob – welche die Flügel in dem Boden befestigten, in die Lücke brachte er sein Eisen, dann

holte er einen Stuhl herbei und machte mit der oberen Haspe dasselbe Manöver – die Thür sprang auf.

Hin und wieder hielt Gregorio inne, um zu lauschen – er hörte nichts und öffnete nun leicht die Thüre, welche er nach sich zog, so daß sie von außen gesehen, als geschlossen gelten mußte. Er trat in den Gang. Mit der Saalthür hatte er leichtes Spiel – sie widerstand seinem Hakenschlüssel nicht lange. Gregorio war in der Werkstatt. Unheimlich hallte es – die Figuren der Sclaven waren im Dunkel kaum sichtbar. Gregorio begann zu untersuchen. Er ging durch den Gang, die Treppe hinan und kam von hier aus auf die Galerie – jetzt begann er eine Blendlaterne hervorzuziehen – Feuer zu machen. Plötzlich hielt er mit seinen Vorrichtungen inne. Heftig schlug wieder der Hund an – Gregorio vernahm Tritte vom Garten her – er löschte die Laterne – wie ein Knäuel hockte er auf der Galerie. Wer kam heran?

Der Italiener hatte sein Brecheisen umklammert – er mußte auf Entdeckung gefaßt sein, obwohl er diese nicht ernstlich besorgte, denn vorsichtig hatte er die Saalthür wieder geschlossen und kam niemand in der späten Stunde auf die Galerieen – so blieb er in Sicherheit droben. So lauschte er – den Athem anhaltend. Das Gebell des Hundes schwieg – es ging in ein freudiges Winseln über.

»Es sind Leute, welche zum Hause gehören,« murmelte Gregorio, »der Hund kennt sie.«

Gleich darauf ward die zum Garten führende Thür aufgeschlossen. Gregorio vermochte drei Personen zu erkennen. Es waren zwei Männer und eine Frau.

»So,« sagte Kurt, als die drei in den Mittelsaal getreten waren, »jetzt laßt mich alles wissen. Ich werde Licht schlagen. Wir sind ungestört und wenn jemand kommen sollte, so tretet einige Minuten dort hinein, in Simonettis Werkstatt. Ich habe den Schlüssel dazu – er hängt neben der Thür.«

Er hatte bei diesen Worten Licht gemacht und setzte die Studirlampe auf das neben der Eingangsthür stehende Pult. Ein leiser Ruf der Ueberraschung entfuhr Gregorio – als das Licht aufflammte, hatte er sofort die drei jungen Leute erkannt.

»Eine herrliche Entdeckung,« knirschte er leise, »sie gibt ihm hier ein Stelldichein – und der Junge ist mit im Komplott.«

»Jetzt sprich, Leonhardt – sprich, Geliebte,« begann Kurt, sich vor Dora auf eines der Sammettabourets niederlassend.

»Liebster Kurt,« sagte Dora mit zitternder Stimme, »Du hast sicherlich drei böse Tage verbracht – aber auch wir – wir waren in schlimmen Stunden. Ich war es, die einst vor dem Vater fest und entschieden erklärte: daß ich dem Junker von Berchholz, den ich liebe, mein Wort halten werde – ich habe also den Muth, heute Dir selbst zu erzählen, was vorging. – Du bist im Irrthum, Kurt – Ihr alle irrt Euch, die Ihr meint, Schlüter sei der allein Mächtige. Jener Eosander hat hohe Freunde, denn er ward in Königsberg mit allen Ehren überhäuft – der Tisch des Königs ist ihm offen – neues Geld strömt ihm zu.«

»Wir wissen es, Dora,« sagte Kurt.

»O –« fuhr Dora fort, »das ist nicht das Schlimmste, aber jener Mann hat auch die, welche mit ihm arbeiten, gefördert. Der Italiener Gregorio ist zum königlichen Bauführer ernannt – es wird nicht lange währen und er ist auch Baumeister. Eosander weiß seine Freunde zu lohnen.«

Es lag ein Vorwurf in den letzten Worten Doras, den Kurt recht wohl verstand. Es war ein Vorwurf gegen Schlüter, der den jungen Edelmann nicht befördert hatte.

»Ich weiß, was Du sagen willst,« entgegnete Kurt, die Augen niederschlagend, »jener Mensch steigt, und ich – ich vermag Dir nichts zu bieten – nichts. Der arme Edelmann hätte in der That besser daran gethan, den Degen zu nehmen, als mit solchen Dingen sich zu befassen.«

Er wies auf die Statuen und Zeichnungen.

»Sprich nicht weiter, Kurt,« rief Dora feurig, »Du machst Dich unglücklich. Kannst Du an meiner Liebe zur Kunst und zum Hohen, Edlen zweifeln? meinst Du, ich mache Dir Vorwürfe? o – nein, Du kennst Deine Dora, Du weißt, wie auch ich Andreas Schlüter verehre – aber ein klein wenig spricht das Bürgermädchen, die Tochter des Meisters, denn doch mit. Dora Braun möchte ich an der Seite ihres Kurt sehen – in einer kleinen, glücklichen Häuslichkeit – und weiter wünschte sie nichts – das Geringe zu erreichen, sollte durch Schlüters Hilfe wohl möglich sein – er dachte nicht daran – mit seinen Entwürfen beschäftigt, vergaß er Deine Wünsche und nun – nun kommt der andere, der – –«

Dora schmiegte sich furchtsam an Kurt – sie blickte verstohlen in dem großen, halbfinsteren Raume umher.

»Der Unheimliche,« fuhr sie fast lispelnd fort, »der Mensch dem bleichen Antlitze – der wie aus den Tiefen des Abgrundes plötzlich auf diese Erde stieg – dessen Leben niemand so wirklich kennt – der ohne Recht – ohne Ursache da ist – bei uns in unserem Hause – an unserem Tische – bei der Arbeit – dem die hohen Herren wohlwollen – der –« sie hielt inne.

»Nun, der? was that er?« rief Kurt zitternd vor Unmuth.

»Der Mann hat durch Eosander bei dem Vater um meine Hand anhalten lassen, und mein Vater willigt ein.«

»Ah –« rief Kurt aus, seine Hände vor das Gesicht schlagend, »ich dachte es wohl – es mußte also geschehen.«

»Du mußt alles wissen,« fuhr Dora fort. »Ich will – ich muß jener glücklichen Stunden gedenken,« sagte sie, zärtlich Kurts Hand ergreifend, »jener Stunden, welche wir drei in trauter Heimlichkeit miteinander durchlebten – es war eine glückliche Zeit und froh gestimmt – das Herz offen für jedes sanfte Gefühl – war ich selbst milder gegen Gregorio. Er schien diese Wandlung bald genug zu erkennen – aber er legte sie anders aus – er hielt meine Milde für den Beginn einer Neigung zu ihm – er ahnte nicht, daß wir heimlich von keinem Verräther belauscht uns sahen – sprachen und unsern Bund erneuten.«

Gregorio ballte die Faust vor Zorn und Schmerz – er senkte sein Haupt auf die Brust.

»Der Italiener,« fuhr Dora fort, »ward kühner. Er gestand mir endlich, daß er mich glühend liebe – ich wies ihn sanft ab – er ward heftiger, dringender – zuletzt leidenschaftlich. Er ergriff meine Hand und ehe ich sie aus der seinigen frei machen konnte, führte er sie an seine Lippen.«

»Er wagte es – der Bube,« rief Kurt, zornig aufspringend. »Er durfte diese schöne, reine Hand küssen.«

»Ich hatte mit seinem tiefen Schmerze Mitleiden – ich würde milder gegen ihn gewesen sein – da aber fuhr mir der Blitz die Erinnerung an etwas durch die Gedanken – das ich vergessen hatte, weil die Vorsehung alles glücklich gefügt.«

Leonhardt erhob sich bei diesen Worten Doras angstvoll – er blickte besorgt umher.

»Welches etwas ist es?« rief Kurt dringend.

»Schweige,« bat Leonhardt, »schweige Dora – alles ist vorüber! Laß das Wort nicht über Deine Lippen kommen, ich habe es Dir vertraut – es gehört nicht mir allein.«

»Ihr habt Geheimnisse vor mir?« zürnte Kurt. »Redet – sprecht – ich bitte Euch. Vielleicht ist es eine Waffe, welche mir wider jenen nützen könnte.«

Dora war bestürzt geworden. Das Geheimniß, welches Leonhardt ihr einst in seiner Angst anvertraut, das den schrecklichen Plan und die Vorbereitungen zum Verderben der Statue enthielt – schwebte auf ihren Lippen. Es bedrohte ihren Vater diese Entdeckung zum Theil mit, wenn sie geschah, heute mehr noch als je – denn Braun stand in enger Verbindung mit Eosander, dem Schützer

Gregorios, und dieser wer es, den der eitle Meister zum Tochtermann begehrte. Es würde niemand an Brauns Mitwissenschaft gezweifelt haben – Schlüter, besonders aber Jakobi hätte sicher nicht einen Augenblick gezögert, diese Entdeckung zu nützen und vor den Richter zu bringen.

»Laß es gut sein,« bat Dora, mit dem ganzen Aufgebot der Lieblichkeit, welche in ihrer Stimme lag, »laß es gut sein, Kurt. Einst, wenn wir vielleicht glücklicher sind – will ich es Dir vertrauen. Es ist nicht mein Geheimniß allein – es gehört Leonhardt auch an – forsche nicht. Es war unrecht von mir, dessen zu gedenken.«

»Sei es drum,« entschied Kurt, der viel zu redlichen Gemüthes war, um das Schlimmste zu ahnen. »Glaube ich nicht gern alles, was Dora mir sagt?«

Leonhardt schöpfte wieder Athem – Gregorio hatte bei der Erwähnung des Geheimnisses sich emporgereckt –

»Sie weiß um den Plan – wenn sie nicht die Meine wird, bin ich verloren – kann Schlüter nicht gestürzt werden,« murmelte er.

»Aber die Zeit verrinnt,« fuhr Kurt heftig und hastig sprechend fort, »Dein Vater also hat eingewilligt? wie? wann?«

»Vor drei Tagen, um die Abendzeit kam er mit Gregorio und Eosander in unser Haus. Es war gerade der wackere Heß erschlagen worden – die Aufregung war groß. »Dora,« begann er, »ich bringe Dir hier den königlichen Bauführer, Herrn Gregorio.« Ich grüßte kalt – ich war zornig, denn Leonhardt hatte mir versprochen, daß wir Dich

abends noch aufsuchen wollten. »Seid nicht so kalt, schöne Dora,« begann jetzt Eosander. »Ich erlaube mir einige Worte zu sprechen. Herr Gregorio ist ein Mann von Verdiensten, ein Mann mit Zukunft – der meine ganze Protection genießen soll – und ich komme, um – schrecken Sie nicht auf – den Freiwerber für ihn bei Ihnen, schöne Dora, zu machen.« Ich erstarrte – was ich gefürchtet, war jetzt eingetroffen. Ich blickte den Vater an, dessen Gesicht streng – Leonhardt, dessen Antlitz traurig dreinschaute – Gregorio stand mit der Miene eines Märtyrers in der Nähe, er erwartete sein Schicksal. »Ich habe bereits früher Herrn Gregorio schon gesagt, daß ich ihn nicht lieben könne,« erwiderte ich. Jetzt begann der Vater zornig zu werden, wie ich ihn nie gesehen. Er warf mir Undankbarkeit – die sträfliche Liebe zu Dir vor – er vermaß sich hoch und theuer, mich zwingen zu wollen – Gregorio allein besänftigte ihn. Er trat zu mir und sprach in der beredtesten, feurigsten Weise, er schilderte seinen Schmerz – er bat, ihn nicht elend machen zu wollen.«

»Und Du? Du?« rief Kurt.

»Kannst Du fragen?« sagte Dora. »Ich blieb fest – ich weigerte mich beharrlich, dem Italiener die Hand zu reichen – Eosander führte tausend süße Redensarten – ich schüttelte das Haupt. »Es ist Zeit,« rief mein Vater endlich, »daß ich befehlige. Jener Mann dort,« er wies auf Gregorio, »ist ein Mann mit Stellung – der sein schönes Brot hat. Die albernen hochtrabenden Gedanken mit dem Edelmann will ich nicht mehr in Deinem Kopfe wissen. Der Junker von Berchholz – –« «

Dorn stockte

»Nun?« fragte Kurt, bleich und mit den Lippen bebend, »sprichs aus.«

Dora wendete ihre thränenfeuchten Blicke von ihm.

» »Der Junker von Berchholz,« so sagte mein Vater,« fiel Leonhardt jetzt ein, »ist ein Edelmann – ein junger Mann mit Namen – weiter nichts. Seine Zukunft ruht in der Hand seiner Eltern – und des Königs. Wenn er nicht einwilligt, Fräulein von Werneck zu heirathen, dann ist er des Königs Gnade verlustig, die allein ihm zu einer Stellung helfen kann – Kurt von Berchholz also kann nicht mein Eidam werden. Er kann Dora, die Tochter des Meisters nicht einmal kärglich ernähren und niemand wird es mißbilligen, wenn ich mein Kind viel lieber dem gebe, der sich ein Haus zu gründen weiß, als dem – –« «

»Dem armen Junker, dem die Eltern nur ein Stübchen und einen Platz an ihrem Tische geben,« fiel Kurt schneidend ein. »Ja, ja! Meister Braun hat Recht – ich bin nichts – ich habe keine Schätze zu bieten. Meine Eltern sind für die heutigen Tage arme Leute – o – ich bin Doras nicht würdig.«

Er barg schluchzend in Zorn und Schmerz das Antlitz in seine Händee – seine Wangen glühten, die Lippen bebten, die Aufregund des jungen Mannes erreichte den höchsten Grad und umnebelte seine Sinne.

»Geliebter Kurt – blicke auf,« sagte Dora, ihre Hand auf seine glühende Stirn legend.

»Ja,« fuhr Kurt empor, »ich will aufblicken. Sie haben Recht – ich muß Dich verdienen, Dora – ich muß Dich erringen. Er hat das letzte Wort gesprochen, Dein Vater?«

»Ja. Er läßt mir keine Wahl – er will, daß ich Gregorios Gattin werde.«

»Und er – der Bube – der Italiener?«

»Er ist noch weicher als der Vater. »Faßt Euch, Dora,« sagte er, »ich lasse Euch gern Zeit, über des Vaters Willen nachzudenken. Die Zeit stimmt Euch vielleicht günstig für mich.« «

»Und er wagt das zu sprechen?« tobte Kurt. »Er hat die Frechheit – o – ich möchte ihn züchtigen – ich will ihn anfallen, wenn ich ihm nahe komme.«

Gregorio duckte sich noch tiefer – er faßte unwillkürlich das Brecheisen noch fester an. Wenn ein Zufall den Junker auf die Galerie führte, galt es den Kampf auf Leben und Tod.

»Es würde alles uns nicht zum Ziele helfen,« sagte Dora.

»Es ist ein wenig dadurch gewonnen, daß wir Zeit haben – nützen wir sie,« sagte Leonhardt. »Im Jubel der Feste,« welche Berlin erwarten, wird an diese kleinen Dinge nicht gedacht werden.«

»Werneck ist es, den ich fürchte,« warf Kurt ein. »Er treibt zu der Heirath, und Aubreuil ist leider noch ärmer als ich.«

»Ueberall thürmen die Hindernisse sich auf,« jammerte Dora.

»Sie müssen beseitigt werden,« rief Kurt. »Ich will Dich erringen – ich habe zu lange gezögert, habe durch jene Liebeständelei mich einschläfern, die Gefahr wachsen lassen – ich werde handeln. Ich will hintreten vor Schlüter, ihm alles noch ein Mal vorstellen. Er wird mir Amt, Stellung anweisen, er ist allmächtig in seinem Gebiete.«

»Junker,« sagte Leonhardt, »handelt schnell, Ihr habt Recht – gedenkt dessen: Es steht keiner so hoch, daß er nicht falle. Herr Schlüter hat gewaltig viel Feinde.«

»Pah,« rief Kurt, »was wollen sie gegen den beginnen? Hat er nicht das Unmögliche – möglich gemacht? sieh den Schloßbau an – die Menge anderer Bauten – wer bringt das zu Stande? – hat er die herrliche Statue nicht glücklich vollendet? – welcher Mensch würde solch ein Werk schaffen – durchführen können?«

Leonhardt durchschauerte es – Gregorio zuckte bei diesen Worten.

»Nein,« fuhr Kurt fort, immer heftiger werdend, »Schlüter ist es, der mir helfen wird. Er steigt immer höher, jetzt erst recht – jetzt wo der *König* des königlichen Meisters bedarf – Ihr werdet sehen, was Schlüter noch alles schaffen – welche Dinge er hervorzaubern, vollenden wird und mit ihm werden wir beide glücklich sein, Dora – hier an dieser Stelle hat er es einst mir versprochen, daß sein Glück das unsrige sein solle – hier und in einer schweren bangen Stunde – als Zweifel, Sorge und Mißtrauen in die eigne Kraft ihn erfaßten.«

»Schlüter hätte Zweifel an sich?« rief Leonhardt.

»Es ist eine Grille gewesen – wie die großen Genies sie haben, weiter nichts. Er hat seitdem eingesehen, daß ihm auch das Schwerste gelingt.«

»Ein Baumeister soll freilich an das Mißlingen denken – und es kann auch ein Mal dem Größten ein Werk mißrathen.«

»Ich fürchte es nicht für Schlüter. Ich weiß, seine Feinde lauern darauf – auch Euer Vater, der gar glaubt, diese unsere Liebe sei durch Schlüters Einflüsterungen entstanden – diese Feinde werden zu Schanden kommen vor Schlüters Genius, dem ich mein Glück, meine Liebe und ihr Gedeihen vertrauen will.«

»Sei nicht zu kühn – nicht zu sicher, Kurt,« bat Dora. »Man darf die dunklen Gewalten nicht herausfordern, die durch das Leben eines jeden schweben.«

»Schlüter ist mehr als ein gewöhnlicher Sterblicher.«

»Und dennoch zagte er – Du sagst es selbst,« wendete Dora ängstlich ein. »Er muß sich doch auch mißtrauen – er hat eine Sorge um sein Gelingen.«

»Er hatte sie – ja – heute aber sicherlich nicht mehr,« sagte Kurt eifernd. »Heute, wo das schwere ungeheure Werk vollbracht ist – wo die widerstrebenden Theile jenes alten Schlosses sich zu einem Ganzen harmonisch verbinden, heute wird Schlüter den Ausbau des Münzthurmes nicht mehr fürchten.«

Gregorios Gestalt erhob sich bei diesem Worte in der Dunkelheit – es schien, als habe das eine Wort dem versteckten Einbrecher seine ganze Kühnheit, eine besondere Festigkeit verliehen – er spannte jede Fiber an, um zu lauschen.

»Der Münzthurm ist es, den Schlüter fürchtet?« fragte hastig Leonhardt.

Kurt war zu erregt, als daß er dem Gedanken an Reue über diesen Ausspruch lange Raum gegeben hätte – waren es denn nicht seine besten Freunde, zu denen er sprach? War Schlüters Glück und Heil – sein Ruhm nicht mit ihrem und Kurts Glück verknüpft? – er hatte nichts zu besorgen.

»O,« fuhr er feurig fort, »denke nicht, daß ein so elendes Bauwerk, ein alter Steinklumpen an sich, dem edlen Meister Sorgen machen könne – nein – nur die Bosheit der Feinde ist es, die er dabei fürchtete. Er hegte die Sorge, daß Eosander oder irgend einer der Neider dem Monarchen den gefährlichen Rath geben könne, jenen alten Thurm in seinem größten Theile zu erhalten – auf das schon morsche Gemäuer neues, schweres setzen zu lassen. Des Kurfürsten, jetzigen Königs Wille ist, daß der Thurm in jenem herrlichen Plan, den Schlüter ausarbeitete, aufgenommen werde und zu einer Wasserkunst diene – das ist für Schlüter ein Leichtes – ein Schritt weiter zu seinem Ruhme – er fürchtet diese Aufgabe nicht, aber

wenn Neid und Bosheit den König dahin brächten, zu befehlen, daß der alte Thurm erhalten bleibe und Schlüter ihn zu einem mächtigen Bauwerke erhöhe, so wäre das eine Gefahr, die zu beseitigen Schlüter für fast unmöglich hielt – Steine und Grund hätten eine solche Last nicht tragen können – aber es wird nun nimmermehr geschehen – seitdem die Königskrone auf Friedrichs Haupt funkelt, werden alle Theile des Schlosses erneut, um wahrhaft glänzend dazustehen, und Schlüter hatte sich nutzlos gesorgt, daß ein altes Flickwerk stehen bleibe, welches Gefahr drohte – wir werden den Münzthurm fallen und an seiner Stelle einen neuen herrlichen Bau erstehen sehen – ich weiß, Ihr werdet diese Worte hüten bei Euch wie ein Heiligthum, denn niemand darf ahnen, daß der Meister Zweifel in eigne Kraft setzte – daß er aber, um jeder Gefahr auszuweichen, eine köstliche Zeichnung für den Thurm bereits entworfen, kann ich Euch auch sagen – und sieht der König diese – nun dann ist es sicherlich, daß er befiehlt, den alten Thurm bis auf den Grund niederzubrechen, den neuen Bau aufzuführen und die Feinde, welche etwa hoffen könnten, daß der alte, mit der Last des Aufbaues beschwerte Thurm einstürzen, daß dem Meister jenes Werk verderblich – daß unter den Trümmern seines brechenden Baues sein Ruhm begraben werden könne – jene Feinde würden vergebens ihre bösen Entwürfe und Pläne geschmiedet haben. Mit dem Gelingen des Gusses des Erzbildes ist jede Sorge von

Schlüter gewichen – und ich glaube, selbst die wankenden Steine im Erdgrunde, der seichte Boden – sie würden fest und sicher werden, gälte es Schlüter zu helfen.«

»Es wird also kommen,« rief Leonhardt freudig. »Traut auf ihn und ruft eine Hilfe an, Junker – Ihr kennt die Gefahr, in welcher Eure Liebe schwebt – Ihr werdet sie bannen.«

»Des Königs Ungnade – es ist das Schlimmste, was ich fürchte – er wird meinem Vater entgelten lassen – daß ich Sidonie von Wernecks Hand ausschlug.«

»Der König ist gütig – ein Wort im rechten Augenblicke thut viel – alles; und da, wie Du sagtest, die Kurfürstin Dir selbst Beifall zollte, als Du Sidoniens Hand ausschlugst – wird des Herrn Wort am Ende gelten. Eine fußfällige Bitte um Schutz wird er nicht weigern,« sagte Dora.

»Und wenn alles fehlschlägt,« rief Kurt, »dann, Geliebte, dann folge mir, fort von hier – von der Stätte, wo unserer Liebe Gefahr droht – hinweg über das blaue Meer zu dem fernen Gestade, auf dessen gesegnetem Boden sich tausend fleißige Menschen ansiedeln, welche das Vaterland schweren Herzens verließen.«

»Wohin Du gehst, Kurt – ich folge Dir,« sagte Dora, ihm die Hand reichend.

Er umschlang das schöne Mädchen und zog sie sanft an sich – Leonhardt seine Rechte bietend. So standen sie einige Zeit still und trotz aller Sorge dennoch glücklich sich fühlend.

»Jetzt kommt,« sagte Kurt; »es ist hohe Zeit. Der Wächter kehrt wohl bald zurück – ich geleite Euch heim durch die Felder.«

Er löschte die Lampe. Tiefes Dunkel herrschte im Saale, und selbst durch die hohen Fenster fiel kaum ein trüber Schein. Dem hellen Tage sollte eine dunkle Nacht folgen.

Gregorio athmete keuchend, die Brust war ihm von dem was er vernommen – beschwert. Er hörte, wie die Thür geöffnet ward – sah die Gestalten in den Garten huschen – dann ward die Thür geschlossen – alles versank in die lautloseste Stille.

»Diese Entdeckung wiegt tausende auf,« frohlockte Gregorio. »Sein Sturz ist vollendet – wenn die Gräfin geschickt handelt – Wer zweifelt noch, daß die Dämone mir günstig sind? Wenn ich nun noch Beweise dort unten fände – es wäre alles gewonnen. Will die Gräfin dann Schlüter strafen, hat sie das sichere Mittel in Händen, sie stürzt ihn durch seine eigenen Werke. An die Arbeit! Vielleicht kommen mir neue Geister zu Hilfe.«

Er begann Licht zu machen und erhob sich. Langsam stieg er die Treppe hinab in den Gang, der vor dem großen Saale hinlief. Er deckte mit einer Hand den Schein der Laterne, horchte und blickte scharf umher – sich leise der Saalthür nähernd. Sie war so gut als geöffnet und wich einem leichten Stoße. Gregorio trat in

den unheimlichen Raum, den der runde, grelle Schein der Blendlaterne nur hin und wieder erhellte. Seine Tritte schallten und weckten das Echo – einige nächtliche Thiere – Mäuse oder Ratten huschten, vom Lichtglanze aufgestöbert, zwischen die Beine des Eindringlings hindurch – zuweilen glaubte Gregorio einen leisen, klagenden Ruf zu vernehmen – er stand dann still und wendete die Laterne – eine Hand, welche mit dem Eisen bewaffnet war, hob sich zum Schlage bereit – aber kein Störer erschien und der Italiener stand bald vor der ersten, den Vorplatz zu Schlüters Zimmer öffnenden Thüre.

Er hatte die Laterne auf den Boden niedergesetzt, das Eisen danebengelegt und begann nun hastig, theils von dem Gehörten erregt, theils von der Furcht überrascht zu werden – getrieben, den Sperrhaken zu gebrauchen, dessen Griffen in die Federn das Schloß nicht lange widerstand. Gregorio war in dem Vorplatze. Er beleuchtete schnell die Umgebung – es war so gut als nichts vorhanden. Mit der Gewandtheit und Kraft des Räubers ausgerüstet, öffnete er die zu den geheimen Zimmern führende erste Thür – zitternd vor Erwartung und Eifer trat er ein.

Es war derselbe Raum, in welchem Schlüter mit Kurt gesessen und diesem das Denkmal für Männlich gezeigt hatte, Heute fand sich kein Modell – keine Statue hier. Das Pult mit den vielen Schubfächern stand an seinem Platze. Gregorio ließ den Schein der Blendlaterne über alle die Bildwerke und Zeichnungen gleiten, welche an

den Wänden hingen – es war nichts zu finden, was zu irgend einem Verdacht Anlaß geben konnte – die Zeit verstrich – Gregorios Fibern pochten vor Ungeduld. Er war so glücklich in seinen Entdeckungen gewesen – sollte er hier, so nahe am Ziel, nicht das Gewünschte – nicht einen Hinweis finden?

Hastig durchkramte er die auf dem Pulte liegenden Zeichnungen und Papiere – die Menge der Schubfächer reizte ihn – aber wo – wo lagen die Dinge verborgen, welche er suchte? es war unmöglich, alles zu durchstöbern und hier, hier in diesem Zimmer arbeitete Schlüter auch nicht an den Modellen, das war deutlich zu sehen – seine Werkstatt war sicherlich das zweite, an dieses gereihte Zimmer – das eigentliche Heiligthum. Wieder zuckte der Einbrecher erschrocken auf – er meinte Schritte zu hören – er wartete – es störte ihn nichts.

Jetzt hatte er wieder eine Zeichnung genommen, er betrachtete sie, er ward aufmerksamer. Es war eine sehr flüchtige, kaum erkennbare Skizze – in schwachen Umrissen ließen sich Amor, Venus und ein schlafender Löwe erkennen – Venus ruhte auf demselben – Amor aber spielte mit einer Herkuleskeule – Gregorios Augen funkelten – er hatte auf dem Blatte nur die mit Bleistift geschriebenen Worte gelesen: »Figur A: Gräfin Wartenberg –« darunter stand: »Angefangen diese allegorische Arbeit in Stein zu hauen am – –« hier folgten undeutlich geschriebene Worte, dann las man die Jahreszahl »1700«.

Das mußte es sein – es war eine Art von Entwurf – aus der Arbeit in Stein ließ sich gewiß alles besser erkennen,

und sagte das Blatt nicht: Gräfin von Wartenberg? was war es für eine Allegorie? Gregorio mußte in des Meisters Arbeitszimmer gelangen – wie seine Hände zitterten, als er frech die letzte Thüre zu erschließen begann – das Schloß war fester als die anderen, es widerstand länger noch – der Haken knirschte und kreischte, als der Italiener ihn im Schlosse herumdrehte – Gregorio war in gewaltiger Aufregung – zwei so wichtige Entdeckungen an einem Abende, das mußte alles ausgleichen, das wog die Niederlage, den vereitelten Plan gegen die Statue auf – noch ein heftiger Ruck – die Thür sprang auf. Trotz seiner Räuberkühnheit zögerte Gregorio, bevor er einen Fuß über die Schwelle setzte – feuchte Luft wehte ihm entgegen – er fühlte wie der Wind durch die vergitterten und nur oben geöffneten Fenster streichend, seine brennende Stirne kühlte. Er vermochte nicht gleich zu sehen, was in dem Zimmer stand, denn er hatte wie vorhin die Laterne bei seiner Arbeit auf den Boden gesetzt – es leuchtete nur hie und da hell aus dem Dunkel.

»Steinblöcke, welche er behaut,« murmelte Gregorio, »o – ich werde die allegorische Arbeit hier finden.«

Er nahm die Laterne, richtete den Strahl auf das Innere des Gemaches – und schritt nicht ohne Zagen in diesen Raum, den selten ein Fremder betrat. Plötzlich blieb er wie von unsichtbarer Kraft gebannt stehen – seine Knie schlotterten – seine kurzen Haare richteten sich wie Borsten in die Höhe – die Zähne schlugen aneinander – der fackelnde und zitternde Schein der Blendlaterne ließ erkennen, daß des Italieners Hand die Leuchte kaum zu

halten vermochte – seine Augen schossen wild und angstvoll im Kreise umher und die bebenden Lippen stammelten: »alle – guten Geister,« – denn Gregorio hatte kaum drei Schritte vorwärts gethan – da schien es, als stiegen aus dem Dunkel des Gemaches, aus der Tiefe, von den Wänden herab entsetzliche Gestalten – *Larven von fürchterlichem Aussehen* dehnten ihre gespenstischen Züge im fahlen Lichte der Laterne.

Hier stieg ein gräßlich verzerrtes Antlitz auf – dort zeigte sich ein ruhiges, dessen geschlossene Augen, festgekniffener Mund von so gewaltiger Wirkung waren, daß dem entsetzten Italiener das Blut erstarrte, als schaue er das Haupt der Medusa – da hinten glotzte ihm ein drittes fürchterliches Antlitz entgegen – mit hervorquellenden Augen, weit geöffnetem Munde – dicht neben sich gewahrte er ein von zerzausten, langen Haaren umwalltes grinsendes Gesicht – so teuflisch und so erhaben zugleich, daß der bebende Mann mit dumpfem, gurgelndem Angstschrei das Haupt wegwendete, um ein neues grausiges Phänomen zu erblicken, dessen Lippen herniederhingen, herabgezerrt, wie von rasendem Schmerze, und die in Wuth und Qual aufeinandergepreßten Zähne hervorstarren lassend.

Ueberall – ringsum diese Larven – wohin sich retten? der Fuß ist wie angewurzelt – die Augen kann er nicht mehr wenden – Entsetzen, Furcht packen den Räuber – jetzt dringen an sein Ohr – ist es das siedende Blut? ist es der heulende Wind? werden diese schrecklichen Gestalten zur Geisterstunde lebendig?

Gregorio vernimmt ein Gewimmer – es ist ein schauerlicher Gesang, eine Weise, wie sie an Gräbern gesungen werden – sie klingt dumpf und wehklagend an sein Ohr – und dazwischen meint er das Winseln von den Lippen der Larven – das Klappern der vom Schmerze gegeneinander geschlagenen Zähne – das Röcheln der mächtigen Kehlen zu hören, welche unter all diesen gigantischen Häuptern sich blähen – es ist ein erschütterndes, fast zum Wahnsinn treibende Getöne, welches der Entsetzte zu vernehmen glaubt. Das Lied scheint schwächer zu schallen – aber rings um ihn her schnappt und stöhnt es, es heult aus den dunklen Ecken und wimmert durch die Luft – und es ist, als klettern und schauen immer mehr Häupter, im Schmerze sich bäumend übereinander, als riefen Stimmen: »Hinweg – hinweg – wir wollen Dich nicht – wir sollen hier einsam – ohne Zeugen sterben – wir werden morgen ruhig sein – hinweg! hinweg!«

Mit furchtbarer Gewalt, die Hand vor die Augen schlagend – reißt der Italiener sich aus diesem schrecklichen Kreise los – hinaus aus dem Gemache taumelt er – er denkt nicht daran, die eifrig gesuchte Allegorie zu erspähen – er hat keinen anderen Gedanken als Flucht – die Laterne fest packend – rafft er seine Werkzeuge auf – die Thüren hinter sich ins Schloß werfend, hetzt er durch die Zimmer in den Mittelsaal – er meint ein höllisches, wieherndes Gelächter gellen zu hören – im Schimmer des Laternenlichtes glaubt er die Arme der Sclavenfiguren länger werden zu sehen, sie scheinen ihn greifen – halten zu wollen – wie von Furien gepeitscht, stürmt er, ohne auf

den Lärm seiner Tritte zu achten, durch den Saal in den Gang, in den Garten – die Angst gibt ihm neue Kräfte und mit rasendem Sprunge gewinnt er die Höhe des Zaunes.

In Fetzen reißen ihm die Zacken seine Kleider, Blut rinnt an seinen Schenkeln hinab – er achtet es nicht.

»Hinweg von diesem Hause,« keucht er, auf des Feld springend, »hinweg.«

Einige Schritte noch – jetzt sinkt er zusammen – das Laternenlicht ist erloschen.

Angstvoll – schaudernd blickt er nach dem Hause zurück – im Dunkel der Nacht liegt das Geheimniß der Werkstatt begraben.

»Es ist nicht zu ergründen,« röchelt Gregorio, seine Dämonen schützten ihn gut.«

Mühsam schleppt er sich weiter bis gegen die Stadt – er muß aufs neue rasten, die Knie schlottern noch immer. Da fährt er entsetzt empor – wieder tönt das Grablied an seine Ohren –

»Jagen die Dämonen ihm bis hieher nach?« er springt auf – ja, ja – über das Feld bewegt sich ein Zug schwarzer Gestalten – sie schweben fast – sie singen jenes Lied, welches Gregorio in dem grausigen Zimmer hörte.

Immer näher kommen sie – der Italiener kauert sich nieder – er athmet ein wenig leichter, es sind *Menschen* – schwarz kleidete Menschen – Gregorio faßt sich. Er muß wissen woher diese Klänge jetzt durch die Nacht gesungen werden.

»He da, Freund – wer seid Ihr? wohin geht Ihr?« fragte er den Letzten der Schwarzen.

»Wir kommen von Köpnick,« sagte der Mann des Maurer- und Schlossergewerkes und wollen morgen Heß zu Grabe geleiten – der von einem Steinbild erschlagen ward.

Sie gingen singend weiter. Gregorio taumelte in die Nacht hinein.

Vor dem Münzthurme.

Nur wenige Tage lagen noch zwischen dem feierlichen Augenblicke, wo weiland Kurfürst Friedrich der Dritte nun als *König Friedrich der Erste von Preußen*, seinen Einzug in die Haupt- und Residenzstadt Berlin halten wollte. Die Vorbereitungen zu dieser Festlichkeit, welche die Stadt Berlin für den Ehrentag gemacht, waren beendet. Massenhaft strömten die Fremden in die Thore und die zum Hofe gehörenden Personen, deren Anwesenheit in Berlin nothwendig war, die den Herrscher empfangen sollten, trafen, dem königlichen Zuge vorauseilend, fast stündlich in mehr oder minder großer Anzahl ein.

Unter diesen Personen war es namentlich Graf Wartenberg, dessen Amt als Oberkammerherr und Stallmeister, Oberaufseher der königlichen Schlösser, seine Anwesenheit in Berlin vor dem Einzuge des Königs dringend erheischte. Es gab so gewaltig viel zu ordnen und anzugeben, einzurichten und vorzubereiten, daß der Graf schon einer der Ersten auf dem Platze sein mußte. Er hatte in größter Eile die Arrangements, welche er seinem Protégé

Eosander übertragen – gemustert und alles zur vollkommensten Zufriedenheit gefunden. Die größten Ehrenbezeugungen hatte er in Königsberg gewonnen – die steigende Größe und Macht des neuen Herrschers ließen ihn noch weitere Beförderung hoffen – Graf Wartenberg, dessen Ruhm seine Gattin theilte, mußte demnach in heiterster, gehobenster Stimmung sein, und sicher war es seine ehrsüchtige Gattin nicht minder.

Es schien jedoch, als breite sich keine rosenfarbige Laune über den Grafen aus. Mindestens würde zu diesem Schlusse ein verborgener Zeuge gekommen sein, der am vierten Mai, in den Zimmern Wartenbergs versteckt, den mächtigen Herrn belauscht hätte. Er schritt in heftiger Bewegung auf und nieder.

»Ihre Worte, Ihre Erkundigungen und Geheimnisse hätten Sie sorgfältiger hüten, hätten Sie nicht Preis geben müssen, bevor Sie nicht sichere Beweise beibringen konnten – jetzt haben Sie mich und die Gräfin in einen so ungeheuren *embarras* versetzt, daß wir keine ruhige Minute haben werden – *voilà*.«

Diese heftig ausgestoßenen Worte, waren an niemand anderen, als an Herrn Eosander von Goethe gerichtet, der in ziemlich unterwürfiger Stellung vor dem gereizten Gönner stand.

»Ich vermag Euer Gnaden nicht zu verstehen,« sagte Eosander, als Wartenberg endlich eine Pause machte, »dankbar für die neuen Erhebungen und Gunstbezeugungen, die mir durch Dero Hilfe zu Theil wurden, habe ich

redlich in Ihrem Interesse gewirkt – alle Nachtheile abzuwenden gesucht – welchen Vorwurf können Sie mir machen?«

»Zweierlei Vorwürfe mache ich Ihnen. In Ihrer Ehrsucht – in dem Wunsche, jenem Schlüter den Rang abzulaufen, gehen Sie mit einer Unvorsichtigkeit zu Werke, die ganz *incroyable* ist – Sie suchen Alliirte – halten sich Agenten, welche uns – ich will sagen *Sie* kompromittiren können, denken Sie an das *collier* – an Kraut – das ist Nummer Eins. Sie bleiben aber, zweitens, dabei nicht stehen – o nein, Sie werben auch noch andere Hilfstruppen – Leute, welche nicht minder erregt sind als Sie, die ihre besonderen Zwecke verfolgen, und – Ihnen, Monsieur Eosander helfend, sich selbst zu rächen suchen, und ihre Attacken mit wahrhaft tölpischer Ungeschicklichkeit wagen.«

»Ich erstaune,« sagte Eosander, der in der That nicht wußte, wo der Graf hinaus wollte, »ich bediene mich der Leute, die ich als sicher kenne. Jener Mann ist gereinigt durch Maffeis Zeugniß aus der bösen Sache hervorgegangen.«

»*C'est possible* – aber der Freiherr von Werneck?«

»Werneck?« stammelte Eosander, »wie kommt der hier in Betracht?«

»Darauf könnte Ihnen *ma femme* – die Gräfin, die beste Antwort geben, wäre sie nicht dergestalt in *alteration*, daß sie nicht zu sprechen ist. Genug – vor einigen Stunden war dieser tolle, zornige Werneck hier. Er sieht den Besitz der Erbschaft in die ungewisseste Ferne gerückt –

halb verloren, da er keine Heirath mit dem Junker von Berchholz zu Stande bringen kann – er ist wie rasend – denn die Hildesheimer haben des Königs gnädige Entscheidung und schnelle Ordnung der Angelegenheit erbeten. In dieser Noth hat Werneck die Vermittelung der Gräfin angerufen, die er im *trouble* der Festlichkeiten zu Königsberg nicht sprechen konnte.«

Eosander ward bleich – es stieg eine Ahnung in ihm auf.

»Und weiter – wenn ich bitten darf?« sagte er.

»Nun, Werneck bat – flehte, und da die Gräfin, welche größere Dinge im Auge hat, nicht sofort sich für ihn erklärte, bot Werneck ihr seine Dienste an.«

»Ich sehe darin kein Unglück, Herr Graf.«

»O nein – nur das ist ein *malheur*, daß der tolle Freiherr der Gräfin versprochen hat, ihr, wenn sie sich seiner Sache annimmt, zur Entdeckung jenes Komplottes behilflich sein zu wollen, welches seinen Gipfelpunkt in einer nichtswürdigen, spöttischen Allegorie haben soll, die Herr Schlüter im Geheimen selbst anfertigt.«

Eosander wankte vor Schrecken. Jetzt erst erinnerte er sich des Rathes, den er Werneck in der Eile einst gegeben, den er selbst in größter Aufregung, für ersprießlich hielt, an dessen Befolgung er aber gezweifelt, den er längst im Strudel aller Begebenheiten vergessen hatte.

»O – dieser Tölpel,« murmelte er. »Und das, das – hat Werneck – –«

»Heute der Gräfin mitgetheilt, die keine Ahnung von diesen Dingen hatte und natürlich fast in Konvulsionen

verfiel – mir eine Scene spielte, wie sie weder Racine noch Corneille oder Molière oder sonst ein berühmter Komödienschreiber erdenken mag.«

»Aber wie konnte er es wagen?«

»Er hat sich kurz und bündig der Gräfin angetragen – die Bekanntschaft mit dem Junker von Berchholz, der als Schüler des Oberbaudirectors Gelegenheit hat, dessen geheime Arbeit sehen, daher in das Atelier gelangen zu können – jenes infame Pasquill in Stein oder Metall – *dieu le sait*, wie es fabricirt wird – auskundschaften, ihn vorlegen zu wollen, damit die Veröffentlichung verhütet und Schlüter zur Rechenschaft gezogen werde. Es ist klar: er will nicht nur der Gräfin einen Dienst erweisen, will die Heirath durch Fürsprache meiner Gattin bei dem Könige gefördert und den Monsieur Schlüter, den er für das Hinderniß in der Mariage hält, weil durch ihn dem Junker bürgerliche Ideen eingepflanzt, gewöhnliche Liebschaften protegirt werden – beseitigt wissen.«

»Aber wie komme in diesen Strudel ich – *ich* hinein?«

»Tout simple – Werneck hat der Gräfin gesagt: Sie hätten ihm diesen Rath und die Andeutung gegeben, daß ein solches Pasquill geschaffen werde und zugleich den Werneck Tit angefeuert, dieses *secretum* zu erforschen.«

Eosander schnaufte – er hätte Werneck sicher erdolcht, wäre dieser in der Nähe gewesen.

»Die tölpelhafte Art und Weise des Freiherrn hat nun alles verdorben. Die Comtesse ist *hors de soi* – sie will vor dem König einen Fußfall thun – ihn anflehen, sie zu schützen – ihn auf seine eigene Gefahr hinweisen, da er

selbst unmittelbar nach diesem großen Acte der Krönung durch solch frevles Spiel vor den Augen der Mächte arg kompromittirt sein würde.«

Eosander schöpfte aus diesen Worten einige Hoffnung.

»Und wenn nun ein Mann, ein Cavalier solche Entdeckung machte? wäre das ein Schaden für dero Gattin? ist es nicht gut – dergleichen zu melden? würde der König nicht den kecken Schlüter aufs empfindlichste strafen?«

»Immer Schlüter – aber die Gräfin? Die böse Welt würde mit Jubel diese *chosen* aufnehmen. Wenn Herr Schlüter auch für seine Bosheit stürzte – was haben wir davon? Die Sache selbst erregte Scandal genug – sie sollte im Stillen beseitigt werden – Sie wollten das in die Hand nehmen – die Beweise schaffen und nachdem diese beigebracht worden, war es unser Plan, sie dem König vorzulegen, der sicherlich ohne *publication* den Oberbaudirector beseitigt, meiner Gattin und sich selbst den Spektakel erspart hätte – statt dessen plappern Sie an den alten Werneck die Sache aus, der nichts Eiligeres zu thun hat, als im Interesse seiner Heirath Scandal zu machen – den wir noch nicht beweisen können.«

»Aber Kraut hat – –«

»Er wird sicher alles leugnen.«

»Er kann nicht – es würde ihn die erste Verantwortung treffen.«

»Lassen Sie sich doch nicht blenden. Kraut ist augenblicklich der wichtigste Mann. Er schafft Geld – und Geld

ist jetzt die Losung – Geld brauchen wir wie nie. Kraut steht unerschütterlich fest – er lacht Sie höchstens aus.«

»Es ist eine *conspiration* des Danckelmann.«

»Beweisen Sie das.«

»Wohlan,« rief Eosander entschlossen, »ich werde die Beweise schaffen.«

»Sie könnten das?« fragte Wartenberg hastig, dem die Furcht vor dem Lärmen, den diese Begebenheit machen mußte, das Blut in die Wangen trieb.

»Ja, Herr Graf. Es ist mir die Entdeckung versprochen worden.«

»Dann bringen Sie schleunigst die Beweise.«

»Ich zögere nicht länger.«

»Ich werde Sie erwarten, um Ihre Nachrichten zu vernehmen.«

Eosander stürmte durch die Zimmer, die Treppe hinab, eilte in die Königsstraße und von da über den Domplatz zur großen Ehrenpforte, an welcher Maurer- und Zimmergesellen die letzten Verzierungen anbrachten. Seine Augen suchten Gregorio, der hier arbeitete. Der Italiener war nach dem schrecklichen Ereignisse der Nacht schweigsamer als je. Er mied Leonhardt, Dora und selbst Braun – er ging früher an die Arbeit und kehrte später als sonst heim – er wartete auf den günstigen Augenblick, um die gemachte Entdeckung über Schlüter nützen zu können. Er sah plötzlich den Hauptmann erscheinen, den ihm stark winkte. Gregorio gab das in Holz geschnittene Wappen von Brandenburg, welches er so eben an einen

der künstlichen Pfeiler nageln wollte, dem nächsten Arbeiter und stieg die Leiter hinab.

»Sie befehlen, Herr Hauptmann?« sagte er.

Ohne zu antworten zog Eosander den Italiener fort von dem Platze, den viele Zuschauer umstanden, bis in die Nähe der Domkirche, hier waren sie allein – sie konnten alles übersehen – alles besprechen, ohne gehört zu werden.

»Wie weit – wie weit seid Ihr mit Euren Entdeckungen,« keuchte Eosander, die Stirn trocknend.

Gregorio blickte ihn lauernd an – er sah, daß etwas Absonderliches mit dem Hauptmann vorgegangen sein mußte.

»Meine Heirath wird sich machen – denke ich,« antwortete er.

»Wer zum Teufel redet davon? Ich meine das Geheimniß in Schlüters Werkstatt.«

Gregorio verfärbte sich – er wendete entsetzt das Haupt, die Erinnerung an die schauerliche Nacht packte ihn mit aller Gewalt.

»Ich war in der Werkstatt,« flüsterte er.

»Ah – und nun? Ihr fandet –?«

»Ich vermochte nichts Gewisses zu bringen –«

»Hölle und Teufel.«

»Ja wohl,« stammelte Gregorio, »Teufel – Teufel, Ihr habt recht. Er hat solche bei sich – sie hüten seine Schätze.«

»Mensch – seid Ihr wahnsinnig? Ihr seid es.«

»Beinahe wär' ich's geworden,« sagte Gregorio. »Hört mich an.«

Er begann nun, heftig und erregt sprechend, dem Hauptmann die Ereignisse zu schildern, welche sein Vorhaben vereitelten.

»Dieser Italiener scheint mit dem Hauptmann sehr intim,« sagte ein hagerer, kleiner Mann, der kein anderer als Doktor und Magister Sturm war, dessen flüchtige Bekanntschaft wir schon ein Mal machten, »seht nur, wie er mit den Armen ficht.«

Gregorio hatte geendet – er verschwieg noch die Entdeckung, welche er in Bezug auf den Münzthurm gemacht.

»Seltsam,« stammelte Eosander, »Ihr seid ein Thor – ein furchtsamer Hase –«

»Ich hätte Sie bei mir sehen mögen,« höhnte Gregorio, »kein Mensch von Fleisch und Bein hält das alles aus.«

»Ein Elender seid Ihr,« rief der Hauptmann, Jedes Eurer Werke mißlingt – Ihr greift allerlei an, ohne es ausführen zu können. Was that ich nicht alles für Euch – und Ihr, keinen Dienst erzeigt Ihr mir, dem Eure Schwester davonlief – der Euch wohl wollte – Ihr gebt unsern Gegnern die Beweise zurück, die wir wider sie nützen können – Ihr schafft keine Mittel, um den Sieg herbeizuführen – also nichts – gar nichts? Die ganze Geschichte wieder ein Märchen? o – die Gräfin wird schäumen vor Wuth, sich als den Spielball zu sehen – Märchen – alberne Reden Eurer Komödiantenschwester.«

»Nicht so ganz. An dem Pasquill ist sicherlich etwas, Hören Sie. Als ich mit meiner Laterne die Räume beleuchtete, fand ich eine Zeichnung.«

Eosander horchte auf. »Weiter,« trieb er.

»Diese Zeichnung oder Skizze zeigte verschiedene Figuren: Venus, Amor – einen Löwen – eine Waffe – Keule oder dergleichen. Auf dem Blatte stand geschrieben: *»Figur A. ist die Gräfin von Wartenberg.«* «

»Ha!« frohlockte Eosander.

»Hören Sie weiter. Darunter stand: *»Diese alle Arbeit ward angefangen in Stein – 1700«* oder so ähnlich – ich weiß nicht mehr genau.«

»Nun, und Ihr suchtet nicht weiter?«

»Ich wollte suchen – da stiegen die Dämonen vor mir auf –«

»Albernheiten!«

»Hauptmann,« rief Gregorio, »Ihr solltet nicht also reden. Schlüter ist ein furchtbarer Mann.«

»Pah – einer von Fleisch und Bein wie wir.«

»Ich überlasse es Euch – aber ich konnte nicht vorwärts. Ich bin aber dessen gewiß, daß in der Werkstatt dieses Steinbild fertig steht und da Schlüter eine Figur als die der Gräfin bezeichnet hat, wird es sicherlich keine gute Sache für die Wartenberg sein – denn Schlüter ist ihr Feind, wie sie des Oberbaudirectors Feindin ist.«

»Es läßt sich hören. Wo ist das Blatt?«

»Es blieb in dem ersten Zimmer.«

»Ihr nahmt es nicht an Euch? Ihr ließet das wichtige Stück zurück?« schrie Eosander außer sich.

»Ich stürzte hinweg, von dem Spuk getrieben – meine Sinne schwanden.«

»O, ich bin verloren,« heulte der Hauptmann, »es wäre ein Beweis – die Gräfin könnte nachforschen – Ihr müßt,« fuhr er auf, »noch ein Mal in die Werkstatt dringen.«

Gregorio trat entsetzt zurück.

»Niemals – ich gehe nie wieder dorthin,« sagte er mit fester Stimme.

»Ihr weigert Euch?«

»Bestimmt und fest. In jenes dämonische Haus setze ich den Fuß nie wieder und ich rathe jedem davon ab.«

»So sind wir geschieden,« sagte Eosander.

»Nachdem Ihr mich bezahlt habt – ja. Ich finde wohl Arbeit bei Schlüter.«

Der Hauptmann stampfte zornig mit dem Fuße.

»Ich bin in seiner Hand,« murmelte er. »Könnt Ihr mir rathen, noch mit Euch zu verhandeln?« rief er.

»Ei wohl, Herr Hauptmann. Und Ihr werdet sehen, daß ich Euch zu Gutem verhelfe. Schlüter wird stürzen.«

»Ha! ha! ha!« lachte Eosander, »damit nur nicht wieder angefangen.«

»Doch! Es sind nur wenig Schritte bis zu dem Moment seines Falles – das ich Euch zeigen will. Haben Sie Lust, die Grabstätte von Schlüters Ruhm zu sehen?«

Eosander starrte den Italiener an – er hielt ihn für irrsinnig, und da er von dem Ausbruche solcher Krankheit alles fürchtete, schien es ihm gerathen, vorläufig nachzugeben. Er folgte dem Italiener, der langsam über den Domplatz schritt und – um allem Aufsehen vorzubeugen,

einen Maaßstock hervorzog. Die Leute meinten, es handle sich um Ausmessung eines neuen Festbaues. So schritten beide über den Platz bis zur Freiheit hinter der Wasserkunst, gingen an der Front des Schlosses entlang, bei den Boutiquen vorüber und blieben auf dem Damme stehen.

»Dort steht die Grabsäule,« sagte Gregorio.

»Was? wo? welche Säule?«

»Kennt Ihr den *Münzthurm* nicht? An dem Münzthurm wird Schlüters Ruhm zerschellen.«

Eosander hielt Gregorio nicht mehr für irrsinnig. Schnell zogen vergangene Bilder an des Hauptmanns inneren Blicken vorüber. Er sah den Oberbaudirector wieder vor sich in jener Nacht, wo Eosander zu Saveni schlich, sah ihn messen und hörte die Schläge des Münzwerkes.

»An seinem eigenen Werke muß er zu Grunde gehen,« flüsterte Gregorio.

Eosanders Gesicht erheiterte sich, wieder war es dieses Wort, das schon so oft, gleich wie von unsichtbaren Mahnern und Lippen ihm zugeflüstert ward. Einsam stand der Thurm. Seine Fenster schauten wie verloschene blöde Augen herab.

Die Münze war zwar noch in dem mittleren Stockwerke in Thätigkeit, doch hatte man bereits einzelne Maschinen in das Dalençonsche Haus an dem Kai oder der Schälung gebracht. Die Räumung des Thurmes war beschlossen, denn der König hatte noch als Kurfürst befohlen, daß

die Münze an dem neuen, von Schlüter ebenfalls zu erbauenden Kanale errichtet werden, der alte Münzthurm aber in das Project der Schloßerweiterung gezogen werden solle. Eosander wendete sich wieder zu Gregorio, der noch immer den Münzthurm betrachtete.

»Und wie meint Ihr, daß jener Thurm den Sturz Schlüters herbeiführen werde? – Er wird vielmehr seinen Ruhm erhöhen, denn sicherlich baut Schlüter auf jener Stelle ein neues, wohl prächtigeres Gebäude hin. Gefahr für ihn ist nicht denkbar,« sagte er.

»Wenn das Bauwerk von Grund aus neu aufgeführt wird – nein, Herr Hauptmann. Wenn aber auf jene alten, schon morschen Gesteine eine große Last, die bis in die Lüfte steigt, gesetzt werden muß, wenn jene Last mit so ungeheurem Gewicht auf die Fundamente drückt, daß sie tief unten zu sinken beginnen, dann kann keines Menschen Macht und Genie den Thurm vom Bersten retten. Nicht ein *neuer* Thurm darf hier erbaut werden – jenes alte Gemäuer dort muß der Baumeister nützen – den Neubau muß eine kluge und gewandte Machination zu hindern suchen.«

»O – ich verstehe,« sagte Eosander, den Italiener fast ängstlich anblickend, »aber Schlüter wird den Plan nicht genehmigen.«

»Der König wird *befehlen* – und daß er diesen Befehl ertheile, das, Herr Hauptmann und Hofarchitekt, das muß Ihr Bemühen sein. In der Eile, der Hast, mit welcher jetzt alles, was zur Verherrlichung der neuen Würde beiträgt, betrieben wird, dürfte es leicht sein, den Befehl zu

erlangen: daß der Münzthurm nicht abgetragen, sondern nur ausgebaut werde. Ein Abbruch und Wiederaufbau erfordern lange Zeit. Ungeduldig, sein Schloß bald vollendet zu sehen, wird der König gern einem Rathe Gehör geben, der die schnellste Umwandlung des unschönen Thurmes bezweckt – es wird wenig auf die Kosten und die genaue Untersuchung der Mauern gesehen werden.«

»Ihr seht wieder Dinge in der Luft schweben, mein Freund. Die Entwürfe Schlüters sind kühn – er bebt vor keinem Auftrage zurück.«

»Doch, Herr Hauptmann. Das eben ist es, worauf ich den Plan baue. Jener Thurm dort ist ein Werk, welches Schlüter fürchtet. Ein Mal nur an sich selbst, an seiner Kraft und Macht zweifelnd, ist er halb verloren und er zittert bei dem Gedanken, der König könne einen Ausbau des Münzthurms befehlen. Er hoffte ihn zur Wasserkunst umwandeln zu dürfen – aber ein mächtiger Bau auf den alten Grundmauern brächte den kühnen Meister um seine Ruhe, verwirrte seine Gedanken, indem er fortwährend ein Unheil drohend über sich schweben sähe.«

»Wie wollt Ihr also Schlüters Gedanken kennen?«

»Das eben war es, was ich Ihnen mittheilen wollte – Sie werden mir nicht mehr zürnen, wenn ich das Blättchen mit der Skizze nicht entwendete – ich habe Ihnen stattdessen eine andere Entdeckung aufbewahrt. Sie wird Ihnen mit einem Schlage einst zum Siege – mir zur Stelle des königlichen Baumeisters verhelfen. Ich habe Talent – ich kann etwas leisten – ich möchte in die Höhe klimmen wie Sie, und ich werde es. Jetzt hören Sie mich an, die

Zeit drängt. Wenn der König in Berlin ist, muß alles im Werke sein.«

Sie schritten in den Lustgarten, dessen Hecken schon in voller Blüte standen. Hier, von niemand gesehen, zwischen den halbabgerissenen Stallgebäuden sich durchschleichend, blieben sie an der Grotte stehen, welche dem Zeughause gegenüber lag. Gregorio begann nun die aus Kurts Munde vernommene Mittheilung über Schlüters Besorgnisse zu erzählen. Je weiter er sprach, desto aufmerksamer ward Eosander, und als der Italiener schloß, fuhr der Hauptmann erfreut in die Höhe.

»Ihr habt Recht,« rief er, »so mag es gelingen. Alles reiht sich trefflich aneinander. Es ist sogar eine Ehre, ein großartiger Auftrag, der Schlüter zu Theil wird, ein Werk wird ihm übertragen, das den Künstler durch die Größe und Schwierigkeit reizen muß – niemand kann eine Feindseligkeit dahinter vermuthen. Aber wie – wie macht man es möglich, daß der König auf Erhaltung des Thurmes besteht?«

»Die Gräfin?« fragte Gregorio.

»Es ist schwierig – ja hätte sie einen Beweis für das Pasquill oder jene geheimnißvolle Arbeit in Händen, es wäre dann leicht, sie zu bewegen, dem kecken Angreifer ein Werk auftragen zu lassen, das ihn stürzte – aber so – es wird schwer halten.«

»Es bleibt Ihre Sache,« sagte kalt Gregorio, »Sie sehen, ich habe meine Pflichten erfüllt – ich half Ihnen aufs neue.«

»Gewiß – gewiß – wir wollen sehen. Der König wird zu bewegen sein – ahnt er doch kein Komplott gegen den Günstling, muß er doch vielmehr glauben, man wolle Schlüters Ruhm erweitern, indem das kühne Werk ihm aufgetragen wird – und,« setzte er besorgt hinzu, »*wenn* es ihm doch gelänge?«

»Wird es in der Weise befohlen, wie Schlüter selbst es fürchtet – dann mißlingt es sicher – und,« setzte er leise hinzu, »damit wir ganz sicher gehen – ich untersuche heimlich den Grund des Thurmes, wir werden dann bald wissen, ob er die ungeheure Last eines hohen Baues tragen kann.«

»Das ist wohlgerathen,« sagte Eosander, Ihr sollt gelohnt werden – verlaßt Euch auf mich – – wenn der Thurm zerfällt, sind wir die Meister des Stolzen, und nur eine Sorge ist es dann noch, die mich quälen wird.«

»Welche?«

»Jener Bau dort,« sagte Eosander, auf das mit Gerüsten umgebene Schloß deutend, »ist in der That ein tüchtiges Werk. Wenn der König mir die Vollendung auftrüge – und einst – ich meine nach Schlüters Sturz – mir den Ausbau des Schlosses anbefehlen würde – ich müßte vor solcher Ehre zittern.«

Gregorio betrachtete fast mitleidig den Hauptmann, dem das Genie seines Gegners schon Furcht einflößte, der nicht zu *denken* wagte, als was Schlüter *ausführte*.

»Ein Mal,« sagte er, »würden Sie die Pläne Schlüters nützen können – dann aber finden sich wohl Freunde.«

Eosander nickte stumm, eine Falte zeigte sich zwischen seinen Brauen.

»Schlüter ist ein mächtiges Genie,« sagte er, »nur wenn er beseitigt ist, können wir anderen frei athmen. So lange er als Fels auf uns lastet, kommen wir nicht in die Höhe – ist sein eigen Werk gefallen, zur Seite geworfen, dann gelten unsere Entwürfe, aber wenn eines Tages, wo er noch in Kraft und Gunst steht, der König einen Plan von mir oder sonst einem anderen zur Concurrenz mit denen Schlüters forderte – es wäre gefährlich.«

»Sie finden Freunde,« sagte Gregorio wieder, »ich sage das noch ein Mal – ja ich sage: wenn Schlüter nur einen Moment zagen sollte, dann müssen Sie mit einem Plane bei der Hand sein.«

»Ich? wie wäre das möglich? woher diesen Plan nehmen?«

»Sorgen Sie nicht, Herr Hauptmann,« flüsterte Gregorio mit seltsamem Lächeln, »vielleicht habe ich schon einen solchen für Sie liegen.«

»Meine ganze Fürsprache – meine ganze Gunst, wenn Ihr so mit mir arbeitet,« rief Eosander, Gregorios Hand ergreifend, »und nun eine Warnung und Mahnung: Eilt, Eure Herzensangelegenheit zu fördern, denn der alte Werneck betreibt mit großer Kraft die Heirath des Junkers mit der Sidonie – es wird Euch nützen, wenn Ihr dem spröden Mädchen jede Hoffnung raubt – der König wird Kurt von Berchholz die Wahl lassen zwischen Heirath der Werneck und glänzender Stellung oder: dem störrischen

Junker erklären lassen, daß er nie auf Gnade des Königs zu rechnen, auf Carrière zu hoffen habe.«

»Das ist gewiß?« rief Gregorio frohlockend.

»Wenn Schlüter nicht aufs neue triumphirt – ja. Dem Schützling des *glücklichen* Meisters wird es leicht sein, die Huld des Monarchen wieder zu erlangen.«

»Leben Sie wohl für heute,« sagte Gregorio.

Er ging nach der Freiheit zurück, während Eosander seine Schritte zur kleinen Brücke lenkte, die den Spreearm überspannte.

»Wird eine böse Zusammenkunft mit der Gräfin,« murmelte er, »ich bringe den Beweis nicht – wie sich der treffliche Plan gegen Schlüter verwirklichen soll – ich weiß es nicht. Der Zufall muß helfen – und bin ich glücklich dann – dann,« er blickte scheu um sich, »dann ist es das Erste, daß ich diesen Gregorio beseitige; sei es, auf welche Weise es wolle.«

Gregorio blieb nicht länger mehr bei der Arbeit.

»Ich muß die Entdeckung bei den Kindern des Braun nützen – wie ich sie bei Eosander nützte. Ich habe beide Parteien in meiner Hand.«

Als er in Brauns Haus trat – war Eosander gerade die Treppen zu dem Empfangssaale Wartenbergs hinaufgestiegen.

Eine Lehrstunde für die Wartenberg.

»Eine Bleistiftskizze? Ha! ha! ha! es ist herrlich – zum Kranklachen – eine Bleistiftzeichnung – o – Sie haben treffliche Spione, Herr Hauptmann,« mit diesen Worten

hatte die Gräfin von Wartenberg den Bericht Eosanders unterbrochen, der, vor ihr sitzend, die geringen Erfolge der Bemühungen zur Entdeckung des Pasquills schilderte.

Der Graf, der seine Gattin mit der Hoffnung getröstet hatte, daß Eosander bald genug dem Verbrechen auf die Spur kommen, den frevelhaften Versuch vereiteln werde, indem er Beweise zu bringen versprochen, die dem Könige Anlaß zum Einschreiten gegen Schlüter geben konnten – der Graf war stumm in einen Sessel gesunken und starrte, an Zornesausbrüche seiner Gattin schon gewöhnt, gegen die Decke des Saales.

»Aber, gnädigste Gräfin,« sagte Eosander stotternd, »ich that, was möglich war. Bei der Masse von Arbeit und Aufträgen nahm ich mir doch noch die Zeit, meine Agenten auf Entdeckung zu senden. Hätte der tölpelhafte Werneck nicht vor der Zeit geschwatzt – Euer Gnaden hätten von der Sache nichts erfahren – des Königs Majestät hätte alles unterdrückt.«

»Ja, ja,« rief die Gräfin, »vorausgesetzt, daß Sie Beweise gebracht – aber Sie haben keine. Mit diesem Schlüter ist nicht gut anzubinden – er bringt immer etwas, das dem Könige die höchste Genugthuung gewährt – übrigens können Sie Ihre Ausfälle gegen Werneck sparen. Ich werde die Angelegenheit seiner Tochter betreiben – ich werde den König bitten, ein Machtwort zu sprechen – denn ich bin es einem Manne schuldig, der mich zuerst auf Gefahren aufmerksam machte.«

»Ich würde es gethan haben, Gnädigste,« sagte Eosander, »aber meine Agenten vermochten nichts beizubringen.«

»Sie sagen doch selbst,« fiel der Graf ein, »daß eine Zeichnung jenes abscheulichen Dinges vorhanden sei, daß Ihr Mann diese Zeichnung also gesehen haben muß – Sie wollten Beweise schaffen – warum nahm Ihr Agent die Zeichnung nicht an sich?«

»Weil er durch eine Erscheinung – einen Spuk – oder dergleichen daran gehindert ward.«

»*Eh donc*,« rief Wartenberg.

»Durch einen Spuk?« fragte die Gräfin, »es wäre möglich?«

»Ich kann nur sagen,« entgegnete Eosander, der schnell genug den Vortheil erkannte, welchen ihm die Furcht der Gräfin einräumte, »daß mein Vertrauter behauptet, es gehe im Atelier Schlüters nachts um – es sei nicht geheuer dort.«

»Nun denn,« rief die Gräfin, mit raschem Entschlusse, »dann muß man bei *Tage* eine Haussuchung vornehmen.«

Entsetzt erhoben sich die beiden Männer von ihren Stühlen.

»Wie? Sie wollten eine Durchsuchung des Schlüterschen Ateliers herbeiführen?« sagte Wartenberg erschrocken, denn bei aller Rücksichtslosigkeit schien ihm dieses Manöver doch allzu gewagt. Schlüter stand hoch und mächtig da.

»O, sorgen Sie nicht,« lachte bitter die Gräfin, »aber da Herr Eosander meint, es könne niemand in die Werkstatt

des Herrn Schlüter dringen, so müßte etwa Seine Majestät der König verlangen, in den Räumen umhergeführt zu werden – man könnte dann vielleicht in Dero Begleitung sich befinden und dabei müßte doch etwas zu Tage kommen, es würde dafür gesorgt werden, daß dieser Besuch des Königs recht plötzlich käme, damit Herr Schlüter nichts bei Seite schaffen könnte, und da die Zeichnung vorhanden ist – da man sie kennt, würde es leicht sein, ein Bildwerk, welches nach der Zeichnung gearbeitet ist, wieder zu erkennen.«

»Bravo! Bravo!« rief der Graf, »das nenne ich *esprit* – das ist diplomatisch agirt, was meinen Sie, Eosander?«

»Ich beuge mich vor dem Verstande der Gnädigen – und wenn sich nun die Richtigkeit der Mittheilungen feststellen, wenn sich ein Beweis finden ließe?« fragte er lauernd, »was würde die gnädige Gräfin dann Herrn Schlüter für eine Strafe auf sein Haupt schleudern lassen?«

»Dann?« rief die Gräfin wüthend, einer Porzellanpagode einen so heftigen Schlag gebend, daß der dicke Kopf mit lautem Klappern hin und herwackelte, »dann sollte er sofort entlassen sein.«

»Den berühmten Baumeister, um den alle Nationen den König beneiden, entläßt der Herrscher nicht so leicht –«

»Sie wagen zu glauben,« schrie die Gräfin, »daß ich nicht Macht genug besäße, einem Steinmetzmeister, einem Maurer, den Hals zu brechen?« Eosander frohlockte im Stillen, als er diesen Zorn sah. »Ich habe Danckelmann beseitigen helfen, mein Herr Hauptmann.«

»Aber dieser war schon durch sein Wesen mißliebig,« sagte Eosander, aufs neue erfreut, die Gräfin noch mehr reizen zu können, »und es ist der alte Danckelmann immer noch thätig – nicht ganz still – denn ich habe alle Ursache anzunehmen: daß jenes von Schlüter gefertigte Ding – oder Allegorie – auf Betrieb der Danckelmannschen Partei geschaffen wird.«

Die Gräfin schnellte empor – ihr Gesicht verzerrte sich – sie schnappte nach Luft –

»*Mon dieu*, Eosander – Sie tödten meine Gattin,« rief Wartenberg.

»Ich – kann – nicht mehr red – en,« stöhnte die Gräfin, »Danckelmann?«

»Ich bedaure die Erregung, aber da Sie mir selbst des Freiherrn von Werneck Aufrichtigkeit empfahlen, ahme ich ihm nach. Er soll nicht allein den Ruhm haben – auch braucht er sich nicht als Entdecker des Geheimnisses anzubieten – Ihr Plan, gnädigste Gräfin, ist der beste – da mein Agent schon die Zeichnung entdeckte.«

»Aber die Strafe – die Strafe –« murmelte die Gräfin.

»Sie wird nicht leicht zu verhängen sein, denn am Ende kann Schlüter einem Bildwerke jede beliebige Deutung geben –«

»Es wäre für uns genug, wenn ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der Freche den Angriff gewagt hat – es wäre sein Sturz – freilich, freilich –« fuhr sie fort, im Saale so heftig niederschreitend, daß die Gegenstände auf den Tischen und Consolen klirrten, »der König wäre schwer zu überzeugen – hat er nicht schon damals –

bei dem Scandal in Lützenburg alles dem Guß der Statue vergessen.«

»Sehr richtig,« sagte Eosander, »und gelingt es Herrn Schlüter noch ein Mal siegreich aus den Beschuldigungen hervorzugehen – sie in nichts aufzulösen, dann ist er um so kühner und rächt sich aufs neue.«

»Sicher! sicher! o – wir sind gut daran! ha! ha! ha!«

»Gnädigste,« sagte jetzt Eosander, an sie herantretend, »diese Unruhe muß von allen genommen werden. Ein Mann, der sich zum Herrscher in Dingen aufwirft, die nur dem neu bestallten berufenen Oberaufseher der königlichen Schlösser, Herrn Grafen von Wartenberg untergeordnet sind – ein Mensch, der mit Danckelmanns Partei in Verbindung steht – der jedem aufstrebenden Talente Feind ist, es unterdrücken will – der die Pläne der Familien stört – ein Mann endlich, der sein Talent als Pasquillant zur Verhöhnung edler Damen und Verunglimpfung der edelsten Verhältnisse hergibt – ein solcher Mann muß ein für alle Mal beseitigt werden – da aber dieser Mann bei dem Herrn sehr wohl angeschrieben, sehr geachtet ist – muß der Plan fein angelegt sein und von einem erleuchteten Verstande durchgeführt werden.«

»Und dieser Plan ist?« fragte keuchend die Gräfin.

»Andreas Schlüter muß einen Auftrag erhalten, dessen Ausführung ihm mißglücken – ihn also in Ungnade stürzen muß.«

»Und das wäre möglich?«

»Gewiß, gnädige Gräfin. Ich habe einen solchen Plan entworfen – der erleuchtete Kopf, welcher ihn durchführt! wer könnte es anders sein als Sie, Gnädigste.«

»Und Sie halten es für möglich, daß Schlüter ein Werk mißlänge?«

»Ich kenne das Werk bereits.«

»Welches Werk könnte ihn stürzen?«

»Der *Münzthurm*.«

Graf und Gräfin blickten einander erstaunt an.

»Gönnen Sie mir eine halbe Stunde in Ihrem Cabinet,« bat Eosander, »ich werde Ihnen mit gnädigster Erlaubniß eine kleine Lection in der Kriegskunst ertheilen.«

»Kommen Sie,« sagte die Gräfin, voranschreitend.

Eosander und Wartenberg folgten. Sie blieben länger, als die von dem Hauptmann erbetene Zeit – endlich erschienen sie wieder im Saale. Die Gräfin war viel ruhiger und gefaßter. Sie hatte Eosanders Mittheilungen wohl aufgefaßt – ihr zur Intrigue tauglicher Verstand fand sich schnell in die ihr vorgeschriebene Lage.

»Ich werde dem Schüler des Herrn Oberbaudirector zu seinem Glücke verhelfen,« lachte sie höhnisch, »und ihm die Wahl lassen, zwischen der reichen Heirath und dem Bettelsacke – der Meister muß durch sich selber stürzen.«

»Ein Courier,« meldete jetzt der Diener.

Wartenberg ging hinaus, kehrte aber sogleich zurück.

»Der König ist in Schönhausen angekommen,« sagte er.

Die Heimkehr den Seemanns.

Im Hause des Freiherrn von Berchholz war eine seltsame Veränderung eingetreten. Nach jenen Mittheilungen, welche Kurt im Atelier Schlüters erfahren, hatte der junge Edelmann den Entschluß gefaßt, seine Empfindungen und Hoffnungen unter der Maske äußerster Ruhe zu bergen. Aufmerksam beobachtete er alles, was in den nächsten Stunden sich ereignete. Er war bereits einige Male in die Nähe des Braunschen Hauses gekommen – ja er hatte sogar den Besuch der Werkstatt versäumt, wo er seine Studien im Modelliren so eifrig betrieb. Als er von einem solchen kurzen Gange zurückkehrte, ohne Leonhardt oder Dora gesehen, ohne auf die Menschen geachtet zu haben, die sich in den Straßen Berlins bewegten – fand er zu seinem Erstaunen den Freiherrn von Werneck im Zimmer der Eltern. Kurt versuchte gelassen zu bleiben, Werneck war seines Vaters Freund. Artig grüßend und der Mutter die Hand küssend, wollte Kurt sich wieder entfernen. Ein Ruf Wernecks hielt ihn zurück.

»Mein junger Freund,« begann der Freiherr, »Sie dürfen sich nicht wundern, mich hier zu sehen.«

»Ich habe auch dazu kein Recht,« sagte Kurt kühl gemessen.

»O – sprechen Sie nicht also, Monsieur Kurt,« fiel Werneck schnell ein. »Sie thun mir Unrecht, wenn Sie mich so kalt behandeln. Ich habe – *croyez moi* – so recht mit mir Rath gepflogen, als ich da in Königsberg war – als ich meine Sidonie im Gefolge der Königin sah – und ich bin

zu dem Facit gekommen, daß Ihr beide im Grunde Recht hattet.«

Kurt stutzte.

»Ja – ja,« fuhr Werneck fort, »so eben habe ich mit den Eltern davon gesprochen – nicht wahr?«

Freiherr Kaspar und Freifrau Sybilla bestätigten das.

»Ich finde,« sagte der Freiherr weiter, »ich finde es ganz natürlich, daß ein so schöner junger Mann wie Sie –«

»O ich bitte, Herr Freiherr.«

»Nein, nein, Sie sind wirklich ein schöner junger Mann – daß ein solcher sein Herz bald verschenkt – besonders an ein so schönes und nobles Mädchen, wie die Demoiselle Braun ist.«

»Finden Sie das wirklich?« rief Kurt leidenschaftlich.

»Ich müßte blind und *dupirt* sein – wollte ich es nicht finden – ich bin überzeugt, Sie werden mir zugeben, daß ich Recht habe, wenn ich dieselbe Rücksicht für die Neigung meiner Tochter verlange.«

»Gewiß – gewiß, Herr Freiherr,« sagte Kurt mit leuchtenden Blicken. »Fräulein Sidonie hat ganz Recht – ihre edle Neigung muß jeder billigen.«

Werneck biß sich die Lippen.

»Allerdings,« fuhr er fort. »Aber, *mon cher* – Sie werden es auch ebenso billig finden, wenn die Väter, welche durch solche Neigungen der Kinder um Hoffnungen für ihre Familienerhebung gebracht werden, nicht sogleich freudig zustimmen.«

»Es hat etwas für sich, Herr Freiherr und doch meine ich, die Eltern – *meine* Eltern würden meinem Glücke nicht im Wege sein.«

Freiherr Kaspar und die Freifrau Sybilla schwiegen – Weils Persönlichkeit imponirte ihnen zu sehr.

»Sehen Sie,« sagte Werneck, »Sie billigen gewissermaßen meine Entschlüsse – würden Sie nun einen Vorschlag annehmen, der vielleicht beide Parteien versöhnen – ausgleichen dürfte?«

»Ich bin neugierig, diesen Vorschlag zu hören.«

»Er ist sehr einfach: Warten Sie noch einige Zeit mit den Anstalten zu Ihren Verlobungen oder was Sie sonst beabsichtigen – nur kurze Zeit noch.«

Werneck richtete fragende Blicke auf Kurt, der in größte Unruhe gerieth – welchen neuen Plan heckte der Freiherr aus?

»Dieses Verlangen ist unnütz, Herr Freiherr,« sagte er, »Sie wissen es recht wohl. Ohne die Einwilligung meiner Eltern kann ich so wenig als Dora Braun bestimmen, was wir thun wollen. Aber ich werde von heute ab handeln, Herr Freiherr – die Eltern wissen meinen Entschluß, ich werde dem Oberbaudirector mit der Bitte nahen: mir eine Stellung anweisen zu wollen, und habe ich diese – dann darf der Meister Braun mir die Hand Doras nicht weigern.«

»Kind – ist es möglich,« rief jetzt der Freiherr Kaspar, es ist Dein fester, unwandelbarer Entschluß? Du willst alles bei Seite werfen?«

»Ich will es,« sagte Kurt fest.

»Sei gut, Kurtchen,« bat die Mutter, »höre auf uns.«

»Aber wie sollte ich,« rief Kurt, »selbst wenn ich eine Neigung hätte, das Fräulein ehelichen – hat sie nicht dem jungen Anatale d'Aubreuil sich verlobt? Darf ich es wagen, dieses Band zu zerreißen?«

»Anatole ist Soldat,« sagte Werneck. »Der König befiehlt ihm – er hat zu gehorchen.«

»O – Sie kennen diese Leidenschaft nicht, Herr Freiherr,« rief Kurt, »sonst würden Sie nicht meinen, die Befehle eines Herrschers vermöchten dagegen etwas auszurichten.«

»Aber Sie schleudern Ihr Glück, das Glück Ihrer Familie von sich,« klagte Werneck aufs neue. »Sie bringen sich um eine Stellung, die Ihnen der König sofort geben würde.«

»Ich baue auf mein Talent. Und wenn des Königs Majestät derselbe gerechte Herr blieben, wie sie als Kurfürst waren, dann wird es mir nicht fehlen – ist man nicht gütig gegen mich gesinnt, ziehe ich hinweg, übers Meer.«

»Junge! Kind! Entsetzlich!« riefen die beiden Berchholz.

»Eine Stellung aufzugeben, welche dem Hofe attachirt,« sagte Werneck lauernd.

»O – Sie kennen die Gewalt nicht, welche die Kunst auf uns ausübt, wenn sie ganz und richtig erfaßt wurde. Sie kennen nicht, Herr Freiherr, das Gefühl, welches den Künstler durchströmt, wenn er in der Werkstatt vor den

erhabenen Gebilden steht – wenn ein Meister wie Andreas Schlüter uns den Stift, den Meißel oder das Modellirholz in die Hand drückt und sagt: Jetzt arbeite, versuche es, Deine Gedanken in eine Form zu bringen. Sie kennen nicht die Empfindung, welche den Schüler durchrieselte, als an jenem Abende die Kunde von dem gelungenen Guß nach Lützenburg kam. Sie können sich nicht vorstellen, welch ein Glück in dem Gedanken liegt: Durch dein Talent, durch die Verbindung deines Geistes und deiner Hände kannst du dir *selber* eine Stellung erschaffen, die andere nur durch Fürsprache, Namen oder kleinliche Dienste erhalten – wären Sie, Herr Freiherr, nur eine Zeit lang zwischen all den hohen und herrlichen Bildwerken, die im Heiligthum Schlüters aufgeschichtet sind – Sie würden anders sprechen – Sie würden es begreiflich finden, daß mit dem Manne, dem Schöpfer solcher Dinge, der Schüler steigen und fallen will, Sie würden verstehen, wie ein junger, begeisterter Mann das Mädchen seiner Liebe nicht lassen will, wenn er dessen Besitz durch die Kunst erringen kann, in deren Dienste er arbeitet und die ihn nicht verlassen wird.«

Werneck hatte ruhig zugehört, bis Kurt von den Empfindungen sprach, die den Freiherrn ergreifen würden, wäre er in der Werkstatt Schlüterd. Dabei zuckte Wekneck empor. Als Kurt schwieg, nahm der Freiherr eine Miene des Staunens, der Bewunderung an.

»Ich bin fast erdrückt von der Gewalt Ihrer Worte,« rief er. »Ja – es muß um die Kunst etwas Großes sein, wenn

ein Mensch, der am Beginne des Lebens steht – ein junger Mann mit glänzendsten Aussichten, diese bei Seite wirft, um der Kunst allein zu leben – durch sie obenein die Geliebte zu erringen hofft – und ich läugne es nicht: Gern träte auch ich ein Mal in jene geweihten Hallen – gern spräche auch ich den Meister Schlüter in seiner Werkstatt, um die Empfindungen kennen zu lernen, welche Sie so begeistert schildern, *mon cher* Kurt – vielleicht würde ich Sie – vielleicht auch,« er seufzte, »meine Sidonie, dann anders beurtheilen.«

»Wie,« rief Kurt frohlockend, »Sie wollen? Sie wollten diesen sanften Empfindungen Raum geben? Sie wollen Schlüter sprechen – seine Werkstatt sehen?«

»Es ist mein Wunsch,« sagte Werneck mit bewegter Stimme.

»O, die Kunst vermag viel – ich sehe es jetzt ein,« rief Kurt. »Kommen Sie, Herr von Werneck, nur zu uns – Sie werden begreifen lernen, daß es ein Höheres gibt, als Glanz, Namen – Pracht.«

»Ich glaube es gern und freudig,« sagte Werneck.

»Aber Werneck,« ließ sich jetzt Kaspar vernehmen, »das Geld? die Erbschaft?«

»Sei nicht so ängstlich, Freund – lasse uns nicht allein an den Mammon denken,« entgegnete sanft der Freiherr. »Und wenn wir denn doch an die Verbindung der Kinder glauben, auf dieselbe hoffen wollen – ist denn nicht Dein Sohn Otto noch da – –«

»Er treibt auf dem Meere – Gott weiß wo?« jammerte die Freifrau.

»Er kann uns zurückkehren – er wird vielleicht geneigter sein, Sidonie zu freien,« entschied Werneck. »Und ist auch er nicht Willens – nun, so ergebe ich mich darein – ehe aber nicht alle Interessenten bestimmt sich gegen die Testamentsklausel aussprachen, kann niemand die Erbschaft für sich in Anspruch nehmen – sorgen wir uns nicht – ich will nur den wackeren Kurt nicht quälen, dessen Herz nun ein Mal von Liebe und Kunst erfüllt ist – es wird gut, nützlich sein, wenn ich Schlüter selbst nach den fatalen Scenen spreche; der Mann ist groß, gewaltig – seine Schöpfungen heben ihn hoch empor – lassen wir eine persönliche Begegnung das Letzte thun, es wird für Kurt kein Schaden sein.«

»Welch glückliche Wendung,« rief Kurt erfreut. »Sie werden Gutes stiften, Herr Freiherr.«

»Und ich soll wirklich Euer Heiligthum betreten dürfen? soll darin wandeln, alles betrachten können?«

»Sie sollen es,« betheuerte Kurt, der in dieser Bekehrung des Freiherrn nur einen Triumph der Kunst über gleichgültige Gemüther sah. »Sie sollen es – und ich werde sogleich zu Schlüter eilen, ihm mittheilen, daß Sie selbst kommen, die Werkstatt besuchen wollen.«

»Gut,« sagte Werneck, »aber macht, daß wir bald diesen merkwürdigen Gang thun können – die Festlichkeiten nehmen alles in Anspruch, und wenn der König in Berlin ist, dann muß auch die Sache für Euch – für uns im Gange sein – es komme was da wolle – ich will wissen, woran ich mit Euch, Junker, bin – ich muß die Herrlichkeiten des Künstlers kennen lernen.«

Kurt zögerte nicht länger. Er hatte wieder eine Hoffnung mehr gewonnen, ein Gegner seiner Pläne war halb besiegt. Er wollte Schlüter auf diese Unterredung vorbereiten, ihn bitten, dem Freiherrn recht ernst und bestimmt anzurathen, bei dem Könige nicht länger auf Kurts Verbindung mit Sidonie zu dringen – er wollte zugleich des Meisters Hilfe in Anspruch nehmen, damit ihm endlich eine Stellung zu Theil werde.

»Ich gehe,« sagte er. »Bald führe ich Euch in unsere herrliche Werkstatt. Auf Wiedersehen, theurer Vater – gute Mutter.«

Er eilte, von den schönsten Plänen und Aussichten erfüllt, hinweg und mischte sich in das Gewühl der Menschen, die in dichten Scharen nach dem Schlosse zogen, wo die Gesandten heute bereits von den vorausgeeilten Ministern des Königs empfangen wurden.

»Wenn ich nur erst in dem Hause bin,« dachte Werneck frohlockend. »In der freudigen Stimmung kann er vielleicht mir etwas entdecken und ich nütze der Gräfin.«

»Nein, sage wie – wie hat Dein Sinn so plötzliche Wandlung erfahren?« begann Freiherr Kaspar ganz erstaunt.

»Ich mag diese Quälerei nicht länger,« warf Werneck hin. »Die Sache muß zur Entscheidung kommen. Der König weiß nichts von der unglücklichen Liebe Sidoniens zu jenem Anatole, und kommt die Heirath nicht zu Stande – so ziehe ich lieber mit meiner Tochter nach Hannover, als daß ich sie hier in diesem Babel ließe.«

»Es ist recht schlimm für uns,« seufzte Kaspar, »daß die Heirath sich nicht also machte – aber diese Maurermeisterstochter wird doch nicht meine Schwiegertochter – ich geb's nicht zu,« rief er zornig.

»Freund – Freund, Sanftmuth,« bat Werneck heuchlerisch. »Sei nicht hart – Du siehst, wie ich nachgebe.«

»Kaspar, sprich nicht das letzte Wort,« bat Sybilla.

Die Sachlage hatte sich ganz gewendet, Werneck schien sanft, Berchholz tyrannisch geworden. Mitten in den Wortwechsel, der sich nun entspann, tönten von unten herauf die Klänge der Musik. Es waren lange Züge der Innungen und Gewerke, welche ihre Fahnen vom Rathhause holten, um sie an die einzelnen Abtheilungen zu vertheilen, damit die Zeichen am Tage des Einzuges bereits in den Händen der Feiernden wären.

»Horch! welch ein Jubel!« sagte Werneck. »Alles ist im Festschmuck – die Leute sind froh und glücklich, ihren König von Preußen empfangen zu dürfen.«

»Alles geht gut – jeder freut sich – nur mir allein schlüpft das Glück aus den Händen,« murmelte Berchholz. »Ja, die Kinder – die Kinder. Ich möchte diesem Herrn Anatole meine Meinung sagen.«

»Ruhe, Kaspar,« rief Sybilla. »O – wie sie draußen jubeln – die frohe Stimmung dringt in alle Häuser.«

»Es ist so,« lachte Werneck, der im Herzen noch weit zorniger als Kaspar war. »Die Leute singen überall – hört Ihr? selbst hier, bis in Eure Vorzimmer dringt der Jubel – da – horch es kommt näher.«

Alle drei horchten – ein Lied ward gesungen – einige laute Stimmen schallten dicht an der Thüre, und diese Stimmen waren lustige, heitere –

»Was ist das?« rief der Freiherr, »das ist zu viel – im Vorzimmer singen die Bedienten – ich will – –«

Er eilte zur Thüre, um nachzusehen – da ward diese plötzlich aufgerissen – ein Schrei des Erstaunens – des Jubels, der Freude, entrang sich den beiden Gatten, Freiherr und Frau von Berchholz breiteten ihre Arme aus, diese freudige Erregung galt dem, der jetzt ins Zimmer trat. Es war ein stattlicher junger Mann in blauem, weitgebauschtem Seemannskleide –

»Gott! Gott!« rief Sybille. »Ist es kein Traum? Du bist es?«

»Junge, mein Junge,« schrie der Freiherr.

»Ich bin's leibhaftig – Ihr könnt mich umarmen – an mein Herz, Geliebte – Euer *Otto* steht vor Euch.«

Die Eltern sanken an die Brust des Seemanns, der sie mit seinen kräftigen Armen umfing. Otto von Berchholz war glücklich heimgekehrt.

»Ah,« jubilirte Werneck still vor sich hin. »Nun wird sich die Sache ändern – ich frage den Henker nach Mosjeh Kurts Passionen für Kunst und dergleichen.«

Die Freude dieses Wiedersehens hatte die Eltern nach ersten Ausrufen sprachlos gemacht. Erst nach einiger Zeit wich die freudige Bestürzung den lautesten Jubelausbrüchen.

»Und bist Du es wirklich? ja, ja! ha! ha! ha! – er ist es – wir haben ihn wieder. Die tobende See hat ihn nicht verschlungen – die Fische speisten ihn nicht.«

So frohlockten die beiden glücklichen Gatten durcheinander.

»Wo ist Kurt?« fragte Otto. »Ich sehe ihn nicht.«

»O – der ist in seiner Werkstatt,« sagte Kaspar. »Er wird glücklich sein, Dich zu sehen. Aber wie – wo kommst Du her?«

»Geraden Weges von Hamburg,« sagte Otto, »und vorher von der Insel Wight – da sind wir gestrandet – ich war auf der Fregatte Morian, die beinahe mit Mann und Maus untergegangen wäre – aber zum Glück liefen wir auf –«

»Großer Gott,« rief die Freifrau, »was hast Du alles erlebt – gesehen –«

»Hei! was will ich Euch erzählen, von den Negern in Afrika – von den Stürmen – den wilden Thieren – o – wie wollen wir glücklich und zufrieden eine Zeit hinbringen, die man nach allen Gefahren erst doppelt schätzen lernt – meine gute – gute Mutter.«

Otto umarmte Sybilla – dann den Vater, dann betrachtete er aufmerksam alle Gegenstände, erkannte sie wieder, sie erinnerten ihn an die Tage der Kindheit. Die Freifrau hatte unterdessen ein Frühstück herbeischaffen lassen – der Seemann ward immer heiterer – jetzt erst bemerkte er den Freiherrn von Werneck.

»Du kennst den Herrn nicht mehr?« fragte Kaspar.

»Dunkel sind mir die Züge bekannt,« sagte Otto.

»Herr von Werneck – –«

»Ah – richtig! richtig!« rief Otto, »jener Freiherr, der immer zu uns auf das Gut kam, richtig, der Herr von Werneck – –«

»Der sich innig freut, Sie hier in der Uniform des preußischen Seemannes begrüßen zu können,« sagte Werneck, Ottos Hand schüttelnd.

»Ha,« rief Otto, »wir sind hoch oben – als wir in England die Nachricht von der Erhöhung Brandenburgs erfuhren, da jubelten wir alle. Die Leiden waren ganz vergessen, die wenigen Habseligkeiten, welche wir nach der Strandung besaßen, hätten wir gern verkauft, um hieher zu eilen – aber es ging nicht – wir mußten warten, bis wir mit unseren Schiffen absegeln konnten.«

»Du hast wenig gerettet?« fragte Berchholz.

»Was da draußen liegt – das kleine Bündel ist mein Alles. Es enthält meine Staatsuniform und einige Seltenheiten, die ich noch beigepackt hatte, meinen Degen, meine Pistolen – sonst bin ich arm wie eine Schiffsratte! ha! ha! ha!« lachte vergnügt der Lieutenant, wobei seine blendend weißen Zähne funkelten und blitzten und sein kraftvoller Nacken halb entblößt ward, als er den Kopf im Gelächter zurückwarf.

»Es ist sehr gut,« murmelte Werneck, »er hat nichts – gar nichts.«

Während nun der Wein eingeschenkt, den Gläsern und den kalten Fleischschnitten alle Ehre angethan ward, ging das Fragen, das Erzählen hin und her – Otto konnte

nicht genug berichten – wie immer nach so langer Trennung thürmte sich die Masse der Unterhaltung so gewaltig auf, daß tausend Dinge angefangen und nicht halb beendigt wurden.

»Und nun ein Glas auf des *Königs Wohl*,« rief der Seemann, »zu dessen Ehrentage wir Seeleute der brandenburgischen Flagge glücklich hierher gelangt sind – ich bin hoch erfreut, daß es uns also glückte, und da ich mit unserem wackeren Kommandeur, dem berühmten Seefahrer Otto von Gröben, nunmehr hier vereinigt bin, so werdet Ihr sehen, wie wir am Tage des allgemeinen Empfanges nebst den sämmtlichen hier anwesenden Seeleuten der brandenburgischer Flagge uns der Königlichen Majestät feierlich vorstellen. Der alte Raulé, den sie schändlicher Weise in den schlimmen Proceß wegen Betrug verwickelt hatten, ist ja freigesprochen und wird uns gar trefflich bei Seiner Majestät einführen – wir werden ein herrlich Leben führen, wenn ich nur Kurt erst gesehen hätte – hei – wie wollen wir uns die Stunden angenehm machen – aber nun sagt doch, Papa – Mama – wie kommt Ihr hierher? in die Stadt Berlin? ich fragte nach Euch so unter der Hand, da mich niemand kannte in Spandau – und so hörte ich, Ihr habt dieses hübsche Haus gekauft? recht gut – aber wenn die Feste vorüber sind – nicht wahr, dann machen wir uns auf nach Eichow, unserem schönen, alten Landsitze – mit den dunklen Wäldern, dem See, den ich immer befuhr – dem – was ist Euch denn? he? Ihr seid traurig – –«

Die Berchholzschen Eheleute hatten die Blicke zu Boden gesenkt – der Sohn träumte noch von dem vergangenen Wohlstande – den glücklichen Zeiten, in welchen die Berchholz reich und als Grundbesitzer angesehen waren. Er hatte keine Ahnung von dem, was geschehen, daß die Eltern ihren Besitz längst veräußert und mit den Trümmern des Vermögens das Haus zum Scepter erstanden hatten. Aber was half alles Sperren? – es mußte heraus.

»Lieber Otto,« sagte Sybilla, ihre Hand auf des Sohnes Arm legend, wir besitzen Eichow nicht mehr.«

»Wa – a – s –« rief Otto, fast erschreckt aufspringend, »Eichow ist nicht mehr das Unsere? jene schönen stillen Wälder, die Wiesen mit den bunten Blumen – den See, den breiten Hof mit seinen schönen Linden habt Ihr verkauft? wohl um noch etliche zehntausend Thaler reicher zu werden? o – es ist sehr unrecht – ich wäre so gern in Eichow – Ihr seid eben alle nach Geld – Verzeihung, meine guten Eltern – es kommet ja Euren Kindern wieder zu gut – wir werden ja freilich einst reiche Leute – aber dennoch – Eichow hätte ich nicht verkauft – es war so schön dort.«

Er blickte traurig empor – eine Thräne glänzte in seinen Wimpern. Jedes Wort des Sohnes war wie ein Messerstich durch die Herzen der Eltern gefahren – während der Freiherr von Werneck frohlockte –

»Er wird gefügiger sein,« kicherte er, »Eichow kann er wieder kaufen, wenn er sogleich einwilligt.«

Er räusperte sich.

»Mein lieber Otto – und Du, mein Freund Kaspar – und Sie, beste Freifrau – gestattet dem alten Freunde, das Wort zu nehmen. Es muß dem Freiherrn, meinem alten Genossen, wohl bitter sein – dem Sohne alles zu gestehen. Ich will,« fuhr er seufzend und sein Gesicht verziehend fort, »ich will die unangenehme Pflicht übernehmen, dem Sohne die Lage auseinanderzusetzen.«

Otto schaute fragend die Drei an, aber schon hatte Werneck seine Hand ergriffen – und begann eine Schilderung der Vergangenheit, der unglücklichen Spekulationen des Freiherrn Kaspar, der Anforderungen, welche die Zeit an einen Edelmann stellt, wenn er sich auf gutem Fuße halten wolle – und wie es dann also gekommen, daß die Familie von Berchholz nur auf einem anständig bürgerlichen Fuße leben könne. Der Seelieutenant ward immer stiller und stiller – er wagte nicht mehr die Eltern anzuschauen – er nickte so vor sich hin, und als Werneck seine Berichte geschlossen, stand Otto stumm von dem Sitze auf, umarmte Vater und Mutter und sagte mit ruhiger, fester Stimme:

»Es ist recht traurig, diese Geschichte da – aber ändern läßt sich nicht viel dabei – ich denke, es wird Euren Söhnen wohl ein Mal gelingen, den Glanz des Hauses wieder zu erhöhen – ich will dafür sorgen. Ich will Kurt sehen, ihn sprechen, in die Arme schließen – will die Festtage still bei Euch verbringen, vor Seiner Majestät meine Aufwartung machen und dann – –«

»Nun dann?« fragte Kaspar besorgt.

»Dann sage ich Euch wieder Lebewohl.«

»Mein lieber – lieber Sohn – Du wolltest fort?« rief Sybilla.

»Gewiß, meine theure Mutter. Ich bin Edelmann – Officier – und ein armer Edelmann ist an diesem neuen, prunkvollen Hofe nicht wohl angesehen. Ich werde Dienste bei den Holländern anehmen, vielleicht lacht mir dort das Glück. Hier läge ich Euch zur Last – hier würde ich eine Figura machen, die nicht allzu schön ausschauen möchte – neben all den reichen, jungen Leuten. Kurt hat wohl daran gethan, den Stand des Baumeisters zu ergreifen – es ist nicht nothwendig, dabei mit Prunk aufzutreten, aber der Degen, die Uniform, müssen erglänzen.«

Er sah recht traurig aus, und die beiden Eltern konnten nicht sprechen vor Wehmuth. Jetzt aber nahm Werneck das Wort aufs neue. Der richtige Augenblick schien ihm gekommen.

»Mein lieber Lieutenant,« begann er, »es ist wohl Hoffnung vorhanden, daß Sie mit einem Schlage die Lage Ihrer theuren Eltern – die Ihrige ändern, und zwar zu Ihrer aller Gunsten ändern können.«

Otto blickte ihn fragend an.

»Und das hinge von mir ab?« fragte er.

»Ja, mein Lieber.«

Die Eltern geriethen in große Angst – des Sohnes Entscheidung war wichtig für ihn, für sie – sie wußten schon, wohinaus Werneck wollte.

»Es handelt sich,« fuhr der Freiherr fort, »nur um Ihre Einwilligung – das andere übernehme ich. Würden Sie nicht geneigt sein, Ihre Hand einer Dame vor dem Altar

zu reichen, wenn Sie damit zugleich ein großes Vermögen erringen könnten?« platzte der Freiherr heraus, den Seemann unruhig anstarrend.

Otto trat einen Schritt zurück – seine Stirn legte sich in Falten.

»Verkaufen?« rief er, »mich verkaufen?«

»O weh – auch scrupulös,« murmelte der Freiherr. »Was nennen Sie verkaufen?« fragte er.

»Ich meine, das ist irgend so ein altes vergilbtes Fräulein, die hat einige tausende von Thalern liegen, und da soll ich den Ehemann abgeben – den –«

»O, mein Freund, ängstigen Sie sich nicht,« lachte der Freiherr. »Ein schönes, sittsames, junges Mädchen, eine Tochter aus edlem Geschlechte ist es, welche Ihnen Ihre Hand mit großem Vermögen bietet – mit einem Worte, Herr von Berchholz, wollen Sie mein Eidam werden? wollen Sie die alte, innige Verbindung zwischen unseren Familien erneuern, indem Sie meine Tochter Sidonie, das Hoffräulein der Königin, heirathen?«

Otto blickte erstaunt um sich – er faßte an seine Stirne. Er hatte so viel in der kurzen Zeit gehört – daß er zu träumen glaubte. Es war freilich ein neues Glück, das ihm blühen sollte.

»Ich – ich sollte – das Fräulein –«

»Von Werneck heirathen,« sagte Freifrau Sybilla.

»Sie ist schön?« fragte Otto.

»Schön – jung – edel – sittig – kurz, es ist eine Heirath würdig eines Freiherrn von Berchholz,« fiel Werneck ein, der begierig war, das Eisen zu schmieden. »Hören

Sie mich an, Sie müssen alles kennen lernen, bevor Sie sich entscheiden. Wenn ich unbescheiden genug bin, Sie gleich nach Ihrer Ankunft von solchen Dingen unterhalte, so ist es, weil die Zeit drängt. Sie werden mir Recht geben.«

Werneck bot jetzt seine ganze Beredtsamkeit auf. Er setzte mit der Klarheit, welche selbst untergeordneten Naturen eigen ist, wenn es sich um Erwerbung materieller Vortheile handelt, die Testamentsverhältnisse auseinander, er schilderte mit größter Genauigkeit die Vortheile, welche der Familie aus dem Besitze erwachsen müßten, wie sich alles wieder heben – Eichow in die Hände der Berchholz gelangen könne – er wies Otto darauf hin, daß er berufen sei, den Glanz der Familie zu erneuern und schloß mit der Andeutung, daß es auch dem Könige sehr willkommen sein werde, den verdienstlichen Officier mit Glücksgütern gesegnet zu wissen.

Otto von Berchholz dachte nach. Er war zwar mit innerer Empfindung begabt, er war eine ursprüngliche Natur – aber das rauhe Leben des Seemannes, die vielen Gelegenheiten, bei denen er gelernt hatte, seinem Herzen Zwang anzuthun, hatten bei ihm eine gewisse Gleichgültigkeit gegen plötzlich herantretende Ereignisse erzeugt. Er nahm sie hin, wie er auf dem Schiffe, auf offener See den Sturm hinnahm – er *mußte* kommen, man durfte und konnte ihm nicht ausweichen. Hätte er seine Hand verhandeln sollen an ein makelvolles – selbst an ein altes, häßliches Wesen – er würde sich gesträubt haben – aber

hier, hier war es eine schöne, junge, reiche Dame, die ihre Hand in die seinige legen sollte – es war das Glück seiner Familie, welches er begründen konnte – der Sturm war vorüber, die Sonne lächelte, der Seemann nahm beides als Ereignisse hin, denen er nicht ausweichen konnte noch durfte.

»Als ich, nun schon zwei Mal, in tobender See scheiterte,« sagte er nach einer Pause, »als ich bei Acodda in die Gefangenschaft der Kannibalen gerieth – als ich die Gräuel der französischen Kaper auf Sanct Thomas erlebte, da sagte ich mir ruhig: wenn's sein muß – wenn nichts anderes dazwischen fährt, so bin ich hin für dieses Leben – also gedulde Dich, Otto. Ebenso sage ich heute: ich willige gern ein, das schöne Fräulein von Werneck zu ehelichen, so sie mich zum Gatten mag und,« setzte er hinzu, »wenn nichts anderes dazwischen fährt.«

Die Eltern athmeten auf – hatten sie doch nur das Glück ihres Hauses im Sinne. Außer sich vor Freuden war aber Werneck.

»Es ist zwar ein wenig seemännisch der Vergleich zwischen den Lebensgefahren, den Wilden, den Kapern, mit der Heirath –« lachte er, »aber es ist zutreffend. Eine abschlägliche Antwort meiner Tochter ist nicht zu besorgen, ich *befehle*, also sehe ich Euch als meinen lieben Schwiegersohn an – ich eile hinweg, um meine Maßregeln zu treffen – lebt wohl, Freunde – leb wohl, mein Junge – o – Du wirst Deine Freude an dem schönen Mädchen haben – ein herrliches Paar.«

Er verließ, von Kaspar begleitet, das Zimmer.

»Da wären wir am Ziele,« jubelte er draußen, »ich werde nun den Kurt nicht weiter behelligen.«

»Aber Deine Tochter – –«

»Ist gar nicht mehr zu erwähnen,« brauste Werneck auf, »wird nicht gefragt. Ich befehle. Mein Kind darf mir niemand vorenthalten – Otto willigt ein – ist ein ehrenwerther Bursch – und den Herrn d'Aubreuil wird ein Machtspruch des Königs in die Schranken weisen – ich sehe Euch bald wieder.«

Als Freiherr Kaspar in das Zimmer zurückkehrte, fand er Mutter und Sohn beieinandersitzen.

»Das Fräulein ist also wirklich schön?« fragte Otto.

»Reizend,« sagte Sybilla.

»Sie wird mich nicht ausschlagen?«

»Der Vater befiehlt.«

»Hm – es wäre mir leid, wollte man sie zwingen.«

Kaspar seufzte.

»Und habt Ihr nicht,« fragte Otto, »an Kurt gedacht, ehe ich heimkehrte? Ihr hieltet mich für verschollen – der Freiherr meinte, ihn dränge die Zeit – weshalb suchte er nicht Kurt mit seiner Tochter zu verbinden?«

»Er versuchte es – aber es war umsonst – weil Kurt –«

»Nun ?«

»Weil Kurt liebt,« sagte Sybilla halblaut.

»Ah!« rief Otto, »er liebt? und wen?«

»Es ist ein Bürgermädchen –« setzte Kaspar zögernd hinzu.

»Warum zögerst Du?« rief der Seemann, »fragt ein Mensch, der liebt, nach Stand und Rang?«

»Es ist noch nicht von uns bewilligt,« sagte Kaspar scharf.

»Hm – Ihr entscheidet hier schnell. Wer ist Kurts Liebe denn?«

»Eine hübsche Meisterstochter – sie ist auch ein wenig Künstlerin.«

»Künstlerin ist sie?« rief Otto, die Mutter anschauend, »hm – es ist seltsam,« setzte er halblaut hinzu.

»Was ist seltsam?« fragte Sybilla.

»O – nichts – nichts –. Ich dachte nur nach – wie so manches sich wunderbar gestaltet. Ich bin kaum angelangt und bin Bräutigam – 's ist wunderlich.«

»Du bereust Dein Wort, Otto – ich meine Dich so zu verstehen.«

»O nicht doch, liebster Vater,« sagte Otto, seine Hand ergreifend, »nein – ist es ja Euer Glück, das ich fördere, und ich werde das Fräulein lieben lernen.«

Er fuhr unwillkürlich mit der Hand zum Herzen.

»Du hast eine Sache auf dem Herzen,« rief die Mutter, »was ist es – laß doch hören.«

Otto strich mit der Hand über die Augen, als wollte er Erinnerungen verscheuchen.

»Ha!« lachte er auf, »es war ein Mal so etwas – aber es ist längst verschwunden und es kehrt nicht wieder.

»Wo – wo – ist er? ist er hier? wo?« rief es von draußen.

»Kurt naht – er ist es,« rief Otto. »Hierher! hierher!«

Kurt hörte den Ruf – er riß die Thüre auf –

»Bruder – Bruder,« jubelte er.

»Mein Kurt,« rief der Seemann, und die Brüder sanken einander in die offen gehaltenen Arme.

Der Freiherr von Werneck hatte in größter Eile sich durch die Menschenmenge gearbeitet und war zum Schlosse hinaufgeeilt, woselbst er den Grafen von Wartenberg zu finden hoffte. Statt des Grafen traf er im Vorsaale den Hauptmann Eosander von Goethe, der mit einigen Baumeistern aus den Gängen des Schlosses kam. Eosander erwiderte die Begrüßung Wernecks sehr kalt, und auf des Freiherrn Frage: was diese Kälte bedeute? hatte der Hauptmann die Antwort:

»Sie haben eine ganz verteufelte Geschichte zu Stande gebracht, mein Herr. Wer heißt Sie, die Gräfin von Dingen in Kenntniß setzen, welche im tiefsten Geheimniß liegen? weshalb plappern Sie von Allegorieen – von Pasquills und ähnlichen Geschichten?«

»Mein Himmel!« rief der Freiherr, »haben Sie mich nicht selbst dazu animirt?«

»Freilich – aber Sie haben doch nichts entdeckt – Sie hätten keine Silbe davon sprechen sollen, bevor Sie nicht Beweise hatten.«

»Herr Hauptmann,« sagte halblaut der Freiherr. »ich bin auf dem besten Wege, die Sache zu erforschen.«

»Wie?« fragte Eosander, stutzig werdend.

»Allerdings. Ich werde Gelegenheit haben, in das sorgfältig gehütete Atelier Schlüters dringen zu können. Lassen Sie nur die Einzugsfeierlichkeiten vorüber sein – dann gehen wir frisch daran und entdecken des Komplott. Ich habe meine Helfer.«

Eosander verstand sein Gesicht wohl zu beherrschen. Er sagte mit freundlicher Miene: »trefflich! trefflich!« und eilte weiter.

»Er darf uns nicht den Ruhm der Entdeckung rauben,« sagte er leise, »die Gräfin muß zur Eile getrieben werden, sonst schnappt der Tölpel am Ende die Beute für sich fort.«

»Heda, Herr Hauptmann,« rief jetzt Werneck zurückkehrend, »ich hatte noch etwas vergessen. Ich bin Ihnen Offenheit schuldig. Die Heirath mit dem Kurt von Berchholz und meiner Tochter wird nicht mehr betrieben – lassen Sie sich sagen: Otto von Berchholz, der Seemann, ist angekommen. Ich arbeite im Interesse der gnädigen Gräfin und sie wird – denke ich mir, ihre Fürsprache bei des Königs Majestät nicht versagen – damit die Heirath bald zu Stande komme.«

»Alle Wetter, er geht schnell – er muß seine Entdeckungen betreiben,« murmelte Eosander, »ich darf keine Zeit verlieren, will ich ihm zuvorkommen.«

Das Mädchen von Sanct Thomas.

Die Brüder von Berchholz saßen noch lange bei einander, als die Scene der Bewillkommnung vorüber war.

»Und Du hast Dein Herz verschenkt?« lachte Otto, »Du willst also die reiche Erbin nicht freien?«

Kurt war aufgestanden.

»Ich habe einen harten Stand mit dem Vater,« sagte er, »der tolle Werneck hatte ihm die Sache so schlimm vorgestellt, daß ich nicht von meiner Liebe zu sprechen wagte. Es handelt sich nicht nur darum, daß ich mir eine Stellung erringe – daß ich frei auftreten kann und nicht mehr der Eltern bedarf.«

»Dein Mädchen ist also wohl schön?«

»O – sähest Du sie nur ein Mal, Bruder, würdest Du nur in ihre Nähe kommen, Du hättest sicherlich diese meine Liebe ganz erklärlich gefunden. Dora ist schön, gut und – klug. Ich habe den Zwang, den mir der Name auferlegt, abgeworfen – ich bin Künstler mit Leib und Seele und das ist es, was mich vor allem bestimmt. Ich will wählen, wie mein Herz mir vorschreibt; zu dem, der in Schlüters Nähe, unter seiner Leitung dachte, schaffte und lernte – paßt nicht ein Edelfräulein, das nur die Vergnügungen des Hofes kennt und liebt und wäre sie selbst so schön als Sidonie von Werneck.«

»Diese kleine Werneck ist also sehr schön?« fragte Otto.

»Es ist ein reizendes, ein sehr liebenswürdiges Mädchen. Aber ich gebiete nicht mehr über mein Herz – ich darf nicht die erbärmlichen Interessen über meine Liebe, meine heiligsten Empfindungen stellen.«

»Hm – hm – Du hast Recht,« sagte Otto, tief athmend, »sonst wäre die Partie also sehr schön und annehmbar.«

»Sie könnte es sein. Das arme Fräulein aber würde immer ein Opfer sein, wenn ich auch selbst meine Hand ihr reichte.«

»Hoho!« lachte der Seemann, »Du bist ein schmucker Bursch, mein Bruder – sie könnte am Ende schlechter fahren – wenn sie den anderen ihr bestimmten Gatten nehmen muß.«

»Du kennst den Handel also schon?«

»Niemand kennt ihn besser, als ich,« rief Otto, »denn als ich ankam, traf ich just den alten Freiherrn hier – nach den ersten Begrüßungen erfuhr ich aus seinem Munde, wie sehr sich alles zum Nachtheil für uns gestaltet – wie Hab und Gut der Eltern bis auf weniges fort und nicht mehr zu erringen sei – wie ein Testament des alten Döbbern bestehen –«

»Nun, und?« sagte Kurt gespannt.

»Nun,« fuhr Otto fort, »der Freiherr malte das alles gut aus – den Gewinn für unsern Namen, die Hebung der Familie, welche bei der heutigen Pracht und Prunksucht – bei den großen Ereignissen, die sich vollzogen haben, nur durch ansehnliche Geldmittel wieder zum alten Glanz erhoben werden könne. Er hat mir gezeigt, daß es leicht geschehen könne, denn Sidoniens Hand ist der Schlüssel zu dem goldenen Kasten, in welchem die Gelder liegen, und – das Ende vom Liede war, daß Werneck und unsere guten Alten mir die Hand Sidoniens antrugen.«

»Ha!« rief Kurt aufspringend, »ich dachte es mir wohl – und Du?«

»Ei nun, mein Junge – ich werde nicht nein sagen.«

»Otto! wäre es möglich?«

»Warum nicht?« sagte Otto, ein wenig betroffen zwar, aber doch fest im Entschlusse, »warum nicht? Ich bin ein redlicher Kerl – ich habe Aussicht, vorwärts zu kommen mit dem Degen, und unser Name ist ein guter – wenn ich unserer Familie zum Ansehen verhelfen kann durch diese Heirath, weshalb soll ich es nicht thun? Dir wäre ich gern gewichen, mein Junge – aber Du willst ja die Werneck nicht – Dein Herz ist gefesselt – Du liebst die schöne Dora – also will ich mein Heil versuchen und wenn das Fräulein so schön, so edel – und am Ende so reich ist – na – ein ganz unreputirlicher Mann bin ich denn doch auch nicht.«

Der Lieutenant hatte sich erhoben und einige Schritte im Zimmer auf und nieder gethan. Kurt betrachtete des Bruders schöne und kraftvolle Gestalt, seine gebräunten, aber dennoch edlen Züge, die trotz des noch jugendlichen Alters von jenen leichten Furchen durchzogen waren, welche Mühe und Erfahrungen in das Antlitz des Menschen zeichnen – Kurt dachte aber auch an Sidonie, an den armen d'Aubreuil, dem der tückische Zufall schon wieder ein neues Hinderniß in den Weg schleuderte – ein Hinderniß, welches kaum zu beseitigen möglich war. Otto liebte nicht wie Kurt. Er war sicherlich eine viel härtere, gleichgültigen Natur.

»Und hat Dir Werneck,« fragte Kurt, »nichts weiter mitgetheilt? Hat er Dir keine Schilderung von Sidoniens Kummer gemacht?«

Als Kurt diese Worte sprach, trat so eben der Freiherr Kaspar von Berchholz in das Zimmer.

Kaspar von Berchholz hatte seines Sohnes Worte gehört.

»Kurt,« rief er unwillig, »Du bist schon wieder am Zerstören unserer Hoffnungen, wie es scheint. Laß Otto sein Heil versuchen. Werneck will ihm Sidoniens Hand geben – greife nichts Leben Deines Bruders.«

»Es ist meine Pflicht, ihm zu sagen, was Ihr verschwiegen habt,« rief Kurt.

»Und wie willst Du ersetzen,« rief Kaspar im Zorn, »was Du zerstörst – hast Du einen Ersatz?«

»Gewiß, mein Vater. Ich habe keine Sorge um Otto – sein Weg wird ein glänzender sein, auch ohne den Mammon des alten Döbbern – was kümmert uns Werneck, der in bösen Tagen sich nicht sehen ließ? Otto ist Soldat – er wird steigen und des Königs Gnade fehlt ihm nicht. Ich – ich werde –«

»Nun? was wirst Du?«

»Ich werde steigen mit Andreas Schlüter, dessen Ruhm mit jedem Tage wächst, dem nichts mißlingen kann, der bestimmt ist, Berlin zur ersten Stadt des deutschen Reiches zu machen, durch seine herrlichen Schöpfungen und der mich mit empor nehmen wird zur höchsten Stufe eines Ruhmes.«

»Und wenn das nun nicht eintreffen sollte – wenn Schlüter nicht stiege – wenn er fiele?«

»Pah – ein Mann wie Andreas Schlüter kann nicht fallen – ihm mißglückt kein Werk, und nur durch seiner eignen Werke Mißlingen könnte Andreas sinken.«

»Aber so laß doch Deinen Bruder seinen Weg gehen.«

»Er mag ihn gehen, wenn er alle Hindernisse kennt, welche er übersteigen muß.«

»Hollah, das wird ernst,« rief Otto jetzt. »Ihr und der Werneck – Ihr habt mir da was verschwiegen. Ich nehm's Euch nicht übel, Herzensvater – das Geld blitzt gewaltig – aber ich doch wissen, was mir blüht.«

Kaspar warf zornig und verlegen das Haupt.

»Es ist nur eine Kleinigkeit,« sagte Kurt, »das Fräulein liebt bereits.«

»Sie liebt?« rief Otto, »das ist freilich ein Hinderniß.«

»Sie liebt einen edlen und schönen jungen Mann – unser Vater, Werneck – ich selbst, wir waren Zeuge der Schwüre der beiden Liebenden. Ich würde niemals des Fräuleins Hand angenommen haben, hätte ich auch Dora nicht geliebt – denn ich kann ein erzwungenes Gelübde nicht für bindend halten.«

»Und wer ist der Erwählte?«

»Anatole d'Aubreuil, Officier bei den *Grands Mousquetaires*.«

»Ah – das ist ein respektabler Nebenbuhler.«

»Es ist ein edler, braver, junger Mann – arm, gar sehr arm.«

»Das ist schon ein großer Fehler,« sagte der Seemann, »ein Fehler, den wir am Ende auch haben.«

»Aber er hat seinen Degen.«

»Daraus schlägt er kein Geld.«

Kurt blickte den Bruder fast unwillig an – nach der eben wieder stattgefundenen Vereinigung sollte schon eine Wolke der Mißstimmung zwischen den Brüdern sich erheben.

»Geld, nein,« rief der leidenschaftliche Kurt, »aber er schlägt mit seinem Degen an das Wappen Wernecks, wenn dieser sein Kind durchaus verhandeln will – in seiner Verzweiflung würde Anatole fähig sein, die Rechte seines Herzens mit der Waffe zu schützen.«

»Oho,« sagte der Seemann langsam und mit strengen Blicke, »das ist eine andere Sache. Wenn ich von solchen Dingen höre, dann – mein Junge – dann ist von Zurücktreten keine Rede – ich weiche niemals einer Drohung, und wenn der Monsieur Aubreuil seine vermeinlichen Rechte mit dem Degen durchsetzen will, dann steht ihm die Probe bevor, die er mit dem meinigen machen muß – und es wird sich zeigen, ob der Landofficier oder der Seelieutenant besser mit der Klinge umgehen kann.«

»Um Gottes Willen keine Duelle,« rief Kaspar ängstlich.

»Und wenn Du siegtest, Otto,« fuhr Kurt fort, »wenn der arme, unglückliche Aubreuil im Blute vor Dir läge – würdest Du deshalb den Einzug in Sidoniens Herz halten?«

Otto zuckte schweigend die Achseln.

»Nein – Du würdest es nicht. Es ist nicht denkbar, daß Du Sidonien freien könntest, nachdem Du den Mann ihrer Liebe niedergestreckt hättest. O – Du bist ein rauher, durch Wetter und Gefahr verhärteter Mensch – Du kannst

Dir keine Liebe, die Gewalt derselben, die Qual und Sorge des Verzweifelnden denken – Werneck hat richtig gewählt. Du wirst die arme Sidonie freien – weil das Geld für uns auf dem Spiele steht. Dein Herz kennt so zarte Regungen nicht – hättest Du jemals geliebt mein Bruder, Du würdest milder und versöhnlicher denken, würdest den Antrag Wernecks abweisen – aber so – diese zarten Regungen haben die Saiten in Deiner Brust erzittern machen, sonst hättest Du Mitleid für die arme Sidonie.«

Otto hatte diese Worte seines Bruders schweigend – gesenkten Hauptes angehört. Als Kurt geendigt, hob der Seemann den Kopf und blickte fast wehmüthig den Bruder an.

»Du irrst,« sagte er nach einer Pause, »mein Herz ist nicht so hart – so verschlossen den milden Regungen, als Du glaubst. Auch mir ist schon einmal dieses wunderbare und herrliche Gefühl durch die Brust gezogen, welches Ihr Künstler und Poeten die *Liebe* nennt. Aber – ich sagte es vorhin schon der Mutter – es ist schon ein Weilchen her und es ist entschwunden.«

»Wär's möglich?« rief Kurt freudig, »und wohin kam Dein Glück – Deine Liebe?«

»Wohin?« sagte Otto träumerisch, »wohin? ich weiß es nicht. Es sank vielleicht hinunter in die blauen Wellen – wo so viel – so viel hinabgesunken ist, und weil es wohl für immer entschwand, hat mich sein Verlust wohl so rauh – so gleichgültig gemacht.«

»Es ist Dir nahe gegangen, wie es scheint,« warf der alte Freiherr ein.

Der Seemann hatte am Erkerfenster Platz genommen. Durch diese strahlte der Glanz der hellen und freundlichen Maisonne, ein lauer Wind bewegte die Banner auf den Häusern und die über die Gasse gespannten Guirlanden in der Heiligengeiststraße. Das Getümmel der Menschen drang herauf – aber die drei Berchholz saßen stumm bei einander. Otto war in neues Träumen versunken – dann raffte er sich plötzlich auf und schaute den Bruder und Vater an.

»Ich will's Euch erzählen,« sagte er, »weil Kurt mich gar rauh und hart verschreien möchte. Es ist eine seltsame kleine Geschichte.«

Er schloß das Fenster, um den Lärmen der Gasse ein wenig zu hemmen und begann dann mit halblauter Stimme:

»Ihr wißt, daß schon zu Lebzeiten *Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten*, die Angelegenheiten der *brandenburgischen Marine* einen guten Fortgang gewonnen hatten. Als unser brandenburgischer Admiral *Otto von Gröben* die Flagge seines Gebieters auf der Goldküste von Afrika entfaltete, da war es ein großes Drängen und Treiben in allen Häfen der Holländer, der Franzosen und Engländer. Als Fort Friedrichsburg erbaut worden und wir festen Fuß im heißen Afrika gefaßt hatten – bekamen sie vor uns Respekt. Die afrikanische Gesellschaft hielt der wackere Raulé aufrecht, und Ihr wißt auch, daß wir Brandenburger von den Dänen die Ansiedlung auf ihrer Insel Sanct Thomas erkauften. Daselbst ging es gut für

uns. Wo noch vor kurzem der glühende Sand der westindischen Inseln in weiter Strecke sich dehnte, da stiegen bald unsere Waarenhäuser und Anlagen empor, und von Zeit zu Zeit kamen unsere Schiffe dahin, um Handel zu treiben, die Negersclaven zu verkaufen und die Ansiedler mit allem zu versorgen. Ich habe eine solche Reise mitgemacht.

»Es war im Jahre sechszehnhundert und vierundneunzig, als ich mit Blonk, der unser Schiff kommandirte, auf Sanct Thomas landete. Die Insel ist ein schönes, wenn auch wasserarmes Eiland, hohe Gebirge, tiefe Wälder ziehen sich bis ins Innere, an den Küsten ist der tiefe Sand schon den Ansiedelungen gewichen, und als wir landeten, hoben sich die weißen Häuser unserer Kolonisten aus grünen Feldern von Mais und Rohr ganz freundlich hervor. Man nahm uns gut auf. Die kleine Fregatte »der Blitz« hatte dreißig Mann an Bord, die sich bald vertheilten – und Blonk brachte uns in den Häusern der Ansiedler unter, während ein Theil der Leute am Bord der Fregatte blieb. War es eine innere Stimme, die sich oftmals im Menschen kundgeben soll? war wirklich eine auffällige Bewegung vorhanden, die anderen meiner Kameraden entging? genug, ich glaubte schon am ersten Tage unter der Negerbevölkerung eine besondere Aufregung zu bemerken. Ich theilte Blonk meine Beobachtungen mit; er lachte dazu. Wir blieben oftmals lange am Ufer, wenn schon die Nacht sich auf der Insel trieb und dem Meere lagerte. Wir sahen den Sonnenball in die Wogen sinken, die Mondesscheibe heraussteigen, und schweiften

mit unseren Gewehren durch die schönen Wälder, reiche Jagdbeute heimbringend.

»Es sind französische und holländische Schiffe im Norden der Insel gelandet,« hieß es eines Tages. Die Holländer standen sich sehr gut mit uns, die Franzosen schlecht. Sie waren in dem Rufe, die Völker unter einander zu hetzen – sie durften freilich auf Sanct Thomas, das den Dänen gehörte, keine großen Sprünge machen, und die Ruhe schien ungestört. Eines Tages war ich, von dem Packhause unserer Kolonie ausgehend, in den großen Wald gekommen, der sich durch eine Schlucht nordwärts gegen das Innere hin erstreckte. Ich hatte ein Wild verfolgt, war über die Gießbäche gesprungen, die hier allein den Einwohnern Wasser spenden, und hatte mich bald in dem Geschlinge von Farrenkräutern und Lianen verirrt, so daß ich in dem finstern Walde nicht rück- noch vorwärts zu finden wußte. Ich rief – ich gab Feuer aus meinem Rohre – es blieb ringsum still, und nur das angstvolle Schreien der erschreckten Vögel antwortete. Allmählich ward es Abend, die Sonne begann jene röthliche Farbe anzunehmen, in welche sie sich vor ihrem Scheiden kleidet. Ich schritt aufs Geradewohl weiter, die gefüllte Jagdtasche hatte ich an der Seite, meine Sorge des Hungers wegen war nicht groß, aber mir bangte vor der Verirrung; denn die riesigen Pflanzen wurden immer dichter, und die Wurzeln, die Felsen schienen im Lichte der sinkenden Sonne ganz wunderbare Gestalten anzunehmen; mir ward unheimlich, als ich hie und dort das Geheul eines

Thieres, das Rascheln einer Schlange oder sonstiger Ungeheuer vernahm.

Wohin ich gegangen bin, – ich weiß es nicht mehr, ich richtete, wie der Seemann meistens thut, den Weg nach Norden und gelangte auf einen freien Platz. Es war eine lichte, grüne Wiese, von kleinen Bergwänden umrahmt – die großen Blätter der Pflanzen nickten hier im Abendwinde – ein kleiner Bach schlängelte sich durch die Matte – Schwärme von Enten zogen durch das Rohr eines Sumpfes. Dieser Anblick war wohlthuend, und ich machte eben Anstalt, durch die Wiese zu gehen, als plötzlich drüben an dem Bergeshange die Gestalt einer Frau aufwachte. Ich blieb unwillkürlich gefesselt stehen, denn selten hatte ich Aehnliches erblickt.

Meine geübten Augen erkannten ein schlankes, schönes Mädchen. Sie war ganz auf europäische Weise gekleidet. Ein leichtes, schneeweißes Gewand umgab ihre reizende Gestalt, es wallte in Falten hernieder, ein blaues Band schmiegte sich um die Hüften, und unter dem breiten, spanischen Strohhute, der ihr liebliches Antlitz beschattete, quollen die langen, blonden Locken hervor. Die ganze Erscheinung hatte etwas Ueberirdisches – denn das Mädchen stand auf dem Felsen von dem Strahle der Sonne umspielt, der durch die Zweige fiel und sie gar herrlich beleuchtete. Sie hielt Blumen in ihrer Linken und sah mich verwundert an. Ich machte eine bittende Geberde; das Mädchen winkte freundlich und, ohne auf die Klippen, die Gesteine zu achten, stieg sie schnell zu mir hernieder. Ich zog meinen Hut und neigte mich – und

war ganz erstaunt, als sie mich in deutscher Sprache anredete.

»Ihr seid ein Mann von dem brandenburgischen Schiffe,« sagte sie.

Ich bejahte es.

»Ihr habt Euch verirrt.«

»Es ist so, schönes Fräulein,« sagte ich.

»Ich will Euch den Weg ins Freie zeigen.«

Sie schritt leicht und schwebend vor mir her in den Wald, der anfangs immer dichter ward; der Weg wurde so breit daß wir nebeneinander schreiten konnten. Ich begann ein Gespräch mit ihr und erfuhr, daß sie mit dem holländischen Schiffe gekommen sei; ich bemühte mich, weiter von ihr etwas zu erfahren, aber sie wich meinen Fragen aus und plauderte mir in lieblichster Weise von den Schönheiten der Insel, von den Pflanzen und Schmetterlingen. Ich kann nicht beschreiben, wie sehr mich dieses liebliche Wesen anzog, wie ich ganz bezaubert war von ihrer Erscheinung, dem kindlichen Wesen, und ich bemerkte mit Trauer, daß der Weg sich ganz öffnete, und auf eine breite, ausgetretene Straße führte.

»Wenn Ihr dort hinein zur rechten Hand geht, könnt Ihr nicht fehlen,« sagte sie, »dieser Weg bringt Euch zu den Ansiedelungen der Brandenburger – lebt wohl, mein Freund.«

Sie reichte mir die Hand.

»Und soll ich scheiden, ohne zu wissen, wer meine freundliche Führerin war?« sagte ich.

»Was thut der Name,« lachte sie, »ich bin Eure Landsmännin, eine Freundin der Verirrten.«

Sie winkte zum Abschied, blieb stehen, ging einige Schritte und kehrte dann zu mir zurück. Ihre schöne, von der Sonne leicht gebräunte Hand ruhte auf meiner Schulter.

»Mein Freund,« sagte sie schnell, »geht an Bord Eures Schiffes; die Franzosen sind keine gute Nachbarn.«

Nach diesen Worten eilte sie von dannen. Ich wollte ihr nach, aber sie hatte einen Seitenpfad gewonnen und erschien bald in einiger Entfernung von mir auf dem nächsten Hügel; ich trat den Heimweg an und sah sie noch lange genug im Abendlichte auf der Höhe stehen, bis eine Windung der Straße sie meinen Blicken entzog.

In Gedanken vertieft langte ich auf den Kolonien an und suchte bald mein Lager. Ich gestehe, daß ich über des Mädchens Anblick alles vergessen hatte. Mir war in solcher Einsamkeit diese Erscheinung doppelt reizend gewesen, und meine Gedanken beschäftigten sich nur mit dem lieblichen Bilde. Wer war sie? Wo kam sie her? Wie fand sie sich in jener Wildniß zurecht, daß sie mir als Leiterin dienen konnte? Die schöne Deutsche wieder aufzusuchen, war mein sehnlichstes Verlangen, und mit Plänen für die nächste Jagdfahrt beschäftigt, schlummerte ich ein.

Ich hatte noch nicht lange in einer Art von Halbschlaf gelegen, als mich das Krachen von Gewehrfeuer weckte – ich meinte zu träumen und erhob mich von meinem Lager – jetzt vernahm ich deutlich die Schüsse, ich hörte

die gellenden Töne einer Alarmglocke, sah durch die kleinen, nur mit Netzen vergitterten Fenster das Aufblitzen, und es schien mir, als wüthe nicht weit von dem Hause eine Feuersbrunst. Im Nu war ich ganz vom Lager auf, ergriff meine Waffe und stürmte hinaus. Draußen kamen mir schon einige unserer Leute entgegen – verworrenes Geschrei tönte – der Meereswind trieb eine Masse von Funken über den Platz des Packhauses.

»Verrath! Verrath!« riefen viele Stimmen.

Ich sah flüchtende Weiber der Ansiedler mit den Kindern in ihren Armen vorübereilen, ein wildes Geschrei tönte aus der Ferne.

»Was gibt es? welch ein Unheil,« rief ich dem nächsten Soldaten zu.

»Rettet Euch,« hieß es, »die französischen Kaper überfallen die Kolonie – sie brennen alles nieder – was sich zur Wehre setzt, wird niedergemetzelt.«

Ich stand nur einige Sekunden rathlos – die Warnung des Mädchens fuhr mir durch den Sinn – die Franzosen waren also über unsere Besitzungen hergefallen. Von einem Zusammenhalten der kleinen Mannschaft konnte nicht die Rede sein; jeder mußte für sich selbst sorgen. Ich stürzte, den Säbel in der Faust, durch die Flüchtenden.

»Auf das Schiff! An die Boote!« hörte ich Blonk rufen.

Es war auch der einzige Weg zur Rettung – unsere Fregatte mußte erreicht werden. Ich eilte zur Küste, aber die Franzosen, welche die ganze schwarze Bevölkerung aufgewiegelt hatten, waren schon dort postirt. Sie feuerten

auf alle, die sich nahten. Die Gebäude der brandenburgischen Ansiedelung standen in Flammen – und in dem Scheine des Feuers, dessen Funken wie Regen auf den Strohdächern niederfielen, bewegten sich plündernd und heulend, mordend und johlend die Gestalten der durch Branntwein furchtbar erhitzten Neger.

Ich war abgeschnitten von den Booten, den einzigen Rettungmitteln; ich irrte in dem Gewühle umher und suchte den Wald zu gewinnen, da stürzten mir fünf bis sechs Kerle entgegen. Schwarze Bursche waren es, von einem Creolen geleitet, der in zerlumpter, französischer Uniform steckte.

»Da ist einer von den Brandenburgern,« brüllte der Kerl in halb holländischer, halb französischer Sprache.

Alle fielen mich an – ich wehrte mich einige Zeit lang – hieb den ersten Angreifer nieder, ein Kolbenschlag streckte mich zu Boden – ich sank und fühlte nur, ehe meine Sinne ganz entschwanden, wie ich über die Erde fortgeschleift ward.

Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, sah ich mich auf einem weiten Platze; ich erkannte ihn bald wieder: es war dieselbe Stelle, wo ich tags zuvor das schöne Mädchen gefunden hatte. Um mich her hatten sich wohl an hundert Schwarze gelagert, unter ihnen bemerkte ich auch Franzosen. Die Bande war beschäftigt, die Beute zu theilen. Ueber den Baumgipfeln sah ich noch Rauch aufsteigen. Ich suchte meine Erinnerungen zu sammeln, und es war mir bald klar, daß ich ein Gefangener sei, dem wohl ein schlimmes Loos bevorstehe, denn ich entdeckte,

daß meine Feinde am Rande der Wiese einen Pfahl in die Erde getrieben hatten, dessen Flächen mit Stricken behangen waren. Ich kannte diese Pfähle von Guinea her, wo wir sie bei den wilden Stämmen oft genug gesehen hatten, sie waren Marterstätten für die Gefangenen.

Ich blieb nicht lange in Zweifel. Einige der Schwarzen näherten sich mir. Sie sprachen holländisch und zeigten mir an, daß ich sterben müsse. Ich wußte, daß bei diesen entarteten Heiden nicht auf Mitleid zu rechnen sei, – und ergab mich in mein Schicksal. Man führte mich unter Geheul und dem Blasen auf großen Muscheln zu dem Pfahle, ich ward mit Stricken gefesselt. Als diese Fesseln meine Glieder umspannten, sah ich auf dem Hügel mir gegenüber eine weiße Gestalt – es war das Mädchen – sie blickte in das Getümmel und verschwand dann wieder in dem Gebüsche. Meine Peiniger hatten unterdessen die abscheulichen Vorbereitungen begonnen, welche darauf hindeuteten, daß ich nicht nur getödtet, sondern zu Tode gemartert werden solle. Sie luden ihre Büchsen begannen nach kleinen Pflöcken zu schießen, welche rings um den Pfahl aufgesteckt waren. Nach jedem Schuß hörte ich das Zischen der Kugeln, sah sie dicht neben mir einschlagen und erwartete jeden Augenblick, getroffen zu werden. Ihr könnt also denken, daß ich den Tod zehnfach erlitt. Ich schloß die Augen.

Es fielen noch einige Schüsse, dann vernahm ich plötzlich lautes Gespräch, das in einen Streit überging – die Schüsse fielen nicht mehr – als ich die Augen öffnete, sah ich mir gegenüber ein seltsames Bild. Die Schwarzen und

die Franzosen waren auf einem Haufen zusammengetreten und stritten heftig mit einer Schar neu angekommener Bewaffneter – in welchen ich Holländer und Dänen erkannte, denn sie führten ihre Standarten – aber inmitten dieser Leute sah ich wieder die Gestalt des Mädchens. Sie sprach heftig – fast befehlend – und wendete sich oft an den holländischen Officier, der sich durch eine rothe Hutfeder auszeichnete. Die Franzosen agirten sehr lebhaft; man deutete auf mich.

Ich schöpfte Hoffnung, als ich das Mädchen wieder sah – ich hatte eine Ahnung, daß sie mir Rettung bringen werde – ich täuschte mich nicht. Nach einiger Zeit sah ich, wie die Holländer ihre Gewehre aufnahmen; die Franzosen zuckten die Achseln, sie sprachen zu den Negern, dann kam eine Patrouille der Dänen, von dem Mädchen geführt, an den Pfahl.

»Sie werden in die Hände der Dänen geliefert,« sagte die schöne Jungfrau, »es war die höchste Zeit.«

Wenige Minuten später war ich frei, und obgleich bis zum Sinken matt, schritt ich doch mit meinen Befreiern vorwärts, von dem schrecklichen Platze hinweg in den Wald.

»Ihnen danke ich zum zweiten Male,« stammelte ich matt, als wir die Neger und Franzosen hinter uns hatten.

»Es ist Pflicht, den Landsleuten zu helfen,« sagte sie, »ich kam durch glücklichen Zufall dort an, als Ihr dem Tode nahe waret.«

»Aber wer sind Sie, schönes wunderbares Kind?« rief ich, ihre Hand fassend.

»Ich gelte etwas bei den Holländern,« sagte sie, »und da Franzosen wie Räuber Eure Kolonie überfielen, diese Insel aber unter dänischem Schutze steht, holte ich die Helfer herbei –«

»Und Euer Name? Euer Stand?«

»Nennt mich *Helene*,« sagte sie, »ich bin eine Reisende. Ich kam mit holländischem Schiffe von Surinam.«

»Aber was thun Sie, mein schönes Fräulein, so fern vom Vaterlande, hier in der Einöde? unter den rohen Leuten?« sagte ich erstaunt.

»Ei nun – ich bin eine Reisende – ich sammle – ich male – ich studire die große, schöne Natur.«

Wir waren endlich an den Rand des Waldes gelangt. Links erblickte ich Häuser, welche die Holländer inne hatten.

»Wir können den Brandenburger nicht weiter schützen,« sagte jetzt der Officier zu Helene, »es ist gefährlich für uns. Die Franzosen sind mit den Schwarzen verbunden – was hält sie ab, über unsere Kolonie herzufallen? Sie sind wüthend, daß ihnen der Mann entrissen ward; alles, was wir Ihnen zu Liebe thun konnten, Fräulein, das haben wir gethan. Auch die Dänen müssen vor den französischen Kapern auf der Hut sein.«

»Und wohin soll der Arme gehen?« fragte das Fräulein.

»An den Meeresstrand. Die brandenburgische Fregatte wird noch auf See sein – er mag sich dahin retten.«

»O, nehmt ihn mit Euch,« bat Helene.

Aber der Holländer war nicht zu bewegen – seine eigene Sicherheit lag ihm näher.

»Ich wette darauf,« sagte er, »daß die Franzosen umherspioniren. Sie sind nur unseren Gewehren gewichen, sie werden in großer Zahl wieder kommen.«

Helene nehm mich bei der Hand.

»Verbergen Sie sich hier; ich kehre bald wieder,« sagte sie, auf ein Gebüsch deutend.

Die Holländer waren schon einige Schritte entfernt. Helene folgte ihnen, und ich kroch in den Busch. Es ward wieder still um mich her – ich meinte wohl die Stimme der Verfolger zu hören, und die Zeit verstrich mir langsam, aber ich dachte inmitten der Sorge um meine Freiheit und Leben, meiner schönen Retterin – ich hoffte wieder auf sie. Es rauschte in den Büschen – ich ergriff einen Knüttel, den ich mir als Waffe genommen – aber statt eines Feindes erschien Helene wieder.

»Kommt schnell,« flüsterte sie, »ich will Euch führen. Hier seid Ihr nicht sicher; die Franzosen streifen bis an den Rand dieser Besitzungen. Aber ich habe einen guten Versteck für Euch.«

Ich reichte ihr die Hand, und sie führte mich in den schmalen Waldpfad, dessen Gestrüpp das Gehen für uns beschwerlich machte. Sie reichte mir eine Flasche mit Wein gefüllt; ich stärkte mich. Ohne zu sprechen, zuweilen lauschend, legten wir den Weg zurück, der in eine felsige Schlucht hinein sich verlor. Hier war kein Pfad mehr zu erkennen, aber Helene hob die Schlingpflanzen, welche einem Vorhange gleich von den Stämmen niederhingen, empor und schlüpfte in das Dunkel. Wir kamen zu einem kleinen Bergkessel; Helene stieg an der Wand, die

sich sanft abdachte, empor und da ich folgte, standen wir bald vor dem Eingange einer kleinen Höhle.

»Hier seid Ihr sicher,« sagte sie, »bis Eure Leute Euch retten.«

»Aber wie sollen sie meinen Versteck erfahren?«

Helene winkte mir zu folgen. Sie schritt um den Felsen, welcher die Höhle enthielt, und nach kurzem Wege sah ich von dem Abhange das Meer – und in Kanonenschußweite die Fregatte »*Blitz*«, von deren Gaffel die brandenburgische Flagge wehte.

»Wenn Ihr von hier aus ein Zeichen geben könnt – so müssen sie es sehen,« sagte Helene.

Ich machte Zeichen mit einem Tuche – man bemerkte es nicht auf dem Schiffe.

»Wir müssen abwarten,« sagte sie, »kommt hinein.«

Sie führte mich in die Höhle. Ich war trotz der Ermattung und Aufregung dennoch erstaunt von dem, was ich hier sah. Die Höhle war mit Matten behängt, an diesen hatte eine ordnende Hand kleine Holzlager aufgeschichtet, auf den Lagern waren allerlei Gegenstände ausgebreitet, die einem Naturaliensammler die höchste Freude verschafft hätten. Da lagen köstliche Muscheln, ausgeweidete Vögel mit prachtvollem Gefieder, Blumen in kunstgerechter Weise gepreßt und schimmernde Krystalle. Ein großer, mit Glas bedeckter Kasten enthielt wundervolle Schmetterlinge, die sauber aufgespannt waren,

Korallen und Seesterne waren auf einem Brette ausgebreitet, und ein großes über ein Reißbrett gezogenes Papier zeigte drei bis vier vortreffliche Zeichnungen von Schmetterlingen und Pflanzen.

»Sie sind verwundert,« sagte Helene, »diese Dinge hier zu finden. Dies ist mein Arbeitskabinet,« setzte sie lachend hinzu, »ich trage hier meine gesammelten Schätze her, ich speichere sie auf. Ei, mein Freund, nicht nur die Männer vermögen es, den Schrecken und Gefahren langer Reisen zu trotzen, wenn es gilt, der Kunst und Wissenschaft Dienste zu leisten; auch die Frauen vermögen dies.«

»Sie sind also,« rief ich aus, »aus Liebe zur Wissenschaft hier – so fern vom Vaterlande?«

»Nur deshalb,« sagte Helene, sich anmuthig auf ein bemoostes Gestein niederlassend. »Ich ging fort aus Deutschland – in die weite Welt – über die Meere – begeistert für Reisen und Sammeln. Ich reise unter holländischem Schutze – ich habe alle die Inseln besucht, die dort in blauer Ferne schimmern – ich war in Surinams mächtigen Wäldern – ich brachte die schönsten Käfer, Schmetterlinge und Pflanzen mit – seht Ihr? dort zeichne ich auch nach den Modellen, welche die Natur mir leiht – Ihr werdet dereinst von mir hören, wenn ich am Leben bleibe.«

»Aber wer sind Sie, wundersames Kind?« rief ich entzückt. »Ihr Name? Ihre Vaterstadt?«

»Forscht nicht danach,« sagte sie sanft abwehrend, »ich hoffe, Ihr kehrt in die Heimat zurück – und ich mag

nicht, daß man erfahre, wo Helene weilt, bis ich heimkehre reich beladen mit Schätzen. Ich will nicht, daß man wisse, wo ich bin; ich mag nicht ausgespürt werden. Die Holländer sind meine Freunde, sie berichten nicht in die Heimat und wie lange dauert es auch bis dahin Nachricht kommt – ich kehre schon wieder heim – vielleicht sehen wir uns dann wieder.«

»Ich hoffe es,« rief ich.

»Ich verlasse Euch jetzt,« sagte sie. »Bleibt hier. Seit vier Wochen bin ich mit den Holländern auf dieser Insel, ich habe die Wege ringsum kennen gelernt – ich streife durch die Waldung – weshalb habt Ihr meinen Wink nicht genutzt? – doch es ist zu spät; längst schon haben die Franzosen einen Anschlag gegen die brandenburgische Kolonie beabsichtigt – Ihr seid in Gefahr, so lange Ihr auf der Insel weilt, und diese Holländer wagten kaum, Euch zu retten. Ich kehre bald wieder,« fuhr sie fort, ihren Hut in die Locken drückend und die Höhle verlassend.

Ich war von all dem Erlebten ganz betäubt. Als ich allein war, suchte ich die Klippe wieder auf – ich gab Zeichen nach dem Schiffe – man bemerkte mich nicht. Ich sah, wie kleine Botte sich um die Fregatte bewegten – wenn sie die Anker lichtete; wenn sie fortsegelte, so war ich allein auf der vom Feinde besetzten Insel.

Helene kam abends zurück, sie brachte mir Lebensmittel, sie zeigte mir ihre neueste Beute an Pflanzen und Schmetterlingen; wir plauderten von der Heimat, von dem glücklichen Leben in Deutschlands Fluren; ich nahm

Abschied von ihr, als die Sonne sank. In der Nacht, welche der Vollmond erleuchtete, sah ich die Lichter der Fregatte blinken – sie war noch in Sicht.

So vergingen zwei Tage. Helene erschien mir immer lieblicher, immer schöner. Sie war mein Schützer geworden; ich fing an zu wünschen, daß ich auf der Insel bleiben müsse, da brachte sie mir die Nachricht, daß die Franzosen bis an die Küste streiften – ich konnte entdeckt werden. Abends erschien Helene wieder. Ihr schönes Gesicht war halb freundlich, halb wehmüthig.

»Ich habe für Euch gehandelt,« sagte sie, »der Officier unserer Fregatte, der Holländer Weeders, hat heimlich ein Boot zu Eurer Fregatte gesendet – haltet Euch bereit – Eure Leute wissen, wo euer Versteck ist. Heute Nacht holt ein Boot Euch an Bord des brandenburgischen Schiffes.«

So sehr mich die Nachricht erfreute – so schmerzte sie mich doch auch. Ich sollte von Helene scheiden – die ich – ich mußte es mir selbst sagen: liebte.

»O Helene,« rief ich, ihre Hand an mein Herz drückend, »kehren Sie mit dem Manne, den sie retteten, in die Heimat zurück – ich bin Edelmann, der Sohn reicher Eltern – damals waren wir noch reich« – seufzte Otto – »ich werde Sie glücklich machen – denken Sie nicht, daß meine Jugend Ihnen vielleicht ein allzu schnelles Geständniß macht – folgen Sie mir.«

Aber Helene winkte schwermüthig.

»Ich muß mich dem Dienste der Kunst – der Wissenschaft weihen,« sagte sie, »und diese dulden keine anderen Freunde. Vielleicht sehen wir uns wieder – und dann,

dann haben Sie, mein Freund, längst das *Mädchen von Sanct Thomas* vergessen.«

Sie ging schnell aus der Höhle – sie war bewegt.

»Ihre Leute werden zu Nacht ein Zeichen vom Maste mit der Laterne geben,« sagte sie, »wenn das Boot abstößt. Es wird gerade hier – in der kleinen Bucht landen.«

Diese Bucht lag am Fuße des Felsens. Ich blieb bis zur Nacht allein – meine Kräfte hatte ich wieder gewonnen, aber mein Sinn war traurig. Als der Mond aufgegangen, kam Helene.

»Es ist bald Zeit,« sagte sie, »machen wir uns auf.«

Wir gingen an den Rand der Klippe und blickten nach dem Schiffe hin. Deutlich zeichnete es sich im Mondenglanze auf dem Spiegel des Meeres ab. Helene hatte ihren Arm in den meinigen gelegt – stumm blickten wir in das Meer hinaus – keins sprach ein Wort. Da plötzlich entrang sich unseren Lippen ein leiser Weheruf! Am Maste der Fregatte stieg das Licht empor, das Boot war abgestoßen, die Trennung nahte.

»Steigen wir hinab zur Bucht,« sagte Helene.

Wir stiegen vom Felsen hernieder bis an das Gestade der See. Wir horchten. Ruderschläge ließen sich hören – ein Boot ward sichtbar.

»Es sind Ihre Freunde,« lispelte Helene, »leben Sie wohl.«

Ich drückte schweigend, keines Wortes mächtig, einen Kuß auf ihre Herd.

»Hohoi! Ahoi,« rief es von der See. »Ist Otto da?«

»Hier bin ich,« rief ich wieder.

»Hussah!« schrien die Matrosen, »gerettet! Schnell hinein.«

Noch ein Mal preßte ich Helenens Hand an die Lippen, dann riß ich mich los von ihr und eilte durch das flache Wasser bis zum Boote – die Hände wurden mir gereicht – ich schwang mich hinein – die Ruderer stießen ab, das Boot schoß in die See. Schmerzerfüllt blickte ich zurück; vom Mondlicht umflossen stand Helene am Ufer, ein kleiner Stein trug die reizende Gestalt – ich sah sie, wie ich sie zum ersten Male vom Sonnenschein umspielt gesehen hatte, als sie mir den Weg aus dem Walde zeigte.

»Lebe wohl! lebe wohl!« rief ich fast schluchzend, während das Boot weiter fuhr. Ich konnte sie noch immer sehen – da blitzte es plötzlich am Ufer rothglühend auf – ein Schuß krachte – wildes Geschrei tönte – Gestalten tauchten rings um Helene auf – ich hörte einen Hilferuf über die Wellen schallen, ihre Gestalt verschwand, Getümmel am Ufer war zu erkennen.

»Die Franzosen sind da,« rief der Steuermann in unserem Boote.

»Um Gottes willen! wendet! wendet!« schrie ich außer mir, »man mordet sie.«

»Eilt – ans Schiff,« rief kalt und fühllos der Steuermann, »die französischen Hunde kommen heran.«

Ich raufte angstvoll die Haare – Helene war sicherlich überfallen worden, die Feinde hatten sie ergriffen, als sie mir forthalf, und ich – ich rettete mich – ich wollte in die Wellen springen – wollte hin zu ihr. Mem hielt mich fest.

»Aber Junker, seid Ihr des Teufels?« rief der Steuermann. »Heran an die Riemen! Ahoi!«

Rauschend schoß das Boot weiter – jetzt lag es an der Fregatte – noch wenige Minuten, ich war oben.

»Willkommen, mein Junge!« rief Blonk, mich umarmend.

»Ein Fernrohr – ein Fernrohr,« schrie ich, »sie morden Helene.«

»Er ist halbtoll,« flüsterte der Steuermann.

Ich blickte durch das Rohr der Wache – das Ufer war leer. Jammernd sank ich in die Knie. Da krachte es wieder vom Ufer – ein Brandgeschoß fuhr herüber und sank knisternd ins Meer.

»Hebt die Anker,« rief Blonk den Wachen zu, »sie schießen uns in Brand – der Wind ist günstig genug! Legt die Fregatte in die Briese – fort – wir müssen eilen.«

Knarrend arbeiteten die Ankerwinden – zwei Schüsse aus unseren Kanonen scheuchten den Feind auf einige Zeit vom Ufer. Eine Stunde später waren wir von günstigem Winde erfaßt auf der hoher See. Nur noch als dunkler Streifen lag die Insel Sanct Thomas vor meinen Blicken, die getrübt waren von den Zähren des Schmerzes, welche ich um Helene weinte.

Ich habe sie nie wieder gesehen – von ihr nicht wieder gehört. Welch ein Loos ward ihr, der Retterin zu Theil? Ihr Bild habe ich im Herzen bewahrt, und die Zeit hat es nicht vermocht, die holde Erinnerung ganz zu verwischen. Noch an jedem Tage frage ich mich: was geschah

mit Helene? und ich schlage oftmals an meine Brust, rufend: warum hast Du sie nicht gerettet, die Dich rettete? Jetzt urtheilt, Vater, Bruder, ob ich so ganz kalt und fühllos bin – ob mein Herz nicht erzittern konnte, bei der Erinnerung an das Mädchen von Sanct Thomas?«

Der Seemann schwieg – Kurt und der Freiherr hatten gespannt und aufmerksam zugehört.

»Es ist eine seltsame Geschichte,« sagte Kurt, dem Bruder die Hand reichend, »und nie hast Du erfahren, wer jenes Mädchen war?«

»Niemals,« sagte Otto, sich erhebend. »Pah,« rief er, mit der Hand wieder über die Augen fahrend, »es ist eben vorbei! Lassen wir die Rührgeschichten. Es wird anders werden. Die Sache ist längst vergessen.«

»Ich wollte,« rief Kurt, »Werneck wäre hier gewesen. Er hätte vielleicht wieder menschliche Regungen gehabt.«

»Er wird sicher ein gutes Wort anhören, wenn er Eure Kunstsachen sieht,« sagte Kaspar.

»Er hofft vergebens darauf,« sagte Kurt, »ich wollte ihm Schlüters ablehnende Antwort bringen.«

»Wie? er darf – –«

»Nicht in das Atelier kommen,« sagte Kurt, »Schlüter läßt keine Fremden ein. Er hat Verdacht, daß neulich ein Einbruch versucht wurde.«

»Ah – ist es möglich?«

»Die Thüren waren ringsum geöffnet, aber es fehlte nichts; Schlüter ahnte andere Dinge.«

Otto war im Zimmer auf und niedergegangen.

»Wie denkst Du über die Heirath?« fragte Kurt den Bruder.

»Wenn es zum Besten unseres Namens ist,« sagte Otto kalt, »so nehme ich Wernecks Erbieten an.«

»Und die arme Sidonie? Anatole – der Unglückliche?«

»Was kümmert mich der Officier von den Mousquetaires?«

»Bedenke, Bruder! Du hast den Schmerz der Trennung kennen gelernt – bedenke, daß auch ich noch weit entfernt von dem Glücke bin, welches ich mir träume.«

»Kann sein; ich glaub's,« sagte Otto mit rauher Stimme. »Ihr müßt eben alle verlieren – leiden lernen. Pah,« rief er, »Ihr alle habt nicht gelitten, was ich litt, als die See mich von Helenen trennte.«

Der Einzug des ersten Königs von Preussen.

Von Berlin aus bis nach der kleinen Stadt Oranienburg glich die breite und sehr sonnige Landstraße einem großen Feldlager. Zu beiden Seiten, auf den Wiesen und Feldern sah man große Menschenmassen, welche in freudigster Erwartung durcheinander wogten. Würfel- und Schenkbuden, Flaggenstangen und bewimpelte Mastbäume waren überall aufgerichtet, und von Strecke zu Strecke spannten sich Laubgewinde über die Straße, zu den Seiten dieses Weges waren in gewissen Zwischenräumen Reiter postirt. Sie bildeten eine Kette bis Berlin. Hinter ihnen standen wieder große Menschenmassen, sie hatten kleine Gerüste aufgebaut, auf den Bäumen saßen

die kühnsten der Berliner Straßenjungen, in Wagen, welche dicht an den Weg gefahren worden, standen die Neugierigen und die Luft widerhallte von dem Jauchzen und Vivatrufen.

Friedrich I., König von Preußen trat seine Triumphreise nach Berlin an. Als er mit seiner Gattin nach Oranienburg kam, zog das hohe Paar durch eine dreifache Ehrenpforte. Sie war nach Anordnung Eosanders, auf Befehl des Grafen von Wartenberg, aus den schönsten Porzellangefäßen, aus Orangenbäumen und sonstigen kostbaren Topfgewächsen hergestellt. Vor dem Schlosse hatte Eosander eine Marmorstatue des Königs errichtet. Sie zeigte den neuen Herrscher in königlicher Kleidung mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte.

Friedrich grüßte hocherfreut nach allen Seiten. Sein größter, stolzester Plan war verwirklicht; die Königskrone ruhte als seinem und seiner Gattin Haupte, es hatte viel Mühe, viel Sorge gekostet, bis dieser große Tag angebrochen war und der feste, sichere Blick des Königs sagte mehr als Worte es vermochten: es ist alles nur der Anfang zur gewaltigen Größe dieses Landes, dieser Macht. Sie wird stärker werden als alle, denen sie heute noch klein erscheint.

Und Friedrich hatte in der That Großes zu Stande gebracht; der Staat Friedrich Wilhelms mußte steigen, aus dem Kurhut mußte die Königskrone werden, Friedrich hatte den rechten Augenblick ergriffen.

Unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Geschütze näherte sich der königliche Zug, von dem

Menschenmeere umflutet, der Hauptstadt Berlin. Mit wohlgefälligem Lächeln, strahlend vor Freude und innerer Befriedigung, sah das königliche Paar schon von weitem die Fahnen mit dem Adler von den Thürmen wehen. Friedrich vermochte die mit Laub geschmückten Stangen der Gerüste des Schloßbaues zu erkennen.

»Es wird größer und herrlicher werden,« murmelte er. »Ah, wie vom Münzthurme die Fahne flattert.«

»Es ist *magnifique*,« sagte Sophie Charlotte, auf die Menge und die Stadt deutend. »Ein großer – ein prächtiger Tag –«

»Gott mit uns,« rief begeistert der König vor sich hin, als der goldverzierte, prachtvolle Wagen hielt und die glänzenden Garden ihn umringten.

Es war unter einem prachtvollen, von vier mächtigen, vergoldeten, mit Adlern gekrönten Säulen getragenen Baldachin, der wie ein üppiges Zelt die Straße überdeckte. Der König neigte sich aus dem sammetverzierten Schlage. Hier traten die Gesandten zum Wagen, um die Glückwünsche der fremden Höfe zu überbringen: von Wien Graf Paar, von England Lord Raby, von Kurpfalz Wittgenstein, von Hannover Rath Ilten, von den Generalstaaten der Baron Obdam. Ringsum blitzte, schimmerte und funkelte es von Silber, Geschmeide, von prachtvoll gestickten Kleidern der Herren des Hofes, von den bunten, seidenen Gewändern der Damen, und im malerischen Gewirr drängten die Uniformen der Officiere und

Generale sich zusammen, alles bestrahlt von der Maiensonne die Federn und Schärpen, die Fähnchen und Wimpel an den Lanzen der Herolde wallend und flatternd im lauen Frühlingswinde. Nachdem der König die Antworten auf die Glückwünsche ertheilt, setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Immer näher kam man an Berlin – immer dichter ward das Gedränge – immer lauter der Jubel. Jetzt hatte man die Stadt vor sich – von den Wällen am Königsthore donnerten die Geschütze, und ein gewaltiger Jubelruf übertönte das Krachen der Kanonen, deren Blitze aus den Scharten fuhren, die weißen Dampfwolken vor sich herschleudernd. Rechts und links vom Wege standen die Bürger in Wehr und Waffen bis an das Thor hin und bis zur Spreebrücke. Die Wälle waren mit Flaggenstangen besetzt, welche durch Guirlanden und Draperieen verbunden, einen prächtigen Anblick gewährten, aus den Schießscharten hingen Kränze, und vor dem Königsthore – man hatte das ehemalige Georgenthor und die Georgenstraße umgetauft – erhob sich die erste Pforte. Sie war von den Bewohnern der Vorstadt und den Gärtnern errichtet und bestand aus den üppigsten Blumen.

König und Königin neigten sich weit aus dem Schlage des Wagens, um den reizenden Anblick noch besser genießen zu können, denn unter dem Bogen diese Pforte, im grünen Gange, standen zwanzig als Gartennymphen gekleidete junge Mädchen, welche aus zierlichen Körben Blumen und Kränze auf das Königspaar warfen. Dankend grüßten die Majestäten, als die Karosse durch das Thor in

die Stadt fuhr. Hier wölbte sich die von den Hofbedienten errichtete Pforte. Sie war von dorischen Säulen gebildet und hatte drei Bogen. In jedem waren Bilder angebracht, die sich auf die Krönung und Rückkehr des Königs bezogen.

Vor der Pforte machte der Zug wieder Halt. Der Bürgermeister von Berlin hielt die Anrede und bat den König um die Erlaubniß, jetzt den Zug zur Begleitung Ihrer Majestäten ordnen zu dürfen. Als der König die Erlaubniß gegeben, ging es weiter.

Es ritten vorauf: die Gensd'armes unter Kommando des Generalmajors von Natzmer, die *Grands Mousquetaires* folgten, geführt vom Burggrafen von Dohna, hierauf kamen: vierzig Kutschen, welche die Hofherren und Damen – die Minister und Räthe, die Deputirten der Provinzen trugen. Jede Kutsche war mit sechs Pferden bespannt. Auf diese folgten: die Kutschen des Fürsten von Anhalt-Zerbst, des Landgrafen von Hessen, dann die der königlichen Prinzen und Markgrafen, dann wieder sechzehn königliche Kutschen. Jetzt ritten die Stallmeister und Bereiter in glänzendem Zuge heran, sie führten dreißig kostbar geschmückte Handpferde mit sich; hinter ihnen kamen zu Roß und zu Fuß der Oberbereiter des Königs und die Reitpagen, ihre Pferde waren mit sammtenen Chabracken geziert; auf die Reitpagen folgten, in größtem Staate, die Pagenhofmeister mit neun älteren und sechsundzwanzig jüngeren Edelknaben, die Jagd- und Kammerpagen, nach ihnen kamen sämmtliche Fouriere des Hofes.

Jetzt schmetterte es gewaltig in hellen Fanfaren aus silbernen Trompeten. Es nahte ein Zug von dreißig Hoftrompetern und vier Paukern; die schönen Pferde tänzelten bei dem Klange der Instrumente. Die Oberhof- und Marschälle folgten zu Fuße, mit ihnen eine große Menge von Cavalieren – sie bildeten gewissermaßen den Vortrab der königlichen Karosse. Als die Trompeter abgeblasen hatten, hielt der Zug wieder. Dir König stieg zu Pferde. Nun schritten Markgraf Christian Ludwig, Landgraf von Hessen und Fürst von Anhalt-Zerbst dem königlichen Reiter vorauf. Hinter ihnen schritt zwischen den Markgrafen Philipp und Albrecht: Friedrich Wilhelm der Kronprinz, ihm folgte sein Oberhofmeister Graf Alexander von Dohna, und nun erschien – vom donnernden Ruf der Menge empfangen und geleitet – hoch zu Rosse: *Friedrich*, der *erste König von Preußen*.

Der König ritt ein wunderschönes muthiges Pferd. Niemand sah ihm an jenem Tage die Zartheit und Schwächlichkeit seines Körpers an. Die Wichtigkeit und Bedeutung dieser Stunden hatte ihn wunderbar gestärkt. Er schien auch körperlich mit den Ereignissen zu wachsen und neigte sich anmuthig den Grüßen, welche ihm von den Menschenmassen in der Straße sowohl als aus den Fenstern und von den dicht besetzten Dächern herabgespendet wurden.

In glanzvoller Uniform, die blitzenden Waffen in den Händen, umgaben ihn seine Schweizer. Die reich galonnirten Livreen seiner Lakaien schimmerten durch die Lücken der einzelnen Trupps, und dicht hinter der Person

des Königs erschien prachtvoll gekleidet, sein schwarzes Pferd mit Leichtigkeit und Gewandheit lenkend, ein Reiter, auf dessen Gestalt sich viele Blicke richteten: der Oberlandesstallmeister Graf von Wartenberg. Er ritt mit dem Generalmajor von Tettau einem Zuge der Leibgarden vorauf.

Hinter diesem Zuge kam die königliche Karosse, in welcher *Sophie Charlotte*, die *Königin von Preußen*, allein ihren Platz genommen hatte. Die Königin trug ein reichfaltiges, kostbares Kleid von *drap d'argent*, darüber eine schwere Robe mit blauem, mit Silber durchwirktem Seidenstoffe. Auf ihrem schönen Haupte funkelte ein Diadem von Steinen. Ein Behang aus Brüsseler Spitzen von ungeheurem Werthe legte sich um ihre majestätische Gestalt, so daß sie in einer leichten Wolke von zartem Nebel zu ruhen schien, durch den die silbergewirkten Blumen des Gewandes flimmerten.

Der Kutsche vorauf ritt Herr von Bülow, der Oberhofmeister. Acht reich geschirrte Pferde zogen den ganz vergoldeten, mit prächtiger Bildhauerarbeit fast überladenen Wagen, dessen achteckiger Kasten mit weißer Seide ausgeschlagen und von großen Spiegelscheiben eingeschlossen war. Drei Kompagnieen der Leibgarde, geführt von dem Obersten, Kammerherrn von Groot, geleiteten den Wagen der Königin. Es folgten ihm zehn andere Kutschen in denen die Hofdamen der Königin Platz gefunden hatten.

Den Schluß bildeten die Fleischer Berlins. Sie waren trefflich beritten und steckten sämmtlich in glänzend

polirten Kürassen. Blanke Pallasche hielten sie in ihren Händen. Diesem Reitertrupp schlossen sich, im Marsche nachfolgend, sämmtliche Bürgerwehren und die Gewerke an.

Die dritte Ehrenpforte, welche der Zug passirte, stand an der Klosterstraße. Sie war ein wirkliches Dank- und Liebeszeichen. Denn die Mitglieder der französischen Kolonie, die Flüchtlinge aus Frankreich, welche in Brandenburg Aufnahme gefunden vor den Verfolgungen des vierzehnten Ludwig, hatten sie errichtet. Die Sinnbilder und Inschriften besagten das in rührenden Ausdrücken. Der König schien mit großem Wohlgefallen während seines Rittes diese Verse zu lesen.

An der Jüdenstraße war die von den Bewohnern der Dorotheenstadt erbaute Pforte, und die fünfte am Berliner Rathhause sich erhebende, hatte der Magistrat Berlins errichten lassen. Vor dieser hielt der König einige Minuten lang, die Inschriften und Bilder betrachtend. Sie waren in der That eben so sinnreich als imposant ausgeführt und wirkend. Sie stellten das Emporwachsen Brandenburgs und seiner Herrscher in den verschiedensten Zeitepochen, bis zur Erhebung zum Königreiche dar und feierten die Thatkraft der Hohenzollern, welche ihr Land und Volk groß und mächtig gemacht hatten.

Die Stadttheile Friedrichswerder und Friedrichsstadt hatten die sechste Pforte errichtet. Sie stand vor dem Posthause. Von ihren Spitzen flatterten Fahnen, welche mit Aufschriften, den Münzen entlehnt, geziert waren,

die zum Andenken der Thaten und Schöpfungen Friedrichs I. geschlagen worden. Unter diesen Fahnen sah man zwei, über Lebensgröße haltende Figuren der Fama; sie hielten mächtige Posaunen in den Händen und schienen den Ruhm des Herrschers in die Welt hinauszublasen.

Als der König über die lange Brücke ritt, weidete er seine Augen an einem neuen prächtigen Schauspiele. Sämmtliche auf der Spree liegenden Fahrzeuge, die Jachten und Kähne, die Fregatte, welche hier für die Lustfahrten des Hofes bereit lag, hatten geflaggt und ihre weit ausgespannten Seile mit tausenden bunten Fähnchen behängt, von einem Mast zum andern waren die Schiffe durch Blumengewinde verbunden, und als der königliche Reiter sich im Glanze seiner Person und der ihn umringenden Garden zeigte, donnerten von den Schiffen die Böller ihre Grüße zwischen den Jubel der Massen, während der König nach allen Seiten sich neigend über die Brücke, vor das Schloß seiner Ahnen ritt, an welchem die siebente Pforte, von der Stadt Köln errichtet, von Eosander gebaut, sich erhob, zwei Pyramiden mit kostbaren Gemälden, Wappen, Bogen und Sinnsprüchen zeigend, die ein höchst effektvolles Ganze bildeten. Hier ward wieder eine Ansprache an den König gehalten, und nun zog der Herrscher, nach ihm der lange Troß von Wagen und Reitern, Garden und Hofleuten in das Schloß.

Als der König unter dem Portale ankam, donnerten zweihundert Geschütze auf einen Schlag und trugen die Kunde weit hinaus in das Land: daß das Schloß von Berlin den ersten König von Preußen in seinen Mauern

aufgenommen habe. Eine knatternde Salve des Kleingewehrfeuers folgte; alle Glocken läuteten und die Musikchöre fielen mit rauschendem Klange ein. Friedrich empfing, in seinen Gemächern angelangt, die Königin und nahm die Glückwünsche seines Hofes entgegen. Ein prachtvolles Mahl beschloß den Tag.

Am folgenden Morgen war der feierliche Empfang des Rathes, der Kammern für die Domainen, der Hofgerichte, Stadtobrigkeiten, die Abgeordneten der Provinzen, der Universität Frankfurt, und der König nahm eigenhändig die Kronsteuer entgegen, welche die Abgesandten einlieferten.

Im Schlosse selbst strahlten von Lichtern die Gemächer und Säle, und die Bilder der Ahnen der alten Feldherrn schienen freudig herabzunicken auf den Enkel und Sohn, der mit großer Energie das endlich durchgesetzt hatte, was ihm Neid und kleinliche Intrigue lange genug vorenthalten.

Die Gäste hatten sich hinwegbegeben; die Masse der Pagen, Diener, Lakaien und Hofbeamten war beschäftigt, die Tafeln, die silbernen Geschirre und goldenen Pokale zu säubern, wegzuräumen und für den folgenden Tag neu zu ordnen. Die Königin hatte sich mit ihren Damen in ihre Gemächer begeben.

Von dem festlichen Tage, von all dem Glück und den Ehrenbezeugungen ermattet, war König Friedrich endlich in seinem nach der Burgstraße hinaus gelegenen Kabinette angekommen. Einsam, nur mit sich selbst beschäftigt, thronte er in dem weiten Sessel. Sein Blick

schweifte durch das Fenster über den zu seinen Füßen ruhenden Stadttheil. Das Summen der Menge tönte von unten herauf, heller Glanz schimmerte, Berlins Häuser und Plätze schwammen in einem Lichtmeere.

Der König hatte sein Haupt in die Hand gestützt und betrachtete sinnend die lebensgroßen Bildnisse seines Vaters und seiner Mutter, welche ihm gegenüber an der Wand hingen. Es war für ihn ein Bedürfniß, in allen wichtigen Stunden diesen beiden Verewigten ein stilles und inniges Wort des Dankes zu sagen. Er lächelte freudig vor sich hin, als er die Züge Friedrich Wilhelms anschaute.

»Ein großes Bildwerk habe ich schaffen lassen, mein Vater,« sagte er leise, »und es wird ein zweiter Tag der Krönung werden, wenn es hochaufgerichtet dasteht.«

Er erhob sich und trat nach kurzem Gange wieder zum Fenster. Die Lichter der Illumination, welche die Hauptstadt ins Werk setzte, glänzten bereits in den Häusern der Königs- und der Burgstraße und spiegelten sich in dem Spreeflusse, auf welchem das regste Leben herrschte. Der König betrachtete diese Vorbereitungen und Anstalten mit großem Wohlgefallen, dann ging er zu dem breiten, mit gewirktem Teppiche bedeckten Tische, über welchem eine Lampe aufgehängt war, deren Licht die an dem Tische befindlichen Gegenstände scharf erleuchtete. Es waren meist Schriften und Zeichnungen; die letzteren stellten theils die in Königsberg und Berlin zur Feier der Krönung errichteten Ehrenpforten und Decorationen

dar; auf einem großen Blatte war das Kapitel des schwarzen Adlerordens in sauberer Zeichnung zu sehen, welches der König am 17. Januar zum ersten Male, bei der Stiftung jenes Ordens gehalten. Die achtzehn Ordensritter, der Ordenskanzler, der König unter dem Thronhimmel waren in ihrer Ordenstracht mit genauer Wiedergabe ihrer Gesichtszüge – außerdem die ganze Lokalität dargestellt. Daneben lag ein gedrucktes Exemplar einer kleinen Schrift: »Reglement, welcher Gestalt die königliche Salbung den 18. Januarii dieses 1701. Jahres zu Königsberg in Preußen in der Kirchen verrichtet werden soll.« Ein sehr fein geschriebenes Manuscript lag ebenfalls dabei:

»Darstellung deren Ceremonien, so bei Gelegenheit des Capitels des von Seiner preußischen Majestät gestifteten Adlerordens zur Anwendung gekommen für den Druck auffgesetzet und Seiner Majestät zu Dero gnädigster Durchsicht unterbreitet von Johann Matthäus Merian – Maler und Buchhändler – Verleger des europäischen Theaters.«

Verschiedene Zeichnungen der Insignien des schwarzen Adlerordens, der Tracht der Ritter, so wie eine jener zeitgemäßen Darstellung des Feuerwerks am 26. Januar waren bei den Manuscripten ausgebreitet.

Der König musterte mit größter Sorgfalt all diese Dinge. Er warf auch einige Blicke in die Zeitungsblätter, welche auf dem Tische lagen und in denen die Stellen, die Schilderungen der Feierlichkeiten enthielten, roth angestrichen waren. Die Besprechung und Beschreibung der

Ereignisse, welche in der genauesten und phrasenreichsten Weise stattgefunden hatte, schmeichelte seinem Ehrgeize. Es waren nicht mehr Ludwig XIV. oder Wilhelm von England, oder ein kaiserlicher Prinz allein, von deren Prunk und festlichem, großartigem Hofwesen die Welt erfahren sollte. Das neue Preußen hatte seinen Herrscher so glänzend empfangen, ihn mit so großer Pracht umgeben, daß keiner der anderen Monarchen mit Geringschätzung auf Friedrichs Hofhalt blicken konnte. Der König war emsig bemüht, seine Krönungsfestlichkeit sämmtlichen Ländern Europas bekannt zu machen. Er kannte sehr wohl die Menschen, welche in diesen prächtigen Aeußerlichkeiten eine sichere Bürgschaft für die materielle Kraft des neuen Reiches zu sehen glaubten; er wußte, daß der großen Menge durch nichts mehr, als durch die Entfaltung äußerer Pracht imponirt und das Interesse für Preußen erweckt werde. Deshalb ließ er es sich besonders angelegen sein, die Schilderung der Festlichkeiten in Wort und Bild durch die besten Kräfte zu verbreiten. Es hatten sich ihm viele Künstler und Schriftsteller zur Verfügung gestellt, aber der König ließ wohlweislich diese Angelegenheiten durch seine hohen Beamten betreiben und behielt sich nur über gewisse Dinge das Recht der Entscheidung vor, so wie er die Widmungen größerer Arbeiten gern annahm.

Die Leitung dieser Angelegenheiten war dem Grafen von Wartenberg zugefallen, oder der Graf hatte vielmehr

eifrig danach getrachtet, sie in seine Hände zu bekommen. Ein Mal waren doch verschiedene Vortheile damit verbunden, dann aber war es dem Grafen sehr erwünscht, die »Schreiber«, wie er die Schriftsteller nannte, ein wenig überreden zu können, denn der Graf wußte aus Erfahrung, daß die bösen Zeitungen vielerlei in die Welt zu schleudern vermochten; dann aber hatte er jetzt gerade die größte Besorgniß vor solchen Eröffnungen, denn das Gespenst einer heimlichen Intrigue der Danckelmannschen Partei und der damit verbundenen geheimen Arbeiten Schlüters stand drohend vor seinen Blicken. Es war, als sollte Graf Wartenberg immer enger und unauflöslicher mit Eosander von Goethe verbunden werden, denn auch in dieser Angelegenheit ward der Hauptmann dem Grafen ein mächtiger Bundesgenoß.

Wir wissen ja bereits, daß Eosander von Goethe der Schwiegersohn Matthäus Merians war, des Malers und Buchhändlers zu Frankfurt am Main, welcher das berühmte, von seinen Vorfahren begründete Lexikon und Buch der Ereignisse: das *Theatrum Europaeum* herausgab, ein Werk, das zu jener Zeit des höchsten Ansehens genoß und dessen Besitz in keiner Bibliothek eines Fürsten, Gelehrten, einer Universität und Genossenschaft fehlen durfte, und das selbst heute noch im großen und ganzen eines der unentbehrlichsten Quellenwerke genannt werden muß.

Es ward dem Grafen leicht, durch Eosander und Merian mit den wichtigsten Schriftstellern in Verbindung zu kommen – sich selbst gehörig ins beste Licht stellen –

aber auch dem Ehrgeize des Königs schmeicheln zu lassen. Für letzteres war die Gelegenheit sehr günstig, denn die Ereignisse sprachen ohnehin selbst laut genug zu des Königs Gunsten.

Als Friedrich einige Zeit die Manuscripte und Zeichnungen gemustert hatte, welche auf die Feierlichkeiten Bezug nahmen, ergriff er auch ein Pack Schriften, in denen er hastig blätterte. Es schien, als wolle der Inhalt ihm nicht recht behagen, denn er runzelte ein wenig die Stirn, die sonst während des ganzen Tages nicht in Falten gelegt worden war.

»Es sind die letzten Baurechnungen des Schloßamtes,« sagte er, »allerlei kleine Ausstellungen – Einschränkungen – Beschneidungen hier und dort. Das darf nicht länger so fort gehen. Die Arbeiten müssen vorwärts getrieben werden, dieses neue Königreich kann sich nicht an kleinliche Rücksichten binden – Geld! Geld! was thut das heute noch zur Sache! Ein Königsschloß bedarf weiterer Ausdehnung; es muß wachsen wie meine Würde gewachsen ist, und selbst Schlüter sucht Einschränkungen zu machen, weist auf Ersparnisse hin, obwohl ich schon von Königsberg aus ihm Befehl ertheilt, den Bau zu fördern – *eh donc* – das mißfällt mir,« rief er laut, die Papiere von sich werfend. »Kraut hat die Mittel geschafft, es muß ans Werk gegangen werden, und ich will mit Monsieur Schlüter, meinem berühmten Baumeister ein gutes Wort sprechen. Der Schloßbau des Kurfürsten muß der eines Königs werden.«

Die Thürvorhänge wurden leise geschoben.

»Wer ist dort?« rief der König.

»Majestät verzeihen,« sagte die Stimme Wartenbergs, »ich sollte heute noch Dero Befehle entgegennehmen.«

»Ah, sehr gut,« sagte der König, »tretet näher, Graf.«

Wartenberg näherte sich dem Tische, an welchem der König noch immer stand.

»Für morgen ist alles mit Besser und Bülow abgemacht. Die Ordres habt Ihr besorgt?«

»Zu Befehl, Majestät. Nummer eins: Dankgottesdienst in der Domkirche – *grand diner* im oranischen Saale – Audienz und Vorstellung nach der Tafel – Abends große Illumination, von der heute nur ein Vorspiel ist – und Fahrt Eurer Majestät durch die Stadt – *enfin* großes *feu d'artifice*. Ein Feuerwerk vor dem Leipziger Thor, welches seine königliche Hoheit, der Herr Markgraf Philipp Wilhelm von Schwedt als Generalfeldzeugmeister zu verfertigen befohlen haben.«

»Sehr gut dieses *arrangement*,« sagte der König. »Es wird eine große Freude nicht allein für uns, sondern auch für die Unterthanen, die Einwohner unserer Residenz und die fremden allhier Anwesenden sein.«

»Sie werden die Beschreibung dieser herrlichen Festtage in die Welt hinaustragen.«

»Die Reisenden werden nicht mehr allein von Versailles und Wien zu melden haben,« fiel der König ein. »Da sind ja auch die schönsten Zeichnungen und Schriften,« er wies auf den Tisch. »Die Künstler, Dichter und Schreiber wetteifern, unsere Feste zu verherrlichen; sie lassen

es sich sogar ein gut Stück Geld kosten, um die Nachrichten und Beschreibungen zu erhalten.«

»Ich habe Euer Majestät diese Dinge zu Dero Ansicht vorlegen lassen,« sagte Wartenberg.

»Sehr gut, Graf. Diese Arbeiten gefallen mir sehr wohl, ich denke, sie werden auch den Beifall Ihrer Majestät der Königin haben, ohne deren sehr bewährten Rath und *jugement* ich in solchen *chosen* nicht gern entscheide.«

»Ich darf hoffen, daß Ihre Majestät den meisten Dingen Beifall zollen werden. Diese *vues* der Triumphbogen sind von Eosander selbst gezeichnet.«

»Er hat sich übertroffen,« sagte der König freundlich, »es wäre an der Zeit, ihm wieder eine Anerkennung zu gewähren.«

»Majestät finden dazu wohl Gelegenheit,« sagte Wartenberg. »Es werden die *königlichen* Bauten wohl nicht alle durch Eines Hand und Kopf möglich sein.«

»N – ein, – n – ein,« sagte zögernd der König, der recht wohl merkte, wohin der Graf steuerte. »Ich habe so eben die *Monita* der Baukommission angesehen – man schlägt da Einschränkungen voe – nun, das datirt noch von vor Januar – da trugen wir noch keine Krone – heute aber muß es anders werden. Ja – ja – die Arbeiten sollen viel umfassender werden.«

Der Graf ließ ein Lächeln der Zufriedenheit blicken.

»Majestät haben ganz Recht. Eine so ungeheuere Erhebung verlangt es, daß man sie durch große Werke der

Kunst feiere. Herr Schlüter ist allen schon ein leuchtendes Vorbild; sein großes Werk, die Statue des höchstseligen Herrn, ist das erste, welches einem neuen Königreiche in Sachen der Kunst zu unsterblichem Ruhme gereichen wird. Mögen *andere* Künstler ihm folgen können,« sagte er fein und gewandt, Schlüters Talent hervorhebend; er wußte, daß er dem Könige nicht den Mann verkleinern dürfe, der dem Monarchen zum Ruhme nöthig war, der Graf begann seine Angriffe jetzt in anderer Weise.

»Ihr habt wahr gesprochen,« fiel der König ein, »es müssen die Arbeiten wachsen. Ach – *j'ai mon plan!* ich werde hier viel vergrößern lassen.«

Wartenberg zuckte erfreut mit den Nasenflügeln. Es schritten seine Ideen der Verwirklichung näher.

»Ich werde die *relations* über die Festlichkeiten prüfen,« sagte der König. »Diese Zeichnungen von Eosander sind *magnifique* – wo sollen sie doch verleget und gestochen werden?«

»Sie sind für das *Theatrum Europaeum* bestimmt,« versetzte Wartenberg, »für das weltberühmte Werk, das in jedes Mannes von Bildung und Gelehrtheit Händen ist.«

»Ein herrliches Buch,« sagte der König.

»Eosander,« fuhr der Graf scharf betonend fort, »hat gut arbeiten für das *theatrum*.«

»Ich weiß, jener Drucker und Verleger, Merian, ist sein Schwiegervater; er wird ihm die Dinge senden.«

»Es ist das unnöthig, Majestät,« fiel Wartenberg schnell ein, »denn der berühmte Verleger, Maler und Drucker

Matthäus Merian, der Schwiegervater Eosanders, ist hier in Berlin anwesend. Er hat von Euer Majestät Einzug in Oranienburg an bis heute jeder öffentlichen Ceremonie beigewohnt, hat weder die Zeit noch mannigfache Kosten gescheut, um diesem ewig denkwürdigen Feste beiwohnen zu können, damit er selbst die Beschreibung aller derer *solemnitäten* für das berühmte *theatrum* machen könne. Eosander hat darauf gedrungen, daß sein Schwiegervater solche *relations* durch keinen anderen fertigen lasse, sondern hierher komme und mit Eosander in *compagnie* die Beschreibung entwerfe, zu welcher Eosander die Zeichnungen gefertigt hat.«

Der König strahlte von Wohlgefallen bei den Mittheilungen Wartenbergs. Er sah nichts lieber, als wenn sein Ruhm die Künstler und Dichter sowohl als die Staatsmänner beschäftigte.

»Matthäus Merian ist also hier? der Verleger dieses berühmten Buches?«

»Er wird bis zur Beendigung des Festes hier weilen, um alles in wohlerwogener Weise zu beschreiben.«

»Ihr habt ihn gesprochen?«

»Verschiedene Male. Er speisete mit seiner Familie bei mir.«

»Und was sagte er von den Festen?«

»Er habe selten Aehnliches erlebt, und es werde diese Schilderung zusammt denen von Königsberg mit dem schwarzen Adlerordenskapitel ein Glanzpunkt seines Buches werden.«

»Ich will es glauben,« sagte der König mit freudigem Stolze.

»Ihre Majestät die Königin,« meldete jetzt der diensthuende Kammerherr.

Der Graf trat zurück; durch die Thüre rauschte Sophie Charlotte.

»Es ist noch zu später Stunde, mein Gemahl, daß ich Sie heimsuche,« begann die Königin. »Ah, Sie haben Besuch, der Herr Graf hier?«

»Nur auf Befehl Seiner Majestät –« sagte Wartenberg.

»*Laissez donc, monsieur le comte*,« sagte die Königin, in den Sessel sich werfend, den der Graf ihr diensteifrig herbeitrug. »Es ist sehr natürlich, daß nach einem so fatiganten Tage des Königs Majestät noch ein wenig über die Ereignisse plaudern wollen.«

»Fatigant – ja,« bemerkte der König, »aber höchst glänzend, *ravissant*.«

»Wie es Ihnen und Ihrer Würde gebührte, mein Gemahl! – Sie verdienen solche *marques* – denn Sie haben Ihr Reich erhoben.«

»Mit Ihrer Hilfe, meine Theuerste,« rief der König, ihr die Hand küssend, »Sie waren es, die auf jener Reise in den Haag und nach Brüssel durch geschickte und geistvolle Diplomatie die letzten Hindernisse forträumten.«

»Ah, diese Reise – sie war schön,« sagte die Königin, mit einem Seitenblick auf den Grafen.

»Graf Wartenberg,« fiel der König ein, »war ja von Anfang an für die Mission durch Eure Majestät.«

»*Je le sais*,« sagte die Königin, »wir sprachen noch davon auf dem Feste in Lützenburg.«

Wartenberg ward sichtlich verlegen. Die Erinnerung an jenes Fest war ihm eben nicht willkommen.

»Es war ein bewegter Abend,« sagte lächelnd der König, »nur Maffeis Abreise nach dem Feste hatte mich verstimmt – *passons là-dessus* – wir haben hier Euer Majestät einiges vorzulegen. Es sind die Kunstwerke und Schriften, welche die Festlichkeit beschreiben sollen; Sie werden bestimmen mit mir.«

Die Königin prüfte die Zeichnungen, sah flüchtig die Schriften durch und behielt namentlich lange die Entwürfe der Ehrenpforten in Händen.

»Das sind Zeichnungen von Eosander,« sagte sie wohlgefällig, ich kenne sie wieder.«

Wartenberg neigte sich bejahend.

»*C'est votre protégé*,« sagte der König.

Ich leugne es nicht,« entgegnete die Königin.

»So wird es Ihnen lieb sein zu erfahren, daß Eosander die ganze Beschreibung der Ceremonien in Bild und Wort für das sei *Theatrum Europaeum* selbst herstellen wird.«

»Für jenes weltberühmte Buch? *tant mieux!* Ich sah dieses Werk in Versailles und in Saint Germain in den Bibliotheken des Königs von Frankreich – in Hannover blätterten wir darin, als wir noch Kinder waren. Die Bilder und Aufzeichnungen in jenem *admirablen* Werke sind für ewig; was bedeutend sein will, muß einen Platz in

dem *theatro* finden, und es ist ganz natürlich, daß Eosander ein Ereigniß, wie das der Krönung, dem Werke seines Schwiegervaters einverleibt.«

»Matthäus Merian ist selbst hier,« bemerkte Wartenberg.

»Ah, *c'est charmant*,« rief aufmerksam werdend die Königin, für deren regen Geist und große wissenschaftliche Bildung alle Männer von Namen willkommene Erscheinungen waren. »Merian hier? – ah – richtig! es war ja auf dem Feste in Lützenburg, wo die interessante Gattin Eosander mir mittheilte, daß sie den Besuch Ihres Vaters und ihrer Tante, sowie deren Töchter erwarte – jene drei Damen, welche die berühmten Reisen nach Surinam und verschiedenen anderen Gegenden unternommen haben, um das prächtige Werk über Schmetterlinge, Raupen und Insekten zu fertigen. Es sind Künstlerinnen *du premier rang*. Wir hoffen, sie zu sehen, ich werde ihnen *audience* ertheilen.«

Wartenberg schmunzelte vergnügt.

»Dieser Eosander ist ein Mann, dem wir immer interessante Abwechslung verdanken,« sagte die Königin.

»*C'est vrai*,« pflichtete der König bei, »wir haben ihm auch in Königsberg *avancement* gegeben – aber,« brach er das Gespräch ab, »Euer Majestät hatten doch sicherlich einen besonderen Grund für diesen mich hocherfreuenden, aber späten Besuch.«

»Allerdings,« sagte die Königin, ein wenig verlegen blickend, »es ist indessen eine *bagatelle* – eine kleine, eine gesellschaftliche Angelegenheit – ich wollte –«

»Nun?«

»Es ist doch nothwendig, die Gesellschaftstafel zu ordnen – damit –« sie stockte.

»O, Graf Wartenberg hat das bereits ausgeführt,« sagte der König.

»Wirklich?« sagte fast schneidend die Königin. »Herr Graf, Sie haben die Plätze geordnet?«

»Mit gnädiger Erlaubniß – ja.«

»Und kann man die Ordnung für das Diner im oranischen Saale nicht sehen?«

»Ich – ich wollte die Liste morgen erst vorlegen –«

»Ah – *ne dérangez vous pas*! ich wünschte nur, daß meine Hofdamen den Platz an dem *demi-ronde* einnähmen.«

»Ich habe es also geordnet.«

»*C'est bon* – und die Reihenfolge?«

»Wie Majestät befohlen.«

Die Königin nannte aus dem Kopfe die Namen aller ihrer Damen her.

»Die kleine Werneck am Ende der Tafel,« sagte sie lachend, »sie muß nicht weit von mir sein, denn die arme kleine Person kriecht gern wie ein Hühnchen unter die Flügel, weil sie in mir ihre einzige Retterin *contre le mariage avec ce Berchholz* sieht.«

Sie blickte den König von der Seite an.

»Die *grandes affaires* haben diese Dinge in den Hintergrund gedrängt,« erwiderte Friedrich. »Wenn größere Ruhe eingetreten ist, wird man daran denken. Freiherr von Werneck hat seine *pétitions* an uns gelangen lassen – die *Curatoren* von Hildesheim dringen auf Entscheidung

und wir haben allerlei unbestimmte Gerüchte, die uns nicht behagen. Bei dieser Erhöhung, bei diesem Glanz und der Pracht, welche von allen bereitwillig gefördert worden, wünschen wir nicht etwa *mésalliancen* – der Junker wird zum letzten Male gefragt werden. Ebenso das Fräulein.«

Die Königin blickte finster.

»Man hat wohl bei Euer Majestät für Herrn von Werneck gebeten?« sagte sie lauernd.

»*Eh – non donc* – ich entscheide hier selbst.«

»Die Sorge um seine Heirath mit dem Junker Kurt von Berchholz,« sagte jetzt der Graf, »ist in der That ein wenig nutzlos; der Freiherr bedarf der Zusage des Junkers nicht mehr, denn des Freiherrn von Berchholz ältester Sohn, Lieutenant in Euer Majestät Marine, ist mit dem Kommando des gestrandeten Morian von England gekommen und hat bereits erklärt: Fräulein Sidonie von Werneck heirathen zu wollen.«

»Armes Kind – armer Anatole,« sagte leise die Königin.

»Das ist mir sehr lieb,« sagte der König, »diese Heirath fing an, eine lästige Sache zu werden; der Lieutenant von Berchholz ist ein wackerer Mann – werden ihn wohl bald empfangen – soll mir lieb sein, wenn die Heirath schnell zu Stande kommt.«

Die Königin stand heftig auf.

»Mein Gemahl, ich wünsche Dero Majestät eine gute Nacht. Die Tafel ist hoffentlich nur mit Gästen besetzt, die ganz nach unserem Wunsche sind – das heißt die Tafel im oranischen Saale – sonst,« sie betonte sehr scharf,

»mögen Herr Graf, Herr von Besser, Bülow und die übrigen *arrangeurs* die Herrschaften *placiren*, wie sie wollen – die Merians wünsche ich bald zu sehen – die Tafel also nur mit *distinguirten* Personen besetzen – natürlich wie Euer Majestät befehlen. *Bonne nuit.*«

Der König geleitete sie aus dem Zimmer.

»Sie kam nur hierher, um sich das Placement meiner Gattin an der Hoftafel zu verbitten,« murmelte Wartenberg, »nur deshalb. Wär ich nicht hier, sie hätte es offen ausgesprochen. O, der König kommt zurück.«

Der König trat sichtlich verstimmt wieder in das Zimmer.

»Es scheint, daß Ihre Majestät eine genaue Tafelordnung wünschen,« sagte er, ohne Wartenberg anzublicken.

»Majestät,« entgegnete der Graf, »bei den ungnädigen Gesinnungen, welche Ihre Majestät die Königin gegen die Gräfin, meine Gattin, hegen, kann ich nicht in Zweifel darüber sein, daß die Zuziehung der Gräfin zur Tafel der Gebieterin sehr unwillkommen sein würde, und daß die Visite heute Abend nur den Zweck hatte, der Gräfin den Platz im Hauptsaale zu nehmen, den ich ihr in meiner Stellung allerdings zugedacht und mit Herrn von Besser verabredet hatte; ich werde das ändern.«

Der König war verlegen. Er kränkte ungern den Grafen, der sich der Feierlichkeiten besonders annahm.

»Es wird ein neues *cérémoniel* erscheinen,« sagte er, »da kann man *arrangements* treffen, die –«

»O, Majestät,« fiel Wartenberg ein, »ich bescheide mich gern. Weit entfernt davon, Ihrer Majestät der Königin nur

einen Moment des Mißbehagens bereiten zu wollen, werde ich vielmehr alles entfernen, was dergleichen herbeiführen könnte – weiß ich doch, Majestät werden die Gräfin durch irgend einen Gnadenbeweis entschädigen, damit man nicht eine Ungnade vermuthe.«

»Das soll geschehen,« rief der König, »ich werde das so *ostensible* wie möglich machen; da fällt mir ein: wir haben morgen noch eine Zeit zwischen den Vormittagsfeierlichkeiten und dem Diner auszufüllen, wir wollen sie nützen und einen Rundgang durch das Innere des Schloßbaues halten. Sie werden mit der Gräfin dabei sein.«

Wartenberg verneigte sich. Er wußte, daß der König ihm einige Genugthuung schaffen werde.

»Gute Nacht für heute, Graf. Ich werde Befehl geben, daß die Baumeister, Schlüter an ihrer Spitze, im Schlosse zugegen seien – alles andere genau so, wie die Programme sagen – und die Merians bald zur Audienz befehlen – *Bonne nuit*.«

Der Graf war entlassen. Erst als er wieder außerhalb der königlichen Zimmer war, konnte er sich genügend sammeln.

»Es muß diese Zurücksetzung gut gemacht werden,« flüsterte er vor sich hin, »dieser Eosander kann wieder helfen. Die Merians müssen meine Bemühungen zur Verherrlichung der Krönungsfeier besonders hervorheben – es ist wichtig, daß die Welt des Königs Ruhm und Pracht recht genau kennen lerne.«

Der Gang durch den Schlossbau.

Der Gottesdienst im Dom war vorüber. Wie immer während der Festtage hatte sich bei den Anfahrten des Hofes eine große Menschenmasse als Zuschauer eingefunden. Die königlichen Herrschaften und ihr Hofstaat gingen durch den hölzernen Gang, welcher den Dom mit dem Schlosse verband, und schritten durch ein Spalier von Garden in ihre Gemächer. Der König ertheilte hierauf Audienzen, nahm Deputationen entgegen, und kleidete sich dann um. Es war hohe Mittagszeit, als er wieder, die Königin führend, im Vorsaale erschien. Hier hatte sich eine große und auserlesene Gesellschaft versammelt. Die ersten und besten Namen waren vertreten – die schönsten Damen in großer Gala warteten der Herrscher, und die Gesandten, die Künstler und Gelehrten bildeten einen glänzenden Halbkreis vor dem Königspaare. Sophie Charlotte war sehr heiter und zufrieden. Sie hatte während der Toilette die Tafelordnung gelesen und gefunden, daß alles nach ihren Wünschen geschehen war. Der König sprach noch einige freundliche Worte mit den Gesandten, dann wendete er sich zu der Versammlung.

»Der Gang durch unseren Neubau soll beginnen,« sagte er laut und vernehmlich, »ich lade Sie, meine Gäste ein, uns zu folgen.«

Sofort öffneten sich die Thüren, und dem Herrscherpaare folgend strömte die Gesellschaft in die noch im Bau begriffenen Räume. Ueberall waren Garden und Schweizer aufgestellt – die Wände, theilweis noch mit Gerüsten

bekleidet, waren doch an vielen Stellen durch schöne Gewächse: Orangen- und Oleanderbäume geziert. Schlüter hatte ganz spät in der Nacht die Nachricht von dem bevorstehenden Besuche des Könige erhalten und, so schnell als es ging, die Decoration der Bauräume angeordnet. Er stand, umgeben von seinen Baumeistern, unter denen auch Braun sich befand, am Eingange der Paradezimmer, mit deren Ausbau er sein Werk, den Schloßbau begonnen hatte. Fest auf die herankommende glänzende Gesellschaft seine Augen richtend, sah er unter der Menge seine Feinde. Graf und Gräfin Wartenberg hielten sich in einiger Entfernung von dem Herrscher – Eosander schritt nicht weit von den Protectoren, und der Hofrath Mieg so wie der aufgeblasene Werner zeigten sich ebenfalls unter der Menge. Daneben gewahrte der Meister auch viele, welche ihm sehr wohl wollten, und seine Freude war vollkommen, als der König, auf ihn zuschreitend, ihm die Hand reichte und sagte:

»Ich freue mich, den Meister Schlüter inmitten seiner Werke begrüßen zu können.«

Dies war noch nicht alles; auch die Königin reichte ihm die Hand, welche Schlüter ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

»Wenn es noch eines Sporns bedürfte, mich zum größten Eifer für Allerhöchstdero Schloßbau anzutreiben, so wäre dieser Besuch Euer Majestät ein solcher – allein es ist meine eigene Ehre, so ich dem gnädigen Urtheile Euer Majestät hiermit anheimgebe – indem ich bitte zu prüfen

und zu entscheiden, ob das mir anvertraute Werk einigermaßen gelungen sei – oder nicht. Wenn ich auch fühle, daß es eben nur Menschenwerk ist und dem Scharfblicke Euer Majestät wohl manches zu rügen bleiben würde – so darf ich doch getrost sagen: verunglückt ist durch Gottes Hilfe bis heute nichts,« sagte Schlüter.

»Ihr habt Großes genug geleistet,« fiel der König ihm ins Wort, »und der Guß der Statue allein ist ein Meisterwerk – lasset uns nun sehen, wie weit Euer Bau gediehen.«

Die Gesellschaft war unterdessen ganz nahe getreten, sie füllte fast alle Räume. Schlüter begann nun neben dem Königspaare einherzugehen – die Gesellschaft folgte in kleiner Entfernung, so daß Jedermann die Erklärungen des Oberbaudirectors hören konnte. Schlüter hielt einen kurzen und bündigen Vortrag über die Fortschritte der Arbeit.

Eosander heftete aus der Entfernung seine Blicke auf den Meister – dieser war im vollkommensten Siegen begriffen – »O – wenn wir die Gewißheit von jenem Pasquill in Metall oder Stein hätten,« knirschte er, »wie schnell wandelte sich des Königs Gunst in Ungnade!«

Die Gräfin von Wartenberg schien keinen Sinn zu haben für die Erklärungen, sie blickte umher und lachte halb gezwungen mit einigen ihr befreundeten Damen, als sie plötzlich ernstere Miene annahm, denn so eben traf ihr Blick den Freiherrn von Werneck, der sehr heiter dreinschaute. Die Gräfin machte einige Versuche, in des Freiherrn Nähe zu gelangen –

»Nun, sehr heiter, liebster Werneck –« sagte sie leise, sich eine, von den besagten Oleandertöpfen halbgefüllte, im stehende Nische drängend.

»O, gnädigste Gräfin – wie sollte ich nicht?« sagte Werneck, »meine Hoffnungen erfüllen sich zusehends; dieser schwierige Casus der Heirath wird glücklich gelöset werden – –«

»Ich weiß – ich weiß. Der Seemann ist angelangt, er wird Ihre Tochter heirathen.«

»Ja – ja – und nun, wenn Ihre Gnaden des Königs Majestät bei nächster Gelegenheit bitten wollten, den *consensus* für den Lieutenant von Berchholz zu beschleunigen, dem bewußten Franzosen, dem *amateur* – oder *amoroso* meines Kindes den Befehl zu ertheilen, sich ganz von meiner Familie fernhalten zu wollen –«

»Und dann?« sagte die Gräfin schneidend, »was geschieht dann von Ihrer Seite, he? Sie wissen, daß es sich für mich um eine wichtige Entdeckung handelt, welche Sie selbst aufs Tapet gebracht – selbst in Umlauf gesetzt haben, so daß man hier und da schon munkelt – sie wissen, daß Sie mir versprachen, in jene Werkstatt zu dringen, mit Hilfe des Berchholz, den Sie bearbeiten wollten, einige Beweise – für – nun, Sie wissen ja – wofür zu liefern – –«

Werneck war bleich geworden, er hatte in der Freude seines Herzens ganz den schlimmen Auftrag vergessen, zu dessen Durchführung er sich gemeldet, noch ehe der Seemann angelangt war. Hätte der Wind ihn nicht früher heranführen können? Werneck hätte dann die Hilfe der

Wartenberg nicht anzurufen brauchen – er wäre ihr nicht verpflichtet gewesen und hätte sicherlich nicht das Anerbieten gethan, in Schlüters Geheimnisse dringen zu wollen – nun war das Weichen schwierig. Der arme Freiherr gerieth durch seine Heirathsprojecte stets in die schlimmste Lage; die Ungnade der Wartenberg konnte selbst jetzt, wo der Seemann einwilligte, noch schwere Hindernisse bereiten, wenn sie aus Aerger über Werneck sich auf die Seite der Liebenden schlug – und der Gräfin war alles zuzutrauen. Werneck spielte in größter Angst mit seinem Hute; er sah nicht, wie Eosander – aufmerksam jede Bewegung der Gräfin überwachend – näher gekommen war.

»Gnädigste Gräfin,« stammelte er, »ich bin – ich habe Dero Interessen durchaus nicht hintan gesetzet, mich vielmehr eifrig bemüht, den Schleier des Geheimnisses zu lüften und ich war dicht daran.«

»Und weiter?« fragte die Gräfin, sich an seiner Angst weidend.

»Weiter kam ich nicht. Denn es ist von Herrn Schlüter der strengste Befehl ertheilt worden: niemandem den Eintritt in sein Atelier zu gestatten; es wird auf das Schärfste überwacht.«

»Er birgt etwas darin,« hauchte die Gräfin.

»Gewiß,« fuhr Werneck fort, »aber es kann niemand dahinter kommen – es scheint, daß schon ein Versuch gemacht wurde – denn jener Befehl Schlüters ist ertheilt, weil man in einer Nacht die Schlösser und Thüren erbrochen haben soll –«

In diesem Augenblicke trat Eosander vor; Werneck fuhr zurück. Der Hauptmann hatte die kurze Unterredung mit großem Behagen vernommen. Werneck kam ihm nicht zuvor – er konnte nicht der Gräfin nützlich werden, Eosander hatte keinen Nebenbuhler in der Gunst zu fürchten. Dem Freiherrn war es sehr willkommen, daß Eosander die schlimme und peinliche Scene unterbrach.

»Sie haben gehört, Gnädigste,« flüsterte Eosander der Gräfin zu, »daß mein Agent alles versuchte, daß ich Ihnen die Wahrheit berichtete. Er war es, der jenen Einbruch unternahm, der die Zeichnung entdeckte, und dessen keckes Handeln jetzt die Wachsamkeit Schlüters erregte. Es wird niemandem gelingen, eindringen zu können – nur Ihnen, Gnädigste, wäre eine Recherche möglich – und vielleicht könnte ich dabei sein.«

»Sie haben Recht – und es muß bald geschehen – bleiben Sie in der Nähe. Wenn der König mich anredet, mich mit Unterhaltung beehrt, dann wage ich heute noch Ihnen Unterricht zu benutzen. Mindestens mache ich den Anfang – wir müssen das Geheimniß zu erforschen suchen – still jetzt – der König schreitet weiter.«

Schlüter hatte während dieser Zeit dem König und der Königin die Pläne, die bevorstehenden Arbeiten erklärt und gezeigt, wie sich der Bau gestalten werde. Friedrich nickte freundlich zu den Erklärungen des Meisters. Man schritt in die nächstgelegenen Räume, auch hier wurden die nöthigen Erläuterungen durch Schlüter gegeben, jetzt war man an dem Portal angelangt, welches

die öden Theile des nach dem Lustgarten hinaus gelegenen Gebäudes trennte. Schlüter hatte hier in der Eile die Treppen mit Teppichen belegen lassen – ein Zelt aus Leinwand sperrte den Durchgang, in welchem noch die Gerüste emporstiegen.

»Mein Gemahl,« sagte die Königin, »ich werde mit Ihrer Erlaubniß in meine Zimmer zurückkehren – die Frau Kurfürstin – werden mich sprechen wollen – ich hoffe, Sie setzen Ihre Wanderung fort.«

»Euer Majestät haben zu befehlen,« sagte der König. »Wie werden bei dem Diner die Kurfürstin sehen.«

Die Königin grüßte freundlich Schlüter und die Gesellschaft; dann schritt sie, von einigen Damen und Cavalieren begleitet, zurück in ihre Zimmer.

»Es trifft sich gut,« lispelte die Wartenberg, »man darf dem König näher kommen.«

Schlüter befand sich jetzt dicht an der Seite des Königs; er geleitete ihn in den fast fertigen Rittersaal. Schlüter hatte absichtlich die Gerüste und Leitern, auf welchen die Maler arbeiteten, stehen lassen. Der König und seine Begleitung sahen die Arbeiten mit größtem Interesse an. Oben an der Decke arbeitete Wenzel die Gemälde, welche die Thaten Friedrichs I. vorstellen – die Bildhauer und Stuckateure unter Leygebes Leitung förderten die prächtigen in vergoldetem Stuck gehaltenen Plafond. Ueberall sah man schon die schönsten Verzierungen an den Kaminen, und die Fensterpfeiler zeigten sich ganz vollendet in ihrer prächtigen Politur.

Der König ließ sich alles genau erklären, er forschte nach den einzelnen Arbeitern und sah die Pläne zuweilen durch, welche Schlüter in den Händen hielt. Als er wieder in die Höhe blickte, gab Schlüter ein Zeichen, und die Arbeiter nahmen die Hüllen fort, welche die über den vier Thüren angebrachten Werke aus Stuck verdeckten. Es zeigten sich den Augen der Beschauer die vier Erdtheile. Schlüter hatte sie eigenhändig ausgearbeitet, und sie waren ihm wie alles trefflich gelungen.

»Unvergleichlich schön,« rief der König, »das ist *magnifique*! und auch mit eigener Hand geschaffen?«

»Ja, Majestät – ich hatte die Ehre keinem andern überlassen wollen, diese Allegorie in dem schönen Saale zu arbeiten – jene vier Jahreszeiten in den Ecken sind Werke von Sapovius. Ich wollte meinem ehemaligen Lehrer auch ein Theilchen Ruhm bei diesem schönen Werke gewinnen lassen.«

Der König vermochte sich nicht satt zu sehen an den Einzelnheiten, mit welchen der Saal geziert war. Stolz auf seine Erfolge und seinen wohlerworbenen Ruhm, freute es ihn, daß des Künstlers Phantasie diesem Gange der Ereignisse gefolgt war, und er begriff sofort die Feinheit der Allegorie, welche Schlüter durch die vier Erdtheile an den Tag gelegt hatte: die Völker der Erde bewunderten den neuen König, dessen Thaten von oben herniederleuchteten.

Friedrich war in der gehobensten Stimmung. Er richtete an die Nächststehenden allerlei Fragen: wie sie die Arbeiten fänden? wie die Gedanken ihnen gefielen? er

machte Dohna, Besser, Bülow auf die kleinsten Details aufmerksam, und seine Blicke leuchteten – war er es doch, dessen Munifizenz all diese Dinge ins Leben rief.

»Es ist hohe Zeit,« flüsterte Wittgenstein dem Grafen zu, »daß Ihre Gemahlin sich zeigt – die Schnüffler haben schon die Tafelordnung ausgespürt – man flüstert einander zu.«

Wartenberg wechselte zwei Worte mit seiner Gattin – die Gräfin hatte schon bereit gestanden – der König war noch in dem Anschauen der Thürstücke versunken, als er plötzlich durch das Rauschen des seidenen Gewandes der Gräfin gestört ward.

»Ah – *comtesse*,« sagte er aufblickend, »Sie haben sich heute noch gar nicht gezeigt.«

»Ich wagte es nicht, Majestät,« sagte die Gräfin. »Und auch jetzt nur – als mich die Bewunderung all des Schönen hinriß – trat ich unwillkürlich vorwärts – Majestät verzeihen.«

Aller Augen hafteten jetzt auf den beiden Personen – Schlüter trat betroffen an die Gerüstleiter. Der König schien durch den Enthusiasmus der Gräfin sehr erfreut – er gedachte sofort des Versprechens, welches er dem Grafen am vergangenen Abende gegeben hatte.

»Sie sind nicht nur entschuldigt – Sie sind willkommen, *Comtesse*,« erwiderte der König, dem die Abwesenheit der Königin in diesem Augenblicke nicht ungelegen kam. »Es freut uns immer, wenn die Werke, welche wir schaffen lassen, Beifall finden.«

»Wer könnte *diesen* Werken den Beifall versagen,« fuhr die Gräfin zum Erstaunen Schlüters und der Hofgesellschaft fort, »es ist so herrlich das alles – so passend und dort – diese Mohren sind so genau vorgestellt – –«

Die Hofdamen kicherten verstohlen über die fast kindischen Bemerkungen. Wartenberg hielt es für gerathen, sich einzumischen, was er dadurch bewerkstelligte, daß er zwischen die Gesellschaft und den König trat, um eine Unterhaltung zu beginnen. Friedrich ward dadurch von der Umgebung getrennt – er stand jetzt mit der Gräfin inmitten des Saales. Die Wartenberg hatte ihn geschickt zu entfernen gewußt, während der Graf die Gesellschaft beschäftigte. Die Gräfin hatte jetzt leichteres Spiel; da der König vorwärts schritt, durfte sie an seiner Seite bleiben – ihr Triumph war vollkommen, die Ausschließung von der Tafel war keine Ungnade, der König zeigte es deutlich.

Nur gezwungen folgte Schlüter. Er vermochte nicht mehr wie vorhin die Werke zu erklären – er antwortete nur, wenn der König ihn fragte, und doch zeigten sich auf dem Gange, in jedem noch folgenden Gemache eine Menge Arbeiten seiner Hand. Nicht nur der Bau selbst war von ihm angegeben und ausgeführt – die in der Vollendung begriffenen Zimmer enthielten bereits genug Schöpfungen seines Meißels. Da waren jene schönen Kaminstücke in dem nachmaligen Spiegelzimmer – die herrlichen antiken Frauenfiguren, welche sich mit dem Schilde beschäftigen, in dem später sogenannten: Parolezimmer. Pilaster und reizende Figuren sprangen aus den

Wänden hervor in dem Concertsaale – da waren Arabesken und reiche Armaturstücke – tanzende und spielende Gestalten – die herrlichsten Ornamente in Stuck und Marmor – die Bewunderung für den Mann, der dies alles geschaffen, dem alles gelang, wurde stets reger.

Stumm schritt Eosander einher – er hoffte von der Intrigue, was er nicht durch die eigene Kraft gewinnen konnte. Der König unterhielt sich angelegentlich mit der Wartenberg. So kam man an die Stelle, wo nach Schlüters Entwurf die Zimmer durch das ehemalige Vorrderschloß oder dritte Haus fortgesetzt werden sollten. Der König stand still – mit ihm die Gesellschaft.

»Wir sind zu Ende mit dieser Reihe,« sagte Friedrich, »und ich bin begierig zu erfahren, ob wir noch Schöneres sehen werden. Was sagen Sie dazu, Gräfin?«

Schlüter befand sich nicht weit entfernt, er horchte scharf, als die Gräfin begann.

»Majestät,« sagte sie mit möglichster Unbefangenheit, »alles ist herrlich – schön, aber wenn ich mir ein bescheidenes Urtheil erlauben dürfte, so möchte ich sagen, diese Zimmer, welche wir so eben gesehen, müßten *fortgesetzt* werden, das heißt: die lange, schöne Reihe müßte bis zur Freiheit an der Wasserkunst hingeführt – die Zimmer also in einer Flucht liegend sein. Es ist nicht schön, daß jetzt so, um zu sagen, in einer Ecke abbrechen.«

Der König blickte die Gräfin erstaunt und freundlich an. Sie hatte dieses Mal eine wahrhaft künstlerische Ansicht geäußert.

»*C'est juste* – Sie haben das Richtige getroffen,« rief er. »Es war längst meine Ansicht, und ich bin bestärkt darin worden – wissen Sie, Schlüter, wodurch? Durch die sieben Ehrenpforten meiner guten Stadt Berlin. Vom Königsthore an bis zur langen Brücke waren sie alle so gebaut und gestellt, daß man durch sämmtliche hindurchschauen konnte. Da sagte ich bei mir: so und nicht anders – so müssen die Zimmer im *chateau royal* hintereinander laufen – *c'est imposant*. Sie werden also den Plan ändern, *mon cher* Schlüter – recht bald – und bis zur Freiheit an der Wasserkunst diese Linie fortsetzen.«

Schlüter hielt an sich; er war bei den Worten der Gräfin emporgeschreckt, – das hatte die Wartenberg nicht aus sich selber war – das war ihr eingeblasen – es lag eine Absicht zu Grunde.

»Majestät haben zu befehlen,« sagte Schlüter, »aber der Plan wird dadurch ganz geändert, denn auch die nach dem Domplatze liegenden Baulichkeiten müssen der Symmetrie wegen andere Gestalt gewinnen. Wollen Majestät gnädigst einen Blick auf diesen Plan werfen?«

Er breitete einen Plan auf einer der nahestehenden Gypstonnen aus. Der König blickte hinein.

»Euer Majestät sehen hier das Portal,« sagte er, »es liegt in dem hinter der Rennbahn befindlichen Gebäude – diesem Portal gegenüber steht ein zweites – so müssen, wenn die Einheit nicht gestört werden soll, die beiden langen Flügel ebenfalls Portale erhalten. Nun aber ist das erste Portal von den Ecken wohl um sieben Fenster entfernt – also muß das neue Portal an die Stelle des alten

Schloßthores kommen. Zur Seite aber kommen ebenfalls sieben Fenster bis an die Wasserkunst – das ändert den Bau gewaltig.«

Alle Anwesenden hörten mit großer Aufmerksamkeit diesem Einwande zu, der Meister hatte mit großem Scharfblicke die Veränderungen erkannt, welche diese Idee des Königs hervorriefen.

»Es gehe, wie es wolle,« entschied der König, »ich wünsche, daß die Zimmer in gerader Linie fortlaufen mögen.«

Schlüter neigte sich und rollte den Plan zusammen.

»Wie herrlich wird diese große, schöne Reihe sich ausnehmen,« fuhr der König fort, »und Euch – Euch, Andreas Schlüter, ist nichts unmöglich; Ihr führt es aus, was ich wünsche, ich werde bald den Plan sehen; es wird ein entzückender Anblick sein, dort von der Ecke der Freiheit die Augen die Linden der Kurfürstin entlang schweifen zu lassen, bis an die Dorotheenstadt zu sehen – ja, das wird prächtig sein.«

Schlüter machte eine Geberde der Zustimmung.

»Sie sehen,« fuhr der König lächelnd fort, »es ist nicht allein meine *intention* – sondern auch die Damen haben diese Art der *embellissements* für *acceptable* erachtet. Die Frau Gräfin entwickelt eine ganz der meinigen gleiche Ansicht.«

»Oh – ich durfte nur ganz bescheiden die Ansicht äußern,« sagte die Wartenberg, »aber auch ich denke mir den Blick von den Fenstern jenes neuen Schloßtheiles herrlich, wenn,« sie zögerte absichtlich – Eosander und

Wartenberg horchten hoch auf, »wenn nicht etwa eines störend sein möchte.«

»Und das wäre?« fragte der König.

»Der alte Münzthurm dort an der Ecke,« sagte die Gräfin, auf den Münzthurm deutend, der von den Fenstern des Neubaues wohl zu sehen war.

Ein Schrecken durchfuhr Schlüter, er zerknitterte fast den Plan, welchen er in der Hand hielt. Die Nennung dieses Thurmes durch die Wartenberg machte das Blut des Meisters sieden.

»Sie bereiten einen Plan,« sagte er zu sich, »diese Schiffertochter kann unmöglich aus sich selbst das erfinden – es ist richtig, der Thurm würde hemmen.«

Der Schrecken wich bei ihm einer schnellen Fassung – ja – dieser Moment konnte zum Glück für ihn umschlagen, konnte den gefährlichen Thurm vielleicht beseitigen.

»Die gnädige Gräfin haben vollkommen Recht,« versetzte Schlüter hastig, »jener Thurm würde die schöne Aussicht in beklagenswerther Weise hemmen – und wenn ich nach Euer Majestät Befehlen die Zimmer in einer langen und stattlichen Reihe die Freiheit fortzuführen mich bemühen und demgemäß einen Plan entwerfen werde, so ist es doch zur vollkommenen Schönheit des Ganzen dringend nothwendig, daß der Münzthurm falle, daß er bis auf den Grund niedergebrochen werde.

Der König dachte nach.

»Es wäre zu bedenken,« sagte er. »Ich wäre neugierig, auch darüber Ihre Ansicht zu hören, Gräfin.«

Die Wartenberg sendete Eosander und dem Grafen einige Blicke zu.

»Sie sind einig mitsammen,« keuchte Schlüter, der diese Blicke wohl bemerkt hatte.

»Ich, o – Majestät wollen mich gnädigst zum Besten haben,« sagte die Gräfin, »wie könnte ich es wagen, Angesichts eines Meisters, wie es Herr Schlüter ist, eine Meinung zu haben!«

»Wenn ich aber Ihre Meinung zu vernehmen *wünsche*?« sagte der König nachdrücklich, der schon die erwartungsvollen Blicke der Gesellschaft auf die Gräfin gerichtet sah.

»Wenn Majestät die Ansicht einer Dame zu hören befehlen – so muß ich gehorchen,« sagte die Gräfin, »und dann meine ich, der Münzthurm ist immerhin recht schön – es ist ein Stück des Schlosses. Ich würde ihn nicht abbrechen, sondern verzieren – *ausbauen* lassen.«

Schlüter stieß einen leisen Wehruf aus.

»Sie haben so Unrecht nicht, Gräfin,« sagte der König. »Und wie denkt Meister Schlüter darüber?«

»Ich bin,« sagte Schlüter mit eisiger Ruhe, »gegen diese Ansicht der Frau Gräfin. Jener Thurm dort ist ein Hinderniß für den von Euer Majestät gehegten Plan, und es würde besser sein, wenn die Stelle, welche er heute noch einnimmt, frei gelegt werden könnte.«

»Ah – es ist seine Achillesferse – Gregorio hatte Recht,« frohlockte Eosander leise.

»Wir wollen weiter darüber sprechen; heute ist die Zeit anderen Dinge zugemessen,« entschied der König. »Wir

haben noch den Hof mit seinen Bauten zu besichtigen. *Venez, messieurs et mesdames*.«

Er schritt von Schlüter geleitet die Treppe hinab, welche zum Hofe führte. Sie war roh aus Brettern gezimmert und mit Teppichen belegt, die bis in den Schloßhof hinein lagen, um den König und seine Gesellschaft nicht in den Sand und Schutt treten zu lassen.

»Sie sehen, daß die Sache günstig liegt – er scheint Besorgnisse zu hegen,« flüsterte die Gräfin Eosander zu.

»Sie kennen meine Sorgen – sie wissen um meine Schwäche,« seufzte Schlüter, als er mit dem Könige in den Hof trat.

Auch hier standen, um den Monarchen schweigend und ehrerbietig zu begrüßen, die Arbeiter im weiten Kreise. Sie hielten ihre Hüte in den Händen und ließen die Gewerksfahnen flattern. Der helle Sonnenschein, die Menge der Arbeiter, Soldaten und glänzend gekleideten Hofleute inmitten der bereits weit vorgeschrittenen Gebäude, machte auch hier einen imposanten Eindruck, der seine Wirkung auf den König nicht verfehlte. Er grüßte freundlich nach allen Seiten und blieb vor dem großen Portal stehen, welches Schlüter erbaut und beinahe vollendet hatte.

Acht herrliche korinthische, auf Würfeln stehende Säulen trugen den freien Gang, an dessen Geländer Postamente mit Bildsäulen sich erhoben. Die Fenster und Säulen einten sich harmonisch zum Ganzen, breite Steintreppen führten hinauf bis zum Schweizersaale und dann in das vierte Geschoß. Schlüter hatte die ehemaligen

Treppenthürme sinnreich benutzt. Die ganze Anlage war großartig und zeugte von dem Ideenreichthum des Meisters, daß der König und seine Gesellschaft in laute Beifallsbezeugungen ausbrachen. In dem Portal wölbte sich die Decke, von Karyatiden und jonischen Wandsäulen getragen. Die Stuckfiguren – es waren dieselben, welche Simonetti im Atelier nach Schlüters Modellen gearbeitet – stellten Jupiter und die Titanen dar, und das Gemälde war eine Fortsetzung der Steinbilder, es veranschaulichte den Kampf des Göttervaters mit den himmelstürmenden Riesen. Ueber dem Portal las man die lateinische Inschrift, welche sagte: »Die neue Fronte des königlichen Schlosses, welches Kurfürst Friedrich statt der früheren hatte errichten lassen, fand derselbe als unter Gottes Beistande gekrönter König von Preußen in vollendetem Zustande wieder.« Zur linken las man: »angefangen im Jahre des Heiles 1699« – zur rechten: »vollendet im ersten Jahre des preußischen Reiches.«

»Es ist schöner noch als alles, was wir bisher gesehen,« rief der König, »wenngleich noch nicht ganz vollendet – macht es schon jetzt einen *effect*, der *admirable* ist. Was wird dort, hinter dem Zelte geschaffen, welches auf dem Hauptgesimse errichtet ist?«

»Majestät,« sagte Schlüter, »jener Bau dort ist in Zukunft die Residenz der neuen Herrscher – der *Könige* von Preußen. Ehemals war es das Haus Kurfürst Friedrichs des Zweiten – von hier also wuchs die Monarchie empor – von hier aus gingen die großen und glorreichen

Thaten Ihres erhabenen Geschlechtes aus, seit Jahrhunderten Segen Ihrem Landes spendend. Eine solche Stätte mußte ich durch ein Denkmal bezeichnen. Jenes Portal soll es sein. Da Euer Majestät einen Orden gestiftet, der dem höchsten Verdienste geweiht wird, habe ich droben unter Lorbeerzweigen und Emblemen aller Art die Wahlsprüche jenes Ordens angebracht, und wenn dies Sinnbilder vollendet, die Hüllen entfernt sein werden, dann wird vor Euer Majestät Augen der königliche Adler stehen, mit ausgebreiteten Schwingen das Dach des neuen erhabenen Königshauses tragend.«

Der König machte eine Geberde des höchsten Wohlgefallens und wendete sich zu seiner Begleitung.

»Es wird ein Denkmal im schönsten, edelsten Sinn,« sagte er, »also der Adler thront da oben.«

»Ja, Majestät, und rings um ihn her die Wahlsprüche des Ordens: *Nec soli cedit*, sodann aber das herrliche: *Suum cuique*, entgegnete Schlüter mit starker Betonung.

Der König und seine Gäste musterten jetzt den Bau.

»Und Ihr denkt das bald zu beenden?« fragte der Monarch.

»In wenigen Wochen.«

»Darf man den Meister fragen,« begann jetzt Wartenberg, »welch andere sinnreiche und schöne Arbeit dort hinter den Leinwandhüllen vorbereitet wird?«

Er deutete auf die verdeckten Gerüste.

»Es sind allegorische Darstellungen,« sagte Schlüter kurz. »Sie können die fast vollendeten Reliefs sehen,

wenn Sie einen Gang auf das Gerüst thun wollen, gnädiger Herr.«

»O – ich danke. In diesem Galakostüme – *non*,« sagte der Graf lachend.

»Dort also ist nichts zu finden, das gefährlich für ihn wäre,« flüsterte Eosander der Gräfin zu.

»Aber,« fuhr der Graf fort, »die Meriten des Herrn Schlüter sind wirklich enorm, welch eine Menge von Arbeiten – denn draußen an den Portalfenstern sind ebenfalls noch leere Stellen – wie ich höre, sollen sie mit Werken von Ihrer Hand ausgefüllt werden.«

Er blickte lauernd Schlüter an.

»Man hat Euer Gnaden recht berichtet,« sagte Schlüter, »ich arbeite dergleichen Dinge.«

»Und was werden sie darstellen?« fragte der König. »Es war, so weit ich mich erinnere, nur die Rede von achteckigen Steinen.«

»Ich habe die Absicht, noch andere Bildwerke zu liefern,« antwortete Schlüter nicht ohne Unruhe, »aber sie sind noch in der Ausführung begriffen und in meiner Werkstatt.«

»Ei,« fiel jetzt die Gräfin ein, die sich wieder vorgedrängt hatte, »wie gerne möchten wir alle ein Mal dieses Heiligthum besuchen! Es würde doch sehr merkwürdig sein, die Arbeiten im Entstehen zu betrachten.«

Schlüter warf einen Blick auf die gefährliche Frau, wie der verwundete Fechter ihn seinem Gegner zuwirft.

»Das Atelier, gnädige Gräfin, ist ein sehr simpler Ort – müßte fürchten, daß die Illusion gestört würde, träten die Herrschaften in diese Räume.«

»*Non donc*,« sagte jetzt plötzlich der König, »es ist in mir auch der Wunsch rege geworden, Eure Werkstatt zu besuchen. Seit Ihr draußen vor dem Thore das Atelier errichtet habt, besuchten wir Euch noch nicht. Es ist eine gute alte Sitte, daß die Könige ihre Künstler heimsuchen. Die Gräfin hat einen sehr guten Wunsch geäußert. Wir wollen in den nächsten Tagen Euer Atelier sehen. Gewiß sind dort Dinge in Arbeit, welche eine Visite Euch also eines Besuches gewärtig.«

Schlüter neigte sich stumm – »Sie wittern etwas – ich täuschte mich nicht,« lispelte er.

»Und nun, mein Freund,« sagte der König, »ist die Zeit verstrichen, welche wir für den Gang durch den Schloßbau angesetzt – wir müssen zur Audienz in unserem Saale sein. Wir hoffen Euch heute bei dem Diner zu sehen, Schlüter. Bis dahin *bon jour*! Eure Arbeiten sind unvergleichlich schön – wir sind vollkommen zufrieden.«

»Es ist eine glückliche Stunde für mich,« betheuerte Schlüter. »Wenn Majestät mir gnädigst folgen wollen, werde ich Allerhöchstsie über die neue Treppe in Dero Gemächer führen.«

Er schritt vorauf über den Wendelstein, der König und sein Hof folgten.

»Wir werden in die Geheimnisse des verzauberten Ateliers dringen,« sagte Wartenberg zu Eosander.

»Sie sehen, daß ich immer noch etwas vermag,« hohnlächelte die Gräfin dem Protégé zu.

»Euer Gnaden sind eine allmächtige Fee,« sagte Eosander.

Droben vor dem Eingange am Schweizersaal verabschiedete der König Schlüter. Dieser ging langsam die Wendelstiege hinab. Von allen Seiten wurden ihm Glückwünsche dargebracht, er nahm sie freundlich aber zerstreut hin. Er sah die Wetterwolke aufsteigen, und sein Blick ruhte mit finsterem Ausdrucke auf dem Münzthurm.

»*Et vous, Monsieur?*« rief der König, in dem großen Vorzimmer angekommen, Eosander zu, der in einer Gruppe von Hofleuten stand. »Was haben Sie zu den Bauwerken gesagt?«

»Ich bin von der Bedeutung und dem Genie des Herrn Schlüter ganz erfüllt,« entgegnete Eosander vorsichtig. »Wie glücklich ist er, – in solcher Weise wirken zu können.«

»Es soll auch für Sie, Monsieur Eosander, gesorgt werden,« sagte der König huldvoll. »*Suum cuique!* Sie wissen ja. Aber *pour le moment* ist Schlüter ein Mal in der Arbeit, und er wird sie durchführen.«

»Ich zweifle nicht daran, Majestät. Und es nimmt mich Wunder, daß ein Genie, wie Herr Schlüter, vor dem unbedeutenden Hinderniß erschrecken kann, welches ihm der Münzthurm bieten könnte.«

Der König ward aufmerksam.

»Schon wieder der Münzthurm,« sagte er.

»Es allerdings auffällig,« fiel Wartenberg geschickt ein, »daß ein Meister, wie Schlüter, in förmliche – wie soll ich sagen – *exaltation* gerieth, als Euer Majestät den Wunsch äußerten, der Münzthurm möge ausgebaut, nicht abgebrochen werden.«

»O – die Gräfin *äußerte* das,« sagte der König, bei diesen Worten eine Schale mit Früchten nehmend, welche ein Page ihm reichte.

Im weiten Kreise ihn umstehend, genoß die ganze Gesellschaft ebenfalls solche Erfrischungen. Es war eine Zeit der ungezwungenen Unterhaltung – vor dem Beginne neuer Audienzen.

»Wenn auch,« fuhr der Graf beharrlich fort, »sie diese Ansicht äußerte, so war es doch sicher nur in unterthänigster Uebereinstimmung mit Euer Majestät.«

»Es ist wahr,« bestätigte der König, »aber Schlüter wird an den ersten Plan, den ersten Entwurf berufen. Nach diesem hatte ich genehmigt, daß der Münzthurm entweder ganz abgebrochen oder nur zur Betreibung der Wasserkünste ausgebaut werden solle. Das letzte Project hatte ich zur Ausführung befohlen, und Schlüter wollte eine Zeichnung dafür machen – wir müssen ihn daran erinnern. Wir haben ja bereits die Münze in das Dalençonsche Haus verlegt, und unser unermüdlicher Schlüter hat den Münzkanal in Angriff genommen.«

»Wenn Sie nicht eilen, wird die Sache zum Triumph für ihn,« flüsterte Eosander dem Grafen zu.

»Fast hätte ich vergessen,« sagte der König, die leere Schale dem Pagen reichend, »wir sind Ihnen, Monsieur

Eosander, noch die Anerkennung für Ihre Arrangements schuldig – sie waren vortrefflich.«

Der König wollte in seiner Leutseligkeit dem Hofarchitekten auch einen Theil Ruhm zukommen lassen, da Schlüter durch seine Werke so reichliche Ehren genossen.

»Majestät entzücken mich,« sagte Eosander, »und es wird mir noch die besondere Ehre zu Theil werden – wie der Herr Graf mir so eben sagten – diese großartigen Festlichkeiten in Gemeinschaft mit meinem Schwiegervater der staunenden Welt durch die Wunder des europäischen Theaters bekannt machen zu dürfen.«

»Richtig – auch daran dachte ich in diesem Augenblicke nicht,« rief der König. »Euer Schwiegervater ist ja in Berlin. *Eh bien* – es soll uns freuen, ihn zu sehen. Uebermorgen früh, nach dem *lever* wollen wir in den Zimmern der Königin Majestät diese *famille intéressante* empfangen. Es sind ja wohl die berühmten Reisenden – die Damen hier?«

»Majestät zu dienen,« sagte Eosander.

»Die Königin wünscht sie ebenfalls zu sehen – demnach veranlassen Sie die Audienz. Lottum – wir wünschen, daß der Empfang dieser Damen und des Monsieur Merian sofort auf das Programm für die *Ordre du jour* gesetzt werde – die *dessins* und Texte, welche uns vorgelegt wurden, haben Ihre Majestät die Königin und wir selbst genehmigt – Monsieur Merian soll noch andere kunstreiche *chosen* vorlegen, wenn er sie mit sich führt. – *En vérité* – es ist sehr interessant,« sagte der König, sich zu einigen

der Nächststehenden wendend, »diese Damen sind weit, weit gereist im Dienste der Wissenschaft.«

»O wie *charmant*,« sagte Frau von Perbandt, »Majestät werden doch dafür sorgen, daß wir alle die merkwürdigen Damen sehen?«

»O, wir bitten sehr darum,« fielen mehrere andere Stimmen im Chor ein.

»Wenden Sie sich an den Monsieur Eosander,« sagte lächelnd der König.

»Man kann ja eine *Soirée* veranstalten – etwa in Schönhausen,« bemerkte Wartenberg. »Es würde sich das wohl thun lassen, da Euer Majestät ohnedies die Ausfahrt nach Pankow unternehmen wollen und Eosander die Baupläne, welche zur Erweiterung des Schlosses von ihm entworfen wurden, Ihrer Majestät der Königin vorlegen soll.«

»Arrangiren das,« sagte der König, »und die Merians nach Schönhausen beordern. Wir wollen dort einen auch nur ganz der Unterhaltung *en petite famille* gewidmeten Abend haben. Kleiner Kreis von Gästen – Besser – die Einladungen heute Abend uns vorlegen.«

In diesem Augenblicke meldete der Kammerherr von Finck:

»Ihre Majestät die Königin sind in den Empfangssalon getreten.«

Sofort nahm der König eine andere Haltung an, seine bisherige Ungezwungenheit war verschwunden; er grüßte sehr ceremoniell und that einige Schritte vorwärts, als

seine Blicke auf Werneck fielen, der sich durch die Menge der Hofherren gedrängt hatte.

»Ah,« sagte der König, »Sie hier. Wegen der Mariage wird nun wohl alles *en ordre* kommen. Der Lieutenant von Berchholz ist arrivirt – *tant mieux*. Wir werden die Sache beschleunigen durch unsere Befehle – heute noch werden wir den jungen Mann empfangen – er wird sich melden mit seinem Kommandeur, dem Gröben. Bin sehr *curieuse*, diese meine Seeleute zu sehen, haben viel erlebt auf der Fahrt. Die schöne Sidonie wird eine glänzende Partie – guter Soldat, *ce jeune* Berchholz, mir auch lieber als der Architekt – obwohl die Künstler mir willkommen sind. Werde die Herren *Curatores* von Hildesheim abfertigen.«

Er schritt in den Empfangsaal, wo die Königin von Audienzsuchenden umringt seiner harrte. Alle neigten sich, als der Monarch in den Saal trat.

»Wir müssen nach,« sagte Wartenberg. »Schmieden Sie das Eisen, weil es glüht.«

»Oh – ich habe meine guten Gedanken heute,« sagte Eosander. »Der Thurm wird Schlüter nicht entgehen.«

Werneck rauschte so eben an ihm vorüber.

»Ich wünsche Glück, Herr Freiherr,« rief Eosander, »Sie sind am Ziele Ihrer Wünsche.«

»Ja – alles ist im besten Gange,« lächelte Werneck. »Der treffliche Otto von Berchholz willigt ein – der König ist so gnädig gewesen, mir seine Befehle für die Heirath zu versprechen.«

»Und alles ohne die Hilfe der Gräfin,« sagte Eosander leise. »Sie sind niemandem verpflichtet.«

»Mein Himmel,« erwiderte Werneck, »ich habe alles gethan – aber wenn Schlüter wie ein Drache seine Schätze bewacht – so ist nichts zu wagen – die Gräfin wird wohl selber Mittel finden.«

»Verlassen Sie sich darauf,« sagte Eosander, »aber sollten Sie noch ein Mal in Verlegenheit gerathen, wird man Sie gewiß darin sitzen lassen.«

Die Raketen des Feuerwerkes.

Unter dem Jauchzen der Menge durchfuhren die königlichen Wagen die Straßen Berlins, welche im Lichte von tausend und aber tausend Kerzen, Lampen und Feuerbecken erglänzten. Der König ward in dem Getümmel mit Blumen überschüttet, der Königin flogen Gedichte und Bouquets zu, und von den Dächern der Häuser bliesen die Musikanten der Stadt ihre Weisen hernieder. Die Paläste der Prinzen des königlichen Hauses, die Fenster der Kaufleute und wohlhabenden Bürger waren mit Transparenten geschmückt, deren Inschriften auf die neue königliche Würde und Berlins Freude darüber Bezug hatten.

Die Karossen des Königs, der Königin und des gesammten Hofes lenkten, von der Gertraudtenstraße kommend über den Spitalmarkt in die Schmiedestraße (später Niederwallstraße) und wurden hier durch eine baldachinartige Ehrenpforte bis zu den Wällen des Leipziger Thores gelenkt. Dieses Thor stand auf dem Platze,

welcher heutzutage von dem Hause Nr. 12 eingenommen wird. Vor dem mit Fahnen, Laubgewinden und Zelten geschmückten Thore hielten die königlichen Wagen. Im Innern des Thores war eine Treppe angebracht worden, welche auf die Befestigungen der Stadt führte. Es lagen hier die von Gräben umzogenen Wälle, in deren Einschnitten die Stadtthore sich befanden. Um das Thor in eine Art von Saal zu verwandeln, hatte man es mit großen faltigen Draperieen verhängt.

Der königliche Hof befand sich also in einem geschlossenen Raume. Innerhalb dieses luftigen Saales standen die Vertreter des Friedrichswerders und der neu entstehenden Friedrichsstadt, welche jenseits der alten Wälle bereits zu erstehen begann. Außer diesen Herren waren viele Officiere anwesend, welche die königlichen Herrschaften einluden, dem abzubrennenden Feuerwerke huldvoll zuschauen zu wollen.

An der Spitze dieser Officiere stand Markgraf Philipp Wilhelm, Generalfeldzeugmeister. Er hatte das Feuerwerk angeordnet und nach seinen Angaben fertigen lassen. König und Königin nahmen die Einladung an und stiegen, von dem Markgrafen geleitet, von den Prinzen und dem Hofe gefolgt, die Treppe zu dem Walle hinan. Hier oben war ein großes, prächtiges Zelt aufgeschlagen, dessen Wände nach der Stadt zu ganz geschlossen, nach den Vorstädten hin aber offen waren. In demselben standen auf Teppichen große Lehnsessel für die höchsten Herrschaften, die Hofdamen saßen hinter den Mitgliedern des königlichen Hauses, die Herren standen.

Der König bezeugte seine Freude an diesen Vorrichtungen durch lautes Beifallrufen, und in der That gewährte das ganze Bild, welches sich hier von dem Walle herab darbot, einen ebenso schönen als eigenthümlichen Anblick. Ringsum auf den Wällen flammten in großen Kesseln die düster glühenden, rothen Pechfeuer. Weiter hin, aus allen gegen die Wälle zu gelegenen Häusern, von den Mauerthürmen und den Thorpfeilern strahlten die hellen Lichtflammen der Illumination, und dieser Glanz mischte sich mit dem, welcher von den übrigen Straßen, den Kirchthürmen und Mastbäumen herein und hernieder schwebte.

Eine herrliche, von schönstem Mondenscheine erleuchtete Maiennacht begünstigte die Feierlichkeit, und in dieser von Mond und Lichtglanz erfüllten, weit sich aufthuenden Gegend, wimmelte es von tausenden frohen und lebhaft durcheinander dringenden Menschen, die mit fröhlichem Gelächter, singend und rufend allen Seiten herbeiströmten, das großartige Feuerwerk zu sehen. Am Rande der Gegend funkelte es in der Luft von den nahegelegenen Dörfern Schöneberg, Lützow und den kleinen Weilern herüber – auch sie hatten zur Feier des Festes erleuchtet.

Als König und Königin in dem Gezelte erschienen, tönte ein donnerndes »Vivat Fridericus und Sophie Charlotte« empor. Das königliche Paar dankte, und gleich darauf donnerten drei Kanonenschüsse von den Wällen als Zeichen zum Beginn des Feuerwerkes und rauschten Raketen in die Lüfte.

Das Feuerwerk war doppelt. Es war ein Land- und Wasserwerk. Durch eine sehr sinnreich angebrachte Vorrichtung erleuchte sich plötzlich ein auf dem Felde jenseits des Grabens erbautes Portal mit preußischen Adlern, Wappen, Kugeln mit brennenden Flammen, Sprüchen in Brillantfeuer und Sternen geziert. Ein langhinschallender Beifallsruf ertönte – die auf den Wällen vertheilten Musikchöre fielen schmetternd ein – die Kanonen donnerten – es war eine ganz ungeheure Wirkung erzielt. Dann prasselten wieder Raketen in die Lüfte – der zweite Theil: einen von dem preußischen Wappen gehaltenen Thron darstellend, zeigte sich – neuer Jubel, neues Schmettern der Trompeten – neuer Donner der Geschütze – ebenso war es bei dem dritten Theile, in welchem die Wappen der Provinzen erschienen.

Unter den vielen Gruppen, welche sich gebildet hatten, dem glänzenden Schauspiele beizuwohnen, schien es sich besonders eine recht wohl sein zu lassen. Es waren vier Personen. Sie hatten sich auf der halbvollendeten, breit angelegten Terrasse eines Neubaues der Friedrichsstadt einen Platz verschafft, den die Käufer jenes Baues gegen gute Belohnung vermietheten. Die Personen – es waren drei junge Männer und ein junges, schönes Mädchen – saßen dem Walle gegenüber und vermochten die Feuerwerksbilder recht genau zu sehen, wurden auch von den aufsteigenden Raketengarben und den weißen griechischen Lichtern jedes Mal stark beleuchtet. Diese vier jungen Leute waren unsere Freunde, die Gebrüder

von Berchholz, die schöne Dora und ihr Bruder Leonhardt.

Die beiden Brüder hatten sich nach dem Streite, der zwischen ihnen wegen des Antrages von Werneck entstanden war, bald wieder die Hände gereicht. Kurt durfte den Ansichten seines Bruders keinen Zwang anthun; er hoffte auf Doras Gewalt, die er bei einer der geheimen Zusammenkünfte Otto endlich dargestellt hatte. Der Seemann konnte nicht umhin, die Tochter Meister Brauns für ein eben so schönes als liebenswerthes Mädchen zu erklären. Er verwünschte die Strenge des Alten und die Unentschlossenheit Wernecks, er munterte Kurt auf, beharrlich seinen Weg zu verfolgen. Dora sprach für Sidonie, sie bat Otto, das Glück der Liebenden nicht zu stören, und der Seemann war bald genug weich geworden. Er entsagte freilich nicht mit Bestimmtheit der Hand Sidoniens – er war aber entschlossen, das Herz der schönen Hofdame zu befragen.

»Was aber werden die Alten sagen?« fragte er wehmüthig Kurt. »Sie sind voll Freude über meinen Entschluß gewesen, der ihnen die verlorene Größe wiederbringt – sie haben Sorge genug Deinetwegen, Kurt – und wenn ich die Sidonie freite – es würde Euch beiden die Einwilligung leichter zu Theil.«

»Ich mag damit mein Glück nicht verkaufen,« rief Kurt. »Und dann, dann,« fuhr er unwillig fort, »fruchtete das etwas? – o nein – wir stehen nicht besser, es ist nur eine kurze Frist, nur die Tage des Krönungsfestes werden vorübergehen, und dann spricht Braun das Machtwort

aus, welches Dora mir entreißen soll – nein, mein Bruder, wir müssen diesen Leuten zeigen, daß wir fest, beharrlich sind – sie können unseren Herzen nicht befehlen und – Dora ist entschlossen – Leonhardt auch, wir fliehen aus Berlin – weit hinweg. Du begleitest uns – Du –«

»Kurt, sei vernünftig,« rief Otto. »Ein Soldat und fliehen – ein Deserteur? Nimmermehr – auf mich könnt Ihr nicht zählen. Ich gehorche des Königs Befehlen in jeder Weise.«

Kurt mußte dagegen schweigen.

»Es wird aber für mich gute Zeit anbrechen,« sagte er, »Schlüter hat vom Könige freie Hand bekommen, er darf den Bau jetzt ganz nach seinem Gefallen leiten – er darf anstellen, wen er will, und es ist von ihm bestimmt, daß ich den Titel und das Amt eines königlichen Bauconducteurs erhalten, daß ich mit guter Besoldung angestellt werden soll.«

»Das sind gute Aussichten, mein Junge,« rief Otto, »Und so laßt mich am Ende die Sidonie immer heirathen.«

»Mein Freund,« sagte Dora sanft, »Sie wollen das arme Mädchen dem Geliebten entreißen, wo ein Wort von Ihnen – ein entschiedenes Wort alles ändern kann? Sie denken nicht mehr an das schöne Wesen, von welchem Sie uns erzählten?«

Otto seufzte.

»Ich habe sie nicht vergessen. Aber wo weilt sie? Ich darf nicht daran denken – ein armer Edelmann sollte

nicht sein Herz fragen – aber da es nur auf mich ankommen soll – mag es sein – o – Ihr schaltet mit mir, wie Ihr wollt.«

»Bin ich nicht unglücklich genug?« sagte Kurt. »Trotz alles Glückes? Weiß ich nicht zu empfinden, wie es dem armen Anatole ums Herz sein mag? Wenn sie sehen, daß wir alle dem elenden Gelde zu Liebe nicht unsere Neigung opfern, werden sie schon zahm werden.«

Otto seufzte. Seine Erinnerungen waren in heftigem Kampfe mit dem Vortheile, der sich ihm bot.

Bei dem Feuerwerke waren die vier jungen Leute vereinigt. Leonhardt wußte, daß sein Vater als Stadtabgeordneter und Bezirksmann bei der Bürgerschaft bleiben und dem Rathe nahe sein mußte. Von Gregorio hatte man nichts zu fürchten. Er war seit einigen Tagen sehr wenig zu sehen. Er hatte das Wort Brauns – er schien entschlossen, Dora trotz ihres Widerspruches heirathen zu wollen, und Braun selbst hatte entschieden, daß er nur das Ende der Festlichkeiten abwarten wolle, um die beiden – Dora und Gregorio – zu verloben und dann so bald als möglich zu verheirathen. Braun ahnte die Zusammenkünfte nicht – Leonhardt vermied jedes Gespräch von der Heirath, von Kurt und Schlüter. Gregorio that desgleichen – er drang nicht in Dora – er hielt sich still und arbeitete seit den letzten Tagen oft tief bis in die Nacht hinein in seinem Zimmer. Dora und Leonhardt sahen das Licht hinter den festgezogenen Vorhängen flimmern.

»Ein fleißiger Mensch, der königliche Bauführer,« sagte Braun. »Ja – ja – er hat eine Stellung.«

Dora wartete voll Sorge auf Schlüters Entscheidung. Am Tage vor dem Feuerwerke hatte Kurt die Kunde gebracht, daß der Herr Oberbaudirector ihm die Anstellung sichern werde – jetzt standen die Waagen Gregorios und Kurts gleich. Dora fühlte, daß Ottos Einwilligung ihre Sache gefördert hatte – aber sie war edel genug, für Sidonien zu sprechen. Der festliche Abend vereinigte sie und Leonhardt mit den beiden Brüdern. In dem Gewühle dieser Wende von Menschen konnten sie sich leicht den spähenden Augen entziehen – überdies hatte Gregorio gar keine Notiz von dem Feste genommen. Er arbeitete wieder in dem kleinen Zimmer – er hielt sich fest eingeschlossen, als Leonhardt mit Dora aus dem Hause schlüpfte. Braun war nicht zu fürchten – seine Stellung hielt ihn bis zum Ende der Festlichkeit in der Nähe des Rathes gefesselt und der Bruder war der beste Wächter für seine schöne Schwester. Als beide das Haus verließen und der Magd die Schlüssel zu Brauns Wohnung aushändigten, öffnete Gregorio behutsam die Vorhänge seines Fensters.

»Sie gehen fort,« murmelte er. »Sicher wird ein Stelldichein mit dem verdammten Junker stattfinden – ich will ihnen nach.«

Er löschte seine Lampe und war bald vor dem Hause. Er sah Dora und den Bruder die Straße hinabgehen – es ward ihm nicht schwer, ungesehen zu folgen, die Menge in den Straßen war bedeutend – leicht konnte sich ein Lauscher verlieren, ohne gesehen zu werden. Gregorio zitterte vor Zorn und Eifersucht. Hatte er doch mehr als

je durch Doras Kälte gelitten, mehr als je gefühlt, daß er die schöne Meisterstochter nicht nur um seiner Schönheit Willen heirathen müsse, daß er sie wirklich mit der ganzen Glut der Sinnlichkeit liebe, die als Kind Italiens in ihm flammte.

Er ließ die beiden nicht aus den Augen – er sah, wie sie die Straße des Friedrichwerders durchschritten – über die Brücke zwischen den Lindengängen wandelten, er blieb in ihrer Nähe – da traten zwei Männer auf die Geschwister zu. Den einen kannte der Italiener, es war Kurt, der andere schien ein Officier zu sein. – Gregorio sah, wie Dora Kurt ihre Hand reichte, er nicht duldete, er wollte zwischen beide stürzen, aber ein großer Trupp Menschen, der von der Dorotheenstadt herankam, schob ihn bei Seite, und als Gregorio endlich aus dem wogenden Menschenmeer sich hervorgearbeitet hatte, waren die viere verschwunden. Der Italiener irrte suchend in dem Getümmel umher.

Kurt und Otto, die Geschwister Braun waren in glücklicher Stimmung. Es schien ihnen die Hoffnung wieder näher gerückt; wenn Kurt durch Schlüter die Anstellung erhielt, dann war vielleicht eine Aussicht vorhanden – zwar fürchtete Leonhardt die Weigerung Ottos, aber Kurt hoffte auf den Beistand der Königin, die ja Sidoniens Glück fördern wollte. Werneck war bei dem Freiherrn von Berchholz gewesen – was sie gesprochen, wußte Otto nicht – aber die fröhliche Stimmung Wernecks ließ befürchten, daß etwas Gefährliches im Anzuge sei. Indessen

hatten die Liebenden sich doch wieder für einige Zeit gefunden – durften sie doch wieder von ihren Hoffnungen sprechen und Hand in Hand durch das Gewühl schreiten, ohne von Verräthern umgeben zu sein.

Otto von Berchholz hatte bald einen Platz ermittelt, für einiges Geld durften sie hinaufsteigen, das Feuerwerk von hier aus zu sehen Sie folgten mit ihren Blicken dem Fluge der Raketen und schauten in die feurigen Wogen, welche sich um den Triumphbogen ergossen. Der zweite Theil begann – es war das Wasserfeuerwerk. In dem Graben vor den Wällen war ein Schiff aufgestellt. Tritonen, Seepferde zogen – Neptun lenkte es. Ueber den Pferden schwebten Engel, welche Posaunen, Krone und Scepter hielten. Ein zweites Schiff fuhr die Gestalt Friedrichs I. heran – die Fama schwebte über ihm – die Pferde, die Tritonen spieen und bliesen Feuer – eine Garbe von weißem und rothem Lichte stieg empor.

»Es ist herrlich – seht – wie die Stadt im Glanze schwimmt,« rief Otto.

Gerade jetzt beleuchtetedas Feuer den Theil der Gegend, wo unsere Freunde saßen. Dora stieß einen Schrei aus. Besorgt fragten Kurt und Leonhardt – sie zitterte und wies nach unten – aber ehe sie noch sprechen konnte, schwang sich die Gestalt eines Mannes auf den Platz, wo die Freunde und Liebenden saßen. Es war Gregorio. Der Italiener hatte nach langem Suchen die beiden gefunden – der aufblitzende Schein des Feuerwerks zeigte sie ihm. Gregorios Wuth ließ ihn jede Besonnenheit vergessen.

»Woher kommst Du mit der Schwester? Leonhardt, sprich,« begann er laut und ohne die Brüder zu beachten.

»Wie darfst Du es wagen,« schrie Leonhardt, »mich zu schulmeistern? kann ich meine Schwester nicht geleiten?«

»Nein –« sagte Gregorio mit kaltem Tone, »Du kannst es nicht.«

»Wer will mir's wehren?«

»Ich. Dora Braun ist die meine – Euer Vater hat sie mir zugesagt – Du hast kein Recht, meine mir angelobte Braut ohne meinen Willen zu entführen.«

»Ihr nehmt Euch viel heraus,« rief Dora jetzt vortretend. »Wer hat Euch ein Recht über mich gegeben?«

»Euer Vater. Ich kenne dieses mein Recht und ich werde es mir wahren.«

»Ich befehle Euch zu gehen,« rief Dora, »hinweg! Ihr seid nicht Herr über mich.«

Gregorio blickte die noch immer ruhig stehenden Brüder an; das Getümmel ringsum war so groß, daß die Worte der Zürnenden nicht gehört wurden.

»Ich bin nicht ganz Herr über Euch, schöne Dora, »aber zum Theil doch. Das Mädchen, welches der Vater einem Mann zugesagt hat, über dessen Zukunft der Vater allein entscheidet – ein solches Mädchen darf der vom Vater ihr bestimmte Bräutigam am mindesten aus einer Gesellschaft entfernen, die ihm nicht zusagt.«

Bis dahin hatten Kurt und Otto, zwar bebend vor Unmuth, aber doch ohne loszubrechen gestanden. Diese

Worte des Verhaßten aber trafen allzu gewichtig. Kurt wollte eben dem Italiener eine Beschimpfung ins Gesicht schleudern, als Otto ihm zuvorkam. Der Seemann, dessen rauhes Handwerk viel weniger zu Einleitungen geschickt gemacht, als vielmehr die That allen anderen vorgestellt hatte, trat auf Gregorio zu und packte dessen Handgelenk mit eisernem Griffe.

»Hollah, meine Bursche,« sagte der Lieutenant, »so lange habe ich Euch ruhig mit angehört, aber wenn Ihr es wagt, von Gesellschaft zu sprechen, die Euch nicht zusagt, dann reden wir mit einander.«

Gregorio war von des Seemanns eisernem Griffe und von seinem entschiedenen Tone betroffen zurückgewichen.

»Ich fragte Euch nicht, Herr, ob Ihr mit mir reden wollet,« sagte er. »Dieses junge Mädchen dort ist Dora Braun, des Meisters Tochter, und ich habe ein Recht zu fragen, wie sie hierher kommt.«

»Ihr habt es nicht, Bursche,« rief Kurt, Dora bei Seite ziehend. »Die Jungfrau Dora will mit Euch keine Gemeinschaft haben. Sie zog es vor, unter dem Geleite Ihres Bruders mit Edelleuten dem Feste des Königs beizuwohnen, das ist alles.«

Gregorio kreuzte die Arme und lächelte boshaft.

»Mit Edelleuten? – hm, es mag sein. Aber es ist wider den Willen – hinter dem Rücken des Vaters geschehen – freilich ist der Ort hier ein schlecht gewählter – ringsum sind viel Zeugen. Das Haus des Herrn Schlüter eignet sich besser für die Stelldicheine –«

Leonhardt und Kurt blickten sich ängstlich an – der Italiener wußte um ihre Zusammenkünfte.

»Gleichviel,« begann Otto, »es ist Euch nicht erlaubt, uns zur Rede zu setzen. Eurer Anmaßung wird ein Ziel gesteckt – und ich sage Euch hiermit: herunter von diesem Platze, oder ich fasse Euch beim Kragen und schleudre Euch hinab.«

Er streckte die Hand nach Gregorio aus, der mit einer schnellen Bewegung ihm entwich.

»Gemach, Herr,« rief er, »ich möchte nicht, daß die Jungfrau zum Gegenstand eines Streites würde, den morgen halb Berlin wissen dürfte. Ich rufe Dir, Leonhardt Braun, zu: komme mit mir und Deiner Schwester hinweg von hier oder –«

Er machte eine drohende Bewegung.

»Höllen Element, das geht zu weit,« rief Otto, »ich werfe den Kerl hinunter, wenn er noch ein Wort spricht.«

»Haltet inne,« bat Dora, »es wird ein böser Handel.«

»Geh heim, Gregorio,« sagte Leonhardt, »ich werde dem Vater alles offenbaren.«

»Ich gehe nicht allein,« entschied der Italiener, »ich habe ein Recht mit Euch zu gehen, und ich will's behaupten.«

Sein Auge blickte trotzig – er sah wohl, daß die Liebenden des Vaters Unwillen fürchteten.

»Und ich will Euch nicht zum Begleiter der Dame haben,« rief Otto, seinen breiten Degen ziehend.

Dora klammerte sich angstvoll an Leonhardt.

»Den Degen wollt Ihr brauchen?« rief Gregorio.

»Nur den flachen – Euch zu fuchteln,« rief Otto.

»So habe ich das Recht, meine Haut zu wahren,« keuchte der Italiener, sein Stilet ziehend.

»Hoho – eine wälsche Spitze – da gilt's,« sagte der Seemann und gab dem Italiener einen Stoß, daß er bis an den Rand des Vorbaues taumelte.

Beide standen sich mit funkelnden Blicken einander gegenüber – die jungen Männer wollten sich zwischen werfen, da prasselte wieder mit Donnerkrach eine Garbe von Raketen und Lustkugeln empor, mit ihrem weißen Lichte die Gegend grell erleuchtend.

Gregorio warf das Haupt zurück – statt sich auf den Gegner zu stürzen, stieß er aber einen gellenden Schrei aus – dicht an dem Gemäuer stand ein alter Mann – die Blitze des Feuers ließen sein von weißen Haaren umflattertes Haupt deutlich erkennen – er war auf die Werkstücke geklettert. Der Schein der Lichter, der gleich einem Wetterleuchten die Gestalten umspielte – wich dem Halbdunkel – aber der Alte und der Italiener hatten einander

»Gregorio!« schallte es von unten herauf.

»Der Alte!« keuchte Gregorio, und ohne weiter des Seemanns Herausforderung zu beachten, schwang er sich hinab von dem Gemäuer und verschwand eilig in der wogenden Menge.

Der Alte von Ravenna.

In seinem Arbeitszimmer stand an dem Zeichnentische Andreas Schlüter. Die Lampe, welche vor ihm brannte,

warf ihren Schein auf das Reißbrett und auf des Meisters Antlitz, das sich über den gespannten Bogen hinneigte. Auf diesem Bogen waren die kühnsten und schönsten Zeichnungen zu erblicken. Sie stellten einen großen, von mächtigen Gebäuden umgebenen Platz dar, dessen nördliche Seite eine hohe Kirche begrenzte, große Treppen liefen dieser Kirche gegenüber bis an den Fluß, den eine kühn gewölbte Brücke überspannte. Schlüter hatte vor dieser Zeichnung schon viele Tage und halbe Nächte gesessen. Er zeichnete und tuschte emsig, maß und rechnete die Verhältnisse aus, welche in verjüngtem Stabe auf das Papier übertragen wurden. Die Gesichtszüge Schlüters waren bei dieser Arbeit nicht ruhig und gemessen wie sonst. Kein Lächeln spielte um einen Mund, wie es wohl zu andern Zeiten geschah, wenn er befriedigt von seinem eigenen Werke schien. Es lag vielmehr ein finsterer Ernst auf dem Gesichte, und zuweilen legte er den Stift nieder, um sein Haupt in die Hand zu stützen und zu seufzen. In solchem Augenblicke war es, als seine Gattin leise in das Zimmer trat und ihn durch freundlichen Zuruf aus dem Hinbrüten weckte.

»Laß Deine Arbeit ein wenig liegen, Andreas,« bat Christina, »Du bist heute noch keine halbe Stunde von dem Reißbrette fortgekommen.«

Schlüter wendete sich halb von dem Brette weg und der Gattin zu.

»Ich kann nicht,« sagte er, »es muß sein. Diese Zeichnung, denke ich, soll mir Hilfe bringen.«

»Hilfe?« fragte Christina, »weshalb? droht Dir Gefahr? – es ist nicht glaublich. Der König hat in den letzten Tagen Dir so viel Beweise der Gnade gegeben. Guter, lieber Mann, Du siehst Gespenster rings um Dich her.«

»Du nimmst die Sachen zu leicht, Geliebte,« antwortete Schlüter, sich in einen Sessel werfend. »Der König ist ein trefflicher gnädiger Herr – er will mir wohl – sehr wohl, und gerade sein Wohlwollen wird man gegen mich benützen.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Glaub's wohl,« lachte Schlüter bitter, »ich werde einen Auftrag erhalten, ein mächtiges Gebäude auszuführen; und gerade dieser Auftrag – –«

»Nun? Ein neues Zeichen des Vertrauens.«

»Gerade dieses Zeichen macht mich erbeben. Ich will dem Auftrage zuvorkommen, indem ich einen Plan entwarf, der jenen unnütz macht, der so gut – so blendend wirken soll, daß der König seine Ansicht diesem, meinem Plane zu Liebe ändert; darum habe ich emsig gezeichnet – gearbeitet – geschafft in Entwürfen, denn bald genug werden sie ihr Werk beginnen – der Gang durch den Schloßbau, den die Wartenberg an des Königs Seite mitmachte, hat mich gelehrt, auf meiner Hut sein.«

»O, diese Gräfin ist schrecklich,« sagte die sanfte Christina. »Sie greift mit ihrer täppischen Hand in alles hinein. Störte sie doch die Liebe des Junkers – –«

»Du sagst es,« rief Schlüter. »Es war das erste, welches sie gegen mich vorbrachten – die Edelleute des Königs verführte ich zu den Arbeiten eines Künstlers – ha ha ha

– es wäre zum Lachen, wenn's nicht so traurig wäre. Sie haben mir eine Revolte unter den Gesellen angezettelt, das war das zweite – sie spielten dem Könige die Komödienpläne Eosanders geschickt vor, das war das dritte, aber sie haben sich schmählich getäuscht – noch schlug ich sie alle mit meinen Werken.«

»Um so besser,« rief Christina, seine Hand fassend, »sie blieben alle hinter Dir zurück. Sie werden nicht siegen gegen Dich.«

»Eines nur fürchte ich,« sagte Schlüter aufstehend. »Es ist nur eins, von dem niemand bis jetzt ahnte, daß es mir Furcht einflöße; ich vertraute es nur einem an.«

»Und nicht mir?« fragte die Gattin mit sanftem Vorwurfe.

»Wozu Dich ängstigen, theures Weib,« sagte Schlüter. »Laß dem Manne den Kampf, Du sollst Dich nicht weiter sorgen. Ich werde nicht weichen; ich werde vorwärts dringen, und sie werden sehen, daß ich mich an der kecken Gräfin räche, aber in guter und dennoch schneidender Weise, die ihr bald genug das Ohr klingen machen wird.«

»Unternimm nichts gegen die Gräfin,« bat ängstlich Christina, »sie ist mächtig.«

»Sie wird mich kennen lernen,« sagte Schlüter. »Sie treibt es weit. Der König schützt mich, und die Königin – wenn sie auch nicht gnädig mir gewogen, wenn sie auch dem geschmeidigen Eosander geneigt ist – würdigt doch mein Verdienst. Dies ist genug. Es gilt, der Gräfin ein wenig Furcht zu machen, ihr zu zeigen, daß der Künstler

in Stein sprechen kann, daß er ihre Anmaßung in feiner Weise zu geißeln versteht, und das habe ich gethan. Es ist,« fuhr er leise fort, »in meinem Atelier etwas Absonderliches geschehen. Neulich hat man in der Nacht die Thüren geöffnet – hat meine Zimmer durchsucht.«

»Was sagst Du? ich erschrecke.«

»Es ist so. Der nachlässige Kunze war fortgegangen – die Werkstatt stand leer. Da haben sie es gewagt. Es war kein Dieb – es war ein Spion – sie suchen nach etwas – sie werden es schneller finden, als sie denken.«

»Du siehst vielleicht zu schwarz.«

»Nein – nein. Der alberne Werneck bat durch Kurt um die Erlaubniß, das Atelier besuchen zu dürfen – ich verweigerte sie. Ich habe ausgekundschaftet, daß Werneck eifrig mit der Gräfin verkehrte, um die Heirath seiner Tochter mit Kurt durch den König befehlen zu lassen. Gerade zu jener Zeit, als er meine Werkstatt besuchen wollte, hatte er eine Unterredung gehabt. Es ist sicher – sie spioniren, und ein verwegener Geselle wagte den Einbruch.«

Christina blickte den Gatten ängstlich an; es schien ihr, als seien die erregten Nerven an diesen schwarzen Gedanken Schuld.

»Nein, nein,« rief Schlüter, »schau mich nicht so an. Es ist in der That also – sie drängen den König mit allerlei Aufgaben für mich – aber sie werden mir keine stellen, die ich nicht durchführte – wenn nicht« – er murmelte dumpf vor sich hin – und nur ein gewaltiges Lärmen

von der Straße schreckte ihn auf, die königlichen Wagen kehrten durch die Brüderstraße heim.

»Ach – ich hatte den Taumel, das Fest, die Lichter bei der Arbeit vergessen,« sagte Schlüter, »horch – eine neue Salve der Geschütze von den Wällen.«

Der Donner rollte durch die Stadt und der Jubel des Volkes übertönte ihn.

»Ich meinte, wir wollten noch ein wenig durch die Straßen wandeln,« sagte Christina, »die Kinder möchten die Lichter, die Ausschmückungen sehen.«

»Ich habe gar nicht daran gedacht, ich blieb vertieft in meine Arbeit,« sagte Schlüter, »aber komm, komm! liebes Weib. Martin und Trojahn können die Kinder führen, wir wollen gehen – es wird mich zerstreuen.«

Christina drückte einen Kuß auf seine Lippen und ging, die Vorbereitungen für den Gang zu treffen.

»Es wird ihnen nichts helfen,« sagte Schlüter vor sich hin, seine Geräthschaften auf dem Tische ordnend. »Muth! Sie werden es wagen – kein Zweifel – diese Reden der Wartenberg deuten darauf hin. Sie sind der elenden Fischersdirne eingeblasen worden – aber ich werde den schrecklichen Auftrag nicht auszuführen brauchen, wenn ich dem Könige dieses dort zeige, dann weiß ich, er nimmt meinen Plan an; und – ich bin gerettet. Welch Getümmel drunten,« fuhr er ans Fenster tretend fort. »Es zieht dicht vorüber, und meine Sorgen sind ein matter Hauch in diesem lustigen Treiben. Fort mit den schwarzen Gedanken – und wenn? wenn es käme? – o – sie müssen etwas ahnen – aber woher? Kurt allein wußte

drum – sollte er? – pfui doch! der Jüngling, der sich mir anschloß, der um der Kunst willen leidet verriethe mich? er plauderte meine Sorgen aus? nimmermehr, solche Gedanken bringt meine Erregung – wenn es käme? – nun denn,« rief er laut, »es komme! Warum sollte Andreas Schlüter nicht den Münzthurm hoch hinauf in die Lüfte führen können? es muß ihm *alles* gelingen. Und doch,« sagte er leise, »doch bete ich, daß mir die Aufgabe erspart bleibe.«

In diesem Augenblicke ward die Glocke so heftig gezogen, daß sie trotz des Lärmens auf der Gasse von Schlüter gehört wurde.

»Ein Besuch?« fragte er den eintretenden Martin.

»Allerdings,« sagte der Diener, »ein seltsamer. Drunten im Flure steht ein alter Mann. Er ist fast ärmlich gekleidet – trägt einen Stab – sein Haupt ist von langen, weißen Locken umgeben. Er sagt, er komme aus Italien und aus Tyrol und sei ein alter, armer Künstler, der Eure Hilfe suche.«

»Ein alter Künstler?« sagte Schlüter. »Führe ihn herauf. Die Alten sollen nicht ungehört von mir gehen. Sag meiner Gattin, sie möge noch ein wenig warten – ich komme sogleich – wenn der Alte wieder fort ist.«

Martin ging. Schlüter öffnete sein Pult und legte einige Geldstücke zurecht. Seine Hand war stets offen für die Noth eines Kunstgenossen. Langsam ward die Thüre aufgemacht. Schlüter hatte die Lampe dem Eintretenden zugewendet, und sein künstlerischer Blick blieb mit

wahrhaftem Interesse auf dem kleinen Bilde ruhen, welches sich im Vereine mit Gestalt und Licht vor ihm entfaltete. In dem Rahmen der Thüre, welche in das dunkle Vorzimmer führte, stand ein Greis. Seine Tracht war die eines Wanderers – die Kleider schienen durch langen Gebrauch schäbig geworden. Ein faltiges Wamms ward von einem breiten Ledergürtel gehalten, an welchem eine Tasche hing. Die Beine umgaben bis ans Knie hinauf weite Strümpfe, von Lederriemen umschnürt, die kreuzweis gelegt waren. Des Alten Haupt war schön zu nennen. Die Regelmäßigkeit seines bleichen, durch die Jahre mit Furchen bedeckten Gesichtes, die lebhaften, dunklen Augen und der weiße, lange Bart bildeten ein treffliches Modell für einen jener wunderbaren Greise, wie sie auf den Gemälden des Meisters Rembrandt erscheinen. Die langen, weißen Haare, welche das Haupt umflatterten, leuchteten hell aus dem Dunkel des Thürbogens hervor und verliehen der Erscheinung hohe Würde. Das Licht der Lampe umsäumte die seltsame und achtunggebietende Gestalt, denn obgleich der Alte eine bescheidene Stellung annahm, imponirte er dennoch dem Meister, dessen Scharfblick ihn sogleich belehrte, daß er es hier mit keinem gewöhnlichen Bettler zu thun habe.

»Sie verzeihen, Meister Schlüter,« begann der Alte mit wohltönender Stimme, »daß ich zu so später Stunde – inmitten des Festtrubels störe.«

»Sie stören höchstens dadurch, mein Freund,« entgegnete Schlüter, »daß Sie einen kleinen Ausflug aufhalten, den ich so eben antreten wollte.«

»So will ich gehen.«

»O nein – bleiben Sie. Ich bin durch Ihre Erscheinung für die Störung entschädigt.«

Der Alte war ins Zimmer getreten. Er lächelte wehmüthig und ließ sich mit einer Geberde des Dankes auf den Sessel nieder, den Schlüter achtungsvoll ihm hinschob.

»Meine Erscheinung – nun ja,« sagte er, »ich kann vielleicht noch ein paar Groschen dadurch verdienen, daß ich meinen alten Kopf zum Modell herleihe – es gab eine Zeit, in welcher ich Goldstücke für Modellsteher zahlen konnte.«

»Sie sind sicherlich ein Künstler im wahren Sinne des Wortes gewesen – Sie sind es wohl noch. Ein solches Antlitz pflegt nicht zu lügen.«

Der Alte hob ein Haupt mit Stolz empor und blickte Schlüter an.

»Ihr habt Recht, Meister,« sagte er, »ich bin ein Künstler – heute noch – aber schwach und vom Schicksal verfolgt – das Alter ist kein Freund für mich geworden – ich trieb auf wilder See – ich darbe und der Künstler kommt zu dem Künstler, eine Gunst zu erbitten.«

»Sprechen Sie – was kann ich thun – hier ist Geld.«

Der Alte machte eine abweisende Bewegung.

»Ich weiß, Sie würden mir Geld geben, aber ich besitze noch einige Thaler. Meine Bitte ist eine andere, gewähren Sie mir Obdach auf einige Tage – lassen Sie mich an einem Orte wohnen, wo ich den Augen der Menschen verborgen bleiben kann, bis ich meinen Zweck erreicht.«

Schlüter ward ein wenig verlegen.

»Hier in meinem Hause,« sagte er, »ist nur wenig Raum –«

»Schelten Sie mich nicht unbescheiden, Meister. Ich hörte zu Potsdam, als ich wandernd durch jene Stadt kam, Andreas Schlüter habe ein besonderes Atelier, eine Werkstatt vor den Thoren Berlins.«

Schlüter stutzte. Sein Mißtrauen ward rege; er musterte den Alten.

»In – meiner Werkstatt wollten Sie wohnen?«

»Ich meine nur – freilich, es ist seltsam –«

»Sie liegt weit von hier,« fuhr Schlüter fort, »vor dem Thore im Felde – auf den Wiesen der Köpnicker Vorstadt – doch Ihr kennt den Ort nicht – –«

»Doch – doch,« sagte lebhaft der Alte, »o – ich kenne Berlin. Ich war hier in guten Tagen – ich kenne es, wie der große Kurfürst noch durch die Gassen ritt, so groß und gewaltig auf seinem Rosse, wie Ihr ihn dargestellt haben sollt; wie er auf der Brücke stehen wird.«

Schlüter betrachtete den Alten immer erstaunter. Es war keine gemachte Begeisterung für den Kurfürsten und dessen Denkmal, welche der Alte an den Tag legte.

»Ihr kennt Berlin? Ihr waret hier?«

Der Alte nickte.

»Vor langer, langer Zeit,« sagte er dumpf, »ich stand damals in Ansehen – man liebte mich.«

»Und wer – wer seid Ihr?« fragte Schlüter gespannt und ernst; der seltsame Mann interessirte ihn immer mehr.

Der Alte erhob sich plötzlich, streifte die weißen Locken zurück, welche über seine Stirn herabhingen und sagte mit fester Stimme:

»Ich bin *Jakob Rollos*, der Maler des Kurfürsten.«

Schlüter schnellte empor. Er wich unwillkürlich einige Schritte zurück und schaute den Alten mit fragendem, fast ängstlichem Blicke an. Dann faßte er sich schnell.

»Ihr seid ein alter Mann,« sagte er, »das schützt Euch, denn sonst spräche ich ernster, rauher mit Euch. Ihr wollt täuschen. Jakob Rollos starb vor Jahren schon. Wir erfuhren sein Ende – es war geheimnißvoll genug – aber man fand ihn todt auf der Landstraße.«

»Es ist also gesprochen,« entgegnete ruhig der Alte, »und – dennoch ist es nicht wahr. Jakob Rollos steht vor Euch; ich komme zurück aus meinem Grabe.«

Schlüter war nicht leicht einzuschüchtern, er war wie alle erleuchteten Köpfe seiner Zeit dem Aberglauben fern. Dennoch blickte er scheu den Alten an, der in der That etwas Gespenstisches an sich hatte. Im halberleuchteten Gemache schien seine Gestalt zu wachsen, die Stimme hatte einen grabesdumpfen Klang, und der Kopf schien in seiner blendenden Weiße, welche das Haar und die Haut des Gesichtes angenommen hatten, einem jener wohlerhaltenen Leichname anzugehören; und da es kein Gespenst war, so hatte Schlüter wohl am Ende einen armen Irrsinnigen vor sich?

Der Meister hielt es für gerathen, so unbefangen als möglich zu bleiben – er mußte klar sehen – einige Sekunden nur, und Schlüter hatte das Rechte gefunden – seine

Augen wendeten sich zu dem Schranke mit den vielen Schubfächern.

»Sie sind Maler Rollos,« sagte er. »Gut denn, sind Ihre Augen noch kräftig?«

»Ja – ich kann leidlich gut sehen, doch freilich gebrauche ich die Brille.«

»Ist die Hand fest?«

»Ich führe den schweren Stab, wie Ihr seht – noch heute machte ich einen Weg von vier Meilen und durch die Haide des Grunewaldes.«

»Gut denn,« rief Schlüter, »so könnt Ihr eine Skizze auf das Papier werfen!«

»Ich kann es.«

»Jakob Rollos,« fuhr Schlüter fort, »war ein trefflicher Zeichner – er hat vielerlei Skizzen hinterlassen – einige davon besitze ich selbst. Unter diesen ist sein Bild, ein kleines Bildchen mit Stift gezeichnet, ohne Schatten nur in Konturen hingeworfen auf das Blatt mit Bleistrichen, aber es stellt Rollos dar, in der Tracht seiner Zeit, wie sie damals am Hofe des Kurfürsten beschäftigte Leute trugen – wohlan: wenn Auge und Hand Euch gehorchen, wenn Ihr Rollos der Maler seid, so müßt Ihr eine so kleine Skizze zeichnen können, müßt Euer eigen Bild mindestens so weit im Gedächtniß haben, daß ein Körnlein Aehnlichkeit darin zu finden ist.«

Der Alte dachte eine kurze Zeit nach, dann sagte er:

»Gebt her; Ihr sollt die Skizze haben.«

Schlüter reichte ihm Stift und Papier, der Alte setzte sich an den großen Tisch und, über seine Schulter hinwegschauend, sah Schlüter mit Staunen, wie unter der zitternden Hand des greisen Malers sich eine flüchtige, aber genial hingeworfene Zeichnung gestaltete. Sie stellte einen schönen jungen Mann dar. Es war ein Brustbildchen. Den Hals schmückte ein breiter spanischer Kragen, Spitzen waren angedeutet. Ein vorne offnes Wamms mit weiten Aermeln war sichtbar, Lippen und Kinn schmückte das zierliche Bärtchen, und auf dem mit langen Locken umgebenen Haupte saß ein Filzhut mit kleiner Feder.

»So sah einst Rollos aus,« sagte der Alte, die fertige Skizze von sich schiebend.

»Beim Himmel, es ist richtig,« rief Schlüter hastig zum Schranke eilend und aus einem der Fächer ein länglich geformtes Buch nehmend, welches er schnell durchblätterte. »Hier – hier ist die Skizze von Rollos,« rief er, das Blatt aufschlagend. »Ja, ja – es ist dasselbe – das ist die Tracht – der Hut – das Bärtchen – die Züge – und der kraftvolle Ausdruck ist nicht zu verkennen – freilich sind heute die Linien ein wenig schwankend.«

»Es war in den Tagen des Glückes, als ich dieses Bild dort von mir entwarf,« sagte der Alte wehmüthig, »der Jakob Raupe dort war ein Liebling aller – der hier vor Euch steht, ist ein Verschollener.«

Schlüter klappte das Buch zu.

»Ich glaube Euch,« sagte er, die Hand des Alten ergreifend. »Aber noch schwindelt mir's im Kopfe. Ein Todtgeglaubter seid Ihr – ein Mann aus dem Grabe – woher kommt Ihr? wo bliebet Ihr so lange?«

»Meister,« entgegnete Rollos, »das ist ein sonderbares Schicksal, welches sich an mir erfüllte. Ich werd's Euch erzählen. Aber später einmal – wenn Ihr mir Obdach geben wollt – –«

»Nein, nein, jetzt – jetzt gleich,« sagte Schlüter ungeduldig. Ich habe selten jetzt Zeit, und es drängt mich, von Euch zu hören. Heda, Martin,« rief er, »sag meiner Gattin, sie möge verzeihen – aber ein Geschäft hält mich noch ab.«

Er schloß die Thüre und rückte dem Alten wieder einen Sessel hin – »Ihr seid es – ja – ja,« sagte er, ihn prüfend betrachtend. »Ja – wenn ich dieses Bild des Jünglings mit dem Greise vergleiche, der vor mir steht, so finde ich die Züge dennoch heraus. Das ist die kühn gebogene Nase – der feine Mund – die langen üppigen Locken sind weiß geworden! Jakob Rollos, man hat Euch todt gesagt, wie seid Ihr zum Leben erstanden?«

»Todt hatte man mich gesagt,« erwiderte der Alte. »Sagt, wie es war: man hatte mich ermordet auf der Landstraße gefunden, wie es hieß.«

»Gewiß, gewiß. Ihr solltet von Räubern der Landstraße angefallen, beraubt und ermordet worden sein.«

»Es waren Räuber – ja,« rief Rollos zornig. »Aber nicht Straßenräuber allein – es waren Räuber, die mir Kostbareres gestohlen hatten als Geld oder Geschmeide sein

mögen, und ich bin nicht von ihnen bestohlen, beraubt worden, als ich auf der Landstraße lag; sie hatten vorher den Raub ausgeführt. Als ich auf dem Waldwege von Ravenna lag – blutend und für todt gehalten, – hatten die Buben mich stumm machen wollen, daß ich ihren Raub verschwiege – sie hatten sich in den Besitz von Schätzen gebracht, welche köstlicher sind, als Juwelen und Ketten von Gold, denn es sind Schätze des Geistes, Erzeugnisse von Fleiß und Kunst, welche in meinen Händen waren, und ihretwillen kam ich hierher. Ihr wollt mich anhören – so werde ich in Kürze Euch melden, was mir geschah und ich bin gewiß, daß Ihr mir Euren Schutz leihet.«

»Ihr wißt,« begann Jakob Rollos, »daß ich von des hochseligen Kurfürsten Gnaden in die Welt hinaus gesendet ward, um ein Künstler, ein Baumeister und Maler zu werden – in Frankreich und Italien meine Studien zu vollenden. Laßt mich davon nicht weiter sprechen – es ist Euch bekannt, wie ich zurückkehrte und hier eine Stellung fand, und unter des berühmten Memhard Führung arbeitete. Memhard baute viel an dem kurfürstlichen Schlosse, welches jetzo von Euch, Meister Schlüter, zu einem Prachtbau werden soll, wie ihn kaum eine Stadt aufweisen wird. Meine Verhältnisse waren glückliche zu nennen. Ich hätte an des Kurfürsten Hofe steigen, die Stellung einnehmen können, welche Nering erhielt, aber ich hatte durch die vielen Reisen, durch die Genüsse der verlockenden Weltstadt Paris, durch das üppige Leben Venedigs die Reize des abenteuerlichen Treibens kennen gelernt, dessen Macht auf mich so gewaltig

wirkte, daß eine Stadt, wie es Berlin war, mich nicht fesseln konnte. Memhard hatte es gut im Sinne mit mir. Er weihte mich in die Geheimnisse seiner Entwürfe ein, er beschäftigte mich bei den Bauten, die er ausführte, mehr als jeden anderen.

»Trotz meines Hanges zum lockern Leben, widmete ich mich der Arbeit mit Eifer und großem Interesse. Ich zeichnete und rechnete bis tief hinein in die Nacht – ich verstand die Kosten, die Anschläge für einen mächtigen Bau wohl zu machen, ich warf Risse und Pläne auf das Papier, die sich den Beifall der Kenner erwarben. Schon zu jener Zeit wollte der Kurfürst eine große Aenderung des gesammten Schlosses vornehmen und Memhard hatte dazu einen Plan entworfen, der in drei großen Zeichnungen – sie waren prächtig ausgeführt – vor ihm lag. Emsig dem Meister nachstrebend, hatte ich diese Pläne sorgfältig bis auf das Kleinste copirt; sie waren wohl aufgehoben bei mir. Der Kurfürst hatte Memhards Pläne noch nicht gesehen, als der Schwedenkrieg mit großer Gewalt aufs neue entbrannte. Memhard sollte dem Herrn als Ingenieur folgen. Kurz vor seinem Abgange, als er bereits seine Habseligkeiten für diese Feldzüge gepackt hatte, brach in der Nacht eine Feuersbrunst in seinem Hause aus, sie vernichtete den größten Theil aller der Zeichnungen und Sammlungen des Meisters – auch jene Originale der Schloßpläne verbrannten – Memhard aber durfte nicht länger weilen. Er verließ Berlin mit dem Kurfürsten. Ich war zurückgeblieben.

»In meinem Besitze befanden sich die Copien der Pläne, und es lag an mir, daß ich sie nicht auslieferte, aber ich scheute mich, den Besitz der Zeichnungen zu entdecken – ich hatte ohne Erlaubniß Memhards die Copien gefertigt, und leicht hätte man mir eine schlimme Absicht unterschieben können, da vielfach die Ideen der Meister gestohlen – ihre Entwurfe verkauft und verrathen werden. Ich hatte keine Ruhe mehr in Berlin, meine Gedanken waren nach auswärts gerichtet, und ich hatte mich zum Unglück verliebt. Ein Mädchen fesselte mich an Venedig, woselbst ich sie zurückgelassen, als ich nach dem Norden zog. Drei Mal erhielt ich Kunde von ihr – und mit Hoffnungen und Entwürfen aller Art verließ ich die kurfürstliche Hauptstadt, um wieder nach dem Süden zu wandern, war doch Berlin selbst öde und still geworden, das Kriegsgetümmel hatte die Kunst verdrängt.

»Ich fand, in Venedig angekommen, meine Geliebte nicht wieder – wohin sie gezogen, habe ich nicht erfahren. Von jener Zeit an wurde ich unstäter noch, als ich es bisher gewesen. Italien, die Schweiz, Frankreich und Spanien durchzog ich, bald hier bald dort verweilend und neben meinen Arbeiten das leichtfertige Leben fortsetzend, dem sich so viele Künstler jener Zeit hingaben. Die Jahre verrannen. Das Alter kam, und ich hatte es nicht vermocht, mir eine Stätte zu bereiten, Entbehrung und Mangel pochten an meine Thüre, ich stieg von der Stufe eines freien Meisters hinab zu der eines Bauführers. Meine Haare waren gebleicht von Sorgen, als ich wieder den Boden Italiens betrat. Jetzt war ich ruhiger geworden,

sah mit thränenden Blicken auf die Vergangenheit zurück – konnte das Verlorene nicht wieder finden und mußte noch von Glück sagen, daß ich zu Bologna und später in Ravenna bei Vincenzio, dem Meister, ein Unterkommen fand. Eins hatte ich aber treulich bewahrt, meine Mappe, angefüllt mit Plänen, Zeichnungen und Rissen aller Art. Auch jene drei Blätter, die Copien der Pläne Memhards waren darunter – sie bildeten meinen ganzen Schatz.

»Vincenzio war, wie alle Italiener, ein speculirender Kopf. Er verstand es trefflich, die Kräfte anderer Leute für seine Zwecke auszubeuten. Er verwendete mich fleißig – ich hatte Brot. Vincenzios große Unternehmungen hatten eine Menge jüngere und ältere Gesellen nach Ravenna gezogen. Diesen ward ich bald genug ein Lehrer. Sie sahen in mir einen Menschen, der, reichlich mit Kenntnissen ausgestattet, bessere Tage gekannt haben mußte – sie versammelten sich oft genug in den Stunden, wo auf den Bauplätzen Hammer und Kelle ruhten, um mich. Die Gesellenverbindungen, die Bauhütten nahmen mich auf. Unter den Gesellen befand sich ein bleicher, junger Mann. Er schien mit großem Eifer die Kunst des Baues zu betreiben, er fesselte mich durch seine Bestrebungen. Der junge Mann schien mir mein Abbild zu sein, denn neben dem Eifer für seine Arbeiten fröhnte er dem wüsten Genusse mit den Kameraden, wozu in der üppigen italienischen Stadt Gelegenheit genug geboten ward. Ich warnte ihn und suchte, geläutert durch mein eigenes Geschick, den Gesellen auf bessere Bahn zu lenken. Er gab

mir Gehör – wenigstens glaubte ich es – er lauschte meinen Lehren und durchforschte fleißig meine Papiere, die Mappen, welche ich wie meinen Augapfel hütete. Ich war unvorsichtig genug, ihm die Pläne Memhards zu zeigen – anzudeuten, wie wichtig diese Zeichnungen seien. Ich sollte meinen Leichtsinn schwer büßen.

»Einige Zeit verstrich. Der Geselle war immer vertrauter mit mir geworden; eines Tages entstand gewaltiges Lärmen. Es hieß, einige unserer Leute, darunter jener junge Maurer, hätten im Schlosse von Safferato, welches dem Grafen Maffei gehörte, einen großen Diebstahl vollführt. Sie wurden gefänglich eingezogen, sie sollten gefoltert werden, aber ein glücklicher Zufall – niemand wußte welcher – rettete sie. Von jener Zeit an war der Jüngling stiller geworden; er schien etwas zu brüten. Meine Neigung zu ihm blieb unverändert. Ich hatte in dem Quartier der Rotonda eine bescheidene Wohnung genommen und kehrte abends, ermattet von der Arbeit, dahin zurück. Meine geringen Habseligkeiten, besonders die Mappe, hatte ich in dem kleinen Erker, der neben dem einzigen Zimmer, welches ich bewohnte, lag, verborgen. An einem jener Abende, als ich erschöpft heimkehrte, als die Erinnerungen an bessere Zeiten in mir rege wurden, wollte ich Trost und Beruhigung in dem Beschauen der Dinge suchen, die mich an entschwundene Tage erinnerten.

Ich zündete die Lampe an und schritt in den Erker, meine Mappe zu holen, da – Entsetzen – sie fehlte, sie war verschwunden. Einige unbedeutendere Blätter lagen

am Boden, ich brauchte nicht lange in der kleinen Wohnung umherzusuchen, bald genug überzeugte ich mich, daß meine einzigen Schätze, das kostbarste Besitzthum, mir entwendet worden waren. Ich stürzte wie rasend aus dem Zimmer in die Gasse. Mein erster Gang war zu dem Gesellen, den ich in der Locanda an der Straße Responi traf.

»Denke Dir,« keuchte ich, »was mir geschah. Meine Mappe ist entwendet.«

Er blieb ruhig, nur seine Lippen zuckten, und als er so eine Zeitlang geschwiegen, fuhr er plötzlich zornig auf, eine Flut von Verwünschungen gegen die Räuber ausstoßend.

»Aber wer – wer,« rief ich, »kannte außer Dir den Schatz?«

»Meint Ihr, ich sei der Dieb?« kreischte der Italiener. »Ich habe das Unglück gehabt, zu Safferato in Verdacht zu gerathen – das gibt Euch kein Recht.

»Schweige,« sagte ich, »ich frage Dich nur – –«

»O freilich,« heulte er. »Ich muß mich anklagen – ich habe von den Schätzen Eurer Mappe geplaudert, und daß tausende von Thalern in jenen Zeichnungen steckten – ja – ja – ich habe in der Hütte davon erzählt – einem Räuber ist es gelungen, Euch zu bestehlen.«

»Nach einiger Zeit unternahm Vincenzio einen Bau in der Nähe Ravennas. Wir wanderten dahin auf dichten

Waldwegen, die nicht weit vom Schlosse Safferato vorüber führten. In der Umgebung des Schlosses lag ein Kloster der Carmelitermönche. Die Brüder hatten mich gerne. Der Prior und der Bruder Zelator waren gelehrte Männer, sie verkehrten viel mit dem Grafen Maffei, sie hatten oftmals mit mir gesprochen von der Kunst der Architekur und ich entwarf ihnen einen Riß, nach welchem sie ein Refektorium ändern ließen – wenn wir nach dem Bau unseren Weg nahmen, dann war es nichts Seltenes, daß die Mönche uns beim Heimkehren mit Wein und Speise erquickten.

»Da hatten wir nun eines Tages harte Arbeit gehabt, aber ich war froher als sonst. Einer der Sbirrenmeister in Ravenna, dem ich mein Leid geklagt, hatte mir versprochen, dem Diebstahl nachzuspüren. Ich erzählte das in meiner Freude den Gesellen Abends, als die Arbeit zu Ende war, befand ich mich allein auf dem Bau. Die Gesellen waren schon fort; rings um war es leer, und die Wächter saßen vor ihrem Maccaronikessel. Wir hatten uns während der Arbeit in der Gegend eingemiethet, theils auf Dörfern; ich wohnte im Kloster der Carmeliter.

»Da es schon spät und der Mond bereits aufgegangen war, ergriff ich meine Tasche und trat den Heimweg an. Als ich den Waldweg gewonnen hatte, hörte ich Geräusch neben mir – es war ein Mann, der aus der Tiefe des Waldes auf mich zuschritt – ich erkannte den Italiener, meinen ehemaligen Genossen.

»Es ist spät genug,« sagte er, »und Ihr thut nicht wohl, einsam hier zu wandern.«

»Seit ich meiner Schätze beraubt bin, wär' es eine Kunst, mir etwas zu stehlen,« sagte ich kalt. Er blieb mir zur Seite; wir waren an jene Lichtung gekommen, durch welche man Schloß Safferato erblickte.

»Euch nicht,« nahm der Jüngling wieder das Wort, »Euch stiehlt man nichts, aber dort ist wieder ein Raubversuch gemacht worden,« fuhr er, auf das Schloß deutend, fort.

»Was sagt Ihr?« rief ich.

»Gewiß – nun wird es doch nicht heißen: wir waren dabei.«

»Wir schritten beide weiter, der Weg ward enger, die Büsche und Bäume dichter; wir konnten nicht mehr nebeneinander schreiten, wir mußten hintereinander gehen, bis wir zu einem Jagdwege kamen.

»Lebt wohl für heute,« sagte mein Begleiter, »ich gehe hier entlang bis Senta – auf Wiedersehen morgen.«

»Ich wünschte ihm gute Nacht und befand mich bald allein in dem vom Mondlichte, das sich durch die Zweige stahl, nur spärlich erleuchteten Walde. Das Kloster war nicht mehr fern, und ich beflügelte meine Schritte, die Erzählungen hatten mich besorgt gemacht – ich hatte aber kaum fünfzig Fuß zurückgelegt, als ich hinter mir ein Geräusch vernahm, schnell wendete ich den Kopf – ich sah die Gestalt eines Mannes, fast in demselben Augenblicke fühlte ich mich ergriffen und, ehe ich noch meinen Stock

zum Schlage heben konnte, war ich schon niedergeworfen, ein Messer blitzte, der heiße Athem meines Angreifers, der auf mir halb knieend, halb liegend ruhte, streifte mein Gesicht – ich wollte schreien, ein starker Griff preßte meine Kehle – der Mond spielte durch die Zweige, meine Züge und die des Räubers hell bestrahlend, ich erkannte den Gesellen, meinen Schüler; ich versuchte mich emporzuarbeiten, da fühlte ich einen furchtbaren Schmerz in meiner Brust, ein dumpfer Schrei entrang sich meiner Kehle, meine Sinne schwanden.«

Rollos hielt inne, nach einer Pause fuhr er fort:

»Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht zu sagen; als ich zu mir kam, fand ich mich in dem Lazarethe des Carmeliterklosters wieder, ein Mönch saß an meinem Lager. Jetzt erst erfuhr ich alles. Einer der Mönche, der in der Nacht von Cesena heimkehrte, hatte mich, im Blute schwimmend, auf dem Waldwege gefunden, ich ward ins Kloster geschafft – eine klaffende Wunde in meiner Brust wurde eilig verbunden, ich schwebte zwischen Leben und Tod.

»Endlich ließ mein Fieber ein wenig nach, ich kam augenblicklich zur Besinnung und rief mir alles ins Gedächtniß zurück; doch schien es, als sei meine Besserung nur vorübergehend gewesen, ich fühlte mich wieder schlechter, und in der Ueberzeugung, daß ich sterben werde, ließ ich den Prior kommen, nannte ihm meinen wahren Namen, mein Geburtsland und sprach von meinem vergangenen Leben; dies hat wohl das Gerücht

meines Todes veranlaßt. Ich hatte nicht gewagt, den jungen Mann zu beschuldigen, ich meinte noch immer von dem Zwielicht getäuscht worden zu sein.

»Der Prior blickte mich gedankenvoll an und verließ die Zelle, welche ich als Leiche zu verlassen fürchtete. Aber mein Zustand besserte sich unter der sorgsamen Pflege bald genug, die Kräfte kehrten wieder, ich beschloß, in den nächsten Tagen mich nach Ravenna bringen zu lassen. Eines Abends trat der Prior in meine Zelle. Wir waren allein und ich eröffnete ihm meine Absicht. Er hörte mich an und sagte dann:

»Mein Freund, Ihr wißt, daß ich Euch wohlgeneigt bin, wenn auch wohl Schweres auf Euch lasten mag, will ich nicht Schuld an Eurem Verderben sein. Ihr werdet wohl thun, nicht nach Ravenna heimzukehren, vielmehr von hier aus zu fliehen suchen, wenn Eure Kräfte es erlauben.«

»Ich starrte ihn verwundert – fast betäubt an.

»Um Gottes willen, ehrwürdiger Herr,« bat ich, »reden Sie, ich verstehe diese Worte nicht zu deuten.«

»Euer Leben war ein seltsames,« sagte er. »Ihr seid ein Fremdling, Euch kann der Verdacht gar wohl treffen, und wenn nun noch Beweise gefunden würden – –«

»Was? welcher Verdacht?« stammelte ich.

»Es ist im Schlosse von Safferato ein neuer Raub versucht und zum Theil wohl ausgeführt worden, und könnt Ihr schwören, daß Ihr nicht dabei betheiligt waret?«

»Ich sank vor Schrecken in meinen Sessel zurück. Vielleicht nahm der Prior dieses Erschrecken für ein Geständniß, denn er fuhr fort: »Ihr sollt nicht von mir ausgeliefert werden. Gott lenke Euch auf bessere Wege, wenn es bei Eurem hohen Alter noch möglich ist – aber Ihr könnt den Anklägern schwerlich beweisen, daß diese Dinge hier auf ehrliche Weise in Euren Besitz gelangten.«

»Er hielt mir bei diesen Worten zwei kostbare Goldmünzen hin. »Dieses fand ich in Euren Taschen, als man Euch ins Kloster trug – zum Glücke war ich zugegen, als man Euch entkleidete, ich wollte Eure Habseligkeiten wahren und fand diese Münzen – sie sind aus der Sammlung Maffeis entwendet; wie kommen sie in Euren Besitz?«

»Aber ich –« stammelte ich, »wie kann man mich in Verdacht haben? Ich war ja auf dem Bau?«

»An jenem Abende ward der Streich versucht – Ihr wurdet blutend gefunden – es kann ja ein unglückliches Zusammentreffen sein, aber diese Münzen sprechen laut und schrecklich. Sie fanden sich bei Euch und ich gestehe selbst: Ihr seid mir verdächtig.«

»Ich betheuerte in den rührendsten Worten meine Unschuld, ich theilte ihm meine Ansichten über den Gesellen mit, ich gab an, daß ich vermuthe, wie Bosheit mir die Stücke in die Tasche geschoben, um den Verdacht auf mich zu lenken; der Prinz schüttelte besorgt das Haupt.

»Ich will's glauben,« sagte er, »aber es würde Euch nicht vor langer Kerkerhaft retten, wenn ein Bösewicht Euch anklagt. Die Gerichte hier sind elend und langsam.

Ihr seid Ausländer, und man kümmerte sich wohl erst nach langer Zeit um Euren Handel, während Ihr halb verschmachtet im Kerker sitzet – diese Münzen sind nun ein Mal gefunden bei Euch – ich selbst müßte wider Euch zeugen, und eine peinliche Untersuchung – ja vielleicht die Folter erpreßte Geständnisse!«

»Meine Haare sträubten sich bei dem Gedanken, solche durchmachen zu müssen; ich fragte den Prior um seinen Rath.

»Flieht,« sagte er. »Ich werde Euch aus dem Kloster geleiten lassen, und es soll heißen, Ihr seid heimlich entronnen. Ich fürchtete die Bosheit Eurer Feinde.«

»Was war für mich zu hoffen? – kannte ich doch die Nichtswürdigkeit der Italiener! Meine Flucht gelang glücklich – ich entkam in die Weite und durchzog einen Theil des schönen und doch so gefährlichen Landes, mich sorgfältig von großen Städten fern haltend. Einige Male nahm ich die Hilfe der Bauhütten in Anspruch; endlich fand ich wieder Ruhe in Neapel. Ich forschte sorgfältig, keine beunruhigende Kunde kam mir zu, und so begann ich freier zu athmen. Arbeit fand ich wohl – da hörte ich nach einiger Zeit, wie Graf Maffei nach Wien gegangen und wie er fleißig mit dem Hofe von Berlin in Verbindung stehe, oft hier weile. Die Gerüchte von der bevorstehenden Erhebung des Kurfürsten gelangten zu uns; ich dachte mir, es müsse herrlich sein, wieder ins alte, deutsche Land wandern, den elenden Wälschen den Rücken kehren zu können; ich hoffte Maffei in Berlin anzutreffen, wo ich Euch wußte, wo man mich kennen würde, wo

Euer Schutz mir zu Theil werden, wo das Gesetz, die Gerechtigkeit mich verhören, mich richten konnte. Ich wollte, wenn ich Maffei hier anträfe, ihm meine Geschichte erzählen, um die strengste Nachforschung bitten, denn hier, im Staate Friedrich Wilhelms des Großen, ist nicht ein Kerker für den Schuldlosen offen; hier modert der Angeklagte nicht, bevor ihm ein Richter gesetzt.

»Ich gelangte glücklich bis in die Schweiz; ich betrat Deutschlands Boden, überall fand ich fremde Menschen. Ich kam mir vor, wie der Mann der Sage, der im verzauberten Walde einschlief, und als er endlich wieder erwachte, ringsum alles verändert fand und erfuhr, wie er über hundert Jahre lang geschlafen habe. Ich hörte öfter, »Jakob Rollos sei todt,« ich lächelte wehmüthig. So trieb es mich hieher – von Eurer Leutseligkeit sprach Jedermann, ich hoffte auf Euch. In Dresden vernahm ich, daß Graf Maffei schon lange nicht mehr nach Berlin gekommen sei, aber er werde,« so sagten sie, »zur Krönung dahin reisen, sei er doch ein Freund des Königs – der Königin.«

»Das beflügelte meinen Lauf – ich hoffte ihn zu finden – ich erreichte Berlin inmitten des Jubels und der Lust – ich war selbst lustiger als je, hatte ich mich doch sorgfältig und ängstlich bergen müssen, ehe ich dieses glückliche Preußen erreichte; Jahre lang fürchtete ich die Nachstellungen meiner Feinde, die richterlosen Verhöre – den Kerker für die Verdächtigen. Ich sah schon von weitem die Raketen in die Lüfte fahren, ich mischte mich in die jubelnde Menge – da –«

»Rollos erhob sich, sein Gesicht nahm einen schrecklichen Ausdruck an.

»Nun, da?« rief Schlüter, »was fandet Ihr da?«

»Ich fand den Mann wieder, der mich im Walde von Ravenna erdolchen wollte.«

»Ist es möglich? er wäre hier?« rief Schlüter, entsetzt aufspringend, »hier in Berlin?«

»Er ist hier. Ich sah sein bleiches Antlitz vom Scheine des Lustfeuers erhellt – er kannte mich – er rief meinen Namen.«

Schlüter dachte nach – er war von der Erzählung des Alten so ergriffen, daß seine Gedanken ihm nicht wie sonst gehorchten, aber in diesem Wirbel stieg doch eine seltsame Ahnung in dem Meister auf.

»Jener Mensch ist schlank gebaut – von bleicher Gesichtsfarbe – kurzes Haar – dunkle glühende Augen?«

Rollos nickte bei jeder Frage.

»Er nennt sich Gregorio?« fragte Schlüter.

»Ha!« rief der Alte mit heiserem Schrei, »Ihr kennt ihn?«

»Ich wußte es wohl,« murmelte Schlüter, »er ist ein Teufel.«

Rollos schöpfte Athem – dann begann er zu fragen – aber Schlüter wich aus.

»Ihr müßt Euch vorläufig verbergen,« sagte er zu dem Alten. »Auf meinen Schutz könnt Ihr rechnen; aber nützen wird es wenig, wollt Ihr jenen Mann anklagen. Er wird alles leugnen. Wo sind Eure Beweise?«

Rollos zuckte die Achseln.

»Ich habe freilich keine – nur die Narbe des Dolchstiches.«

»Das, lieber Meister, das zählt wenig – mehr als alles wird Euch meine Hilfe nützen. Ich werde dem Könige den alten Künstler dereinst vorstellen, dem sein erlauchter Vater in Huld gewogen war und – wenn Ihr auch vielleicht Eurem Feinde nicht auf den Nacken treten könnt, Jakob Rollos – so sollt Ihr doch sicher und ruhig in den Mauern der neuen Königstadt Berlin leben, bis sanft Eure Augen sich nach all den Stürmen, die Ihr durchschifft – schließen.«

»Ihr seid barmherzig,« rief der Alte, »und die Barmherzigen werden gesegnet.«

»Ich will Euch eine Wohnung geben, dort seid Ihr sicher. Wir wollen vorsichtig handeln, bis Ihr vor aller Welt Eure Feinde entlarven könnt.«

Er ließ durch Martin seine Gattin rufen. Christina erschien.

»Es ist ein alter Künstler, dieser Herr,« sagte Schlüter. »Er wird Wohnung bei uns nehmen, aber ich bitte Dich, Liebe – schweige gegen Jedermann davon.«

»Seid willkommen, Herr,« sagte Christina. »Und wohin führst Du den alten Herrn?«

»Ich denke, er wird in der Werkstatt am ungestörtesten sein. Simonetti und Kurt arbeiten allein dort; Kunze muß bei Strafe der Entlassung schweigen.«

Christina ging, die Kinder zu holen. Rollos blieb, das Haupt auf seinen Stab beugend, den er mit beiden Händen erfaßt hatte, nachdenkend vor Schlüter sitzen.

»Wenn wir ein wenig Ruhe haben,« sagte er, »dann, Meister Schlüter, müßt Ihr mir Eure Pläne zeigen.

»Von Herzen gerne – und Ihr sollt mir manch guten Wink geben –«

»Ich? Euch? Ihr wollt den Alten erfreuen – einem Meister, wie Ihr es seid, noch rathen?«

»Doch, doch,« eiferte Schlüter, »es wird wichtig sein, Ihr kanntet Memhards Pläne – seine Ideen.«

»O – diese Pläne,« seufzte Rollos, »sie waren für jene Zeiten schön – sie sind trefflich gewesen. Memhard war ganz einig mit sich – er fürchtete nicht, damit Unehre einzulegen – er fürchtete nur eine Stelle.«

»Eine – Stelle?« fragte Schlüter erregt, »und welche?«

»Den Münzthurm,« antwortete Rollos.

»Den Münzthurm? Den hohen – alten Thurm?« rief Schlüter, »und warum?«

»Es ist eine gefährliche Stelle, und ein Fluch ruht in diesem Boden. Die Erde, heißt es – soll oftmals dort weichen. Ich war ein Mal tief unten, den Grund zu erforschen.«

»Man kann hinzu?«

»Damals konnte es geschehen. Es gibt einen Gang, der von den Mühlen herüber in den Grund des Thurmes führt. Er ist vielleicht nicht mehr vorhanden – aber zu jener Zeit war er offen. Er stammt vom alten Kanale her, den Markgraf Johann Georg von den Mühlen aus ziehen ließ, um das Wasser in den Thurm zu schaffen, der zu jener Zeit die Wasserkunst hieß.«

»Ich weiß – ich weiß,« sagte Schlüter, unruhig im Zimmer auf- und niedergehend. »Aber solch einen Gang kannte ich nicht.«

»Ich wußte darum, weil Memhard mit allen Dingen vertraut war, welche auf die Baulichkeiten Berlins Bezug hatten.«

Während dieser Reden war Christina mit Martin und den Kindern eingetreten. Schlüter ließ die Unterhaltung fallen, so sehr sie auch seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte.

»Es ist vielleicht ein Geschenk, welches mir die Vorsehung mit diesem Alten machte,« sagte er leise, als er mit Rollos die Treppe hinabstieg.

Auf der Gasse wimmelten die Leute noch munterer als vorhin, viele hunderte kehrten von dem nun beendigten Feuerwerke heim. Schlüter hatte den Arm Jakobis genommen, seine Gattin ging neben beiden. So schritten sie alle bis zum Thore, die Kinder sendete Schlüter mit Martin ins Feld hinaus. Er selbst und seine Gattin geleiteten den Alten in die Werkstatt.

Verwicklungen.

Gregorios Sorge war nicht gering. Das plötzliche Erscheinen des Alten hatte ihn in all seinen Entschlüssen wankend gemacht. Sein kühnes Auftreten war einer ängstlichen Haltung gewichen, und die Kinder Leonhard Brauns merkten am folgenden Tage nach dem Ereignisse, wie der Italiener sichtlich bemüht war, die Stimmung

Doras und Leonhardts zu sondiren. Die Geschwister sowohl als die beiden Brüder von Berchholz hatten sich übrigens keine rechte Vorstellung des Ganzen machen können; das Erscheinen des Alten, mit welchem Gregorios Ausruf und sein Sprung von dem Gemäuer fast zusammentrafen, hatte eben so schnell stattgefunden, als er schnell wieder verschwand. Otto von Berchholz rief nur: »Der Bursche muß besessen sein.« Die eigentliche Ursache seiner Flucht hatte niemand erfahren. Außerdem waren Leonhardt und Dora an so viele Sonderbarkeiten Gregorios gewöhnt; sie achteten am liebsten nicht auf ihn und waren besonders erfreut darüber, daß Gregorio am folgenden Tage keine Klage gegen Dora bei Meister Braun vorbrachte. Gleich nach Gregorios Verschwinden hatten die jungen Leute ihren Heimweg voll Sorge angetreten, und Otto hatte Mühe genug, den verzweifelnden Kurt von dem zärtlich geliebten Mädchen zu trennen. So hatte jeder der in diese geheimnißvollen Angelegenheiten Verwickelten dem andern gegenüber eine Waffe in der Hand, – und deshalb schwiegen sie alle.

Otto von Berchholz erwachte am folgenden Tage mit sehr festem Entschlusse. Er wollte ganz entschieden dem alten Werneck erklären, daß er auf Sidoniens Hand verzichte, und mit diesem löblichen Vorsatze beschäftigt, begann der Seemann eine besonders gewählte Toilette zu machen. Seine geretteten Habseligkeiten setzten ihn in Stand dazu. Er hatte den guten, blauen, mit Gold gestickten Uniformrock, das breite Bandelier, woran sein Degen

hing, glücklich geborgen, den Hut hatte die Mutter sorgfältig gebügelt, mit neuer Feder versehen und auch verschiedene Spitzenbesätze für die aufgepauschten Manschetten hervorgesucht – denn der Lieutenant Otto von Berchholz war sammt seinem Chef – dem königlichen Admiral von Gröben, zu Seiner Majestät auf das Schloß befohlen, woselbst heute großer Empfang der Officiere hohen und niederen Grades stattfand.

Kurt hatte schon früh das Haus verlassen; der Seelieutenant stolzierte daher, von aller Welt begafft, durch das Portal des Schlosses, die Stiege hinan in das Vorzimmer und den Gardensaal, wo alles schon von den glänzendsten Uniformen wimmelte. Gröben und zwei andere Seeofficiere empfingen ihn sehr kameradschaftlich, und die Seemänner waren, wie sich leicht denken läßt, Gegenstände allgemeinen Interesses. Die Zahl der zur Audienz Notirten war indessen so groß, daß Herr von Lottum verkündete, es würde noch geraume Zeit vergehen – ehe alle – namentlich aber die Letztgekommenen, vor Seiner Majestät erscheinen dürften. Es half da kein Aechzen – man mußte warten, und der Lieutenant Otto von Berchholz beschloß, seine Zeit zu einer Wanderung durch die Parade und Vorzimmer zu verwenden. Für ihn war ja alles neu. Er beschaute jedes Möbel, jedes Bild.

Der Lieutenant blieb vor einem Bilde stehen, welches ihn besonders interessirte. Es war eine schöne, holländische Marine. Er hatte sich dergestalt in die Betrachtung des Bildes vertieft, daß er kaum bemerkte, wie ein Officier der *grands mousquetaires*, welche wie immer an den

Audienztagen, so auch heute Wache hielten, in das Zimmer trat und sich ihm näherte. Otto wendete sich um, ein anderes Bild zu betrachten, der Officier stand ihm gegenüber. Es war ein schöner junger Mann, der ein wenig bleich und sehr ernst dreinschaute, dessen schlanke und kraftvolle Gestalt aber jedem auffallen und in der prächtigen Uniform doppelt imponirend erscheinen mußte. Der Seemann grüßte militärisch, der Officier erwiderte diesen Gruß, als aber Otto einige Schritte weiter thun wollte, sah er zu seinem Erstaunen sich von dem jungen Krieger aufgehalten, der seine Hand auf Ottos Degengriff legte und in zwar artigem, aber sehr bestimmtem Tone sagte:

»Herr von Berchholz, ich bitte – bleiben Sie einige Minuten.«

Otto sah den Officier von unten bis oben mit fragendem Blicke an und entgegnete:

»Sehr gern, mein Herr – wenn Sie wirklich nur einige Minuten daran geben wollen, denn ich bin zur Audienz bei des Königs Majestät befohlen.«

Der Mousquetaire blickte in dem Zimmer umher, und da gerade niemand dies Zusammentreffen störte, begann er hastig und mit offenbar erregtem Tone seine Rede:

»Herr von Berchholz,« so ließ er sich vernehmen, »Sie sind, wie mir gestern mitgetheilt wurde, der bestimmte Bräutigam des schönen Fräuleins von Werneck.«

»Ah – das will da hinaus?« sagte der Seemann. »Ich glaube nicht zu irren, wenn ich Herrn von Aubreuil vor mir sehe.«

»Anatole von Aubreuil, Officier bei des Königs Musketieren.«

»Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Es komme darauf an, Herr von Berchholz. Ich werde – ich *muß* mich kurz fassen. Sie sehen hier vor sich den Mann, welchem Fräulein von Wernecks Liebe zu Theil ward, den Mann, den ihr *Herz* erwählte, der das schöne, edle Fräulein wieder liebt, dem sie angehören will trotz jedes Einspruches.«

»Ich finde das sehr begreiflich, mein Herr,« antwortete Otto.

»Keine Komplimente, Herr von Berchholz. Es ist mir nur darum zu thun, in Erfahrung zu bringen: ob der Freiherr von Werneck Ihnen bereits wirklich die Hand seiner Tochter antrug, mit deren Besitz zugleich eine große Erbschaft Ihnen und den Familien Werneck und Berchholz zufallen soll?«

»Allerdings. Der Freiherr hat mir diesen Besitz zugesichert.«

Anatole ward noch bleicher als sonst und machte eine unwillige Geberde, hielt aber dennoch an sich und fragte mit bebender Stimme:

»Und Sie, mein Herr? was werden Sie thun?«

Der junge Officier hatte vielleicht unwillkürlich eine herausfordernde Stellung angenommen, denn seine Hand war zum Degen gefahren, dessen Griff er umklammert hielt. Otto von Berchholz deutete diese Geberde als eine sehr bestimmte und antwortete deshalb fast grob:

»Ich werde mir die Sache noch überlegen.«

»In diesem Falle, mein Herr,« rief Anatole, »muß ich Sie bitten, Ihre Entscheidung sogleich zu treffen.«

»Ah, Sie scherzen. Wer will mich dazu zwingen?«

»Ich, ich, mein Herr,« rief Anatole. »Ich bin der Erwählte des Fräuleins. Sie mögen, von dem Durste nach Gold geleitet, von der Schönheit des Fräuleins hingerissen, diesem Handel um das Glück eines edlen Mädchens zustimmen, aber Sie werden nicht so leicht das Geschäft abschließen können, denn Sie müssen vorher Ihre Klinge mit der meinigen messen.«

»Soll das Ihr letztes Wort sein, Herr von Aubreuil?«

»Gewiß, mein Herr. Ich habe den Willen des Vaters gegen mich – ich kann dem Fräulein gar nichts bieten, als meine Liebe, meinen unbefleckten Namen – beides genügt Herrn von Werneck nicht. So will ich wenigstens jedem Störer unseres Glückes so lange in den Weg treten, bis ich durch den Degen des Eindringlings falle; dann freilich, dann, mein Herr, hört jeder Widerstand von meiner Seite auf. Sie können dann Fräulein von Werneck über die Leiche des Mannes, dem sie Liebe gelobte, zum Altare führen. Ihr Bruder, mein Herr, war edelmüthiger, er verzichtete auf des Fräuleins Hand – er –«

»Er liebte bereits,« fiel Otto ein, »sonst würde er, wenn Sie ihm wie mir gedroht hätten, nicht auf des Fräuleins Hand verzichtet haben; und jetzt, mein Herr, jetzt erkläre ich Ihnen, daß ich mit dem Entschlusse hierher kam, ebenfalls die Hand der schönen Sidonie von Werneck in aller Form, dankend für solche Ehre – abzulehnen. Ich kenne das Fräulein nicht ein Mal – kann also von ihrer

Schönheit nicht hingerissen sein – würde auf das Geld verzichten – allein Ihr keckes Drohen, mein Herr von Aubreuil, ändert die Sache. Einer sanften Bitte hätte ich Gehör geschenkt, Sie werden aber begreiflich finden, daß ein Mann, der wie Sie des Königs Rock trägt, nicht einer Drohung weichen kann, und so erkläre ich Ihnen denn: *Ich werde das Fräulein von Werneck heirathen.*«

»Dann, Herr von Berchholz,« sagte Anatole mit eisigem Tone, »habe ich Ihnen nur die Frage zu stellen: Welche Waffen wählen Sie? wann und an welchem Orte sollen wir uns finden?«

»Sie wollen also den Zweikampf um die Braut?«

Anatole nickte stumm. Er hatte sich übereilt, er fühlte es, ein freundliches Wort hätte den Zwist beigelegt, das Vorhaben Wernecks vereitelt, aber der Officier der Musketiere konnte jetzt ebensowenig zurück als Otto.

»Es muß sein, Herr von Berchholz,« sagte er. »Es sei denn, Sie verzichten auf des Fräuleins Hand.«

»Nie und nimmermehr,« rief Otto, dessen Ruhe ihn verlassen hatte. »Ich bestehe darauf, daß der Freiherr mir jetzt, gerade jetzt, die Hand seiner Tochter gebe, denn sonst würde ich sie *fordern*. Es bleibt Ihnen, mein Herr, ja noch immer eine Aussicht offen, wenn Sie mir den Degen durch die Brust rennen – denn der Degen ist es, den ein Cavalier als Waffe wählt – die Zeit – den Ort – überlasse ich Ihnen. Sie werden am besten wissen, wo dergleichen Händel hier abgemacht werden, ich bin durch meine Reisen ein Neuling in Berlin und dessen Umgegend geworden.«

»Wohlan denn, am nächsten Sonnabend früh; um die neunte Stunde des Vormittages, an dem Luchsee des Schlosses Grunewald.«

»Ich bin's zufrieden.«

»Sie nehmen Sekundanten?«

»Es dürfte gerathen sein – weil es sich um Leben und Tod handeln soll.«

»Jeder von uns bringt einen mit sich.«

»Wie Sie wünschen.«

»Auf Wiedersehen, mein Herr. Sie werden hoffentlich Sidoniens Hand nicht erhalten!«

»Ich wünsche es Ihretwegen, mein Herr,« sagte Otto artig. »Obwohl Sie gut thun würden, daran zu denken, was Sie anfangen wollen, wenn Sie als Sieger aus dem Duell hervorgehen, nachdem das Edikt wider die Zweikämpfe Sieger und Besiegte mit dem Tode bestraft.«

»Sollte Sie das an dem Eintreffen hindern?« lachte Anatole höhnisch.

»Mein Herr,« rief Otto zornig und dem Officier näher tretend, »es ist des Königs Hausrecht, das ich ehre, sonst würde ich Ihnen den Weg zum Luchsee sparen, um hier, auf der Stelle die Sache abzumachen.«

»O – ich bitte, Sie sind mir sicher.«

Jetzt traten wieder einige Herren in das Zimmer, und zugleich eilte der Seelieutenant von Finck in das Gemach.

»Berchholz,« wo zum Henker stecken Sie denn? wir kommen vor – wir suchen Sie – schnell,« rief er.

Otto grüßte den Musketier, beide trennten sich. Anatole kehrte in den Gardensaal, Otto in das Vorzimmer zurück, wo so eben die Thüren für die Audienzerhaltenden geöffnet wurden.

Als unsere Seeleute in des Königs Cabinet traten, ging der Monarch, der mit einigen anderen Officieren sprach, ihnen entgegen. Er ließ sich die Angekommenen durch Gröben vorstellen. Als Otto vortrat, sagte der König:

»Ein wohlbekannter Name, haben uns in den letzten Monaten viel mit Ihrer Familie beschäftigt. Freut uns, daß Sie, wie wir hören, den alten Glanz Ihres Namens durch die Verbindung mit der schönen *petite* Werneck wieder beleben wollen. Habe verschiedene *rencontres* deswegen gehabt.«

»Majestät,« sagte Otto, dem bei diesen Worten nicht besonders fröhlich ums Herz war, »ein Seemann spricht immer offen. Es ist sicherlich eine Ehre, dem Fräulein von Werneck die Hand reichen zu dürfen, und es dient, wie die Dinge nun einmal liegen, zur Hebung meines Ansehens, darum willige ich gern in die Verbindung – der freilich mein Herz bis jetzt noch fremd ist.«

»Ah, auch bereits eine *amour*?« lachte der König.

»O, nein –« sagte Otto fast wehmüthig, »ich denke dem Fräulein als Gatte werth zu sein.«

»Gewiß, gewiß. *Mariage de raison*, mein werther Herr. Liebe es, wenn meine Edelleute recht glänzend an dem neuen Hofe dastehen, werden für Sie schon sorgen. Der Herr Bruder hat uns *opposition* gemacht – Künstlerlaunen.«

Damit wendete der König sich ab und begann nun nach den Umständen des gescheiterten »Morian«, nach den Reisen der Seeleute zu fragen. Gröben nahm das Wort und schilderte die Erlebnisse.

»Herr von Berchholz,« sagte er im Laufe des Berichtes, »hat besonders interessante Abenteuer erlebt. Er war ja auf Sanct Thomas, als jener abscheuliche Anfall der Franzosen stattfand.«

Otto ward nun für die Anwesenden ein Gegenstand besonderen Interesses. Der König ließ sich Verschiedenes von ihm erzählen und schien sichtlich befriedigt. Plötzlich wendete er sich zu dem Mann, der im Hintergrunde des Zimmers stand.

»Da fällt mir ein,« sagte er, »es müßte ein sehr interessanter Moment sein, wenn unsere Herren hier der vom Grafen Wartenberg in Schönhausen bei Ihrer Majestät der Königin arrangirten Soirée beiwohnen könnten. Jene weitgereisten Damen würden mit den Herren unserer Marine eine *conversation intéressante* anknüpfen können, die Ihrer Majestät der Königin und uns allen sehr großen Genuß gewährte. *Messieurs*,« sagte er zu Gröben, Otto und Finck – »Sie sind auf Morgen Abend zur Soirée nach Schönhausen geladen – *petits appartements* – es ist eine Landwohnung, welche Ihre Majestät durch Monsieur Eosander ausbauen lassen werden. Sie werden willkommen sein.«

Die Seeleute verneigten sich; der König richtete noch einige freundliche Worte an sie, dann entließ er sie.

»Befehlen Majestät, daß die Einladungen besonders geschehen?« fragte Lattum.

»*Ce n'est pas nécessaire*,« sagte der König. »Graf Wartenberg muß nur davon in Kenntniß gesetzt werden. Er hat das Arrangement getroffen.«

»Der Graf?« fragte Lottum fast lauernd.

»Allerdings. Er wird mit der Gräfin zur Soirée eintreffen.«

»O – sie setzen alles durch,« lispelte Lottum. »Diese Wartenberg dringt wahrlich in die Gesellschaft der Königin.«

Die drei Seeleute schritten zum Schlosse hinaus. Als sie bei dem Lustgartenportal angelegt waren, blieben sie einige Minuten stehen, dem Treiben zuschauend. Eine Menge von Arbeitern war beschäftigt, Steinplatten aufzuwinden. Sie wurden über den Fenstern eingesetzt, aber was darauf gemeißelt war, ließ sich nicht erkennen, denn die Gerüste umhüllte noch jenes Leinwandzelt, welsches der König und dessen Gesellschaft bei dem Gange durch das Schloß und die Höfe schon neugierig beobachtet hatten.

»Ah, da bist Du?« rief plötzlich an Otto herantretend Kurt, der bei der Arbeit beschäftigt war. »Schon beendet die Audienz?«

»Sie war kurz,« sagte Otto. »Wir sind auf morgen Abend nach Schönhausen geladen.«

»Viel Ehre.«

»Was wird dort aufgestellt?« fragte Finck, nach den Fenstern deutend.

»Hm – Reliefs – allegorische Darstellungen,« sagte Kurt mit eigenthümlichem Lächeln. »Sie kommen brühwarm aus Schlüters Atelier.«

Otto schaute träumerisch zu den Fenstern empor.

»Du bist so ernsthaft,« flüsterte Kurt ihm zu. »Was fehlt Dir?«

»Nichts, mein Junge – ich habe vielleicht zu viel –«

»Wie?«

»Ei nun,« sagte Otto ruhig, »ich habe eine Braut.«

»Du – was sagst Du? – es ist – –«

»Sidonie von Werneck.«

»Otto, was sagst Du da?« rief Kurt entrüstet, »Du hast ja auf Sidonie verzichten, das Glück der Liebenden, des armen Anatole nicht stören wollen – –«

»Anatole ist es, der mich zwingt.«

»Ich verstehe Dich nicht – o sprich – –«

»Ich darf nicht sprechen,« sagte Otto, des Bruders Hand ergriffen fassend. »Kein Wort auch von Dir – es *muß* sein. Frage nicht weiter. Die Frauen greifen gewaltig in unser beider Leben.«

Er eilte hinweg und ließ Kurt zurück, der, sich vor die Stirn schlagend, zu den Arbeitern ging. Otto hatte Finck wieder eingeholt. Sie gingen am Schlosse entlang.

»Mein Freund,« sagte Otto, »ich habe einen großen Dienst von Dir zu fordern.«

»Sprich, mein Junge,« entgegnete der Kamerad.

»Am nächsten Sonnabend früh, muß ich mich mit Anatole d'Aubreuil schlagen. Du bist mein Sekundant.«

Finck schreckte auf.

»Es sei,« sagte er nach einer Pause, »wie Du willst.«

»Es ist viel gefordert – ich weiß.«

»Es ist gerade genug,« sagte Finck. »Der Henker oder Festungskerker stehen in Aussicht.«

Die Soirée in Schönhausen.

Das Herrenhaus – nachmals *Schloß Schönhausen* – war um die Zeit dieser Erzählung nur ein sogenanntes größeres Gebäude, das heißt, es hatte des Aussehen eines stattlichen Gutshauses. Es enthielt drei Geschosse, war in der Mitte der vorderen Fronte nach dem Platze zu eingerückt und mit einem Balkon, der auf zwei untermauerten Pfeilern ruhte, versehen, es stellte sich, vom Platze aus gesehen, als ein mit zwei vorspringenden Flügeln versehenes Haus dar. Ein Ballsaal ging durch alle drei Geschosse. Neben demselben lagen rechts und links zu ebener Erde die von der Königin möblirten und mit allerlei Seltenheiten angefüllten Zimmer, welche freilich damals noch ziemlich klein und in der Ausschmückung geblieben waren, die sie hatten, als der König es 1695 von dem Herrn von Grumkau kaufte. Eosander, der Günstling Sophie Charlottens, hatte einen Plan zur Vergrößerung entworfen. Er baute an den Seiten Pavillons mit Brustgeländern und niedrigen Dächern, sowie die Verbindungen mit dem Schlosse. Der Garten war schon zu jener Zeit gut gepflegt und entzückte, wie noch heute, durch seine prachtvollen Baumgruppen.

Es war in dem Hause freilich nicht viel Raum für ein großes Hoflager. Was also dort von Gästen erschien, mußte genau vorher berechnet werden, und die Zahl der Eingeladenen beschränkte sich deshalb auf das Minimum. Um so größer war die Ehre, hierher eine Einladung zu erhalten, wo die Cirkel noch enger als in Lützenburg gezogen waren. An jenem Tage, der für die Soirée bestimmt war, sah man auch nur wenig Carossen oder Reiter.

Die Königin war schon nachmittags eingetroffen. Es that wohl, nach den angreifenden Festlichkeiten der Ruhe genießen können. Sie machte eine Promenade durch den Park in Gesellschaft Larreys, Begers, des Reisenden Toland, der Damen Pöllnitz und Sonsfeld. Vor dem Hause verabschiedete die Königin die Herren mit den Worten: »Auf Wiedersehen heut Abend, *messieurs*,« und ging in ihre Zimmer, wo sie von den übrigen Damen, welche für heut befohlen worden waren, empfangen ward.

»O, da ist mein armes kleines Opferlamm,« sagte die Königin, auf Sidonie von Werneck zugehend. »Nein – es ist in der That nicht zu beschreiben, wie man mit diesem *pauvre enfant* spielt. Aber es soll nicht dahin kommen!«

»Auf Euer Majestät allein beruht meine letzte Hoffnung,« seufzte Sidonie. »Aber meine Fürstin wird es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich zu sagen wage: Meine Hoffnung ist gering.«

»Oho, Kleine – wenn ich will?«

»Meines Vaters Wille dürfte hier entscheiden. Der erste Plan mißlang, weil Kurt von Berchholz freiwillig verzichtete, der zweite wird nicht gelingen, denn – –«

»Der abscheuliche Seemann ist hier und will meine kleine Sidonie heirathen,« fiel die Königin ein. »Ich weiß es, der König kennt die Neigung meiner Sidonie zu Herrn von Aubreuil nicht – er soll in der Audienz dem Berchholz seine vollkommene Zufriedenheit mit dieser *mariage* ausgesprochen haben.«

»Es ist ein Verhängniß, ein *malheur*,« jammerten die Damen.

»Suchen Sie es abzuwenden,« sagte die Königin achselzuckend. »Es bleibt kein anderes Mittel, als entschiedenes Auftreten meinerseits gegen die Heirath und dabei wage ich viel. Einmal ist der König sehr hartnäckig – Sie wissen es, *mes amies* – dann aber wird für die Heirath mit dem Berchholz von allen Seiten stark agitirt – die Wartenbergs sind mit Werneck im Bunde.«

»O – ich dachte es mir,« rief Sidonie. »Alles war so gut – so glücklich – der eine hatte verzichtet – der andere war verschollen – –«

»Da führt das halbgesunkene Schiff ihn noch in den Hafen,« sagte die Königin wehmüthig lächelnd. »Es ist eine *tragédie, c'est un roman* – aber wir wollen schon helfen – kämpfen, so lange es geht. Sie werden, mein liebes Kind, diesen neuen Störenfried sehen, heute noch.«

»Wie?« rief Sidonie erschrocken.

»Ja wohl. Da wir die interessanten Reisenden erwarten, haben des Königs Majestät die Seeofficiere geladen, der Soirée beizuwohnen.«

»O, Majestät,« bat Sidonie, »befreien Sie mich dann vom Dienste! Ich kann diesen entsetzlichen Mann nicht sehen.«

Die Königin schüttelte das Haupt.

»Bitte, bitte, Majestät,« flehten die Damen, »lassen Sie die arme Werneck fern bleiben.«

»Ein so roher Matrose,« rief die Pöllnitz. »Ein Mensch, der mit den Wilden lebte,« fiel Fräulein von Taube ein.

»Der die Nächte in einem Mastkorbe zubrachte,« sagte die Bila.

»So – so – *mes dames*,« lachte die Königin, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. »*Sie* wollen, daß Ihnen ein unangenehmer Anblick erspart werde; wer spart ihn mir? ich muß ihn ertragen, hinnehmen, *sans façon* wird diese Wartenberg in den *petit cercle* gebracht, weil ihr Gatte die Soirée arrangirte. Des Königs Wunsch, seine kleine Laune muß mir Befehl sein, und Sie wollen, daß ein kleines Mädchen nicht den Anblicks eines, *enfin* doch ganz honetten Mannes habe, weil dieser ihr nicht *agréable* ist?«

»Ich flehe darum,« sagte Sidonie, »weil es mir ans Herz gehen würde, den Mann zu sehen, der ganz bestimmt mein Lebensglück vernichtet, wenn Majestät nicht für mich handeln. Wie könnte ich in so engem Kreise meinen Kummer bergen? In Lützenburg war es anders; die Masse der Gäste ließ uns bald verschwinden – ich konnte

mich unter sie mischen – mich verlieren. Bedenken, Majestät, wenn ich nun gezwungen wäre, diesem Lieutenant nahe zu sein.«

»Es ist abscheulich, wie dieser Werneck verfährt,« sagte die Königin. »Ohne nur die Kinder miteinander bekannt zu machen, ohne Sidonie dem Bestimmten vorzustellen, verhandelt er sie – o, ich bin so erzürnt über den Freiherrn, daß er – wäre Sidonie nicht seine Tochter, meine ganze Strenge fühlen sollte. Er ruft die Hilfe der Wartenberg an – *c'est abominable*.«

»Um so mehr,« fiel die Pöllnitz ein, »müssen Majestät den Kampf bestehen. Es ist schon genug, daß diese Wartenberg hier eindringen durfte – daß sie dem Feste in Lützenburg beiwohnte – daß sie aber hier, unter Euer Majestät Augen, eine Protection, eine Günstlingswirthschaft ausüben, den tollen Freiherrn, den Vater, der sein Kind verhandelt, unterstützen darf, das ist – nehmen Majestät es nicht für ungnädig – in der *histoire des cours royales* noch nicht dagewesen.«

»Unerhört – schrecklich,« erhoben die Damen ihre Stimmen.

Die Königin ward erzürnt – sie hatte mit Widerstreben dieses neue Aufdringen der Wartenberg hinnehmen müssen.

»Gemach, *mesdames*,« sagte sie. »Es ist Wille Seiner Majestät, daß jene *personnage* hierher kommt; ihm müssen wir uns fügen. Ich habe, sollte ich meinen, der Dame keinen angenehmen Abend in Lützenburg bereitet – heut wird sie sehr zurückhaltend sein – es handelt sich

übrigens nur um jenes kleine Wesen dort,« sagte sie, auf Sidonie deutend.

»Die unglücklich genug ist,« rief die Taube. »Sie hat eine Armee gegen sich.«

»Gewiß,« rief die Bila, »denn alles arbeitet für Werneck, und hat nicht Herr Eosander selbst die Protection der Gräfin, für ihn gegen Sidoniens Glück benutzt – war es nicht nur, um Herrn Schlüter zu kränken – –«

»*Silence*,« rief die Königin. »*Rien contre ce Eosandre*, er ist ein trefflicher Cavalier. Mein *architecte* – ich habe heut die neuen Pläne für dieses Schloß gesehen; Eosander ist mir sehr ergeben gewesen. Künstler, welche ich schätze, mögen ihrer Laune so den Lauf lassen, *c'est égal* – und verdanken wir diesem Eosander nicht einen neuen, interessanten Abend? Jene Merians, diese weitgereisten Damen, welche heute in der Soirée sein werden, sind Eosanders nächste Verwandten – er hat für die Verbreitung der Nachrichten unserer Feste bedeutend gewirkt – hat unsern neuerworbenen Ruhm verherrlichen helfen – in dem weltberühmten Werke seines Schwiegervaters alles so *magnifique* – so *exact* beschrieben und abbilden lassen, daß ich ganz *enchantirt* von allem war, nachdem ich auf Wunsch Seiner Majestät die Zeichnungen gesehen, die *relations* gelesen hatte. Ich werde *monsieur Eosandre* stets protegiren, ihm zur weiteren Ausbreitung seines Talentes bei ehester Gelegenheit günstig sein – zum Schluß: wenn Ihnen, *ma petite Sidonie*, dieses Zusammentreffen mit dem *soi disant* Verlobten peinlich, so dispensire ich Sie für heut vom Dienste.«

Sidonie athmete auf – sie küßte dankbar die Hand der Königin.

»Wir wollen sehen, ob sich eine *occasion* findet, für Sie zu handeln, armes Kind,« sagte Sophie Charlotte. »Jetzt zum Diner, *mesdames*.«

Während die Königin mit ihren Damen tafelte – bei welcher Gelegenheit auch verschiedene der in Schönhausen anwesenden Cavaliere und Gelehrten zugegen waren – hielten an dem hinteren Eingang des Herrenhauses zwei große Wagen. Es sprangen von den Böcken zwei Diener herab; andere dienstbare Geister kamen aus dem Hause und halfen den ersteren zunächst zwei mächtige Koffer von dem Wagen heben und solche in das Haus schaffen. Als dies geschehen war, öffneten sich die Schläge der Kutschen, und es stieg aus dem ersten Fuhrwerke ein Herr, dessen Aussehen dem eines Gelehrten glich. Dieser Herr half zwei Damen aus dem Wagen. Eine von ihnen war eine stattliche Frau, die einige fünfzig Jahre zählen mochte. Die nachfolgende war eine viel jüngere kaum dreißig Jahre zählende Dame. Aus dem zweiten Wagen stiegen Eosander, seine Gattin und endlich ein sehr schönes Mädchen, welches ein- bis zweiundzwanzig Jahre alt sein mochte.

»Schaffen Sie diese Sachen sofort in das japanische Cabinet,« befahl Eosander den königlichen Dienern.

Diese trugen die Koffer hinein, und Eosander folgte mit den Angekommenen. Sie befanden sich bald in dem japanischen Cabinet. Dieses Zimmer ward also genannt, weil es eine Menge jener seltsamen und ungeheuerlichen Kostbarkeiten enthielt, welche, noch heutzutage aus dem Lande »der Mitte« herbeigeschafft und mit lächelndem Munde angestaunt werden. Damals war die Beschaffung schwieriger, und die holländischen Schiffe versorgten die Höfe, die Raritätensammler fast einzig und allein mit den wunderlich bemalten Schalen, Tellern, Fächern, Kasten und Laternen – den gräulich grinsenden Pagoden, deren bewegliche Köpfe und Hände so unheimlich schaukelten, mit den grell dreinschauenden Tapeten, aus welchen ein Gewirre von Tempeln, Häusern, Drachen, Menschen mit verzogenen Augenbrauen, Kähnen und Pflanzen dargestellt ist, alles Dinge, die mit größter Verachtung der Perspective neben- und übereinander gewürfelt worden sind. Solche Gegenstände füllten das »japanische Cabinet« an.

Die Gesellschaft, welche Eosander führte, begann sich ein wenig in dem Zimmer niederzulassen. Jetzt können wir den Leser mit den noch unbekannten Personen dieser kleinen Versammlung bekannt machen.

Der Herr, welcher einem Gelehrten ähnlich sah, trug seine schwarzsammtne Kleidung. Er hatte auf seinen Schuhschleifen prachtvolle Diamantagraffen, eine dritte Agraffe dieser Art hielt den reichen Spitzenbesatz seines Jabots zusammen. Er hatte echt goldene Knöpfe an seiner langen Weste und dem langen Rocke. Einen Hut mit

kostbarer Plümage trug er in der Hand. Seine Gestalt war lang und hager, aber wohlgebaut, das Gesicht zeugte von größter Intelligenz, ja Schlauheit, und die großen blauen Augen konnten ebenso geistvoll als verschmitzt blicken. Sein feiner Mund ward von einer Hakennase überragt, die, wenngleich stärker, doch in der Form die größte Aehnlichkeit mit der Nase der Frau Eosander von Goethe hatte, wie man denn überhaupt auf den ersten Blick sah, daß der Herr im Sammetkleide und Frau von Eosander nahe verwandt sein mußten, denn die Aehnlichkeit zwischen beiden war unverkennbar groß. Der Herr trug ein kleines Sammetkäppchen auf dem Scheitel, lange, in natürlichen Wellen herabfallende Haare umgaben in reicher Fülle sein Haupt und ihre graue Farbe verlieh dem Kopfe des Mannes, dessen Antlitz trotz seiner Frische hier und Runzeln zeigte, etwas ungemein Ehrwürdiges.

Dieser Mann war Herr *Matthäus Merian* aus Frankfurt am Main; Buchhändler, Maler und Kupferstecher, Herausgeber des berühmten Buches »*theatrum europaeum* genannt, der Schwiegervater Eosanders.

Die eine der drei, dem Leser noch nicht bekannten Damen war *Maria Sybylla Graf*, die Schwester des Matthäus. Diese merkwürdige Frau war im Jahre 1647 zu Frankfurt geboren. Ihr Talent zur Malerei, welches in der Familie erblich war, trieb sie bald hinaus in die weite Welt, die Liebe zur Wissenschaft verband sich mit ihrer Kunstfertigkeit. Auf weiten Reisen nach Surinam und den Küsten Afrikas, den Inseln und durch die Meere sammelte sie ihre köstlichen Bildwerke. Ihre fleißigen und geübten

Hände erschlossen den Wißbegierigen zum ersten Male die Wunder der Insectenwelt; das große Werk, »die Wandlung der Raupen und Insecten,« wozu sie selbst die Kupfer gestochen, entzückte die Künstler und Gelehrten. Prachtvolle Malereien der Pflanzen und Früchte, auch Gewürme – auf Pergament, in Farben, welche sie selbst auf geheimnißvolle Weise zubereitete – wetteiferten mit den Gebilden der Natur. Sie heirathete Graf, den Maler. Sie war nicht glücklich. Eine finstere und nicht aufgeklärte Sage bezüchtigte den Gatten eines schweren Verbrechens. Maria Sybilla ward tiefsinnig. Sie weilte eine Zeit lang mit ihrer Tochter *Dorothea* unter der schwärmerischen Secte der Labbaditen, bis sie wieder in die Welt trat.

Während dieser Zeit war ihre zweite Tochter *Helena*, welche Talent und Reiselust der Mutter geerbt hatte, in die Ferne gezogen; sie folgte den Weisungen Sybillas. Sie besuchte Surinam, die Inseln und Meere, sie schuf wie die Mutter herrliche Bildwerke von Thieren und Pflanzen, sammelte die seltensten Dinge für die Kabinette der Naturforscher und galt als ein wunderbares, fast feenhaftes Wesen. Sybilla, die Mutter, war eine große schlanke Gestalt von ernsten Zügen. Dorothea, eine schöne, stattliche Frau, hatte den Maler Ysell geheirathet, aber lieblich und in voller Schönheit strahlte *Helene*, die jüngste Tochter.

Die Mutter und die Schwester waren in perlfarbene Seide gekleidet; Helena trug ein weißseidenes, einfaches

Kleid, dessen Aermel mit kostbaren Spitzen besetzt waren. Eine Agraffe aus bunten Steinen und Goldfäden zusammengesetzt und wie ein Schmetterling geformt, hielt ihr Mieder zusammen. Ihr schöner Kopf war frei, ihre langen Locken fielen kunstlos von dem edel geformten Haupte bis auf die Schultern nieder und der feine braune Teint – eine bleibende Gabe der Sonne, unter deren glühenden Strahlen Helene einst durch die Wildnisse zog – verlieh diesen schönen und lebhaften Zügen einen um so höheren Reiz.

Diese Verwandten des Herrn Eosander mußten das größte Interesse erregen. Der geschickte Hofmann hatte sich das alles wohl vorausgesagt. Er hatte aber mit seinem Schwiegervater abends noch eine lange Unterredung gehabt. Merian war kurz nach dem Eintritte in das japanische Cabinet mit dem Auspacken seiner Koffer beschäftigt. Die Damen halfen ihm dabei.

»Dieses wird den König besonders interessiren,« sagte er, ein in Folio gebundenes Buch auf den dazu bereit stehenden Tisch legend. »Es sind die Gegenden des Rheinlandes in neuer Auflage.«

»Und hier –« rief Helene munter, »eine Arbeit der Damen, einige Gruppen brasilianischer Schmetterlinge.«

»Wir wollen das ordnen,« sagte Matthäus. »So – klappt die Bücher auf – die Pflanzenbilder rechts dorthin – dann die Schmetterlinge – hier in die Mitte diese drei Pastellbilder von meiner Hand, König Carl der Erste nach van Dyck – der Herzog von Geldern nach Rembrandt und

hier das Portrait der Adrienne Perey nach Rubens. Diesen kleinen Tisch dort bedecken wir mit den Stichen vom Leben des Herzogs von Friedland, daneben legt einige Blätter aus Helenens Reise nach Surinam, die schönen Vogelbilder, den Tisch rechts hier wollen wir mit den Stichen aus dem *theatro europaeo* bedecken. Hierher kommen die Darstellungen von der Krönung in Königsberg, von den Ordenskapiteln die Zeichnungen – ah – seht ein Mal, Eosander, wie schön diese Abdrücke sind. Es wird eine Sammlung von riesigem Werthe – schaue es an, meine liebe Margarethe,« rief er während des Ordnens zu Frau von Eosander hinüber. »Es werden Blätter, welche Dir dereinst ein Vermögen bilden werden, wenn ich längst im Grabe ruhe.«

Eosander wendete sich schnell zu den drei Damen und machte sich mit den ausgelegten Arbeiten zu thun; Margarethe aber trat zu Merian und drückte seine Hand.

»Guter Vater,« sagte sie leise, »Dein Fleiß, Deine Kunst haben uns so oft schon geholfen, und wie innig bedaure ich, daß meines Gatten Ehrgeiz Dich zu solchen Ausgaben zwang – wie sollen wir es vergelten?«

»Laß, laß, mein Kind,« sagte Merian halblaut und der Tochter einen Kuß auf die Stirn drückend. »Ich thue es gern. Pah, ein Buchhändler soll nicht zurückstehen gegen die Geldmänner, die an den Börsen von London und Amsterdam Geschäfte machen – ich will ihnen zeigen, daß das Genie, Fleiß und Talent gerade so viel einbringen können, als die Geldmärkte und der Schacher mit Zimmet oder Wolle.«

»Eosander hat Dich um ein neues großes Darlehn, einen Vorschuß gebeten,« sagte Margarethe. »Ihr waret gestern Abend lange beisammen.«

»O nicht doch,« sagte Merian, einige Stiche aufrollend, wobei er seine Verlegenheit zu bergen suchte, »es war nur so – –«

»Nein, nein. Ich weiß es. Die Summe ist groß. Eosander schuldet sie einem Manne, der ihm einen kostbaren Schmuck verkaufte.«

»Ei, wenn ich dieses Geld zahlen will, was hast Du, Kind, danach zu fragen?«

»Es ist zu viel, es ist fürstlich.«

»Ich bin ein Fürst unter den Buchhändlern – ein Künstler obenein – ich will's zahlen. Und dann – macht Eosander nicht vieles gut? ist er es nicht, durch den ich hier so viel an den Hof verkaufe? habe ich durch ihn nicht die Erlaubniß erlangt, alle die feierlichen Akte zeichnen und herausgeben zu dürfen in dem Theater? Da bringt sich manches ein – sprich nicht davon, daß die Tante und die Basen es nicht hören.«

»Wie gut Du bist, Vater! Ich denke, wenn Eosander steigt wird er es Dir heimzahlen können.«

»Dein Gatte wird steigen,« sagte Merian klug lächelnd. »Ich habe schon vorbereitet für ihn, und meine Sache ist eine gute.«

»Es war also nicht nur das Geld, nicht die Bitte Eosanders, Ihr gestern in langer Unterredung abgethan habt?« sagte Margarethe.

»Laß es unsere Sorge sein,« entgegnete Merian.

Eosander hatte von weitem diesem Zwiegespräche gelauscht; er trat jetzt näher, und Margarethe ging zu den Damen.

»Habt Ihr die Abbildungen bei der Hand?« fragte er leise Merian.

»Sie sind bereit und ich folge im richtigen Augenblicke Eurer Weisung,« sagte der Alte.

Dies Damen ordneten nun geschäftig ihre Schätze, Merian und Eosander besichtigten die kleine Ausstellung. Einige Lakaien brachten auf Befehl des Herrn von Besser Erfrischungen, und so verstrich die Zeit.

Es nahte der Abend. In den Zimmern des kleinen Landhauses ward es lebendig; des Königs Equipage fuhr am großen Eingange vor. Als die Zeit gekommen, welche die Königin zum Beginn der Soirée angesetzt hatte, erschien Lottum. Er ließ sich von Eosander die Gäste vorstellen und eilte dann zur Königin, um ihr die Nachricht von dem Bereitsein der interessanten Gesellschaft zu überbringen. Bei der Königin hatten sich während dessen die Geladenen eingefunden, und die hohe Frau schritt an der Hand des Königs in den Saal. Sie hatte den Grafen von Wartenberg und dessen Gemahlin nur flüchtig begrüßt.

»Euer Majestät haben uns hoch durch diese Invitation geehrt,« sagte Wartenberg.

»Nehmen Sie das als eine kleine Wiedervergeltung für die Dienste, welche Sie mir bei Regelung meiner Geldangelegenheiten leisteten,« sagte die Königin artig.

Wartenberg biß sich die Lippen – aber er war doch nun ein Mal in den Familiencirkel der Königin gedrungen, seine Zudringlichkeit war von Erfolgen gekrönt. Der König und die Königin waren mitten in der zum heutigen Abende geladenen Gesellschaft, die sich zwanglos in den heitersten Gesprächen bewegte.

»Nun unsere interessanten Gäste,« sagte die Königin, »ich werde sie begrüßen.«

Eosander, der es trefflich verstand, seine Arrangements von gewissen Effekten begleiten zu lassen, hatte auch heute für dergleichen gesorgt. Das japanische Cabinet, dessen Flügelthüren sich auf den großen Saal öffneten, hatte er sehr vortheilhaft beleuchten lassen. Mit dem sehr diskret vertheilten Lichte der Lampen kämpft das Mondlicht eines schönen Frühjahrsabends, welches durch die halbgeöffneten Fenster fiel.

Zwischen den kleinen Gueridons und den größeren Tischen, auf denen die Malereien, Zeichnungen, Bücher, Stiche und verschiedene Seltenheiten ausgebreitet lagen, saßen die drei Damen: *Marie Sybille*, ihre Töchter *Dorothea* und *Helene*, von dem Doppelscheine malerisch beleuchtet in einer Gruppe beisammen. Ihnen zur Seite stand die hohe Gestalt *Matthäus Merians* in dem dunklen Sammetkleide und *Margarethe* hielt sich neben ihm. Ringsum nickten und blitzten all die vielen bunten Gegenstände des japanischen Cabinets, dessen Tapete einen eben so prächtigen als originellen Hintergrund für Menschen und Dinge abgab. Die Königin, nicht minder der König – waren von diesem Anblick entzückt, der

sich ihnen ganz plötzlich darbot, denn Eosander ließ auf ein Zeichen die Flügelthüren öffnen und alle glaubten sich mit einem Schlage in eine ganz andere Gegend versetzt – es schien, als wären diese Gestalten im Kabinette nur Luftgebilde, und erst als die königlichen Herrschaften näher traten, als die Damen sich mit tiefer Verbeugung erhoben, sah man, daß es Gestalten voll Leben und Blut waren.

»Wir freuen uns, *Mesdames*,« sagte die Königin, der Mutter die Hand reichend, »Sie hier begrüßen zu können. Ihre Talente, Ihre Erfahrungen und Erzeugnisse haben Ihnen einen Weltruf verschafft. Auch Sie, *Monsieur de Merian*, sind willkommen an unserem Hofe.«

»Es ist ein neidenswerthes Glück, welches uns zu Theil wird,« sagte Sybilla. »Euer Majestät Huld haben uns kühn gemacht, diese hochehrende Einladung anzunehmen.«

»Sie sind an allen Höfen – bei Hoch und Niedrig gern gesehen und gelitten,« sagte der König herantretend, »und unser Eosander hat uns nur eine neue Freude bereitet, als er es übernahm, Sie in diesen *petit cercle* zu laden. *Monsieur de Merian* – wir haben Ihre schönen Entwürfe, welche unsere Feier dem großen Publikum anschaulich machen sollen, genau durchgesehen und geprüft – wir sind *content*.«

Merian neigte sich dankend.

»Ich habe es gewagt,« sagte er, »Euer Majestät noch andere Entwürfe und auch Ausführungen vorzulegen – auf diesen Tischen finden Euer Majestät verschiedenes ausgelegt.«

»Monsieur Eosander,« rief die Königin, »Sie werden bei uns bleiben, wir wollen während der Soirée die schönen Dinge betrachten – also *Mesdames*,« fuhr sie zu den sich neugierig herandrängenden Hofdamen gewendet fort, »Sie sehen hier die weltberühmten Damen, welche sich über das tosende Meer gewagt haben, die Wildnisse durchreisten, um der Wissenschaft zu dienen – dieses reizende Kind ist Helene Graf – nicht wahr?

Sie nahm Helene bei der Hand.

»Euer Majestät sind allzu gnädig,« sagte Helene, deren schönes Gesicht mit zarter Röthe übergossen war. »Ich bin Helene Graf – wenn meine kleinen Talente Gnade vor Ihren Augen fanden, so darf ich wohl auch um die Gunst bitten, diese Versuche Euer Majestät selbst vorlegen zu dürfen.«

»Gewiß, mein schönes Kind,« sagte freundlich die Königin, »aber sprechen Sie nicht von Versuchen – es sind Meisterwerke – lassen Sie uns doch sehen.«

Sie trat an den Tisch, auf welchem die Exemplare jener wunderschönen Malereien von Schmetterlingen, Pflanzen und Muscheln lagen. Ihr folgten die Damen und Herren des Hofes. Alles drängte sich um den Tisch, man sah allerdings mehr auf die junge Künstlerin, als auf die Bildwerke. Die Königin fragte, mit großer Sachkenntniß die einzelnen Stücke auswählend, über die verschiedensten Dinge. Helene begann in einfacher und doch sehr lebendiger Weise ihre Erklärung, sie wußte bei den einzelnen Gegenständen so viel von ihren Erlebnissen, den Reisen und Abenteuern einfließen zu lassen, daß die Hörer ganz

gefesselt ihrem Vortrage lauschten. Der König war unterdessen in lebhafter Unterhaltung mit Merian begriffen. Dieser legte dem Monarchen die Stiche vor, welche in seinem Verlage erschienen, er verbreitete sich mit der Geschwätzigkeit des Kenners, Künstlers und Liebhabers über die einzelnen Gegenstände – er wußte geschickt die Mittheilungen von dem Krönungsfeste in Königsberg einzuflechten – der König lächelte befriedigt bei dem Aufzählen aller dieser glänzenden Erinnerungen, welche Merian mit seiner gleichsam naiven Schmeichelei würzte. Seine schönen Pastellbilder, in deren Anfertigung der Alte Meister war, gingen von Hand zu Hand – dazwischen wies er wohl hie und da eine Anerkennung vor, die er am englischen, spanischen oder schwedischen Hofe erhalten. Selbst von Paris hatte er Aufmunterung erhalten und der König Friedrich fühlte ein besonderes Wohlbehagen, als dieser Mann ihm die wohlbeschriebenen und in feinen Stichen dargestellten Scenen der so eben vollzogenen Krönungsfeierlichkeit vorlegte, auf welche der König mit Recht so stolz war.

»Diese Arbeiten hier,« sagte den König plötzlich, »sind mir schon von früher bekannt.«

Er wies auf eine Reihe von Kupferstichen, welche Städteansichten darstellten.

»Ich fühle mich glücklich, daß diese Ansichten noch in Euer Majestät Gedächtniß leben,« sagte Merian. »Es sind die im Verlage meines Vaters erschienenen Ansichten von Berlin zur Zeit des höchstseligen Herrn Kurfürsten Friedrich Wilhelms des Großen.«

In diesem Augenblicke befand sich die Gräfin in der Nähe des Königs. Sie mied wohlweislich die Königin, welche übrigens, ganz vertieft in dem Anblicke der schönen Malereien und Helenens Vortrage, von der Wartenberg gar keine Notiz nahm.

»Ich erkannte diese Stücke gleich wieder,« rief der König. »Mein hochseliger Herr Vater kaufte sie sofort für die Bibliothek an – *voyez donc, Messieurs*, wie das ganz anders aussah in Berlin als heute.«

Die Cavaliere folgten der Einladung des Königs, der jetzt ganz auf seinem Lieblingsfelde – der Architektur – angekommen war. Er kannte jede Veränderung des Planes, der Formen. Er deutete auf die noch vorhandenen Gebäude hin.

»Es ist die Meriansche Topographie,« belehrte er, »welche Sie hier sehen. Da haben Sie eine totale *vue de Berlin* – dort ist die Mauer am alten Thore. Hier sind die alten Mühlen, wo jetzt der Friedrichwerder sich ausdehnt.«

»Es sind die Bauten, welche Memhard projectirt,« warf Merian ein.

»Ja – ja,« sagte der König, »es sollte damals schon vielerlei geändert sein. Aber der Krieg kam dazwischen. Ich habe sorgfältig nachgeforscht. Die Pläne, welche Memhard angefertigt, waren, wie man mir aus einzelnen Stücken, kleinen Zeichnungen dargethan hat, sehr schön und sollen verloren gegangen sein.«

»Es brach,« sagte Merian, »wie bekannt ein Feuer in Memhards Hause aus und verzehrte die Pläne.«

»*Hélas*,« fiel der König ein, »ich hätte sie gern ein Mal gesehen, weil ich dann bei dem neuen Schloßbau, sicherlich einige von den Entwürfen benutzt hätte, die mein Herr Vater so gern ausgeführt gesehen hätte – ja – ja – die Pläne waren sehr schön. Einige kleine Studien dazu sind noch vorhanden, und danach kann ich mir ungefähr ein Bild des Ganzen machen.«

Eosander kam immer näher; er befand sich dicht neben der Wartenberg. Der König betrachtete aufmerksam die Abbildungen, welche der alten Topographie entlehnt waren; er wendete sich nur um, als Herr von Kraut in das Cabinet trat, der von einigen Herren ziemlich geräuschvoll begrüßt wurde.

»Ah, Kraut,« sagte der König freundlich, »Sie kommen ein wenig spät; beinahe wäre die Ausstellung geschlossen.«

»Vergebung, Majestät,« sagte Kraut, »aber ich war heute bei dem Schloßbau länger gefesselt, als es sonst wohl der Fall sein dürfte –«

»Ja, Sie sind ganz Architekt,« lachte der König, »und da wird Sie diese *exposition* sehr interessiren – es sind alte Darstellungen des Schlosses – hier sehen Sie, der große Wendelstein – er ist noch als alter Thurm sichtbar mit den schrägen Fenstern – hier die alten Gebäude am Wasser – hier die ehemaligen Marställe, wo jetzt der Bau seinen Anfang nahm – sehen Sie, Frau Gräfin.«

Er hielt der Wartenberg das Bild hin. Die Gräfin betrachtete es und warf Kraut dabei über das Blatt hinweg

einige höhnische Blicke zu, welche sagten: »Ich bin hier – ich habe doch wieder einen Sieg errungen.«

»Trefflich,« fuhr der König fort, »und daneben die genauen Beschreibungen der Krönungsfeier. *Mon dieu* – Sie müssen gute Leute an der Hand haben, die Ihnen alles so genau mittheilten, *Monsieur de Merian*.«

»Ich verdanke dies alles meinem Schwiegersohne Herrn von Eosander, der sich für jeden Theil dieser großen Ereignisse lebhaft interessirt – Eosander aber verdankt es wieder Seiner Gnaden, dem Herrn Grafen Wartenberg, dessen Eifer für alles, was zu Euer Majestät Verherrlichung beiträgt, mit Aufbietung seiner gesammten Kräfte wirkt und Höchstdero glanzvolles Fest bis auf das Kleinste zu schildern weiß,« sagte Merian.

Der König nickte Wartenberg freundlich zu; die Gräfin hüstelte leise und blinzelte Kraut boshaft und herausfordernd an.

Kraut hatte den Kupferstich ergriffen, er betrachtete ihn und sagte mit scharfer Betonung:

»Ja – da waren die alten Marställe – gerade dort – stand ich noch vor wenig Augenblicken, als die Maurer Schlüters die letzten Steine einsetzten. Gestern verhüllte noch das Leinwandzelt die Arbeit.«

Graf und Gräfin wurden stutzig, ebenso Eosander. Sie blickten Kraut gespannt ins Antlitz. Der König schaute sich um – er sagte sofort:

»Ah, Jene Reliefs über den Fenstern? sahen Sie dieselben schon?«

»Heute Nachmittag,« antwortete Kraut. »Ich stellte meine Betrachtungen über sonst und jetzt an. Da – wo ehemals diese hier verzeichneten niederen Gebäude sich erhoben, stehen jetzt die hohen Mauern des Schlosses mit den stattlichen Fenstern und deren Verzierungen, die eben heute enthüllt wurden.«

»Und was stellen sie dar?« fragte der König wieder.

»Das eine,« entgegnete Kraut, die Gräfin fixirend, »ist die Gerechtigkeit, welche – eigenthümlicher Weise – die zusammengeschobenen Waagschaalen von sich abhält; das andere stellt Venus dar, welche auf einem entschlafenen Löwen ruht und in der Linken die Keule des Herkules hält, mit welcher Kupido spielt.«

»Sehr gute Allegorieen,« sagte unbefangen der König, »es sind Warnungen, welche der Künstler in Stein schreibt.«

Die Gräfin trat zurück.

»Es ist das Relief nach jener Zeichnung,« lispelte Eosander ihr ins Ohr. »Schlüter droht gewaltig – aber er hat sich zu früh entlarvt.«

»Sollte nicht in diesen Dingen – eine Art von Zweideutigkeit gefunden werden können?« fiel Wartenberg ein.

»Possen,« lachte der König, »man darf die Künstler nicht beschränken.«

»Helfen Sie,« stöhnte die Gräfin zu Eosander, »wir müssen dem König den Beweis von der boshaften Anspielung – die Zeichnung bringen, welche Ihr Agent gesehen haben will.«

»Wir müssen eilen, Schlüter zu stürzen; er siegt überall,« entgegnete Eosander.

»Ah – da ist die alte Ecke nach der Freiheit,« rief der König, eine zweite Abbildung von Merians Topographie in die Hand nehmend. »Sehen Sie doch, Gräfin – Eosander – da ist der Münzthurm, ganz so wie er einstens vorhanden war. Er sieht in der That stattlich aus; da ist der alte Herr ganz in seiner ehemaligen Gestalt. Sie wissen noch nicht, Merian, daß es sich für diesen Thurm um Stehen oder Fallen handelt.«

»Eosander hat mir davon gesagt,« entgegnete Merian. »Er soll fallen.«

»Das nicht – das war noch nicht entschieden – aber Schlüter wollte auf meinen Befehl eine Zeichnung entwerfen, nach welcher er umgebaut, geändert werden sollte. Mein Plan war, diesen Thurm lediglich als eine Art von Säule hinstellen zu lassen, aus welcher Wasser sprudelte.«

»Die Gelegenheit ist günstig,« raunte Eosander der Gräfin leise zu, »geben Sie Acht.«

Merian wechselte mit Eosander einen Blick des Einverständnisses.

»Majestät,« sagte der Alte, »wenn Sie huldreichst mir eine Meinung auszusprechen gestatten wollen, wenn ich einem von dem berühmten Schlüter entworfenen Plane, eine Kleinigkeit zulegen dürfte, so würde ich sagen: lassen Euer Majestät den Münzthurm nicht abbrechen, sondern ausbauen, erhöhen.«

»Ah,« machte der König, »das stimmt mit den *projects* der Gräfin und des Grafen, auch mit denen Eosanders und de Bodts überein, *c'est remarquable*.«

»Ich hörte vorhin,« fuhr Merian fort, »daß Euer Majestät einiges von den Entwürfen des höchstseligen Herrn Kurfürsten erhalten oder ausgeführt wissen wollten, und diese Pietät rührt gewiß jeden. Herr Schlüter, ein Mann voll Genialität, wird sicherlich derselben Rechnung tragen, und so möchte ich Euer Majestät denn hier ein Blatt zeigen – eine Zeichnung in Stiften – welche einen alten, von des Kurfürsten Gnaden genehmigten Plan zeigt, auf dem der Münzthurm als ein hohes Bauwerk, wenn auch verändert in der Form, dargestellt ist –«

Er reichte dem Könige eine Zeichnung, welche dieser mit Wohlgefallen betrachtete.

»Ein luftiger, zierlicher Bau,« rief er aus, »und sehr gefällige Formen.«

»Sie würden nicht schwer sein herzustellen,« sagte Eosander schnell. »Am wenigsten könnte einem Manne wie Herrn Schlüter diese Aufgabe Verlegenheit bereiten. Den leichten Oberbau würde der alte Unterbau, der Grund sicher tragen.«

Die Züge der Gräfin erheiterten sich.

»Sehr glaublich, sehr wahrscheinlich,« ließ sich der König vernehmen, »und diese Zeichnung ist von Memhard ausgeführt?«

»Es ist wahrscheinlich. Sie wurde unserer Buchhandlung zugesendet, um sie in das *Theatrum Europaeum* aufzunehmen,« sagte Merian.

Die um den König stehenden Personen machten ehrerbietig Platz; die Königin hatte in der Unterhaltung mit den Damen Pause eintreten lassen und kam zu ihrem Gemahl.

»Diese Damen sind *charmant*,« sagte sie, »*Monsieur Eosandre* hat uns eine neue Annehmlichkeit bereitet. Jedenfalls haben Euer Majestät sich hier bei dem Herrn Merian eben so gut *divertirt*.«

»Gewiß, Majestät,« antwortete der König, »wir sind gerade bei den Zeichnungen vom alten Berlin – sehen Sie, hier ist der Münzthurm, um den wir schon so viel *parliret* – in einer alten Skizze von Memhard. Es ist ein schöner Bau, was meinen Sie, sollten wir nicht diesen Thurm also ausführen lassen?«

Die Königin hatte jetzt die Zeichnung genommen.

»Ei,« sagte sie, »ich wüßte nicht, was Euer Majestät daran hindern sollte, wer da Einspruch thun könnte. Herr Schlüter kann doch nur eine besondere *honneur* darin finden, wenn ihm eine so wichtige Aufgabe gestellt würde. Er muß den Thurm nach Ihrer Majestät Wünschen ausführen.«

»Ah, sie arbeitet für uns,« jubelte die Wartenberg leise; »es wird ihm die schwere Arbeit zufallen.«

»Es ist nur das eine,« fiel der König seiner Gattin ins Wort, »Schlüter hat schon einen Entwurf gemacht für jenen Thurm – mindestens glaube ich das – ich trug es ihm auf. Dieser Entwurf würde mit dem hier vor uns liegenden nicht harmoniren, der Entwurf Schlüters dagegen

steht sicherlich in vollständigem Einklange mit dem von ihm bis heute ausgeführten Baue.«

Die Königin glaubte jetzt den Moment gekommen, wo sie ihrem Günstling, dessen interessante Verwandtschaft ihr heute wieder einen angenehmen Abend bereitete, Vorschub leisten, seine langgehegten Pläne begünstigen könne.

»Sie meinen also, Majestät,« sagte sie schnell, »Schlüter könne sich weigern?«

»Bei seiner Selbstständigkeit wäre es nicht unmöglich.«

»Nun, dann – dann, Majestät, wäre der Moment gekommen, wo Sie unbeschadet der Würde Ihres Baudirectors, dieses großen Künstlers, auch eine andere Kraft erproben könnten. Wenn Herr Schlüter sich weigert, diesen Thurm auszuführen, den Bau in Harmonie mit demselben zu bringen, dann würde ich bitten, Herrn von Eosander mit dem Entwurfe eines Planes zu beauftragen.«

Eosander fuhr wie von einem Schlage getroffen in sich selbst zusammen.

»Himmel, ich bin verloren,« hauchte er, »solchem Werke bin ich schwerlich gewachsen.«

»Er hat verteufelt viel Glück; selbst die Gegner sind über ihn einig,« murmelte Kraut.

»Ich wußte es, daß meine Vorschläge glücklich für ihn sein würden,« frohlockte Merian zu Margarethe.

»Sie haben wohl Recht, Majestät,« sagte der König zu seiner Gemahlin, »wir könnten in diesem Falle es dem

Herrn von Eosander übertragen. Sie haben *assez de courage* zu solchem Werke, Eosander?«

»Euer Majestät Befehl – Dero Vertrauen würden mir Muth machen,« sagte Eosander, todtenbleich vor sich hinstarrend, »aber ich möchte um keinen Preis Herrn Schlüter vorgreifen. Ein so großes Genie, ein Mann, der uns allen seine Bedeutung gezeigt, seine Begabung kund gethan hat, muß zuerst gefragt werden.«

»Es freut uns,« sagte der König, »Sie also sprechen zu hören. Ueberhaupt habe ich mit vielem *contentement* hier die Aeußerungen über Monsieur Schlüter vernommen. Daß man allgemein seinem Genie Gerechtigkeit widerfahren läßt, erfreut mich ganz ungemein.«

»Wer sollte es nicht thun, Majestät,« sagte Merian. »Herr Schlüter hat uns genug Proben seines Genies abgelegt, aber um so sicherer glaubte ich annehmen zu können, daß er sich dem Wunsche Eurer Majestät fügen und den Thurm am Schlosse so ausbauen werde, wie die Zeichnung ihn darstellt.«

»*J'en suis sûre*,« sagte die Königin. »Im anderen Falle würde Herr Eosander zu berücksichtigen sein.«

Eosander neigte sich stumm – er war auf diesen Ausgang nicht gefaßt gewesen. Nur seine Gattin vermochte zu verstehen, was in seinem Innern vorging.

»Wir wollen jetzt mit den Damen plaudern,« sagte der König, zu Sybilla Graf und ihren Töchtern gehend. »Ei,

welche Menge schöner Dinge,« rief der König erfreut, »sehen Sie, *messieurs et mesdames*, diese köstlichen Malereien. Und Sie haben wirklich ein Geheimniß? Diese Farben sind unverlöschbar?«

»Es ist allerdings ein Geheimniß, Majestät,« sagte Sybilla. »Die Farben weichen dem Wasser nicht. Dieses Bouquet, auf Seide gemalt, ist schon vielfach gewaschen und geprüft worden.«

»Das nenne ich eine Kunst,« sagte die Königin. »Es ist schade, daß wir den Alchymisten Saveni nicht hier haben. Er könnte lernen.«

Der König hatte unterdessen die einzelnen Stücke besichtigt und sich in freundlichster Weise mit den Damen unterhalten.

»Dies hier ist ein sehr curiöses Stück,« sagte er auf eine Muschel deutend, welche mit Bildhauerarbeit bedeckt war.

»Es ist von der Insel Sanct Thomas,« sagte Helene. »Ich habe sie von den dortigen Negern erhandelt, welche in den Stunden der Muße solche Arbeiten unternehmen.«

»Sollte man es glauben,« rief der König den Umstehenden zu. »Dieses schöne junge Mädchen war unter den wilden *esclaves* auf Sanct Thomas. Es muß Ihnen sehr um die Wissenschaft zu thun sein, *ma belle Hélène*, daß Sie sich in diese Wildnisse wagten.«

»Und hatten Sie niemals Lebensgefahren zu bestehen?« fragte die Königin.

»Doch, verschiedene Male,« sagte Helene. »Am gefährlichsten war die Zeit, als die französischen Kaper Euer

Majestät Ansiedelung verwüsteten. Gerade zu jener Zeit war ich dort.«

»Ah, das ist sehr interessant! *Mon dieu* – da fällt mir ein, wo bleiben unsere Seeleute? Wir haben ja Officiers, die bei jener Affaire zugegen waren. Sie sollten ohnehin mit den Damen bekannt gemacht werden.«

»Die Herren werden bald eintreffen,« sagte Lottum.

Helene war unruhig geworden; ihr heiterer Blick schien ernster, nachdenklicher.

»Welch schöne Palmenzeichnungen,« sagte die Königin, »man sieht diese Exemplare selten genug.«

»Ich zeichnete sie in der Landschaft von Surinam,« sagte Helene.

»Es sollen aber hier, in dem Gewächshause Euer Majestät, eben solche Exemplare vorhanden sein,« sagte Marie Sybilla, »es sind höchst seltene Pflanzen.«

»Ich wäre wirklich im Besitz dieser Rarität,« lachte die Königin.

»Herr Dahuron sagte es mir,« entgegnete Sybilla.

»Ei, *messieurs et mesdames*, machen wir einen Gang in das Treibhaus. Es ist erleuchtet, Madame Graf wird uns die Pflanzen bald zeigen; wenn es gefällig ist, kommen Sie.«

Sie schritt voran, die Gäste folgten ihr.

»Wir siegen; Sie sind am Ziele,« sagte die Gräfin von Wartenberg, welche der Königin nicht zu folgen wagte, zu Eosander, der ebenfalls zurückblieb. »Schlüter mag annehmen oder nicht, er wird in jedem Falle verlieren,

wenn Ihre Nachrichten genau sind; sehen Sie, der König spricht mit dem Grafen und Kraut.«

Friedrich näherte sich den Zurückgebliebenen.

»Der Graf,« sagte er, »kommt von einem seltsamen Verdachte nicht zurück. Er meint, die Reliefs in den Fenstern des Schlosses seien eine boshafte Allegorie. Was sagen Sie, Eosander?«

»O, ich erlaube mir, dem Herrn Grafen zu widersprechen. Herr Schlüter würde so etwas nicht wagen.«

»Wer weiß,« fiel die Gräfin ein, die in Abwesenheit der Königin immer mehr Muth hatte.

»Sie werden doch nicht glauben, daß Herr Schlüter es wagte, einen Scherz wider uns zu machen,« sagte der König.

»O, nein, Majestät,« sagte die Gräfin, »aber er wagte ihn gegen mich.«

Des Königs Auge blitzte.

»Wie meinen Sie das, Gräfin?« fragte er scharf.

»Es wäre immerhin möglich, daß Herr Schlüter, dem meine Protection für Monsieur Eosander bekannt ist, der sich schon mißfällig darüber äußerte, eine Gelegenheit ergriffen hätte, mir zu schaden.«

»Aber wie denn? durch die von Kraut beschriebenen Reliefs?«

»Die Bosheit findet aus allem und in allem etwas,« sagte die Gräfin. »Erinnern Euer Majestät sich der Pasquills der Zeitungsschreiber?«

»Die Gräfin hat so Unrecht nicht,« fiel Wittgenstein ein, der näher getreten war. Die Allegorie mit der Gerechtigkeit *par exemple* könnte mißdeutet werden.«

»Ah, sie sind in Angst,« kicherte leise Kraut.

»*Mais, c'est étonnant*,« rief der König, »Noch vor kurzem waren Sie alle für Schlüters Genie so eingenommen, scheint alles gegen ihn zu arbeiten.«

»Durchaus nicht Majestät,« sagte Wartenberg, »*au contraire!* ich selbst am wenigsten. Beweis dafür möge Euer Majestät sein, daß ich den Plan hege, mir von Herrn Schlüter ein Wohnhaus bauen zu lassen, und daß ich ihm den Antrag stellen will – aber es wäre gut, wenn man aus Herrn Schlüters Munde über jene Reliefs Näheres hörte.«

»Gewiß, Majestät,« fiel die Gräfin ein, »und es wäre noch besser, wenn Herr Schlüter das öffentlich – etwa,« sie zögerte und blickte den König lauernd an.

»Nun, nun?« fragte Friedrich ungeduldig.

»Etwa in Euer Majestät und unser aller Gegenwart ausspräche.«

»Das ist neu,« sagte der König, nicht ohne Ueberraschung zu zeigen. »Ich wäre *curieux*, zu erfahren, wie Sie das bewerkstelligen wollten. Man kann doch keine Anklagekammer errichten, in der Damen fungiren; und wenn wir Herrn Schlüter zu einem Feste laden wollten, so gehört dahin wahrlich kein Verhör.«

»Es würde sich leicht und ohne Herrn Schlüter zu verletzen, thun lassen,« sagte die Gräfin verschmitzt. »Euer Majestät haben ja schon bei dem Gange durch den Schloßbau sich vorgenommen, Herrn Schlüter in seinem

Atelier einen Besuch abzustatten. Wie wäre es, wenn Sie diesen Plan ausführten und die Gnade hätten, auch meinen Gatten, den Grafen, und mich, so wie noch einige andere Herrschaften an diesem Besuche Theil nehmen zu lassen? wir haben schon längst ein Mal das Innere jener berühmten Werkstatt sehen wollen, und es würde Herrn Schlüter wohl nicht ungelegen kommen, da er früher bereits von der Absicht des Besuches unterrichtet ward und außerdem wohl bestimmte, Herrn Schlüter ehrende Gründe zu solchem Besuch vorliegen, denn Euer Majestät könnten gnädigst dem Oberbaudirector bei jenem Besuche den Auftrag wegen des Münzthurms in hoher Person selbst überbringen – und wenn unsere Gegenwart – ich meine die des Grafen und meiner Person, Herrn Schlüter mißliebig wäre, so ließe sich dadurch die Laune des Meisters herstellen, daß der Graf sich von ihm einen Plan für das zu erbauende Palais an der Ecke der Königsstraße erbäte; bei diesen ehrenvollen Veranlassungen würde Herr Schlüter doch nicht umhin können, auf einige kleine Fragen von wegen der viel besagten Steinbilder zu antworten. Gibt Herr Schlüter Euer Majestät oder dem Herrn Grafen eine Erklärung solcher Bilder; nun, so ist alles in bester Ordnung.«

»Zweifelt man noch, daß die Gräfin eine gute Anlage für politische Affairen hat?« lachte der König, dessen edler und offener Sinn keine Ahnung von den Intriguen hatte, welche hier gesponnen wurden. »Wohlan, wir wollen morgen den Besuch bei Herrn Schlüter machen. *Mon*

ami Lottum, Sie werden das auf die Tagesordnung setzen. Für morgen ist noch nicht befohlen – Graf und Gräfin Wartenberg – Wittgenstein – Sie sind meine Begleiter, die anderen Herrschaften bestimmen wir noch weiter – Ah, da kommen unsere Seeofficiere.«

Er schritt den Eintretenden entgegen.

»Sie sehen, ich komme in das Heiligthum,« frohlockte die Gräfin zu Eosander, »und ich denke, ich gelange in diese Festung mit einem ganzen Arm voll Waffen. Wie es sich auch wenden mag: Herr Schlüter ist am Fallen – es müßte denn sein, er führte den Bau trotz allem aus.«

»Es wäre möglich,« stammelte Eosander.

»Dann,« höhnte ein wenig die Gräfin, »dann sind Sie aufs neue schlecht bedient gewesen, wir können nur die Massen von Steinen aufeinander packen lassen; Sie müssen wissen, ob der Grund trügerisch genug ist, um die Last in die Tiefe sinken zu machen. So, mein lieber Herr Eosander, haben Sie wenigstens mich die Sache ansehen gelehrt.«

»Sie haben Recht; er kann nicht den Elementen widerstehen, aber wenn er sich weigerte, den Bau auszuführen?«

»Dann gibt er offen und frei sich selbst auf, und Sie stehen am Ziele.

»Und ich – kann ich es wagen? würde mir nicht dieselbe Aufgabe zu Theil, die Schlüter zurückwies?«

»Lassen Sie uns dafür sorgen, daß der Münzthurm Ihnen keine Sorge mache, wenn Sie den Schloßbau mit

Schlüter theilen, den Plan entwerfen, den er zu machen sich weigert.«

»Ah, das ist eine Protection ohne Gleichen,« sagte Eosander.

»Sie sind uns stets ein guter Freund gewesen – und Schlüter ist ein gefährlicher Mann.«

»Er ist es wirklich,« sagte Eosander schnell, der den König zurückkehren sah. »Sie müssen um Ihrer selbst willen noch mehr handeln, als fremder Interessen wegen; denn jenes Steinbild, es ist eine Bosheit gegen Sie, welche Schlüter der Oeffentlichkeit übergibt.«

»Was sagen Sie?« keuchte die Gräfin.

»Es ist die volle Wahrheit. Das Steinbild stellt einen Löwen dar –unter ihm soll der König verstanden sein – auf diesem ruht die Venus – das heißt die Sinnlichkeit beherrscht den Monarchen, und jenes Bild der Venus soll Ihre Züge tragen, Frau Gräfin, denn Sie gelten für allmächtig bei dem Könige. Der Amor, welcher mit der Keule des Herkules spielt, ist die dritte Figur auf diesem Bilde – das will sagen: die Liebe herrscht über die Kraft, über den Mächtigsten, und macht ihn zum willigen Sclaven – denn Herr Schlüter hat den Löwen sogar schlafend dargestellt.«

»Es ist eine unerhörte Frechheit,« knirschte die Wartenberg, » für so schlimm hielt ich es nicht.«

»O, es ist noch schlimmer,« fuhr Eosander zischelnd fort. »Es ist nicht an diesem Bilde genug – das zweite stellt die Gerechtigkeit dar, welche die Wagschalen von

sich abhält, diese sind zusammengeschoben – eine herrliche Allegorie – sie bedeutet: Wenn Venus, also die Frau Gräfin Wartenberg, den Löwen, also den König, vollkommen beherrscht, dann hört alle Gerechtigkeit auf – dann wird Recht und Gesetz nicht mehr abgewogen in Preußen. Alles liegt in den Händen der begünstigten Frau und die Willkür darf herrschen.«

»Das – das – bedeuten jene Bilder?«

»Ihre Feinde – die Freunde Danckelmanns, werden diese Deutungen schnell genug in die Oeffentlichkeit bringen.«

»O, er muß stürzen,« stöhnte die Gräfin.

Eosander wendete sich ab.

»Ich bin hart am Ziele,« lispelte er und hochaufathmend setzte er hinzu, »Gregorio!«

Der König befand sich mit seinen Seeofficieren bereits in lebhafter Unterhaltung. Er hatte Gröben sogleich beim Eintritte bewillkommt und schritt nun plaudernd mit ihm durch den kleinen Saal.

»Das ist der andere Berchholz?« fragte leise die Gräfin, Eosander.

»Er ist es. Er ist gewillt zu heirathen.«

»Eigentlich verdienen diese Berchholz das Glück nicht – Sie sind aufgeblasen,« sagte die Wartenberg.

Otto von Berchholz war in sehr zerstreuter Stimmung. Er blickte unruhig im Saale umher, nur die Anwesenheit des Königs legte ihm Zwang an, es schien, als sei er viel lieber fern von hier. Gröben unterhielt sich lebhaft mit

dem Könige, der zuweilen Worte an die anderen Officiere richtete. Jetzt war man bei dem Grafen und der Gräfin. Der König stellte die Officiere vor. Gröben befand sich gleich mit Wartenberg im Gespräche; die Gräfin hatte es natürlich auf Otto abgesehen, und Eosander, der den Baron für seine Gleichgiltigkeit strafen wollte, hätte es gern gesehen, wäre der Seemann hartnäckig gegen die Heirath gewesen, dennoch trat dies alles in den Hintergrund, weil der König das Bündniß wünschte, um seinem Lande eine neue, wohlhabende Familie zuzuführen. Die Gräfin redete Otto daher an.

»Sie können viel erzählen, Herr von Berchholz,« sagte sie ziemlich freundlich.

Aber der Seemann schien nicht gesonnen, auf eine Unterhaltung einzugehen –

»Sehr viel – ja – ja,« antwortete er und wandte den Kopf von der Gräfin fort, als suche er irgend etwas, denn so eben kehrte die Königin mit ihren Gästen aus dem Treibhause zurück.

»Welch ein ungeschliffener Tölpel – ein Grobian,« zürnte die Wartenberg. »Ah, das ist stark. Es ist darauf abgesehen, mich zu beleidigen; er kehrt mir den Rücken. Sehen Sie nur, wie die Kammerjunker darüber kichern.«

»Natürlich,« zischelte Eosander. »Ist es nicht der Bruder des Monsieur Kurt, der ein Schüler des Oberbaudirectors ist? wie konnten Sie daran zweifeln, daß dieser Mensch gegen Sie pöbelhaft sein würde? Es ist Absicht. Der alte Werneck braucht Sie nicht mehr; nur weil er Ihre

Protection wünschte, suchte er das Geheimniß zu erforschen – hielt aber nicht Wort. Seine Plapperei hat es sicher veranlaßt, daß Schlüter die Reliefs viel früher in die Welt schickte, als er wohl anfangs gewollt. Heute brauchte Werneck Ihre Gunst nicht – der Seemann willigt ein – der König ist für die glänzende Heirath, das Glück Wernecks und des Seemanns ist gemacht.«

»O nein, mein Freund,« lachte die Gräfin bitter, »noch nicht. Ich werde diesen Flegeln zeigen, was es heißt: die Gräfin von Wartenberg mit Geringschätzung behandeln, ihr den Stuhl vor die Thür setzen, wenn man sie nicht mehr zu brauchen wähnt.«

Eosander war heute sehr glücklich. Werneck hatte ihm schon den Rang als Günstling abzulaufen gedroht. Der Herr von Eosander verstand es trefflich, die Gelegenheiten zu nützen, indem er den Baron bei der Gräfin in Ungnade fallen machte.

Die Königin näherte sich mit den Herren und Damen. Merian schritt ihr zur Seite. Neben ihm Larrey und Toland. Die Gattin Eosanders und die Damen Marie Sybilla, Dorothea und Helene folgten hinter der Königin, sich mit den Hofdamen und den Herren lebhaft unterhaltend. Otto von Berchholz war, fast mechanisch, die Blicke starr auf den Zug der Königin gerichtet, diesem einige Schritte entgegen gegangen. Er stand, wider alle Etikette, mitten im Gange zwischen dem Könige und der Königin.

»Sehr kindlich und *sans gêne*, diese Seeleute,« lachte der König, den Lieutenant beobachtend. Ihm ist alles neu.«

»Verzeihung, Majestät,« sagte Gröben, »der Lieutenant ist nicht gewöhnt, bei Hofe zu sein – Otto!« rief er.

Der Seemann schreckte zusammen, er sah seine Ungeschicklichkeit ein; schnell trat er bei Seite.

»O – ich hatte mich nicht getäuscht; sie ist es,« murmelte er.

»Was ist denn?« rief jetzt lachend die Königin, sich umwendend – sie hatte einen leichten Schrei gehört – Helene stieß ihn aus.

»O – nichts – nichts, Majestät,« sagten die Damen.

»Ja, ja! dort steht er, ich habe ihn wieder erkannt,« seufzte Helene.

»Hier sind unsere Seefahrer! Die schönen Reisenden können sich nun mit ihnen unterhalten. Berchholz war ja mit bei der *affaire* von Sanct Thomas.«

Wir sind dem Leser noch eine Aufklärung schuldig, bevor wir zu den entscheidenden Scenen dieses Abends übergehen. Weshalb war Otto von Berchholz bei seinem Eintritte in den kleinen Saal schon in so außergewöhnlicher Erregung? war es das bevorstehende Duell? – gewiß nicht. Der Officier sah diesem Handel mit größter Ruhe entgegen – er konnte ja nicht zurücktreten und wie es ablief, kümmerte ihn wenig. Fincks Bemerkung hatte ihn nicht geschreckt. Woher kam es, daß Otto seine Blicke auf die Gesellschaft der Königin richtete, als wolle er diejenige finden, welche er so lange vermißt hatte – er wußte nicht, daß ein Wesen im Herrenhause von Schönhausen anwesend sei, welches ihm einst in fernen Gegenden erschienen.

Die Ursachen seiner Aufregung zu berichten, müssen wir einige Zeit zurückgehen. Gerade in dem Augenblicke, als die Königin sich anschickte, sich mit ihren Gästen in das Treibhaus zu begeben, traten die Seeofficiere in den von einem Gitter umgebenen Park des Herrenhauses. Das mit einer Wand von dickem, in Blei gefaßten Glase versehene Treibhaus, welches an den hinteren Seitenflügel stieß, lag diesem Eingange gegenüber. Gröben und Finck gingen ein wenig vorauf, Otto schritt hinter ihnen. Gleich beim Eintritte wurde Gröben von einigen Herren bewillkommt.

Otto von Berchholz blieb am Parkgitter und war bald eine Strecke von seinen Kameraden und Vorgesetzten entfernt, welche schnell dem Schlosse zuschritten. Als der Lieutenant über den Hof ihnen nacheilen wollte, gewahrte er plötzlich eine Dame. Sie trat, scheu um sich blickend, aus einer kleinen Seitenpforte des Anbaues, that einige Schritte nach dem Parke, blieb dann wieder stehen und eilte mit einem halblauten Rufe auf einen Officier der *grands mousquetaires* zu, der aus dem Gebüsche hervorkam. Otto hatte sofort Anatole erkannt, und er brauchte nicht lange nachzudenken, wer die junge Dame sei, welche bereits ihren Arm in den des Officiers gelegt hatte und so, von ihm geführt, in dem Parkwege verschwand. Ohne Zweifel fand hier zwischen Sidonie von Werneck und Anatole eine Zusammenkunft statt.

Ottos Wangen färbte die Röthe des Unmuthes. Er wußte, daß das Fräulein im Dienste der Königin in Schönhausen war; er sollte Sidonie heute sehen. Es schien ihm wie

Hohn, daß den Musketairofficier nach der Forderung es wagte, im Schlosse der Königin mit der für Otto bestimmten Braut ein Stelldichein zu haben, denn Anatole mußte wissen, daß Otto vom Könige geladen, also im Schlosse anwesend war. Er mußte von Sidonie benachrichtigt sein, die unter irgend einem Vorwande der Gesellschaft fern bleiben konnte – die Stunde – die Minuten waren genau bestimmt – und Otto mußte Zeuge sein, wie der kühne Liebende zärtlich den Arm Sidoniens in den seinigen legte und sie führte.

Otto von Berchholz fühlte, daß es weit mehr Zorn über die Keckheit, als Liebe oder Neigung war, was ihn jetzt antrieb, über den Hof gegen den Park zu eilen, statt in das Schloß zu treten. Er hatte sich genau die Stelle gemerkt, wo das Paar verschwunden war. Er stürmte nach; er mußte auf diesem Wege an der Glaswand des Treibhauses vorüber; es war hell erleuchtet, zum Theil waren einige Fenster geöffnet; gerade da, als Otto vorüber in den Park stürmen wollte, füllte sich das kleine Glashaus urplötzlich mit Menschen. Otto sah durch die Glaswand die Königin, den Hof, eine Anzahl von Damen unter das von Palmen, Azaleen und großen Blattpflanzen gebildete Laubdach traten, Stimmen schallten durcheinander. Der Seemann hielt bei diesem Anblicke in seinem Lauf inne, unwillkürlich blickte er durch die Scheiben in das Innere, nur die dünne Glaswand und einige Kübelpflanzen trennten ihn von den glänzenden Persönlichkeiten, aber wie vom Blitz getroffen taumelte er zurück, als

er deutlich sah, wie die Königin zu einer Palmengruppe trat, begleitet von zwei Damen; eine dieser Damen, ein junges schönes Mädchen, streckte den Arm aus, um einen Zweig der Palme niederzubiegen, das Licht einer in Schnüren vom Dache des Hauses niederhängenden Lampe bestrahlte jetzt des Mädchens Antlitz! Otto preßte die Hand auf sein klopfendes Herz, er hatte sich nicht geirrt; wie damals, als sie auf dem Hügel ihm zum ersten Male erschien, von den Büschen umrahmt, so trat sie auch heute wieder ihm entgegen, unter Blätter und Blüten »*Helene, das Mädchen Sanct Thomas*.«

Otto starrte, als sähe er eine Erscheinung durch die Fenster; erst als er deutlich aus Helenens Munde einige Worte vernahm, als der Ton dieser süßen Stimme wieder an sein Ohr drang, ward es ihm zur Gewißheit, daß es die längst Verschwundene sei, welche er so nahe vor sich, inmitten des glänzenden Kreises sah, daß keine Erscheinung aus dem Geisterreiche sein Auge, seine Sinne verwirrte. Ja, sie war es, Helene stand dort, sie sprach, sie schien der aufmerksam horchenden Königin eine Pflanze zu erklären, sie war also nicht den wilden Horden zum Opfer gefallen, als Otto, von ihr getrennt, an das Schiff gerudert ward. Der erste Entschluß des Seemanns war: Helenens Namen zu rufen, ihr zu sagen, daß er hier sei, sie wieder erkannt habe; der Gedanke an Sidonie und Aubreuil war längst entschwunden, er hatte nur Augen für das liebliche, endlich wieder gefundene Wesen – da rief es laut vom Schlosse her, es war Fincks Stimme.

»Eile doch,« rief der Kamerad, »der König ist im Saale –«

Ottos Gedanken kehrten in die Wirklichkeit zurück; er fuhr zusammen und eilte in das Schloß.

»Sag nur, Mensch,« zürnte Finck, »was hast Du? Seit einiger Zeit bist Du wie träumerisch. Das Duell muß leider Gottes ausgefochten werden; Flucht kann Dich vor der Strafe retten, wenn Du leben bleibst, und mit dem Gelde, welches Dir zu Theil wird, läßt es sich überall wohl sein.«

Diese Worte riefen erst Otto alles wieder zurück – seine Heirath mit Sidonie; jetzt, wo er diejenige wiedergefunden, für welche sein Herz schlug, jetzt sollte er ein erzwungenes Ehebündniß eingehen – jetzt, wo *sie* ihm nahe war.

»Unmöglich,« stammelte er, durch die Zimmer schreitend, »aber das Duell? er sollte um den Besitz Sidoniens kämpfen, die er nunmehr niemals die Seine nennen wollte? Er sollte tödten oder getödtet, im andern Falle mit schimpflicher Strafe belegt werden, jetzt, wo Helenens Besitz vielleicht das Glück seines Lebens begründen konnte? aber wie war es möglich, von dem Zweikampfe zurückzutreten? es galt für Feigheit – er gab Sidonie auf, weil er des Gegners Waffengewandtheit fürchtete – ja – ja, das dachte man von ihm – und dann, der alte Werneck, welcher alles geordnet glaubte – der König, der

diese Heirath, die schon ein Mal durch die Berchholzs gestört worden war, lebhaft wünschte, der Otto selbst seinen Beifall zu erkennen gegeben – o – es war eine ungeheure Last, die auf des armen Seemanns Herz drückte, als er im Saale vor dem Könige stand und seine Unbeholfenheit schien sehr verzeihlich.

Jetzt traten die Damen den Officieren näher – Helene hatte ihn erkannt; schmerz- und liebevoll blickten diese schönen Augen ihn an, und er senkte den Blick, weil eine Thräne zwischen den Wimpern glänzte. Die Officiere wurden den Damen vorgestellt. Otto nahm seine ganze Kraft zusammen.

»Ich habe die Ehre – das Fräulein bereits zu kennen,« sagte er.

»Wie? was? diese schöne Dame? und Sie kennen den Lieutenant?« so rief alles durcheinander.

»*Silence*,« gebot der König, »das wird doppelt interessant, es ist also wahr?«

»Ja, ich hatte die Freude, dem Herrn Lieutenant einen kleinen Dienst erweisen zu können,« sagte Helene mit bewegter Stimme.

»O nein, läugnen Sie es nicht, mein Fräulein,« rief jetzt Otto sich vergessend, denn Personen, Lichter, Möbel, Bilder, alles tanzte vor seinen Blicken, »läugnen Sie es nicht, Sie retteten mich, Sie waren es, der ich Leben, Freiheit danke.«

»Ich bin die Herrin dieser Räume,« sagte heiter die Königin, »ich wünsche, daß der Lieutenant uns Rapport erstatte.«

»*Racontez donc*,« rief der König, und neugierig umstanden alle den Officier und die Damen. Gespannt, ängstlich horchten Eosander und Merian, Wartenberg und seine Gattin, Marie Sybilla und Margarethe.

Otto begann zu erzählen; einfach und wahr schilderte er die Erlebnisse auf Sanct Thomas, er sah nichts mehr, als Helene, und so erhielt seine Schilderung die größte Freiheit und Lebendigkeit. Er wußte in treuherziger Weise das Glück zu schildern, welches er empfunden hatte, als Helene ihn den Händen der Feinde entriß, als er mit ihr in der Höhle am Strande weilte und als er schloß, als er die Abfahrt zum Schiffe, Helenens Gefahr berichtet hatte, da brachen alle in lauten Beifall aus, den die Königin anstimmte.

»Sie kommen zur guten Stunde,« höhnte jetzt Eosander, als Werneck vom Hofe unbemerkt in den Saal trat.

»Was soll diese Phrase?« fragte der Freiherr kalt.

»Es scheint, Sie haben *malheur*.«

Werneck wollte weiter fragen, aber der König rief so eben.

»Es ist schade, daß Fräulein von Werneck diese Erzählung aus dem Munde des Herrn von Berchholz nicht hörte. *Mon dieu!* wo ist das Fräulein? Wir sahen sie heute noch nicht.«

»Sidonie von Werneck fühlt sich unwohl,« sagte die Königin. »*Messieurs et mesdames* – ich bitte *sans gêne* dem Winke meines Hofmarschalls zu folgen – und *une petite collation* anzunehmen. Herr von Adelsheim wird dafür gesorgt haben, daß nach so vielen interessanten geistigen

nourritures auch dem bescheidenen Tische der Wirthin von Schönhausen Ehre angethan werde.«

Die Gäste schritten zu dem Büffet, welches in zwei großen Nischen errichtet war; die Gruppenunterhaltung begann und die interessanten Damen waren bald mit den Seeleuten im Austauschen der Erlebnisse begriffen. Der König und die Königin hatten jede Etikette abgestreift – sie waren die einfachsten, liebenswürdigsten Wirthe. Otto vermochte nicht Helene zu nahen – er hätte Tausende für eine Unterredung mit ihr gegeben – auch Helene schien das zu wünschen, herbei zu sehnen, aber hier in diesem glänzenden Kreise, hatte niemand Sinn für etwas anderes als die Unterhaltung, welche das seltsame Abenteuer gewährte; und Otto durfte nicht wagen, ein Gespräch zu beginnen, in welchem er Helenen seine Empfindungen, seine heißen Wünsche offenbarte; dennoch stand sein Entschluß fest, er mußte, er durfte jetzt Sidonie aufgeben, die Ehre befahl ihm zu fechten, aber wenn er Anatole besiegt hatte, dann wollte er ihm die Geliebte zurückgeben – er wollte es wagen, um Helene zu freien. Sein Kopf glühte, er war zu allem fähig, er fühlte, daß er sich beruhigen müsse und versuchte in ein Nebenzimmer zu kommen; er fand es schnell auf, aber er blieb nicht allein, denn hinter ihm her kam der Freiherr von Werneck.

»Nun, lieber Schwiegersohn *in spe*,« rief Werneck, »ich bedaure unendlich, daß die Unpäßlichkeit meiner Tochter aufs neue die Bekanntschaft hindert – aber morgen – morgen –«

Otto wendete sich schnell um.

»Herr von Werneck,« sagte er, »Sie haben mir frei und offen den Antrag gestellt, Ihre schöne Tochter zu heirathen – ich sagte zu. Es betrifft das Glück meiner Familie, wenn es ein Glück genannt werden kann – –«

»Sicher, *mon ami*. Sie werden das einsehen; denn so viel Geld ist allein schon Glück.«

»Möglich – aber ich muß Ihnen eben so frei und offen bekennen, daß ich die Hand Ihrer schönen Tochter mit Dank ablehnen werde.«

»Was?« kreischte der Freiherr emporspringend. »Sie? Sie? ablehnen?«

»*Eh donc*, was gibt's hier? Ah, der Schwiegerpapa mit seinem Eidam.«

Diese Worte sprach der König, der so eben mit den Wartenbergs und Lottum in das Zimmer trat.

»O, Majestät – nichts,« stammelte Werneck, »wir tauschten unsere Ansichten aus.«

»Ich kann mir wohl denken, daß *mon officier* da, nicht gut gestimmt sein mag, weil seine schöne Verlobte heute durch *une petite indisposition* verhindert ist, ihm nahe zu sein.«

Noch verneigten sich Otto und Werneck stumm. Ueber das Gesicht der Gräfin aber zuckte ein Blitz der Bosheit, und die hämischen Blicke kündeten an, daß sie bereit sei, den beiden Männern einen Streich zu spielen.

»Und wenn ich fragen darf,« begann sie. »Ich darf doch fragen, Majestät? nicht wahr; denn hier sind ja alle wie zu Haus, wie in einer Familie.«

»Gewiß – Sie haben vollkommene Freiheit,« sagte der König.

»Dann frage ich also,« fuhr die Gräfin fort. »Ist der Herr von Berchholz auch der Liebe seiner schönen Verlobten so gewiß? Er kennt sie ja noch gar nicht.«

Werneck ward feuerroth und siedend heiß – »O – es ist ein Familienabkommen,« stotterte er, als er deutlich die feindliche Absicht der gefährlichen Gräfin merkte.

»Wir wünschen selbst diese Mariage,« sagte der König nachdrücklich.

»Majestät Wille ist freilich entscheidend,« fuhr die Gräfin keck fort. »Aber Ihre Herzensgüte, Ihre Gnade dürfte doch auch ein Wörtlein mit sprechen, wenn selbst Dero weise Absichten scheinbar streng ausgeführt werden sollen.«

»Sie sprechen in Räthseln, Gräfin. Erklären Sie sich. Wo soll das hinaus?«

»Je nun,« fuhr die Gräfin in heiterem, fast naivem Tone fort, »man muß doch auch an das Herz einer jungen Dame von Stande denken, und da Herr von Berchholz so eben noch in lebhafter Weise von den Gefühlen und Empfindungen gesprochen hat, wird er am Ende wohl das Fräulein von Werneck auch um *ihre* Empfindungen fragen.«

Otto wußte nicht wie ihm geschah; *diese* Alliirte hatte er nicht erwartet, er blickte starr auf die Gräfin.

»Er ist zerschmettert,« murmelte die Wartenberg. »Die reiche Heirath geht in die Luft, wenn ich alles dran setze, man darf mich nicht beleidigen.«

»Majestät,« fiel Werneck vor Angst zitternd ein, »ich –«

»Hm – hm,« machte der König, dem die Gräfin noch nie solche Gedanken entwickelt hatte, der noch niemals diese zarte Empfindung an ihr wahrgenommen hatte. »Es ist eigentlich ein wenig grausam, *Chevalier*.«

»Wernecks Augen umnebelten sich – er kannte den König zu gut, dessen weiches Herz oftmals den strengen Willen besiegte, wenn der richtige Weg zu jenem gefunden ward.

»Um so grausamer,« fiel die Gräfin ein. »Sie nehmen es doch nicht übel, Herr von Werneck? – es ist so eine Aussprache – um so grausamer, als Herr von Werneck weiß, daß seine Tochter bereits liebt.«

»Wie?« rief der König, »ich hörte davon nichts.«

»Ach – ach,« ächzte der Freiherr.

»Nicht böse sein, lieber Werneck,« lachte die Gräfin, sich an den Qualen des Freiherrn weidend, »nicht zürnen – ja, unser eins ist nun einmal eine Plaudertasche – ich will auch nicht sagen, daß es ganz genau wahr ist, aber es heißt, daß Sie wohl wissen, wie Ihre Tochter den Herrn Lieutenant, Anatole d'Aubreuil, von Seiner Majestät Musketieren liebt und von ihm angebetet wird.«

Werneck taumelte; der Graf Wartenberg verzog keine Miene, Otto frohlockte, stumm vor sich blickend – der König aber fuhr zornig auf.

»*Un de mes officiers?*« rief er, »Und Sie wissen das, Werneck, und ich erfahre nichts?«

Neues Stammeln des Freiherrn.

»Eine sehr edle Neigung,« beeilte sich die Gräfin zu versichern, »denn ohne Zweifel haben Ihre Majestät die Königin davon gewußt –«

»Die Königin?« rief Friedrich.

»Ich sage – vielleicht, Majestät. Die Königin schwieg wohl davon, weil Eure Majestät andere Absichten hatten – o – ich fühle mein Unrecht, was habe ich mit diesen Dingen zu thun – aber Verzeihung – mein Herz trieb mich – nach jener Erzählung des Herrn von Berchholz ward ich weich gestimmt –«

»Sie fühlen sehr richtig, Gräfin – sehr richtig – aber weshalb haben Ihre Majestät mir nicht davon gesprochen –«

Er wendete sich zum Ausgang des Zimmers.

»Höllenelement,« knirschte Werneck leise vor sich hin.

Die Königin war schon aufmerksam geworden; als der König am Eingange zum Saal erschien, trat sie ihm entgegen.

»Majestät,« sagte Friedrich, »heute ist man hier *en famille* – also können auch Familiensachen abgemacht werden, und Ihre Damen sind Ihre Pfleglinge. Ich erfahre so eben durch *madame la comtesse*, daß die kleine Werneck eine *amour* mit Monsieur d'Aubreuil habe. Jetzt gerade, wo des Vaters Absichten sich zu verwirklichen scheinen, entdeckt man mir eine ernste *liaison*.«

»Ich habe schon früher Eure Majestät gebeten, das Herz der kleinen Sidonie zu befragen,« sagte die Königin, ohne die Gräfin anzusehen.

»Das wohl; aber wenn Eure Majestät mich ganz aufgeklärt hätten, so würde ich *Ihren* Bitten gleich Gehör geschenkt haben.«

Er schob in gewandter Weise die Person der Königin vor, um diese nicht dadurch zu kränken oder zu erzürnen, daß er einem Einfluß der Gräfin gehorcht hatte.

»Es wendet sich zum Glück für Sidonie,« frohlockte die Königin, deren edles Herz für einige Augenblicke selbst den Widerwillen gegen die Gräfin vergaß, wenn es sich um das Glück ihrer Schützlinge handelte. »Ich wollte Euer Majestät nicht vorgreifen; ich war gewiß, daß Sie im letzten Augenblicke bei Herrn von Werneck Fürbitte einlegen würden; ich freue mich, die Gräfin als Fürsprecherin für eine junge Dame *meines* Hausstandes auftreten zu sehen und vereine meine Bitten mit den ihrigen, indem ich ausrufe: »Seien Sie der Fürsprecher bei Herrn von Werneck, Majestät, damit er Sidonie mit Aubreuil vereine.«

Werneck summte es vor den Ohren. Er konnte weder Worte noch Geberden finden, seine Verzweiflung auszudrücken. Die Gräfin und ihr Gatte, die Königin nicht minder, fixirten Otto, dessen Antlitz keine Spur von Bewegung zeigte.

Der König schien entschlossen, diese Scene zu Ende zu führen. Es durfte nicht lange gezögert werden, denn die Gesellschaft im Saale mußte bald aufmerksam werden. Lottum hatte die Vorsicht gebraucht, sich in die Thüre

zu postiren, um Neugierige abzuhalten – und der König fürchtete, daß wiederum in einer Soirée unangenehme Auftritte störend wirken möchten. Andererseits war er hoch erfreut darüber, seine Gemahlin nicht gegen die Gräfin handeln zu sehen – diese Uebereinstimmung schien ihm besonders beachtenswerth. Er mochte nicht seinen Willen behaupten, wo selbst die Königin sich mit der mißliebigen Gräfin verband. Er wendete sich zur Gemahlin.

»Sie treten als Bittende auf, Majestät,« sagte er freundlich lächelnd. »Zwei Damen wider uns, Werneck – was ist da zu machen?«

Die Königin schüttelte unwillkürlich verächtlich mit dem Haupte; diese Gemeinschaft mit der Wartenberg war ihr abscheulich.

»Wenn ich Sidonie nicht helfen kann, dann habe ich mehr ertragen, als ich durfte,« murmelte sie.

Die Gräfin hatte wohl die abweisende Geberde bemerkt, sie wollte aber keine Augen dafür haben.

»Nun?« begann der König wieder, »wie wäre es, Werneck, wenn Sie einwilligten?«

»O Majestät,« stotterte der Freiherr, »bedenken Sie die Erbschaft; ein Edelmann, dem ich eine Verdienste nicht ableugnen will, der aber – –«

»*Carrière* machen soll und wird, wenn ich mich seiner annehme,« fiel der König schon strenger ein. »Aus einem königlich preußischen Officier kann alles werden.«

»Ja – allerdings – freilich,« er deutete auf Otto, der immer noch ohne sich zu rühren dastand.

»Ah, er hat Recht,« sagte der König. »So gern ich auch der *pauvre petite* gnädig mich annehmen wollte – dort, mein Lieutenant Otto von Berchholz, hat ein großes Wort drein zu reden. Er ist der bestimmte Bräutigam; ihm lächelt ein *fortune* durch die Heirath und er hat zu entscheiden. Sein Bruder hat schon ein Mal die Verbindung mit der *belle* Werneck von der Hand gewiesen, unserm Wunsche entgegen; ich kann, *mesdames*, nicht befehlen.«

Der König achtete stets die Rechte anderer Personen – es war eine schöne Seite seines Charakters.

»Wir sind wieder abgeschlagen,« zürnte die Gräfin.

»Sollte Herr von Berchholz grausam genug sein?« fiel die Königin ein.

Werneck schoß bittende Blicke auf Otto.

»Nun? Sie sehen, daß der Lieutenant nicht gewillt ist, zurückzutreten,« nahm der König das Wort. »Sein Schweigen sagt alles.«

»Und darum mit dieser Person dort einerlei Meinung,« dachte die Königin. »Arme Sidonie.«

»Majestät,« nahm Otto jetzt das Wort. »Dero Gnade gestattet mir, offen und frei sprechen zu dürfen.«

»*Parlez toujours*,« sagte der König.

»Nun denn,« fuhr Otto fort, »so möchte ich mir erlauben, Euer Majestät zu eröffnen, daß ich gerade in dem Augenblicke, als Euer Majestät vorhin dieses Zimmer betraten, im Begriffe war, dem Herrn Freiherrn von Werneck zu erklären, wie ich die Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, dankend ablehne.«

»Wie, auch er?« rief freudig die Königin.

»Ist es möglich – diese Menschen kennen keinen Geldwerth,« flüsterte überrascht die Gräfin.

»Sie treten zurück?« fragte erstaunt der König.

»Ich bitte Euer Majestät, mir gnädigst verzeihen zu wollen, wenn es gegen Dero Ansichten verstoßen sollte.«

Werneck hatte vor Schreck seinen Federhut fallen lassen; er hob ihn mühsam auf, um die Röthe des Zornes zu verbergen.

»*Calmez vous, chevalier*,« sagte der König, »Sie haben kein Glück mit dieser *mariage*.«

»Nein – allerdings, nein – ich bin unglücklich,« gurgelte der Freiherr.

»Und nun – nun,« bat die Königin, »werden Majestät noch zögern, Dero gnädiges Fürwort auszusprechen?«

»Nein, nein,« sagte der König schnell. »Sie verlieren allerdings, Freiherr, aber Sie können gegen das Geschick nicht ankämpfen; *mon dieu* – die jungen Leute kann man doch nicht zwingen.«

»Aber Majestät wollten doch erst –« fiel Werneck ein.

»Allerdings – ja – ja. Sie sehen aber, daß es zum zweiten Male abgelehnt wird; ich kann nicht den Bitten, dem Geschick entgegen handeln – freilich können Sie die Hand Ihrer Tochter dem Monsieur d'Aubreuil weigern – aber ich *wünschte*, Sie thäten das nicht – Aubreuil soll *fortune* machen, das verspreche ich Ihnen, Sie sollen dadurch entschädigt werden; *mais si vous ne voulez pas* – ich kann Sie nicht zwingen, meinen Wünschen nachzukommen – allein nochmals, ich *wünsche*, wünsche sehr

lebhaft die *mariage* zwischen Aubreuil und Ihrer Tochter – *bon soir* – Majestät, Sie erlauben.«

Er reichte der Königin den Arm, welche ihn, freudige Blicke auf den König richtend, erfaßte. So gingen sie in den Saal zurück. Die Wartenbergs folgten. Die Gräfin war befriedigt; hatte sie auch nicht ihre volle Rache nehmen können, so war doch mindestens der Freiherr für seine Nichtachtung bestraft.

»Wankelmuth und Willkür,« keuchte Werneck, als die Herrschaften das Zimmer verlassen hatten.

»Fassen Sie sich,« bat Otto. »Es ist besser als eine Zwansheirath.«

»Und Sie – Sie machen Ihre Familie unglücklich,« heulte Werneck.

Ottp schwieg.

»Sie wird die Meine – ich bin frei – frei, um sie zu gewinnen,« jubelte er – plötzlich schlug er sich an seine Stirn. »Sonnabend,« sagte er leise. »Das Duell! entweder ich, oder der junge Aubreuil; es ist ein Verhängniß zwischen uns. Wohin wollen Sie?« rief er laut, den Freiherrn haltend, der aus dem Zimmer eilen wollte.

»Ich werde – dieses Kind – diese Sidonie suchen – ihr vorstellen –«

»Halten Sie ein, Sie setzen sich der Ungnade des Königs aus,« rief Otto. »Sie müssen vielmehr einwilligen. Bedenken Sie, mein Vater sagte mir, daß Ihr Vermögen nicht bedeutend sei – Sie können auf Geld nicht trotzen – ist der König Ihnen ungnädig, wird Ihre Stellung bei Hofe unhaltbar – das Testament ist null und nichtig, da wir

beide nicht auf die Bedingungen eingehen – Ihre Tochter ebensowenig – Sie zerstören Ihre Stellung und die Ihrer Tochter.«

»Sie haben Sie Recht,« stöhnte Werneck. »Aber ich will dieses Kind aufsuchen; ihr vor dem ganzen Hofe erklären, wie elend sie ihren Vater machte – –«

»Den König, die Königin, bedenken Sie gar nicht?«

»Freilich, es ist wahr – nun so will ich jetzt Sidonie allein sprechen – die wird in ihrem Zimmer sein.«

»Bleiben Sie, Freiherr,« sagte Otto, seine Hand fassend, »Sie möchten einen neuen schlimmen Auftritt herbeiführen. Suchen Sie das Fräulein nicht auf – denn sie ist nicht auf ihrem Zimmer.«

»Wo denn?«

»Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß sie in diesem Augenblicke ein Stelldichein mit Herrn von Aubreuil hat.«

»Ah – das ist mein letztes,« ächzte der Freiherr. »Ich will zurück nach Berlin.«

Er taumelte aus dem Zimmer. Ottos Gesicht glühte, er machte keinen Versuch weiter, den Freiherrn aufzuhalten, sondern schritt in den Saal. Hier herrschte wieder die ungezwungenste Unterhaltung; die fremden Damen erzählten von den Moden und Trachten der Insulaner.

»Jetzt eile zur Werneck,« sagte leise die Königin zur Pöllnitz. »Nimm die Bila und die Taube mit Dir – tröste sie – sie soll guten Muthes sein – ah – Herr von Berchholz,« sagte sie jetzt freundlicher als sonst. »Nur näher.«

Otto kam in die Nähe Helenens. Sie hatte einen kostbaren Atlas von Surinam aufgeschlagen und deutete die Orte mit dem Finger an.

»Ich muß Sie sprechen, mein Fräulein,« bat Otto leise, sich rasch über das Buch neigend.

»Wie? Sie sehen, es ist unmöglich,« antwortete Helene.

»Haben Sie Mitleid,« bat Otto. »Ich *muß* Sie sprechen.«

»Was flüstern die beiden dort?« fragte die Gräfin Eosander. »Es ist da eine zärtliche Sache im Anmarsche – o – ich errathe, dieser Berchholz trat deshalb so schnell zurück, er will Ihre Verwandte heirathen.«

»Den Teufel auch, der arme Schlucker,« höhnte Eosander. »Er wird sich gewaltig irren.«

»Sehen Sie nur die Blicke der Dame – sie ist sicherlich so verliebt in den Ritter von Sanct Thomas, als er in sie.«

»Halloh, da muß ich Achtung geben.«

Eosander beobachtete die beiden jungen Leute scharf.

»Vielleicht gelingt es mir, einige Minuten für Sie zu gewinnen,« sagte Helene leise.

»Ich hoffe es,« entgegnete Otto. »Die Herrschaften machen die Abendpromenade – schon öffnet man die Flügelthüren zum erleuchteten Park – ich werde in der Nähe sein – vielleicht können Sie mir einige Minuten gewähren. Folgen Sie mir dann.«

Er ging hinweg.

Der König und die Königin pflegten an schönen Abenden die Mittelallee zu wandeln, dies war stets der Beschluß der Soiréen. So auch heute. Aus dem Saale, dessen Thüren auf die Allee führten, schritt die Gesellschaft in den Park.

Unterdessen war die Pöllnitz in das Zimmer Sidoniens getreten, die Bila und die Traube begleiteten sie.

»Viktoria!« riefen die Eintretenden, »Viktoria! Der König willigt in Deine Heirath mit Anatole – sei lustig, Mädchen.«

»Wie? wär' es möglich?« rief Sidonie, von dem Sessel sich erhebend, auf dem sie Platz genommen.

»Aber mein Himmel, Kind!« rief die Pöllnitz. »Diese Thränen? Warum weinst Du?«

»Weil ich das unglückseligste Geschöpf auf Erden bin,« rief das Fräulein. »Was hilft mir des Königs Wille, seine Gnade? Jener Otto von Berchholz besteht eben darauf, mich heirathen zu wollen.«

»So sind wir doppelt willkommene Botschafter für Dich,« jubelte die Taube, »denn wir können Dir die frohe Kunde bringen, daß so eben, in Gegenwart des Königs, der Königin, der Wartenbergs und vor Deinem strengen Herrn Papa – der biedere Seelieutenant feierlich und entschieden auf Deine Hand verzichtete.«

Sidonie vermochte nur einen Ruf der Ueberraschung auszustoßen, dann sank sie in die Arme der Freundin.

»Nun erst – nun erst ist mein Leiden um das wahrscheinlich verlorne Glück vollkommen,« schluchzte sie.

»Aber Sidonie,« rief die Pöllnitz, »was bedeutet das? Du bist von Sinnen. Alles endet doch glücklich.«

»O, nicht doch,« fuhr das Fräulein mit ängstlicher Hast fort. »Vernehmt denn! Anatole war hier, im Parke hatten wir eine Zusammenkunft; er ahnete nichts von Berchholzs Entschlüssen, er betheuerte mir seine Liebe und – denkt Euch – nahm zugleich Abschied von mir.«

»Abschied?«

»Ja, meine Freundinnen – es ist etwas Schreckliches geschehen. Anatole hat Otto von Berchholz zur Rede gestellt, ihn gefragt, ob er gesonnen sei, auf des Freiherrn Ausspruch zu bestehen, mich heirathen zu wollen. Der Seemann hat diese Frage bejaht – Anatole hat in seiner Leidenschaftlichkeit den Nebenbuhler gefordert. Morgen findet ein Duell statt; Sieger und Besiegter werden gleich unglücklich ein.«

»Aber das ist jetzt nicht möglich,« rief die Pöllnitz, »das ändert sich alles. Otto von Berchholz verzichtet auf Deine Hand.«

»Gestern war das nicht der Fall; es muß ihm heute erst in den Sinn gekommen sein — aber wenn auch – die Forderung ist nun ein Mal geschehen, die Ehre fordert es, daß die beiden sich treffen. Ich bin verloren, jetzt wo ich so glücklich werden konnte.«

»Wir müssen handeln. Seit wann ist Anatole fort?«

»Vor kaum einer Viertelstunde verließ er mich.«

»So ist er vielleicht noch in der Nähe.«

»Es wäre möglich.«

»Eilen wir. Schnell – komm in den Park hinab – König und Königin, der Hof, die Gäste, machen die Abendpromenade – schnell, Du kannst sagen, es sei Dir wohler, wenn man Dich sieht. Wir durchstöbern den ganzen Park; dieser Anatole ist gewiß in der Nähe.«

Hastig warf das Fräulein ihr seidenes Capuchon um die Schultern und, von den Freundinnen begleitet, verließ sie unter Hoffen und Bangen ihr Zimmer.

Helene und Otto.

Der königliche Hof hatte bereits seine Wanderung durch die große Allee eingetreten. An verschiedenen Stellen warfen die in den Büschen angebrachten Windlichter und Lampions ihren Schein durch das herrliche Grün des Parkes und brachten dadurch eine höchst reizende Wirkung hervor. Marie Sybilla Graf nahm Gelegenheit, den Herrschaften die Schilderung eines jener nächtlichen Tänze zu geben, welche die Eingeborenen der Inseln der Südsee auszuführen pflegten. Die Gesellschaft hatte sich in verschiedenen Gruppen durch den Park bewegt – Helene beobachtete genau diese zwanglose Unterhaltung und ließ zugleich ihre Blicke seitwärts schweifen; jetzt hatte sie, am Seitenweg angekommen, die Gestalt Ottos erkannt. Er stand in der Nähe eines Gebüsches. Helene trat an die Einfassung des Hauptweges, sie schien eine der Pflanzen zu beobachten, die zur Nachtzeit ihre Kelche öffnen – sie eilte weiter – sie bog in den Seitenweg.

»Haben Sie bemerkt?« flüsterte die Wartenberg Eosander zu, »diese junge Wilde ist im Einverständniß mit dem Berchholz.«

Eosander wollte Helenen folgen, aber Toland, der im Gespräche mit Larrey war, hielt plötzlich den Hauptmann fest und verwickelte ihn in eine Unterhaltung.

Helene hatte den Seemann im Dunkel des Gebüsches verschwinden sehen, sie eilte ihm nach, sie bemerkte deutlich seine Gestalt, die vor ihr her durch die Parkgänge schwebte, endlich auf einem kleinen runden Platze stehen blieb, den eine mächtige Linde beschattete. Helene näherte sich, Otto faßte ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

»Hier also finden wir uns wieder?« rief er. »O, mein Fräulein, Sie werden ermessen können, wie glücklich ich bin.«

»Sie schlagen die Bekanntschaft, welche Sie auf Sanct Thomas machten, gar zu hoch an,« sagte Helene nicht ohne Bewegung.

»Zu hoch? Sie, meine Retterin, Sie, die um des Himmels willen Ihr Leben wagten? Ich trug mich Tag und Nacht mit dem Gedanken, Sie wiederfinden zu müssen, bis die Hoffnung erloschen schien – jetzt aber, wo ich Sie wieder sah –«

»St, mein Freund,« sagte Helene, »nicht so laut; dieser Park wird sicherlich durchstreift – wir finden Lauscher.«

»Es mag die ganze Welt hören, daß ich Sie liebe,« rief Otto, »heute, als ich Sie zum ersten Male dort in dem Treibhause unter den Palmen wiedersah, da stand die

ganze entschwundene Zeit mit all ihren Reizen, all ihren Gefahren vor mir. Ich sah Sie wieder auf der Höhe des grünumrankten Hügels, wo Sie mir eine Retterin erschienen; ich hörte Ihre holde Stimme, und es war mir, als winkten jene Blätter mir Trost, Hoffnung zu, als flüstere es aus ihnen zu mir hinüber: Sie ist da – sie wird nie wieder von Dir weichen.«

Helene hatte die Hand in der seinigen gelassen, sie wendete das Haupt von ihm; sie stieß einen Seufzer aus.

»O Helene,« fuhr Otto feurig fort, »diese kurze Spanne Zeit, welche uns hier im Dunkel des Parkes vergönnt ist – sie entscheidet über mich, über meine Zukunft. Helene, machen Sie mich glücklich – werden Sie die meine – ich habe Hoffnungen, Aussichten –«

»Und der Wille der Ihrigen? jenes Testament? O, ich hörte davon, während Sie dem Könige das Abenteuer von Sanct Thomas schilderten.«

»Jenes Testament bindet mich nicht, ich dulde diese Fessel nicht,« rief Otto freudig. »Noch keine halbe Stunde ist verflossen, seitdem ich es zerriß. Ich wäre dem Willen, den Bitten der Eltern zugänglich gewesen – hätte ohne Liebe geheirathet, aber als ich Sie wiedersah – Helene! könnten Sie glauben, daß mein Herz da noch die aufgezwungenen Bande dulden konnte? Ich habe sie gesprengt und dem Freiherrn im Beisein des Königs erklärt, daß ich niemals seine Tochter heirathen werde. Ich bin frei, Helene, ganz frei, um Ihnen auf ewig angehören zu können, wenn Sie den armen Seemann nicht verschmähen, der Ihnen nichts zu bieten vermag, als seinen guten Namen

und die Zukunft, welche für den Soldaten in Preußen eine glückliche sein wird.«

Helene schwieg; sie drückte die Hand vor die Augen – Otto fühlte, wie ihre Hand heftig in der seinigen zitterte, es mußte eine gewaltige Bewegung ihr Herz erschüttern.

»Sie schweigen, Helene? sprechen Sie, lassen Sie ein Wort des Trostes – der Aussicht – der Hoffnung hören.«

»Ich habe keines für Sie,« flüsterte Helene fast tonlos.

»Wie? Sie weisen dieses Herz, das für Sie schlägt, diese treue Hand zurück, welche Sie in den Stunden der Gefahr faßten, um mich zu retten?«

»Mein Freund,« sagte Helene sanft, ihre Hand auf seine Schulter legend, »fassen Sie sich. Als Sie vom Ufer der Insel hinweg geführt wurden, als Sie das Feuer des Feindes rings um mich her aufblitzen sahen, da hielten Sie mich für verloren – für immer glaubten Sie mich Ihnen entrückt zu sein. Sie hatten sich drein gefunden. Denken Sie sich nun, das, was Sie fürchteten, sei wirklich geschehen; Helene sei Ihnen auf ewig entrückt, das heutige Wiederfinden sei ein schöner Traum gewesen.«

Otto erbebte, er stützte sich mit seiner Rechten gegen den Stamm der Linde, sein Herz schlug krampfhaft, seine Lippen zuckten – was sollte er erfahren?

»Sie – Sie weisen mich ab?« stöhnte er.

»O nein, mein Freund,« antwortete Helene, schmerzlich bewegt. »Ich *muß* Sie aufgeben. Die Zeit, welche zwischen unserer Trennung und diesem Wiedersehen liegt,

ist verhängnißvoll für Sie, *vielleicht* auch für mich gewesen. Lassen Sie mich Ihre Hand drücken, Otto, zum Abschiede – vor Ihnen steht Helene – die verlobte Braut des wackeren und hochangesehenen Kaufmannes und Senators Rudolph Herold.«

Otto wankte zurück, er hatte seine Hände krampfhaft ineinandergefaltet; das Glück seines Lebens schien vernichtet.

»Aber Sie, Sie können,« stammelte er, »doch noch zurück. Gab ich nicht ein glänzendes Loos auf, als ich Helene wiedersah?«

»Otto, Sie wurden gezwungen, Sie waren verkauft, verhandelt, Sie zerreißen ein Band, welches Ihrem freien Willen umgelegt werden sollte. Weder Liebe noch Verehrung bestimmt Sie, Ihre Hand jenem Fräulein zu reichen. Ich aber verlobte mich einem edlen Manne, der seine Schätze, sein Herz, seine Neigung mir zu Füßen legte, und ich handelte aus freiem Willen, als ich ihm mein Jawort gab; ich kann, ich darf nicht ein Gelöbniß brechen, zu welchem mich Neigung und Achtung bestimmten.«

»Und jene Stunden auf der Insel, die Gestalt dessen, der Ihnen seine glühende Neigung bei jeder Gelegenheit blicken ließ?«

»Sie waren auch mir ein liebes, aber in weite – unermeßliche Ferne gerücktes Bild geworden. Ich konnte Ihrer nur noch als eines für mich Verlorenen gedenken – und Sie, mein Freund – dachten Sie nicht eben so? Sie hatten eingewilligt, jenes schöne Mädchen zu heirathen,

ehe Sie mich wiedersahen – Sie hielten mich ebenfalls für immer entschwunden.«

»Helene! Helene!« rief Otto verzweiflungsvoll, »ich leide viel – schrecklich. Ich trage diese Bürde nicht.«

»Sie werden sich wohl darein finden müssen,« ließ sich jetzt plötzlich eine Stimme vernehmen und der Hauptmann von Eosander trat zwischen die beiden jungen Leute, welche erschreckt zur Seite wichen.

»Wie wagen Sie es – –« fuhr Otto auf.

»Gemach, mein Herr,« sagte Eosander, »ich bitte Sie im Interesse Ihrer selbst und dieser von Ihnen verehrten Dame, keinen Spektakel herbeizuführen. Meine Base hat Ihnen – ich habe alles gehört – bereits Aufklärung gegeben. Sie sind vernünftig genug, einzusehen, daß hier von keiner Aenderung die Rede sein kann. Geben Sie es auf, an Helene zu denken. Daß Sie die Hand des Hoffräuleins ausschlugen, ist männlich und *noble* – ich billige es – aber die Braut des Senators und Millionärs Herold kann nicht von dem Gelöbnisse zurücktreten, das sie freiwillig ablegte. Gehaben Sie sich wohl, Herr von Berchholz – der König verlangt, Fräulein Helene zu sprechen.«

Otto sah, wie er Helene fast gewaltsam hinwegführte; er sah ihr weißes Gewand in dem Dunkel leuchten, unter den Büschen verschwinden. Er wollte folgen, er vermochte es nicht, seine Füße schienen in den Boden gewurzelt.

»Darum also gab sie mich auf?« hauchte er. »Ja – ja – sie ist schuldlos – ich – ich war ihr so fern – wie sie mir – es ist geschehen – der arme Edelmann – was ich ihr biete? sie darf das Gelöbniß nicht brechen. Und ich –

ich habe ja nur meiner inneren Stimme gehorcht, als ich Sidoniens Hand ausschlug – nein, nein – ich darf nicht klagen. Und doch bin ich so elend,« rief er fast kreischend aus. »Warum schonte ich die Herzen anderer? Ha – noch eine Hoffnung – dieser Herr von Aubreuil führt vielleicht eine gute Klinge – es wäre mir das Liebste, wenn ich mit so guter Manier aus der Welt käme. Ich bin ein verlorenes Menschenkind – Helene! Helene!«

Er eilte, ohne zu wissen wohin, in den Park. Er sah die Lichter an der Hauptallee – jetzt erst ward es ihm klar, daß er wieder zurück, bei dem Könige sich empfehlen müsse – er bog in den Seitengang, da vernahm er lautes Sprechen, Bitten, Klagen; Otto schritt weiter. Plötzlich stand er vor einer Gruppe, welche von vier Damen und einem Herrn gebildet wurde. Otto stieß einen Ruf der Ueberraschung aus; er hatte Anatole erkannt, der von den Damen umringt war.

»Er ist es,« rief der Musketierofficier, die Hand an den Degen legend. »Er sucht mich, er will mich mahnen. O, mein Herr, ich vergesse den Ehrenhandel nicht.«

Otto kreuzte die Arme. Er blickte jetzt auf Anatole und die neben ihm stehende Dame, welche sich ängstlich an den Officier schmiegte. Eines jener im Gebüsche halb versteckten Lichter warf seinen Schein auf das schöne Gesicht des Fräuleins.

»Ohne Zweifel, Fräulein von Werneck,« sagte Otto, »ich habe zum ersten Male das Glück, Sie zu sehen.«

»Ich bin es,« sagte Sidonie.

»Sie werden mir zugestehen müssen, Herr von Aubreuil, sagte Otto, »daß ich viel aufgegeben habe.«

»Mein Herr,« entgegnete Anatole, »es steht noch immer die Frage, ob nicht der Besitz dieser schönen Hand Ihnen zufallen werde – zwar hat des Fräuleins Herz für mich gesprochen – der König sich zu meinen Gunsten entschieden, Sie selbst haben auf die Hand Sidoniens verzichtet; aber Sie wissen, mein Herr, daß – –«

»Morgen früh der Zweikampf stattfindet,« sagte Otto ruhig. »Ich hoffe, Herr von Aubreuil, Sie werden im Kampfe eben so glücklich wie in der Liebe sein.«

Sidonie fuhr erschrocken auf; die Damen jammerten.

»Nein, Herr von Berchholz,« sagte jetzt Fräulein von Pöllnitz, »Sie werden sich nicht schlagen, Sie dürfen es nicht.«

»Ich werde mich schlagen.«

»Hören Sie uns; wir flehen Sie an,« baten die Damen.

»Sie haben großmüthig auf Sidoniens Hand verzichtet,« fuhr die Pöllnitz fort. »Herr von Aubreuil wollte um den Besitz seiner heiß Geliebten kämpfen; indem Sie die Hand Sidoniens ausschlugen, fällt jeder Grund zum Duelle, jeder Haß, den Herr von Aubreuil gegen Sie hegte, fort; er sieht in Ihnen nur den wackeren Edelmann, den tapferen Officier, den Sprossen jener Familie, deren Söhne nun schon zum zweiten Male Aubreuils Leid in Freude wandelten. Sie werden nicht mit dem Manne Ihren Degen kreuzen, dem Sie zu seinem Glücke verhalfen.«

»Und ich – ich bin unglücklich – und er soll glücklich sein durch mich?« sagte Otto dumpf.

»Herr von Berchholz,« sagte Anatole vortretend und Ottos Hand fassend, »Fräulein von Pöllnitz hat das ausgesprochen, was ich denke, fühle. Aber dem Soldaten kommt es nicht zu, Angesichts eines Ehrenhandels, beschwichtigende Worte auszusprechen. Ich halte mich gebunden, an unsere Verabredung gefesselt; aber ich spreche es hier vor diesen schönen Zeugen aus: ich bedauere es, die Veranlassung zu diesem Zweikampf gegeben zu haben; wollen Sie mein Blut, mein Leben, so bin ich bereit, morgen mit Ihnen darum zu fechten.«

»Auch diese Hoffnung, als Kämpfer enden zu können, entschwindet,« murmelte Otto. »Herr von Aubreuil, nach diesen Worten kann ich das Schwert nicht gegen Sie ziehen. Sie haben nur eines zu thun: rechtfertigen Sie mich vor dem Lieutenant von Fincke, der mein Sekundaut sein sollte, und seien Sie glücklich. Ich gönne Ihnen Ihr Glück und den Besitz dieses Engels.«

Er schluchzte laut.

»Edler – wackerer Mann,« riefen die Damen.

»Um Gott, was ist Ihnen?« fragte die Pöllnitz, Otto aufhaltend.

»Mein Fräulein,« sagte der Seemann, »es bedurfte keines Degenstoßes des Herrn von Aubreuil, um mich bis auf den Tod zu verwunden. Mein Herz ist durchbohrt, zerrissen; ich bin geschlagen für immer.«

»Sprechen Sie, Herr von Berchholz – –«

»O nein – nein. Ich muß fort – hören Sie? man kehrt in das Schloß zurück – Dienst des Königs – heiterer Blick – der Monarch hat uns geladen – lebhafte Unterhaltung

– heitere Erinnerungen mit – ihr – mit ihr,« rief er laut schluchzend – »mit Helene, dem Mädchen von Sanct Thomas.«

Er stürzte hinweg.

»O, ich wußte es,« rief die Pöllnitz, »er liebte sie, es ist mir klar, weshalb er allem entsagte; er sah *sie* wieder, die er einst in fernem Lande gefunden. Kommt, kommt, Ihr Glücklichen, Sie aber, Anatole, eilen Sie hinweg, bis Ihnen die frohe Kunde öffentlich bekannt gemacht werden darf.«

Drinnen im Schlosse hatten sich unterdessen die Gäste zum Abschiede versammelt. König und Königin entließen die Gesellschaft.

»Also es ist eine solche Entdeckung möglich?« fragte leise die Königin den Finanzrath Kraut.

»Allerdings.«

»Mein Gemahl,« sagte laut Sophie Charlotte, »ich höre so eben, Sie wollen das Atelier des Herrn Schlüter mit einer großen Gesellschaft besuchen.«

»Ich wollte heute noch Euer Majestät auffordern, die *visite* durch Dero Gegenwart verschönern zu wollen,«

»*J'accepte*,« sagte die Königin. »Und werde mit Euer Majestät also ein *Rendez-vous* im Atelier des Herrn Schlüter haben.«

»Sie weiß, weshalb wir dahin wollen,« sagte die Wartenberg zitternd. »Wenn sich etwas gegen mich aufthut, bin ich ihrem geißelnden Spotte verfallen.«

Die Königin hatte sich gewendet.

»Ah – sieh da – in der letzten Minute, meine schöne Sidonie.«

Das Fräulein trat von der Taube und Bila begleitet in den Saal.

»Alles gut?« fragte leise die Königin Fräulein von Pöllnitz.

»Alles. Wir haben viel durchgefochten. Dieser Berchholz ist ein Engel.«

»*Ma petite*,« sagte der König absichtlich laut. »Wir haben zu unserem Bedauern Sie vermißt – aber es ist doch gut, daß Sie jetzt hier erscheinen. Wir haben uns mit Ihnen beschäftigt.«

Er führte Sidonie ein wenig bei Seite und sprach leise mit ihr – das Fräulein schien zu erschrecken – sie zeigte erstaunte, freudig bewegte Züge.

»Kleine Komödiantin,« sagte leise die Königin zur Pöllnitz »sieh nur, sie thut, als höre sie ihr Glück zum ersten Male.«

Sidonie kam freudestrahlend zur Königin, während der König mit Merian, Eosander und den Damen sprach, dann trat die Königin hinzu und nahm Abschied für heute; der König dankte ihnen für den interessanten Abend, dann winkte er die Seeofficiere herbei. Noch ein Mal stand Otto der Geliebten, der für ihn auf immer Verlorenen, gegenüber; sie blickte ihn traurig bittend an, Otto preßte die Hand auf seine Brust, die heftig wogte, aber sein Blick schien ruhig; der König wollte keine traurigen Gesichter.

»Sie alle haben sicherlich heute einen genußreichen, amüsanten Abend gehabt,« sagte der König, »und wir danken das Ihrer Majestät, der Königin. Sie, Berchholz, haben besonders beigetragen, das Interesse zu erhöhen, Ihre Schilderungen waren trefflich. Die Soirée ist beendet. Gute Nacht *mesdames et messieurs; Monsieur de Merian*, Sie werden das Atelier des Herrn Schlüter mit uns besuchen.«

Otto verneigte sich militärisch, wie seine Kameraden, er sah, wie Helene mit ihren Angehörigen in das Nebenzimmer schritt, er wendete sich schnell hinweg – er stand vor der Königin.

»Mein Herr,« sagte diese, »was Sie heute gethan, hat mich zu großem Danke gegen Sie verpflichtet; Sie haben einem Wesen, welchem ich sehr wohl will, das Glück des Lebens bereitet, denn von Ihrem Ja oder Nein hing die Entscheidung ab. Der König durfte nicht einschreiten, wenn Sie auf Ihrem Rechte bestanden. Sie werden mich bereit finden, für Sie zu thun, was in meinen Kräften steht, Herr von Berchholz; und es ist gewiß, daß ein braver Seeofficier auch anderweitig *carrière* machen kann. *Hélas* – sind die Aussichten für Ihren Bruder nicht so hell.«

»Majestät,« sagte der Seemann, indem ein Schatten über sein Antlitz zu gleiten schien, mit bebender Stimme, »ich schätze mich glücklich, Dero Wohlwollen errungen zu haben und möchte hier sogleich um eine Gnade bitten.«

»Reden Sie, Sie haben Anwartschaft daran.«

»Mein Kommendeur hat mir so eben vertraut, daß die von Herrn Raulé nach dessen Befreiung von dem Processe beabsichtigte neue Expedition nach Afrika binnen einigen Tagen von Stralsund aus in See gehen wird. Zu dieser Expedition haben des Königs Majestät noch zwei Officiere ernennen wollen; haben Majestät die Gnade zu erwirken, daß ich einer jener Officiere sei.«

»Wie? Sie wollen fort – wollen die Heimat – die Eltern aufs neue verlassen?«

»Meine Heimat ist die *See*. Ihr allein will ich mich anvertrauen. Ich habe in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes am Lande, unter den Menschen, die mir fremd geworden, des Freudigen wenig – des Leides genug erfahren, ich will es in die Tiefe des Meeres senken, wo auch ich einst vielleicht ruhen werde; kann ich es nicht, so will ich den Schmerz mit mir nehmen auf die weite, wallende Flut und ihn in der Ferne noch mir bewahren, als eine Erinnerung an die wenigen Stunden, welche ich in der Heimat verlebte.«

Die Königin blickte ihn sinnend an; ihre schönen Augen schienen zu suchen, zu fragen, sie sah sich im Saale um, sie schien etwas erblickt zu haben, das ihr Aufschluß gab; ihre Hand fuhr zur Stirne.

»Ah,« sagte sie traurig nickend, »Sie haben mit dem Herzen gesprochen, als Sie jene Tage auf Sanct Thomas schilderten. Es kann noch anders werden.«

»Ich weiß, daß es mit mir nur besser werden kann, wenn die See zwischen mir und der Heimat liegt; seien Sie gnädig, meine Fürstin.«

»Sie sollen die Kapitänsstelle haben,« sagte die Königin, sich schnell von ihm fortwendend. Sie verließ, den Wartenbergs flüchtig zunickend, mit Sidonie den Saal.

»Es wird trefflich gehen,« sagte die Wartenberg in den Wagen steigend zu dem Grafen, »wenn uns nur die Königin keinen Strich macht. Wir haben heute viel, alles durchgesetzt – können wir Schlüter beseitigen, haben wir wieder einen Gegner mehr bewältigt.«

»Glück auf!« rief Merian Eosander zu, als sie das Schloß verließen, »Ihr seid des Sieges gewiß. Ich bin in des Königs Nähe, Ihr müßt mir den Plan schaffen. Sei munter, Helene, Du hast heute viel Ehre genossen – das Kind hat geweint.«

»Ihre Nerven,« sagte die Mutter.

Helene drückte sich an Margarethens Schulter. Eosander summte eine Melodie. Scherzend gingen die Seeleute aus dem Schlosse durch die Reihen der Diener.

»Ich schlage mich nicht,« sagte Otto zu Finck.

Der Officier fuhr in die Höhe.

»Wie? Du schlägst Dich nicht? Du bist –«

»Feige? o – nein – ich habe von Aubreuil Genugthuung erhalten, er wird sie Dir mittheilen.«

»Das ist ein anderes,« sagte Finck beruhigt. »Ich hätte es denken sollen.«

»Da – o,« rief Berchholz in die Nacht hindeutend.

»Was ist Dir?«

Es fuhr ein Wagen vorüber – Otto hatte Helenens Gestalt erkannt.

»Du wirst die schöne Werneck heirathen?« fragte der Kamerad.

»Nein. Ich bin – wenn mir das Glück wohl will – in acht Tagen wieder auf hoher See.«

Finck nickte vor sich hin mit dem Kopfe.

»Sanct Thomas,« sagte er leise.

»Du hast es getroffen, Bruder,« entgegnete Otto.

»Es war ein sehr amüsanter Abend – alles so heiter – so ganz übereinstimmend – alles so *heureux et bonne humeur*,« sagte vergnügt der König, in das Schlafzimmer schreitend zu Lottum.

»O gewiß, Majestät – bis auf Herrn von Werneck.«

»Pah, wir werden mit ihm ein ernstes Wort reden. *C'est egal* – einer unter so vielen – was kann darauf ankommen? und es ist ein gutes Werk, das *Madame la Reine* und die Gräfin stifteten, also abgemacht – dieser Berchholz hat auch sein Scherflein zum Glück beigetragen – nun, er ist ein braver Officier – soll belohnt werden. Hast Du gesehen, Lottum? er war sehr glücklich, die Geschichten und *aventures* von der Insel berichten zu können – wie gesagt: der Abend war sehr schön und ich liebe es, ringsum her glückliche Menschen zu sehen. *Bonne nuit* – Lottum.«

Er war heiter, der liebenswürdige Monarch – er ahnte nicht, wie viel Ehrfucht, Intriguen und zerstörtes Glück

sich an diesem Abende unter der Maske harmloser Geselligkeit, leichten Geplauders, anmuthiger, den Hörer entzückender Schilderung und selbst scheinbarer Gleichgültigkeit – in die friedlichen, anspruchslosen Räume des Schlosses von Schönhausen gedrängt hatten.

Der gefahrvolle Auftrag.

In dem Atelier Schlüters waren zwei Männer vor ihren Modellirtischen beschäftigt, Simonetti und Kurt von Berchholz. Die Sonne schien so prächtig durch die geöffneten Fenster, im Garten sangen die Vögel, und der tiefste Frieden lag auf der Gegend, denn zu jener Zeit bildete der Stadttheil, in welchem das Atelier gelegen war, noch eine Art von Wüstenei vor den Thoren Berlins. Jede noch so kleine Bewegung, welche sich in der Nähe zeigte, wurde daher von allen Umwohnern sofort bemerkt.

Kurt von Berchholz war nicht wie sonst, wenn er bei der Arbeit saß, heiter, alles Ernste vergessend. Sein Gesicht drückte Besorgniß, fast Kummer aus, er legte zuweilen den Modellirstahl bei Seite und stützte nachdenklich das Haupt in die Hand; er saß so vertieft in Gedanken, daß er nicht bemerkte, wie Schlüter, der, aus seinem Zimmer in den Mittelsaal getreten war, sich ihm näherte. Erst als die Hand des Meisters die Schulter Kurts berührte, wendete dieser sich um.

»So ernst, mein Freund?« fragte Schlüter theilnehmend. »Macht Euch die Florastatuette so viel zu schaffen?«

Er blickte prüfend auf das Modell, welches vor Kurt auf dem Tische stand.

»Es wird gut – sehr gut; Ihr seid im Fortschreiten begriffen, also weshalb ernst?«

»Es ist zweierlei Grund vorhanden dazu,« sagte Kurt, sich zu ihm wendend. »Ein Mal – Ihr seid nicht böse, Meister – bewegt mich meine Zukunft. Die Festtage sind fast zu Ende, die Entscheidung rückt näher, welche mich für mein Leben unglücklich machen wird, denn ich kann dem trotzigen Braun keine Stellung zeigen, welche mich als dessen Schwiegersohn werth machte; meine Dora wird gezwungen, die Gattin jenes Italieners zu werden, der durch Eosanders Einfluß gestiegen ist.«

»Es klingt wie ein Vorwurf gegen mich,« sagte Schlüter, »aber ich konnte nicht anders handeln. Kurt, Ihr wißt es, wie ich Euch liebe und schätze, wie ich Euer Glück begründen möchte; aber bedenkt: Andreas Schlüter ist es, der stets darauf dringt, daß dem Verdienste, dem gerechten Anspruche sein Lohn werde – kann der Oberbaudirector, der nur die Kunst und die alten Meister, welche ihr dienen, protegiren will – kann er den Jüngeren vorschieben? ist es wohlgethan, dem wartenden, verdienstvollen Alten den talentvollen Jüngling vorzusetzen? Würden meine Gegner, deren Nepotismus und rücksichtsloses Vorziehen ihrer Günstlinge ich heftig tadelte, nicht sofort wider mich auftreten, wenn ich Euch, den Liebling, in gute Stellen brächte, die andere verlangen könnten? Nein, mein Freund, ich darf auch denen gegenüber, welche ich liebe, meinen Grundsätzen nicht untreu werden.«

»So ist also keine Hoffnung für mich?«

»Nicht die Flügel sinken lassen,« rief Schlüter. »Ja, Eure Zeit wird kommen. Der Bau des Schlosses wird nach des Königs Willen einige Aenderungen von Bedeutung erleiden, dazu braucht es neuer Kräfte. Ich habe alle die, welche Anrechte auf Stellungen hatten, wohl versorgt, jetzt kann niemand wider mich klagen – die erste Arbeit, für welche der König sich entscheiden wird – die sollt Ihr leiten – der königliche Bauführer Kurt von Berchholz, wird dann wohl um die Hand der Tochter des Maurermeisters werben können, der unter ihm arbeitet.«

»Wär's möglich?« rief Kurt. »So nahe wär ich dem Ziele? und gedenkt Ihr bald solchen Auftrag zu erhalten?«

»Ich hoffe es, obwohl noch einige Tage vergehen können, aber gerade das ist mir lieb. Ihr wißt,« sagte er leise, sich zu Kurt beugend, »ich fürchtete den schlimmen Auftrag, den Thurm ausbauen zu müssen; ich zitterte nach jenem Gange des Königs durch den Schloßbau, aber die Wetterwolke hat sich verzogen, jenes Gespräch, den Hinweis auf diesen Thurm, hat der König vergessen. Er droht nicht mehr. Ich habe mit dem alten Rollos viel darüber gesprochen – die Pläne gefaßt – es ist nutzlose Sorge gewesen – endlich war ich ja auf alles vorbereitet.«

Er deutete mit der Hand nach seinem Zimmer.

»So können wir ja desto fröhlicher sein,« rief Kurt. »O wäre doch daheim bei mir alles gut.«

»Was geschah dort? ist Euer würdiger Vater erkrankt? die wackere Mutter?«

»Nein, nein. Aber Ihr wißt, theurer Meister, daß mein Bruder Otto nach langer Seefahrt glücklich heimgekehrt war, daß wir uns seiner freuten.«

»Nun?«

»Otto kam aus der *Soirée* der Königin ernst und traurig heim; es lastete schwer auf ihm und in den folgenden Stunden blieb er still und in sich gekehrt. Als er zur Mittagszeit unser Haus betrat, erklärte er: daß er so eben von Benjamin Raulé komme und daß, wenn der König ihm wohlwolle – er eine Kapitänsstelle auf dem »Greifen«, einer Fregatte, erhalten werde, die von Raulé ausgerüstet, binnen wenigen Tagen in See stechen solle.«

»Aber Euer Bruder wollte ja – ich irre nicht – jenes Fräulein heirathen, die nach dem wunderlichen Testamente –«

»Mein Bruder hat auf diese Hand verzichtet; er läßt sich ebenso wenig verkaufen als ich,« sagte Kurt stolz.

»Brav, Ihr jungen Leute,« rief Schlüter, »so liebe ich es. Ihr seht, daß jener Werneck ein Heuchler war, als er Euch dringend bat, die Kunst ihm näher zu rücken, mir die Erlaubniß für seinen Besuch dieses Ateliers abzunöthigen. Es war ihm nicht ernst und,« er blickte leise nach Simonetti hinüber, »ich hege den Verdacht, daß der Freiherr um anderer Dinge willen hierher wollte.«

»Sie glauben?«

»Ich möchte sagen, ich bin dessen gewiß. Unmittelbar vorher fand hier im Atelier jener geheimnißvolle Besuch statt, der von einem verwegenen Burschen ausgeführt sein mußte, denn ich entdeckte, wie in meinem Pulte

gewühlt worden war. Gestohlen ist nichts worden, und doch lagen meine kostbaren Werkzeuge im Zimmer umher. Es kann also nur andere Absicht gewesen sein, man wollte etwas erforschen, und ich glaube zu wissen, daß es sich um eine Entdeckung handelte, welche der Wartenberg wichtig sein mag: aber sie kommt zu spät, die Sache ist hinaus in die Welt.«

»Ihr meint das Relief der Venus?« fragte Kurt leise.

»Ah – ah,« lachte Schlüter verschmitzt, »was wißt Ihr von der Venus? Niemand weiß davon. Es ist ein Relief wie tausend andere; was kann ich dafür, wenn man der Frau Gräfin einredet: es sei eine Bosheit Schlüters gegen ihr Regiment? wer will das beweisen? wer findet den Beweis? he? o – ich bin viel zu respektvoll gegen die würdige Dame, als daß ich so etwas wagen sollte, ha! ha! ha!«

»Und Werneck hat – –?«

»Jedenfalls hier spioniren wollen – wie der geheimnißvolle Gast. Es war der Abend jenes Tages, wo ich so lange im Atelier allein gearbeitet hatte und der Tölpel, der Kunze, ausgegangen war.«

Kurt erschreckte leicht; es fuhr ihm durch den Sinn, daß er an jenem Abende Schlüters Sorgen den Freunden entdeckt hatte.

»Nun –« fuhr Schlüter fort, »sie werden nun wohl die Spionagen aufgegeben haben – eben so wie die projectirten Bauten. Sie wollten mein Atelier besuchen, diese herrlichen Wartenbergs – vielleicht mit Monsieur Eosander – aber sie haben die Visite vergessen wie alles andere

– ha! ha! ha!« fuhr er sich dies Hände reibend fort, »diese malitiöse Gräfin in Angst gebracht zu haben, ist ein *plaisir* sonder Gleichen. Sie wird mir fern bleiben in *futuro*.«

»Sie ist eine boshafte Katze,« sagte Kurt, »und ich kann nicht begreifen, wie die Königin mit ihr eines Sinnes sein mag – haben doch diese Damen dem Werneck den Streich gespielt und den König bewogen, seinen *consensus* zur Heirath des Herrn von Aubreuil mit Sidonie von Werneck zu geben. Der Freiherr kann nicht nein sagen; er setzte sich sonst der Ungnade aus. Wir beide – mein Bruder und ich, weigerten uns – das Geld geht ihm also verloren und willigt er nicht ein, so ist er mit des Königs Ungnade ein schlecht gestellter Mann, denn seine Einkünfte sind nicht groß und Stellung bei Hofe würde er hier so wenig finden, als am kurfürstlich hannöverschen Hofe. Er muß also einwilligen.«

»Immer besser! immer besser,« triumphirte Schlüter. »So müssen die Ränkeschmiede gestraft werden. Jetzt sitzt der Herr in der Falle, dahinein hat ihn die Gräfin gebracht, für die er sich zu allerlei gebrauchen ließ. Es war in böser Absicht, daß er hierher kommen wollte – sicherlich, aber er und der spitzbübische Gast gelangten nicht weit. Dieser hat nichts gefunden, jener blieb fern. Es ist nicht allzu leicht, Andreas Schlüter den Kampf anzubieten,« sagte er stolz. »Ich habe glücklich vollendet bisher, was ich begann und wenn das Denkmal auf der langen Brücke stehen wird – dann ist alles erfüllt, wie ich es mir träumte. Noch glückte es, was dieses Hirn erdacht, dieser Arm, diese Hand geschaffen und das Schlimmste zu

unternehmen werden sie nicht wagen. Sie scheuen meine Werkstatt wie eine wohlvertheidigte Burg, deren Umkreis selbst des Königs Gnade schützt. Geht nicht alles trefflich? selbst der aufgeblasene Merian muß für mich, den Gegner seines Schwiegersohnes in die Ruhmesposaune stoßen; in dem *Theatro Europaeo* muß er die Bilder, die lebenden Beschreibungen meiner Werke bringen – ha! ha! – ob er auch das Relief abbilden wird? Ich zweifle daran – Muth also, mein Freund – die nächste Arbeit fördert auch Euch und Eure Liebe. Jetzt hinauf zu Rollos – er hat meine Entwürfe gar schön gezeichnet und sauber getuscht – Ihr sollt sie sehen. O – ich habe den Muth, alles zu wagen, die Sorgen sind abgestreift, und es ist die Freude über das Gelingen meiner Werke, die ich durch Fleiß und Mühen schuf, welche mir die Brust schwellt – Ihr sollt in Bälde auch glücklich sein und der Alte droben, der meinen Schutz suchte, nicht minder. Der König wird ihm gnädig sein, ist er doch eine Reliquie aus der alten Zeit des glorreichen Kurfürsten.«

Kurt ging heiterer aus dem Saale, obwohl ihn Schlüters Aufregung nachdenklich machte. Er hatte den Meister in solcher Weise noch nicht sprechen gehört. Hielt er auch stets den Muth aufrecht, so mischte sich doch heute ein Quentlein Bosheit, fast höhnischen Triumphes über die Feinde in seine Worte, wie es sonst bei ihm nie zu entdecken war. Aber wer unter den Sterblichen ist frei von der Schwäche: über den augenblicklichen Glücksstrahl die finsteren Wolken zu vergessen, welche noch vor kurzem am Horizonte aufstiegen? und der geniale Mann

konnte gar wohl freudige Bewegung über die Ohnmacht der Kleinlichen empfinden. Kurt stieg die Treppe zu den nach dem Felde hinaus gelegenen Zimmern empor. Hier hatte Rollos die Zufluchtsstätte gefunden. Schlüter beschäftigte den alten Künstler in dem einsamen, den Neugierigen unzugänglichen Atelier in wahrhaft künstlerischer Weise. Für den Meister arbeiten zu können, war dem Alten eine Freude – andererseits schöpfte Schlüter wiederum, eingedenk des Wortes: »daß der wahre Künstler nie auslernen könne,« manche Belehrung aus den reichen Erfahrungen Rollos – besonders glücklich aber war Kurt, dem der Meister sogleich die Anwesenheit des geheimnißvollen Mannes entdeckt hatte, der wie ein aus dem Grabe gestiegenen Wesen erschien. Kurt lauschte den schönen Erklärungen des Alten in dem kleinen Stübchen, er lernte die wunderbarsten Dinge kennen, mit denen die Baumeister Italiens sich beschäftigten, und oft fragten Dora und Leonhardt mit ängstlicher Neugierde den jungen Edelmann: was denn zu später Stunde ihn noch in Schlüters Atelier führe? Kurt schwieg beharrlich. Simonettis Schweigen war ebenfalls gesichert – Kunze wurde unter Androhung der Entlassung zur Discretion verpflichtet, und da Rollos nur des Abends herabkam, so war es leicht, ihn vor den Augen der Handlanger und Arbeiter zu verbergen, wenn diese im Atelier zu thun hatten. Niemand als die wenigen Eingeweihten ahnten also die Nähe des alten Künstlers, der längst zu den Todten gezählt wurde. Seine Freunde warteten nur des günstigen Augenblicks, um ihn auferstehen zu lassen.

Als Kurt in das Stübchen des Alten trat, erhob sich dieser soeben von der Arbeit.

»Gut, daß Ihr kommt, Junker,« sagte er, »ich habe gerade den letzten Strich gemacht, schaut her.«

Er ließ Kurt an das Zeichnenbrett treten, auf welchem ein Bogen ausgespannt war. Auf diesem war eine herrliche Zeichnung sichtbar. Schlüter hatte sie eigenhändig entworfen; Rollos hatte sie mit Tusch und Griffel weiter ausgeführt.

»Ei, das ist schön, Meister,« rief Kurt erfreut. »Ihr seid ein Jüngling an Geschick und Ausdauer.«

»Es wird nicht schwer; so schöne Dinge erhalten uns aufrecht, selbst wenn die Augen auch den Dienst versagen wollen und dann,« setzte er hinzu, »bin ich nicht Meister Andreas hoch verpflichtet? Habe ich nicht hier Schutz und Ruhe gefunden? ich bin geborgen vor meinem Feinde.«

»Ihr meint noch immer – –«

»Ich meine nicht – ich *weiß*. Seht – hier vom Fenster aus kann man das Feld überschauen. Ich hatte in der Nacht wohl aufgepaßt, und ich sah schon oftmals die dunkle Gestalt dieses Haus umkreisen. Konnte ich auch die Züge nicht erkennen, die Gestalt des Bösewichtes war mir wohl bekannt. Er schlich bis dorthin zum Bretterzaune, lauschte nach oben; er hat Witterung, daß ich hier verborgen bin, glaubet mir.«

»Habt keine Angst, Schlüter schützt Euch, und er wartet nur auf den geeigneten Augenblick, mit Euch hervortreten, dem Schurken seine Unthat beweisen zu können,

der dann mit einem Schlage entlarvt sein wird – es ist ein neuer Stoß, den der Ränkeschmied empfängt – derselbe Mensch, dessen er sich bediente, der ihm seine Hand lieh, den er zu heben suchte, steht als ein Räuber da, seine Vergangenheit wird durch Euch aufgedeckt – o – wir haben das alles wohl berechnet – Euer plötzliches Erscheinen, die Gewalt der Anklage, an welche niemand denkt, wird ungeheuere Wirkung thun und plötzlich, wie ein Blitzstrahl, zwischen die Verbrecher fahren.«

»Gott gebe gutes Gelingen,« sagte Rollos, beschäftigt, die Zeichnung von dem Brette abzulösen.

»Es muß alles gelingen,« sagte Kurt. »Schlüter ist mehr als je im Glanze des Ruhmes – die Feinde bleiben ihm fern.«

Er stand jetzt dem Fenster gegenüber.

»Was ist das?« sagte er hinaussehend. »Welch ein Zug kommt da vom Thore herauf?«

Rollos trat zu ihm.

»Wahrhaftig, es scheint eine ganz prunkvolle Gesellschaft zu sein.«

»Es sind königliche Wagen,« rief Kurt, nicht ohne Schreck zu äußern. »Ja – ja – sehen Sie dort im Felde die Läufer mit den goldenen Stäben in den Händen – die Federn auf den Mützen – wahrhaftig, der König kommt hierher – ich erkenne seine Kutsche – und da – o noch viel mehr.«

Wirklich rollte aus dem Köpnicker Thore in das Feld hinein eine lange Reihe glänzender Equipagen auf die

Stelle zu, wo das Atelier stand. Läufer und Reiter liefen und trabten vorauf.

»Hinab zu Schlüter,« sagte Kurt. »Er scheint nichts zu wissen.«

Kurt eilte die Treppe hinab. Rollos schloß seine Thüre. Der junge Edelmann zitterte vor dem nahenden Besuche des Hofes, den noch vor kurzem Schlüter als glücklich beseitigt angesehen hatte. Kurt trat hastig in den Saal, wo Schlüter so eben vor einem erst angelegten Steinblock stand.

»Meister Andreas,« rief Kurt.

»Was bringt Ihr? Hoho! Kurt so verstört – dem Alten ist doch nichts geschehen?«

»Nein – nein – aber sehen Sie nichts?«

»Was denn? ich bin im Saale geblieben –«

»Schnell! blicken Sie durch das Fenster Simonettis zum Köpnicker Thore hinüber; der König kommt mit großer Gesellschaft.«

»Ha!« stieß der Oberbaudirector heraus, bleich werdend und mit der Hand an die Stirn fahrend. »Ist es möglich?«

Er stürmte durch Simonettis Atelier an das Fenster.

»Ruhe, Fassung,« mahnte Kurt leise.

»Ja, ja, sie sind es.«

Von dem Fenster, welches über den Gartenzaun weg zur Stadt sah, konnte man jetzt noch deutlicher die Wagen sehen, welche vom Thore aus sich auf dem breiten Feldwege dem Hause näherten. Viele Leute der Vorstadt

eilten herbei, die Gegend belebte sich, schnell verbreitete sich das Gerücht: der König komme, seinen Baumeister zu besuchen. Schlüter stand starr und sprachlos am Fenster. Er sah nicht die bereits am Grundstücke hineilenden Läufer, welche die Ankunft des Herrschers zu verkünden kamen. Erst als die Glocke draußen gellend dröhnte, raffte er sich auf.

»Welche Ehre,« jubelte Simonetti, der des Meisters Sorge nicht kannte. »Der König besucht Euch.«

»Viel, viel Glück,« keuchte Schlüter hinauseilend. »Sie kommt sicherlich mit ihm, diese Wartenberg,« sagte er zu Kurt, als er schnell aus dem großen Saale in den Garten schritt, »sie bringt mir gewiß Unheil.«

Kurt blieb im Saale. Schlüter eilte durch den Garten, öffnete die Thür und stand vor den beiden Läufern.

»Seine Majestät der König zusammt Ihrer Majestät der Königin nebst dem Hofe machen Herrn Schlüter eine Visite,« meldete der Läufer.

»Hochwillkommen!« sagte Schlüter, an der Thür stehen bleibend.

Es währte nicht lange, so rollte die Kutsche heran, welche den König trug. Friedrich stieg, von Lottum und Printzen begleitet, aus, dicht hinter ihm hielt der Wagen der Königin. Auch sie stieg aus, die Pöllnitz und Sonsfeld folgten ihr. Schlüter warf besorgliche Blicke auf die folgenden Wagen – er hatte die Livree und das Wappen der Wartenbergs erkannt – aber es blieb keine Zeit zum Erwarten und Nachdenken, denn schon hatte der König

der Königin den Arm gereicht und redete den tief sich neigenden Schlüter an.

»Wir müssen um *pardon* wegen dieser *surprise* bitten, aber auf der Königin *soirée* ward es beliebt, ein Mal Eurem Atelier eine Visite zu machen.«

»Ich fühle den ganzen Werth,« sagte Schlüter, »den dieser Besuch für einen Unterthan haben muß, nur hätte ich gewünscht, vorher davon unterrichtet zu sein, damit ich Eure Majestäten würdig empfangen könnte –«

»Das war eben die Absicht, Euch zu überraschen – des Künstlers Heiligthum zu betreten, ohne ihm die Annotation gemacht zu haben, um zu sehen, wie es da drinnen zugeht,« sagte der König.

»Wir wollen uns das *Intérieur* betrachten,« setzte die Königin hinzu.

»Ich darf die Majestäten geleiten?« sagte Schlüter, sich umwendend.

»Gewiß,« sagte der König.

Schlüter zuckte heftig; so eben waren Graf und Gräfin Wartenberg in den Garten getreten.

»Er ist vollkommen unvorbereitet,« sagte die Gräfin leise.

Es erschienen ferner die Markgrafen Philipp Wilhelm und Albrecht, die Herren von Ponnewitz und Dohna, Bülow und Schmettau, die Kammerjunker von Schulenburg und Goethe, der Graf Wittgenstein, Beger und Falz. Endlich ein sehr einfach, aber reich gekleideter alter Herr nebst zwei Damen. Eine derselben erkannte Schlüter sofort. Es war die Gattin Eosanders.

»Wir haben nicht nöthig, Ihnen die Herrschaften vorzustellen, welche sich mit uns vereint Ihr Atelier ansehen wollen,« sagte der König. »Nur diese beiden Herrschaften müssen wir dem Meister bekannt machen – dieses ist Herr Matthäus Merian, der berühmte Maler und Verleger des Europäischen Theaters; *cette dame* seine Schwester, Madame Marie Sybilla Graf, die *celebre* Reisende.«

Schlüter verbeugte sich leicht. Aus den Augen des alten Mannes schoß ein Blitz des Hasses auf den Meister, während Schlüters Oberlippe sich fast zu einem spöttischen Ausdrucke verzog.

»Ich schätze mich glücklich,« sagte Merian, »ein Mal das berühmte Atelier besuchen zu dürfen, aus dem so viel des Großen hervorging.«

»Sie sagen nicht zu viel, Herr Merian,« entgegnete Schlüter stolz. »Aber das Große, welches daraus hervorging, ist auf Befehl Seiner Majestät geschaffen worden, durch ihn allein war es möglich, Bedeutenderes als andere Werkstätten zu leisten; die Dinge, welche dort geschaffen, sind daher Schützlinge Seiner Majestät.«

Er machte eine fragende Geberde zum Könige, welche dieser sogleich bejahend beantwortete, und schritt dem großen Zuge voraus, während die Läufer und Lakaien draußen Mühe genug hatten, die Neugierigen abzuhalten, von denen besonders die Jungen den Zaun mit aller Gewalt zu besetzen drohten. Kurt und Simonetti hatten die Flügelthüren geöffnet. Von den bereits zum Abformen

ganz fertigen Modellen der vier Sclaven für das Denkmal des großen Kurfürsten waren die spanischen Wände schnell fortgenommen, und diese herrlichen Gestalten bildeten allein schon Gegenstände werth eines Besuches. Aber an den Wänden waren noch allerlei Bildwerke aufgestellt, welche den Beschauer fesseln konnten und mußten. Der König trat, seine Gemahlin führend, sogleich auf die vier Modelle zu.

»Sie sind *magnifique*, Schlüter,« rief er. »Jedes einzelne Stück ist ein Kunstwerk – grandios – *voyez, messieurs et mesdames*, wie wundervoll!«

»Sie bilden eine *petite galerie* für sich,« setzte die Königin hinzu. »*Mais* – die Arbeiter im Atelier?« fuhr sie fort. »Wir meinten recht viele zu sehen, die Schläge der Meisel zu hören.«

»Augenblicklich wird nur modellirt,« sagte Schlüter, »die meisten Arbeiten sind schon abgeliefert und daher nur zwei Arbeiter hier. Die Bausachen werden in meinem Hause zu Berlin abgemacht –«

»Und wo sind Ihre Gehilfen?«

»Hier. Meister Simonetti und mein Schüler Kurt von Berchholz.«

Aller Augen richteten sich auf Kurt, der vortrat. Wohlgefällig betrachtete die Königin, etwas strenge der König den jungen Edelmann.

»Sie sind nun ganz frei für die Kunst, Herr von Berchholz,« sagte er. »Wie Sie wohl schon erfahren haben, hat auch Ihr Bruder die Hand der schönen Werneck abgelehnt, und wir sehen in der That ein, daß ein Zwang nicht

am Platze wäre, weil das Fräulein bereits gewählt hat. Widmen Sie sich also der Kunst.«

»Ich hegte diese Erwartung von Euer Majestät Weisheit,« sagte Kurt sich tief neigend, »und darf unterthänigst danken. Das Herz läßt sich bei dem Künstler nicht zwingen. Dero Majestät waren auch gnädig genug, keinen Zwang anzubefehlen.«

»Nicht des Künstlers Herz allein fühlt so,« sagte die Königin. »Auch die rauhen Seemänner haben diese Empfindungen zarter Art, auch sie kennen die Sprache des Herzens und achten sie. Ihr Bruder war großmüthig genug, auf den Besitz des Fräuleins zu verzichten.«

»Ich weiß es, Majestät.«

»Er hat sich der Gnade Ihrer Majestät besonders zu erfreuen,« sagte der König. »Denn heute wird bereits das Patent des Kapitäns in seinen Händen sein. Er geht nach Stettin ab und von da nach Stralsund, wo unsere Schiffe liegen.«

»Mein Bruder verläßt uns also wirklich?« stammelte Kurt.

»Es war sein Wunsch,« erwiderte die Königin.

»Jetzt zu den Modellen,« fiel der König ein, »und dann weitere Besichtigung. Wir hoffen verschiedenes zu sehen.«

Schlüter begann nun den Herrschaften seine Werke, die Modelle, die angefangenen Stücke zu zeigen und zu erklären. Die Herren und Damen blieben immer hinter dem Herrscherpaare – die Zeit verging. König und Königin schienen sich bei dem Anschauen der Werke sehr

zu unterhalten; Schlüter begann ruhiger zu werden. Man schien wirklich nur einen gewöhnlichen Besuch beabsichtigt zu haben.

»*Mon cher directeur*,« begann jetzt der König, man hat mir gesagt, daß Sie nicht nur *un grand atelier*, sondern auch ein kleines besitzen sollen, das Sie Ihr Sanctuarium zu nennen pflegen. Wie wäre es, wenn wir dieses beträten?«

Die Wartenberg heftete ihre Augen fest auf Schlüter.

»Es wird kommen,« murmelte sie.

»Wenn Eure Majestät befehlen,« sagte Schlüter, »öffnet sich jede Thür.«

Er wendete sich nach dem Seitenkabinet.

»Ich bin neugierig, wie es da drinnen aussieht,« sagte die Sonsfeld.

»Achten Sie auf alles,« flüsterte die Wartenberg, »die Entscheidung muß kommen.«

Schlüter hatte die Herrschaften in das zweite Zimmer geführt.

»Diese Thür hier,« sagte er scherzend, »ist die eigentliche Pforte zum Sanctuarium, wie Majestät es zu nennen beliebten. Ich arbeite hier die Modelle,« welche vor ihrer Vollendung niemand sehen soll.«

»Also für jeden sonst verschlossen?« fragte der König.

»Ja, Majestät. Es hat aber vor nicht langer Zeit ein frecher Angriff auf dieses Gemach stattgefunden,« fuhr Schlüter fort, die Gräfin fixirend.

»Wie?«

»In einer Nacht, wo hier im Atelier niemand anwesend war, wurde der Versuch gemacht, einzudringen.«

»Zu welchem Zwecke?«

»Ich weiß es kaum zu deuten – Entwendet ward nichts, obwohl viele schöne Dinge von Werkzeugen und dergleichen dalagen. Es scheint, daß es sich um den Raub einer Idee handelte – vielleicht hat dieses hier den Räuber verscheucht.«

Er öffnete plötzlich die Thüre. Durch das Fenster fiel der Sonnenstrahl auf die wundersamen Dinge, welche hier aufgestellt waren. Mit einem lauten Schrei des Erstaunens, der Bewunderung, wohl auch des Schreckens, traten alle zurück, denn in dem Zimmer standen, hoch übereinander wegsehend, einundzwanzig furchtbar schöne Larven oder Köpfe. Sie stellten die Häupter sterbender und gestorbener Krieger dar. Jedes Sterbenden oder Todten Antlitz zeigte einen anderen Ausdruck, aber jeder war gleich großartig, gleich erhaben und vollendet. Es gab in der That nichts, was dieser künstlerischen Ausführung sich zur Seite stellen konnte. Der König blieb vor Bewunderung einige Minuten sprachlos, ebenso die Königin. Die anderen betrachteten diese mächtigen Werke unter ehrfurchtsvollem Schweigen.

»Ha – jetzt verstehe ich alles,« zischelte die Gräfin, »dieses waren die Dämonen, welche Eosanders Agent gesehen.«

»*Mort de ma vie*,« antwortete leise der Graf. »Ich verdenke es keinem, wenn ihn das Entsetzen packt.«

Der König athmete tief.

»Was ist mit diesen herrlichen Dingen beabsichtigt?«

»Sie werden mit Euer Majestät Erlaubniß als Schlußsteine in die Fenster des Zeughaushofes gesetzt werden.«

»Es ist zu bedauern,« sagte der Markgraf Philipp, »daß diese schönen Bildwerke nicht den Augen der Menschen stets erreichbar sind, warum in den Hof? Man müßte sie immer sehen können, wenn man die Straße entlang wandelt.«

»Hoheit verzeihen,« sagte Schlüter, »ich habe einen anderen Gedanken dabei gehabt. An der Außenseite des Hauses habe ich den Glanz des Krieges dargestellt. Jedermann weiß, daß er auch seine Kehrseite hat. Indem ich diese Masken im Innern des Hauses, im Hofe anbringe, will ich dadurch andeuten, daß die glänzende Außenseite das Elend verbirgt. Dies meine Absicht.«

»Und sie ist trefflich,« rief der König begeistert, während ein Gemurmel des Beifalls seine Worte begleitete.

»Eilen Sie, sonst gestaltet sich noch die Sache zum Triumph für ihn,« mahnte Merian die Gräfin.

Diese hatte unterdessen jeden Winkel gemustert, sie konnte aber bei den vielen Gegenständen nicht sogleich etwas herausfinden, das auf die Allegorie geführt hätte.

»Es muß zu entdecken sein,« sagte sie leise.

König und Königin gingen nun zu den einzelnen Larven. Sie sprachen dabei mit Larrey, Bülow, den Damen und Falz. Dadurch kamen die Wartenbergs in die Nähe Schlüters.

»Sie werden sich gewundert haben, Herr Oberbaudirector, auch uns hier zu sehen,« sagte der Graf mit listig lächelnder Miene.

»Durchaus nicht, Herr Graf,« entgegnete Schlüter, »es ist wohl natürlich, daß ein so hochgestellter Herr sich in Begleitung Seiner Majestät befindet.

»O,« fiel die Gräfin ein, »wir kommen auch nicht umsonst.«

Der König stand mit seiner Gemahlin nicht weit von den Sprechenden.

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Schlüter.

»Schon längst wollten wir Ihnen den Besuch machen, für unsere nächsten häuslichen Einrichtungen bei Ihnen, Herr Oberbaudirector, den Plan zu einem Palais zu bestellen.«

Schlüter fuhr auf. War es Ernst oder steckte irgend eine Bosheit dahinter? Die Schützerin Eosanders wollte einen Plan von Schlüters Hand?

»Ich weiß nicht –« fiel Schlüter stockend ein.

»Nein,« sagte der Graf. »Es ist abgemacht, wenn Sie Ja sagen. Wir wünschen Plan und Bau von Ihnen gearbeitet zu sehen.«

Der Oberbaudirector warf einen fragenden Blick auf den König.

»O, das ist eine Frechheit,« sagte leise die Königin zur Pöllnitz, »diese *personnage* bestellt in unserer Gegenwart bei dem Baumeister des Königs für sich den Plan zu einem Palaste. Sie *agirt* sich als Fürstin.«

Der König war ein wenig verlegen.

»Wollt Ihr dem Grafen den Bau herstellen?« fragte er Schlüter.

»Wenn Euer Majestät es mir gestatten? – ja.«

»So erwarten wir Ihre Pläne,« sagte Wartenberg, ohne die Königin weiter zu betrachten, deren Gesicht die Röthe des Zornes bedeckte.

»Schlüter merkt nichts,« lispelte die Gräfin.

»Es würde dann wohl der Phantasie des Herrn Oberbaudirectors sehr freier Spielraum gestattet werden,« sagte plötzlich die Königin, »denn bekanntlich ist Herr Schlüter ein Meister in der Allegorie. Wir haben so eben ein neues Beispiel davon erfahren, die Anbringung jener schönen Larven. Er würde Gelegenheit haben, allegorische Darstellungen an dem Hause des Grafen und der Gräfin Wartenberg anzubringen.«

Das gräfliche Paar brach trotz seines Stolzes ein wenig in sich zusammen.

»Ich weiß von dem Skandale bereits,« flüsterte die Gräfin, todtenbleich vor sich hinstarrend. Der Graf aber hielt den Moment zur Eröffnung des Kampfes gekommen.

»Ah, freilich,« sagte er. »Herr Schlüter, der wohl einsehen muß, daß wir zu seinen Bewunderern gehören, ist wie in allem, so auch in der Allegorie ein Meister. Seit kurzer Zeit spricht man – und sicherlich wissen Ihre Majestät auch davon – von jenen schönen Reliefs über den Fenstern des Schlosses, welche ganz plötzlich erschienen.«

Schlüter fühlte, wie sein Blut ihm zu Kopfe stieg; jetzt begann die Meute zu bellen.

»Jene Reliefs?« sagte er scheinbar gleichgültig. »Ah, Venus und Themis.«

»Ja, ja,« fiel die Königin ein, »es ist schon richtig, was der Graf sagte. Diese Steinbilder sind es, von denen ich hörte, sie sollen sehr gut gelungen sein.«

»Majestät,« begann jetzt der Graf Wittgenstein, »ich muß in Gegenwart des Meisters sagen, daß nicht nur die Bewunderung seine Werke begleitet, sondern daß sie bereits, wie alles Bedeutende, mit dem Nimbus des Geheimnißvollen, des Sagenhaften, umgeben werden. So ist *par exemple* allgemein das Gerücht verbreitet, daß die Statue des hochseligen Herrn Kurfürsten aus einer Mischung gefertigt sei, welche mit der Zeit zu purem Golde werde, man fabelt davon, daß unser Meister mit Hilfe von Dämonen arbeite, und so ist es ist denn ganz natürlich, daß man auch jenen Reliefs, den allegorischen Darstellungen, gewisse Auslegungen gibt.«

Die Königin streckte ihren schönen Kopf ein wenig vor, die Gräfin verrieth eine große Unruhe.

»Ah,« sagte der König die Lippen beißend, »Sie meinen jene seltsamen Auslegungen, von denen schon auf der Soirée Ihrer Majestät die Rede war? Ich lächle darüber. Schlüter ohne Sorge deshalb.«

»Welche Auslegungen, Majestät?« fragte Schlüter, der seiner nur mühsam Herr ward. »Ich bin erstaunt, Dinge zu vernehmen, von denen ich bisher keine Ahnung hatte.«

»Ja, mein Gemahl,« fiel die Königin ein, absichtlich der Gräfin den Rücken wendend. »Auch ich bin erstaunt,

über das so Gehörte. Welche Auslegungen hat man auf meiner Soirée jenen Reliefs gegeben?«

»O, dieser Wittgenstein war sehr ungeschickt, es mußte anders angefangen werden,« flüsterte die Gräfin.

»*Je m'en souviens*,« sagte der König. Man wollte behaupten, Schlüter, Ihr hättet in den Reliefs einige kleine *malicen* gegen gewisse Personen unter das Publikum bringen wollen – *malicen*, welche von den Freunden des Skandals leicht zum Nachtheil des Hofes ausgedeutet werden könnten.«

»Majestät, ich bin starr vor Verwunderung,« sagte Schlüter.

»*Ma foi*,« lachte die Königin, »ich erinnere mich auch, derlei gehört zu haben – ja – ja. Man erzählte mir – o – wer das doch gleich? Es würden binnen kurzem einige seltsame Dinge am Schlosse sichtbar sein – Dinge, von denen man mit den Worten der Schrift sagen könne: Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden – Dinge, welche in Allegorieen gewisse Eigenmächtigkeiten – verzeihen Euer Majestät, daß ich es hier ausspreche, geißeln, bei denen sogar Damen ihre Hände im Spiele haben sollen.«

Sie richtete ihre Augen fest auf die Gräfin und fixirte auch leicht den König.

»O, sie beginnen die Jagd auf mich,« murmelte Schlüter. »Aber mein Werk hat doch seinen Zweck erreicht. Die Gräfin zittert.«

»Wir sind öffentlich verhöhnt,« knirschte die Gräfin. »Die Königin weiß alles.«

»Fassen Sie sich,« flüsterte Wartenberg.

»Eigenmächtigkeit!« rief jetzt der König zürnend, »wer dürfte eigenmächtig an unserem Hofe handeln? Es müßte eine Willkür hinter unserem Rücken begangen worden sein, von der wir noch keine Nachricht haben und es wäre dann von Euch, Schlüter, sehr Unrecht, solche uns unbekannte Fakta zu malitiösen Allegorieen verwendet zu haben; deshalb wäre es gut, wenn Sie hier in unser aller Gegenwart eine Deklaration jener Steinbilder gäben. Es diente zu allgemeiner Calmirung.«

»Jene Bilder soll ich vertheidigen?« fragte Schlüter noch immer erstaunt.

»Vielmehr erklären, *mon ami*. Denn wir können nicht denken, daß ein Mann, der uns so nahe steht, ein Pasquill in Stein wider den Hof angefertigt habe.«

»Euer Majestät urtheilen gerecht,« sagte Schlüter.

»*Mon dieu* – ich bin ganz unbefangen. Sie wissen ja, ich habe die Reliefs noch nicht gesehen.«

»O,« fiel jetzt Wartenberg, der den richtigen Augenblick gekommen wähnte, ein, »Euer Majestät könnten doch gleich hier, an dieser Stelle einen Blick auf die Reliefs werfen, denn ohne Zweifel hat Herr Schlüter doch ein Modell davon.«

Er blickte in dem Gemache umher. Die ganze Gesellschaft lauschte gespannt; Freunde und Gegner wußten von den Gerüchten, welche über jene Steinbilder umliefen, noch ehe sie dem Gemäuer eingefügt worden waren.

»Von den Reliefs,« antwortete Schlüter mit fester Stimme, »sind keine Modelle angefertigt worden. Ich berufe

mich auf meiner Mitarbeiter Zeugniß. Dergleichen leichtere Arbeit in Sandstein fertige ich ohne Modelle.«

»Wenn ich fragen darf, auch ohne Zeichnung?« fragte Wartenberg.

»Ah, sie haben jenen Dieb in mein Atelier geschickt,« sagte Schlüter zu sich selber. »Er sollte die Zeichnung suchen.«

»Das nicht, Herr Graf,« erwiderte er laut, »aber ich machte nur eine flüchtige Skizze.«

»O, wir möchten sie gerne sehen,« fiel die Königin ein, »vielleicht sind Portraits darauf erkennbar.«

Ihr Gesicht lächelte so reizend und boshaft zugleich, daß alle Anwesenden die Gräfin, welche eine neue Niederlage erleiden sollte, verstohlen erwartungsvoll anblickten. Es war offenbar, daß die Königin mehr wußte, als die meisten geahnt hatten, daß sie die Gelegenheit suchte, der mißliebigen Dame eine neue Kränkung zu bereiten.

»Im eigenen Netz gefangen,« murmelte Wittgenstein. »Wenn Ihr Portrait erkannt wird, ist zwar Schlüters Ungnade gewiß, aber die Gräfin ist vor aller Welt lächerlich, die Reliefs sitzen in der Mauer.«

Schlüter war der drohenden Gefahr mit eisiger Ruhe entgegengetreten. Sein klarer durchdringender Verstand überblickte schnell die Lage der Dinge, er spielte einen Trumpf aus, der auf den Gang des Ereignisses entscheidend wirken mußte.

»Majestät haben zu befehlen,« sagte er, »aber ich darf, als der Oberbaudirector meines gnädigsten Herrn, solche

Zeichnungen nicht ohne den Willen des hohen Bauherrn vorlegen, und so darf ich wohl sagen: Befehlen Euer Majestät, daß ich die Zeichnung vorlege?«

Er blickte den König, ohne Verlegenheit zu zeigen, an, er wußte, daß der Monarch die Zeichnung nicht verlangen werde, die Gräfin war dem Spotte Preis gegeben, *wenn* sich ein Portrait fand.

»Majestät,« sagte der König, sich zur Königin wendend, »wir finden es begreiflich, daß Sie eine solche Skizze sehen wollen aber, wir haben nicht allzu viel Zeit übrig und,« er lachte gezwungen, »weshalb wollen wir mit dem Meister eine Art von Verhör anstellen? *Mon dieu*, die ganze Sache ist doch nur ein Scherz, ein kleines *pourparler*, nichts weiter, da kommen wir ja viel besser fort, wenn Schlüter uns eine Erklärung der Allegorie gibt, die wir jede Stunde in Augenschein nehmen können, denn sie ist ja schon an Ort und Stelle.«

»Eosanders Agent hatte Recht, die Zeichnung war mit meinem Portrait versehen. Er scheute sich, sie zu zeigen, er muß seine Strafe haben,« sagte leise die Gräfin.

Schlüter neigte sich vor dem Könige.

»Ich bin ganz Euer Majestät Ansicht,« sagte die Königin, »und verzichte auf die Vorlegung.«

»Die Allegorie,« begann Schlüter, »ist einfach eine Darstellung, daß die Liebe auch die Kraft und Gewalt eines Herkules überwältigt und den Stärksten bändigt. Zu diesem Zwecke habe ich Venus auf einem schlafenden Löwen dargestellt, die Schönheit hat den König der Thiere, das Symbol des Mächtigen, in Schlaf gelullt, Amor, die

Liebe in Person, spielt mit den Waffen eines Herkules. Das ist das Ganze, ich kann nicht begreifen, welch andere Deutung man diesem Bilde geben will, dessen Gegenstand schon so viele größere Künstler benützt haben. Wer Portraits erkennen will, der mag sie erkennen, ich habe eben Venus und Amor gestellt, nichts weiter.«

»Sehen Sie wohl,« rief der König, der genau in der Weise verfahren war, wie es auf der Soirée zu Schönhausen von den Wartenbergs vorgeschlagen worden.

»Haben Sie eine andere Deutung, Graf von Wittgenstein?« fragte er mit drohendem Blicke.

»Keine, keine, Majestät, ich habe auch vielmehr auf das zweite Relief, die Justitia, hinweisen wollen, die – –«

»O die mit den zusammengeschobenen Wagschaalen? Nun?« fragte der König.

»Eben nur Allegorie wie die andere,« sagte Schlüter ruhig. »Will jemand es wagen, zu behaupten: in Preußen gelte kein Recht? – ich denke so etwas kaum. Aber es ist dem Künstler gestattet, Großes und Niederes, Schönes und Häßliches darzustellen. Unsere großen Meister, welche die Paläste der Fürsten mit ihren Werken zierten, brachten die Tugenden und die Laster zur Darstellung. Eines feuert an, das andere gilt als Warnung.«

»Sie haben Recht, ganz Recht,« rief der König, »und ich will, daß über diese *minauderies* kein Wort mehr verloren werde.«

»Er hat sich ausgeredet,« sagte die Königin vor sich hin. »Er hat die Reliefs gegen die Wartenberg gerichtet,

wäre er muthig gegen die Schiffertochter vorgegangen, ich hätte ihm meine ganze Gunst zugewendet.«

»Nicht so finster blicken, Schlüter,« sagte der König unwillig. »*Vraimant*, es ist abscheulich, wenn die Gäste ihrem Wirth schlimme Minuten bereiten.«

»O,« sagte Wartenberg, »ich bin untröstlich, den Anfang mit solchem Dispute gemacht zu haben.«

»Nicht minder ich,« fiel Wittgenstein ein.

»Aber Herr Schlüter wird einsehen, daß ich einem Künstler, von dessen Genie ich mir den Plan zu einem Hause erbat, nicht übel wollen kann,« setzte Wartenberg hinzu.

»Also *finissons*,« rief der König. »Diese Reliefgeschichte ist ganz Nebensache. Wir kamen ja um weit größerer Dinge willen her, und wenn Graf Wartenberg einen Auftrag oder Antrag für den Meister mitbrachte, so habe ich ebenfalls einen solchen für ihn, der hoffentlich die böse Laune verscheuchen wird.«

Schlüter verbarg unter der tiefen Neigung des Hauptes seine Blässe, eine Ahnung stieg in ihm auf, ein Gefühl des herannahenden Unheils.

»Möchte Euer Majestät Auftrag des Meisters gute Laune herstellen,« sagte die Königin.

»Sie beschämen mich, Majestät,« entgegnete Schlüter.

Der König winkte jetzt Merian heran, der mit Beger und Falz die Larven gemustert hatte; bei dem Nahen dieses Alten empfand Schlüter eine Bangigkeit, er wollte mit der Hand unwillkürlich eine abweisende Geberde machen, aber der König hatte bereits gewinkt. Schlüter sah

in Merians Hand eine Papierrolle. Was enthielt sie? Er sah, wie die Wartenbergs und Wittgenstein flüsterten.

»*Mon cher Andreas*,« begann der König in freundlichem Tone, »Sie erinnern sich noch meines Auftrages in Betreff des Münzthurmes.«

»Das Unheil ist vor der Thür,« murmelte Schlüter. »Ja, Majestät,« setzte er laut hinzu, »es sollte ein Abbruch stattfinden; dann aber sollte der Thurm nur als Wasserkunst benützt werden.«

»Ganz recht. Ich wünschte, Sie hätten mir eine Zeichnung dazu entworfen, ich bestellte sie, aber –«

»O, ich habe Euer Majestät Befehl erfüllt,« sagte hastig Schlüter, dessen Hoffnung wieder stieg. »Die Zeichnung ist fertig.«

Die Gesichter der Intriguanten verlängerten sich bedeutend, der kühne Gegner Eosanders hatte eine fast unerschöpfliche Arbeitskraft. Ohne zu zaudern war Schlüter in das Nebenzimmer geeilt. In der fieberhaften Hast schob er einige Kammerherren bei Seite. Er öffnete einen Kasten des Zeichnentisches, seine zitternden Hände zogen aus den Papieren ein Blatt, mit welchem er zum Könige eilte.

»Hier, Majestät,« sagte er, mit einer Verbeugung es überreichend, »hier ist die Zeichnung des Thurmes, wie ich ihn mir als Zierde des Lustgartens in Dero Residenz gedacht habe, wenn der alte Thurm entweder ganz gefallen und nur von Dero Majestät zum Ausbau bestimmt sein wird; ich hege die Hoffnung, daß Euer Majestät Gnade diesem Entwurfe zu Theil werde.«

Mit sichtlicher Freude sah der König auf das sauber ausgeführte Project. Es war dieselbe Zeichnung, welche Kurt bewundert hatte.

»Es wird am Ende glücklich für ihn ablaufen,« sagte die Gräfin leise zu ihrem Gemahl. »Aus der ganzen Pasquillgeschichte ist also nichts herausgekommen.«

Sie gab Merian einen Wink.

»Ich möchte wissen, was vorgeht, Base,« sagte jetzt Margarethe Eosander zu Marie Graf. »Es scheint etwas im Werke, woran der Vater betheiligt ist.«

»Ich weiß es nicht, mein Kind,« antwortete Sybilla Marie. »Ich habe nur Augen für die Werke dieses großen Schlüter.«

Der König hatte unterdessen mit steigendem Interesse die Zeichnung betrachtet. Er hatte sie auf einen kleinen Tisch gelegt und lud die Königin ein, näher zu treten.

»Sehen Sie sich diese reizende Composition an, Majestät,« rief er entzückt aus. »Wir erhalten heute, bei diesem Besuche von Minute zu Minute schönere Eindrücke und sehen des Vortrefflichen so viel, daß fast eine *abondance* davon vorhanden.«

Schlüter begann zu frohlocken. Er hatte, wie wir wissen, die Zeichnung zum Schutze seiner Ideen und seines Baues entworfen.

»In der That,« sagte die Königin, den Entwurf betrachtend, »man kann nichts Reizenderes sehen.«

Die Zeichnung stellte einen im unteren Stockwerke etwa 60 Fuß breiten Thurm dar, dessen zwei Thüren durch

eine breite Nische getrennt waren, welche sich in halbem Kreisbogen schloß. Aus der Tiefe derselben quoll ein Brunnen, dessen breiter Strahl sich über drei Stufen ergoß und auf der letzten, sehr breit sich ausdehnend, die Nische mit fließendem Wasser schloß. Ueber diesem Stockwerke stieg der luftige, leichte Thurm in die Höhe. Postamente, gekuppelte Säulen, offene Thüren, reizend geformte Karnieße und durchsichtige Verzierungen waren in sinn- geschmackvoller Weise angebracht. Zwischen den Postamenten zog sich eine Galerie hin. In der Mitte dieses luftig gedachten Theiles, hing die Stundenglocke an der leicht gewölbten Decke. Auf den Postamenten standen gekrönte, den Namenszug des Königs tragende Schilde. Jetzt erhob sich ein korinthisches Gesimse mit Sockel und Postament, welche die Zifferblätter der Uhr nebst dabei befindlichen Figuren zeigten. Ueber der Uhr stand eine Vase mit Rauchwolken, darüber hing die Schlagglocke für die Viertelstunden. Mythologische Figuren trugen das nun folgende Gesimse, welches oben geschlossen war und einen Aufsatz mit Stäbchen, Hohlkehlen und Karnießen in Form einer Schale zeigte, aus welcher eine Vase sich erhob, deren Deckel ein Knopf zierte. Dieser Knopf trug eine große weibliche Figur. Ihre Gewänder schienen im Winde zu flattern, in den hoch erhabenen Armen hielt sie eine Krone über ihrem Haupte. Die Composition war nicht reizvoller und künstlerisch schöner zu erdenken.

Der König vermochte seinen Beifall kaum in genügenden Worten auszudrücken. Er rief die Anwesenden nacheinander heran und zeigte diesen schönen Entwurf.

»Es wird kommen, wie ich sagte,« zuckte die Gräfin.

»Warten wir ab,« zischelte der Graf.

»Dieses Werk muß eine Zierde des Baues werden,« sagte der König.

»O, wenn Euer Majestät das denken und meinen,« begann Schlüter, »so möchte ich meine schon oft ausgesprochene Bitte wiederholen. Sie haben, allergnädigster Herr, heute meinen Werken Beifall gespendet, lassen Sie mich jene Bitten erneuern. Der alte Münzthurm, den Sie beim Gange durch den Schloßbau als ein Hinderniß ansahen, über dessen Abbruch noch nichts entschieden war, er möge fallen, oder, wenn ein Theil desselben stehen soll, so möge er nur in dieser Weise, wie es die schwache Zeichnung hier andeutet, ausgebaut, geändert werden. Dieser leichte Bau wird von dem vorhandenen Untergemäuer getragen werden können. Der alte Thurm müßte viel besser die Mitte einer Seitenfronte zieren, etwa die nach der Seite der Freiheit, sie muß noch gebaut werden, wir haben freie Hand, die Façade in die neue Form zu bringen, jenen schönen Bau harmonisch zu machen, während der Thurm jetzt nur als eine Art von Flickwerk erschiene. Der Thurm, wenn er auf dem alten Grunde sich erheben sollte, würde unsicher sein, der Grund ist nicht geeignet, so schwere Last zu tragen, weiterhin ist er fester. Befehlen Sie, daß das alte Gemäuer ganz abgetragen werde, ich mache mich dann anheischig, binnen kurzer Zeit den

neuen Thurm zur Höhe, wie Euer Majestät es wünschten, zu erbauen, ein Denkmal, welches dem Schlosse und der Residenz zur Zierde gereichen soll.«

»Ah, er fürchtet diesen Bau; Eosander hatte recht gesehen, wir müssen es betreiben,« sagte die Gräfin, dem Grafen einen leichten Stoß gebend.

Der König war schwankend. Merian trat näher.

»Euer Majestät gestatten mir unterthänigst, an Dero Pläne erinnern zu dürfen,« sagte er. »Hier ist die alte Zeichnung, die Euer Majestät einer Prüfung würdigten.«

Der König nahm aus seiner Hand die Rolle und öffnete sie.

»Seht her, Meister Andreas,« sagte er, das Blatt entfaltend, »hier erhalte ich ein seltenes Projekt. Es ist eine Zeichnung des berühmten *Memhard*. Sie gehört zu einer Menge von Plänen, welche mein hochseliger Herr Vater entwerfen ließ, und ich leugne nicht, daß ich diesen Theil des Planes rasch wieder hergestellt wissen möchte. Es ist darauf der Münzthurm zu sehen, ein stattlicher Bau, gerade an der Stelle, wo heute noch jenes alte Gemäuer steht; so schön diese Eure Zeichnung ist, es wäre mein Wunsch, den Thurm genau auf derselben Stelle zu lassen, mit den von Euch gezeichneten Ornamenten, aber bis zur gewaltigen Höhe, hoch hinaufragend in die Lüfte und weithin sichtbar. Ihr seid Meister genug, solch ein Werk auszuführen, und ich kam eigentlich heute zu Euch, um dem allbewährten Künstler dieses Werk zu übertragen, weil ich die Ueberzeugung habe, Ihr werdet den so ehrenvollen Auftrag nach meinem Willen vollenden und

genau auf der Stelle, der Münzthurm steht, diesen neuen, gewaltigen Bau zu Ehren Eures Königs und Eures Namens, den neuen Thurm, hinstellen.«

Schlüters Hände zitterten, von der Erregung bewegt, welche des Meisters sich bemächtigte. Was er so lange gefürchtet, war eingetroffen, seine Gegner konnten es allein dahin gebracht haben, dem Könige dieses gefahrvolle Werk als ausführbar zu schildern, es war das Einzige, welches Schlüter, der Unverzagte, fürchtete, es war ihm, als decke ein Nebel alles rings um ihn her, und durch diesen Nebel sah er die Blitze des Triumphes aus den Augen der Wartenbergs leuchten. Noch ein Mal begann er sich zu wehren.

»Diese Zeichnung ist schön, sehr schön,« sagte er, seiner Stimme Kraft verleihend, »aber wo bleibt die Harmonie des Ganzen? Ich habe jene Zeichnung ganz im Einklange mit den Bauten des Schlosses zu bringen gesucht, dieses Stück hier wird meine Pläne umwerfen.«

»Es wäre Euch unmöglich, den Thurm mit dem Ganzen in Einklang zu bringen?« fragte der König betroffen.

»In dieser Weise ja, beinahe, Majestät. Der Thurm hier ist ganz anders im Style, in der Art der Behandlung, als mein Entwurf, dazu müßte ein neuer Plan jenes Theiles des Schlosses entworfen werden, der mit dem hier befindlichen Theile harmonirt.«

»Es wäre Euch unmöglich, das zu vollenden?«

Die bei dem Intriguenspiele handelnden Personen horchten gespannt, jetzt mußte die Entscheidung kommen. Schlüter wollte ablehnen, ein Zeugniß seiner

Schwäche geben. Der Meister wehrte sich aufs neue, er hatte eine Waffe in Bereitschaft. Er blickte um sich und gewahrte Kurt, der in größter Besorgniß dieser Verhandlung gelauscht hatte. Er winkte dem Schüler.

»Geht hinauf,« sagte er schnell, »holt den Plan, den Rollos so eben vollendet, bringt ihn her.«

Kurt eilte hinweg.

»Was werden wir sehen?« fragte Wartenberg, der neben Merian stand, während König und Königin die Zeichnungen musterten.

»Es gilt, die Entscheidung herbeizuführen,« sagte Merian.

»Mein Vater,« ließ sich jetzt die sanfte Stimme Margarethens vernehmen, »hüten Sie sich vor dem Unrechte.«

Merian wendete sich betroffen um.

»Was fällt Dir ein, Kind,« sagte er hastig und leise. »Sprich nicht dazwischen. Es gilt, Deinem Gatten einen Dienst zu erweisen.«

»Soll dieser Dienst ihm durch ein Unrecht geleistet werden?« fuhr die edle Frau fort. »Weshalb habt Ihr gegen Schlüter gearbeitet?«

»Es fällt uns nicht ein – –«

»O, ich begreife alles; alles wird mir klar. Es handelte sich nicht um Geld bei jenen Berathungen, welche Eosander und Ihr vor dem Feste bei der Königin hattet. Es galt, im Auftrage der Wartenbergs und um Schlüter zu schaden einen Plan zu entwerfen, der dem Meister Gefahr bringen muß. Ich sehe jetzt, was es sein sollte, Schlüter sträubte sich gegen den Bau, der seine Entwürfe kreuzen,

ihm Gefahr bringen muß und gerade deshalb wollt Ihr darauf bestehen, Vater! Vater, Ihr habt nicht wohl gethan, und Eosander will des Meisters Fall zu seiner Leiter machen.«

»Ich beschwöre Dich, schweige. Deines Gatten Zukunft steht auf dem Spiel.«

Kurt erschien. Er trug ein Papier in der Hand, welches er dem mächtig erregten Schlüter darreichte.

»Majestät,« begann Schlüter, »ich habe, um Euer Majestät Entscheidung zu meinen Gunsten zu lenken, keine Zeit, keine Mühe gespart, einen Entwurf zu machen, welcher für mich sprechen möge. Werfen Sie einen gnädigen Blick auf dieses Blatt. Es ist eine Darstellung des Gesammtbaues, wie ich ihn zur Zierde Berlins schaffen möchte.«

Er entrollte die schöne Zeichnung und befestigte sie, so gut es ging, dergestalt, daß der König sie vollständig betrachten konnte.

Ein Ruf der Bewunderung entglitt den Lippen des Königs. Neugierig traten alle näher.

»Was hat er gemacht?« fragte die Gräfin.

»Er wird ein neues Werk geschaffen haben,« lispelte der Graf zu Merian.

König und Königin betrachteten die herrliche Zeichnung, durch welche er, wäre nach ihm gebaut worden, den Schloßplatz und seine Umgebungen zum schönsten Platze gemacht haben würde, den Hauptstadt aufweisen kann. Von der Ecke des Schlossesplatzes bis zur gegenüberliegenden Ecke, wo sich die breiten Gebäude des

Marstalles zeigten, bildete jener einen breiten, nach auswärts gebogenen Halbkreis. Die breiter gemachte Spree trat dichter zum Schlosse heran, aber nur so weit, daß zwischen dem Gebäude und ihr ein breiter Weg blieb. Mit richtiger Würdigung der Ideen des Königs hatte Schlüter die lange Brücke in reicher Verzierung und auf derselben das Standbild des Großen Kurfürsten dargestellt, genau an dem Orte, wo es Platz finden sollte. Prachtvolle Schälungen, schön verziert mit Postamenten, welche Figuren trugen, geschmückt, zogen sich längs des Wassers hin und zeigten reizend geformte Brustgeländer. Der Platz war mit Rasen belegt, von breiten Wegen durchschnitten, der ganze Schlosses erschien in schönster Harmonie, alles, selbst die noch alten Theile waren in Einklang gebracht. Thore als Triumphbogen gestaltet, vermittelten die Eingänge und Ausfahrten. An der Ecke des Schlosses, gegen die Hundebrücke zu, erhob sich der vielbesprochene Münzthurm, aber genau so dargestellt, wie die Zeichnung Schlüters ihn vorführte. Die unteren Mauerwerke waren beibehalten, aber hoch über diese hinauf stieg der schöne Thurm mit seinen Säulen und Figuren in die Luft. Um ihn her sah man die sogenannten »Buden«, aber massiv, in schönem Style ausgeführt, davor das Ballhaus in reizender Form, und gegen die Freiheit zu ein anderes Gebäude. Diese bildeten gleichsam den Mantel für die unschöne Grundmauerung, und aus dieser Masse stieg der luftige Bau empor zu gewaltiger Höhe. Daneben sah man den schön geordneten Lustgarten, drüber hinaus das prachtvolle Zeughaus, und um seinem Entwurfe

vollends Geltung zu schaffen, hatte der Meister auch den alten Dom auf dem Platze in der Zeichnung beseitigt. Ein großartiger Bau, eine mächtige Kirche mit hochgewölbter Kuppel erhob sich quer auf dem majestätischen Platze. Alle Verhältnisse waren in der edelsten Weise aneinandergefügt, die Seitengebäude liefen bis zu den Grenzen des Schloßplatzes, und so bildete dieser erhabene Bau den schönsten Abschnitt für das herrliche Bild, welches sich hier den Blicken der erstaunten Beschauer entfaltete. Unter diese Zeichnung hatte Schlüter mit großen Lettern schreiben lassen: »*Place Royal de Berlin.*« Es war in der That ein königlicher Platz.

»Das ist über alle Worte, über jeden Ausspruch herrlich, erhaben, wundervoll,« rief der König, »und ich zweifle nicht, daß Jedermann diese Ansicht theilen werde.«

»In der That wunderschön,« sagte die Königin.

»Wir sind geschlagen,« sagte die Gräfin zu Wittgenstein. »Ein Angriff nach dem anderen wird abgewiesen.«

Schlüter wagte nicht die Blicke umherzusenden, er hatte nur Augen für den König, von dessen Entscheidung alles abhing.

»Ich muß gestehen,« sagte Merian jetzt, »man kann kaum etwas Vollendeteres sehen.«

»Vielleicht macht Herr Eosander es besser,« fuhr Schlüter heraus, der seinen Unmuth nicht zu fesseln vermochte.

Des Königs Blick ward ein wenig finster, aber er faßte sich bald genug wieder, um in neue Lobeserhebungen

auszubrechen. Nicht so die Königin. Sie fühlte sich durch Schlüters Hohn verletzt, Eosander war *ihr* Baumeister. Er hatte so viel Mühe gehabt, seine Anordnungen zum Putz der Festlichkeiten waren so trefflich gewesen, die interessanten Persönlichkeiten, welche er an den Hof brachte, fesselten die Königin, welche mit geistvollen Gesellschaften so gern verkehrte, und dazu hatte Schlüter die Wartenberg geschont, die ihm feindlich war, er hatte nicht offen bekannt, daß jenes Relief gegen die Favoritdame gerichtet war, das brachte ihn bei der Königin in den Ruf der Zaghaftigkeit. Sie fing den mißbilligenden Blick des Königs schnell auf.

»Gern gebe ich zu, *je l'avoue, Majesté*,« sagte sie, »daß Monsieur Eosander diesen Plan nicht entwerfen würde, aber man hat auch nicht umsonst den Ruf eines Michel Angelo, wie ihn Herr Schlüter besitzt.«

»Majestät beschämen mich,« sagte Schlüter.

»O *non donc*, alle Welt spricht davon, aber Sie werden es mir nicht übel deuten, *Monsieur le directeur*, wenn ich Leute, welche *meine kleinen* Aufträge gut durchführen, auch ein wenig protegiren möchte, zumal da Sie ja mit Arbeiten überhäuft sind. Denn nicht nur Seine Majestät tragen Ihnen diese *exécutions* auf, auch Graf Wartenberg will seinen Palast von Ihnen gebaut wissen.«

Sie warf Schlüter einen vorwurfsvollen Blick zu, der Meister gerieth aufs neue in Besorgniß.

»*Finissons*,« sagte der König. »Dieser Entwurf ist prächtig, ich sagte es schon und freilich in der Harmonie des Ganzen geschaffen, aber Sie werden mir doch zugeben

müssen, daß ein so gewaltiges Werk einige Ueberlegung fordert.«

»Gewiß, Majestät,« sagte Schlüter.

»Es ist sehr, sehr zu bedauern,« fiel jetzt Graf Wartenberg keck und entschieden ein, »daß sich diese herrlichen Linien nicht mit denen des altehrwürdigen Baues vereinigen lassen, der dort in jener Zeichnung Memhards dargestellt ist. Eurer Majestät fromme Ehrfurcht für die Ueberlieferungen aus des höchstseligen Herrn Zeit muß nun freilich sich dem großartigen Entwurfe unterordnen.«

»Sie lassen nicht ab,« murmelte Schlüter.

»*Comment donc!*« fuhr der König auf. »Es ließe sich der Thurm nicht beibehalten, *c'est-à-dire*, nur ausbauen?«

»Es wäre ein schweres Werk,« sagte Schlüter.

»Vor dem Sie nicht zurückbeben dürfen, *mon ami*,« fiel der König ein. »Wir behalten uns die Entscheidung über die Ausführung dieses großartigen herrlichen Entwurfes vor, aber ein Mann, der solchen Plan der Vollendung entgegenführen will und kann, der sollte nicht vor dem Auftrage schrecken, der ihm einen alten Bau zu nützen befiehlt, um Neues, Schönes darauf zu setzen.«

»Dieser Bau, Majestät,« sagte Schlüter, sich mühsam sammelnd, »ist, wenn Euer Majestät befehlen, zu verschieben; die *Place royal* ist später zu schaffen, es würde also nur darauf ankommen, den Münzthurm in der Weise auszubauen, wie ihn diese, die erste Zeichnung, Euer Majestät vorführt, das heißt: als ein leichtes, für Wasserspenden berechnetes Bauwerk.«

Jetzt war der entscheidende Moment erst gekommen. Alle hefteten ihre Blicke an die Lippen des Königs, er sollte das Wort sprechen, welches Schlüter die gefahrvolle Arbeit auftrug, so hofften dessen Feinde, Schlüter hoffte auf eine günstige Entscheidung: Abtragung oder nur Ausbau des Münzthurmes in der leichten Weise, er hatte dann zwar seinen herrlichen Entwurf des Platzes umsonst gemacht, aber sich von furchtbarer Last befreit. Er hatte durch diese Zeichnung beweisen wollen, wie herrlich und harmonisch alles gestaltet werden könne, es schien vergeblich, der König legte die Zeichnung einstweilen bei Seite. Es blieb noch die Hoffnung auf Beibehaltung des Entwurfes für einen Wasserthurm, *diese* Massen, diese *leichten* Bogen konnte der alte Unterbau tragen, des Königs Wille war also berücksichtigt. Langsam entfaltete Friedrich noch ein Mal die Zeichnung Memhards, er betrachtete sie, dann hob er das Haupt. Tiefe Stille herrschte, ängstlich kauerte hinter einem Steinblocke Kurt, er hing an Schlüters Antlitz mit seinen Blicken.

»*Mon cher directeur*,« sagte der König, »alles was Ihr gebaut, was Ihr anordnen werdet, das billige ich. Aber eines ist mein Wunsch, mein Wille: den Münzthurm sähe ich gern beibehalten nach diesem alten *dessin*. Fügt daran so viel Verzierungen als Ihr wollt, bis zur ersten Säulenstellung behaltet Euren Plan bei; sind die alten Mauern zu schwach, so verstärket sie so viel Ihr wollt, aber machet sie recht stark, denn, so gern ich diesen schönen Bau ausführen lassen möchte, bin ich doch seit gestern Abend

anderen Sinnes geworden. Der alte Münzthurm soll nicht allein ein Wasserwerk, er soll ein Glockenthurm werden.«

Alle stutzten, es hatte niemand dies erwartet.

»Ich habe aus Holland vor längerer Zeit ein Glockenspiel gekauft, Ihr wißt es. Der Holländer Sanders hat es mir auf Leibnitz Empfehlung verhandelt. Nun will ich dieses Glockenspiel, welches schöne und wohltönende Choräle spielt, auf der höchsten Spitze des Münzthurmes, der meinem Schlosse zunächst stehet, angebracht wissen. Ich denke, wenn Ihr, Schritte, gute Ideen habt, so sind die meinigen auch nicht total zu verwerfen. Denkt Euch, hoch hernieder aus den Lüften, von der Höhe über dem Königsschlosse herab klingen die Lieder zum Lobe Gottes, drunten sprudelt das erfrischende Wasser, gleichsam ein Quell des Lebens, ja schon von weitem aus der Ferne siehet man den Thurm hervorragen aus den Häusern meiner Hauptstadt, denn Ihr sollt ihn hinaufführen bis zur Höhe von fünfhundert Fuß.

»Schön! erhaben!« riefen die Königin und alle Anwesenden.

»Ein glanzvolles Blatt für das *Theatrum Europaeum*,« setzte Merian hinzu.

»Ich bin in den Händen meiner Feinde, ich muß die schreckliche Arbeit thun,« stöhnte Schlüter. »Woher wußten sie, daß ich diesen Thurm scheue?«

»Dieser Gedanke Euer Majestät ist so schön und edel, daß er in der That ausgeführt zu werden verdient,« rief Wartenberg.

»Haltet fest daran,« lispelte die Gräfin.

»Das Project ist eines der erhabensten, welche jemals entworfen wurden. Herr Schlüter selbst wird Euer Majestät darum beneiden,« sagte Wittgenstein.

»Ich kann dem Worte des Herrn Grafen nichts hinzusetzen,« entgegnete Schlüter.

»Und Sie werden also den Bau in solcher Weise, wie ich es begehrte, ausführen?« fragte der König freudig aufblickend.

»Ich kann,« erwiderte Schlüter, dessen Stimme nicht mehr die frühere Festigkeit hatte, »ich kann von dem, was ich sagte, nicht abweichen, Majestät. Wenn der Thurm nur ausgebaut, sein Grundgemäuer beibehalten, die alte Mauer genutzt werden soll, dann würde ich bitten, mich mit dem hochehrenden Auftrage gnädigst verschonen zu wollen.«

Der König warf unwillig sein Haupt zurück, durch die Gesichter der Intriguanten zuckten die Strahlen boshaften Triumphes.

»Er tritt zurück, die Ungnade ist ihm sicher,« triumphirte die Gräfin.

Der König schritt einige Schritte auf Schlüter zu.

»Wie? Ihr wollt inmitten Eures Baues eine Lücke lassen?« fragte der Monarch.

»Im Gegentheil, gnädigster Herr,« sagte Schlüter. »Ich möchte alles, was ich *baue* und schaffe, ohne jegliche Lücken sehen. Zwei Dinge aber, welche so verschieden von einander sein würden, wie mein Bau und diese alte Zeichnung, würden Lücken zu einander bilden.«

»Ihr seid eigensinnig,« rief der König, bereits erzürnt.

»Ich wage es, den Mann in Schutz zu nehmen, dessen Genie er kennen, der mir ein Prachthaus schaffen soll,« fiel jetzt Wartenberg gleißnerisch in die Rede. »Lassen Euer Majestät den Meister frei, wenn ich bitten darf; sicherlich legen auch Ihre Majestät die Königin ein Wort für Monsieur Schlüter ein. Wenn derselbe eine Arbeit unternehmen soll, die seinem ganzen Wesen widerstrebt, lassen Majestät solchen Auftrag gnädigst einem anderen zukommen. Dort, an jener Stelle wollte Monsieur Eosander einst seinen von Euer Majestät gern gesehenen Bogen aufführen. Vielleicht möchte es gerathen sein: Herrn Eosander die Aufgabe zu stellen, seine Pläne mit denen des weiland kurfürstlichen Baumeisters Memhard in Harmonie zu bringen und die Arbeit an jenem Theile des Schlosses, den Bau des Münzthurmes zu übernehmen, da Herr Schlüter sich so entschieden weigert.«

Ein kalter Schauer rieselte über Schlüters Leib, seine Augen drohten dem Grafen, seine Hand zuckte fieberhaft.

»Es ist gelungen,« ächzte er, »Sie haben dahinaus gewollt.«

»Der Herr Graf hat einen guten Ausweg gefunden,« sagte die Königin.

Der König gedachte seiner Worte vom vergangenen Tage. Er hatte nicht Ruhe genug, Schlüter fest anzublicken.

»Das ist in der That, ein guter Ausweg,« sagte er, die Königin, anschauend. »Da Sie, *mon cher* Schlüter, den Bau des Münzthurmes zum Glockenthurm ablehnen, so werden wir es mit dem Monsieur Eosander versuchen. Er

soll einen Plan entworfen, der mit dieser Zeichnung hier in Harmonie gebracht werden muß, und den Schloßbau nach der Freiheit zu ausführen. Es ist auch billig, Schlüter daß wir Euch die Arbeit erleichtern.«

Die Gräfin und Wittgenstein warfen einander frohlockende Blicke zu, Merian lächelte verschmitzt.

»Sie bringen Eosander in Gefahr, er ist solcher Aufgabe nicht gewachsen,« lispelte Margarethe.

»Wir werden schon sorgen, daß er durchkommt,« entgegnete Merian.

»Jener Thurm kann die Last nicht tragen.«

»Pah! Man wird sorgen, daß Eosander ihn abbrechen kann.«

»Ha – schändlich. Es soll Schlüter daran zu Grunde gehen,« murmelte Margarethe.

Schlüter rang noch immer nach Luft und Fassung. Seine Niederlage war vollständig. Der nicht mehr verhehlte Triumph seiner Feinde war auf ihren boshaft lächelnden Gesichtern zu lesen. Schlüter konnte nicht mehr zweifeln, daß die ganze Sache eine Kabale war, angestiftet, ihm eine von ihm selber gefürchtete Arbeit aufzubürden, eine Sorge, die er ängstlich verborgen gehalten, von der nur Kurt wußte, wie waren die Gegner hinter des Meisters ihn quälendes Geheimniß gekommen?

Eosander stand an der Schwelle des Sieges über Schlüter. Die Mittelmäßigkeit focht glücklich gegen das Genie, zahlreiche Bundesgenossen standen ihr zur Seite, jener alte Merian mit dem damals mächtigen Buche: das europäische Theater genannt, war bereit, jede Hilfe dem

Schwiegersohne zu leisten, die Wartenbergs, welche dem Könige täglich nahe waren, deren ganzer Troß von Liebedienern, die Königin selbst nicht für Schlüter eingenommen, die hämischen Maurermeister und Akademiker, ringsum Neider, nur die zu Freunden, welche edel wie Schauer selbst, bewundern, aber nicht mit erbärmlichen Waffen fechten konnten, ja, sein Uebergewicht, seine Stellung war bedroht, die Arbeit wurde getheilt, dies alles überblickt er jetzt schnell, die lächelnden Mienen der Gegner bestätigten es.

Schlüter konnte diese Niederlage nicht erdulden, es riß ihn fort zum ungeheuren Wagstücke; noch war der König in seiner Nähe, hatte er eine Gelegenheit für sich zu kämpfen, das Feld zu behaupten und dann – wie wollte Eosander mit seinen, mit Schlüters Plänen concurriren? Schlüter fürchtete diese Concurrenz nicht, Eosander war nicht fähig, einen harmonischen, mit jener alten Zeichnung in Einklang stehenden Plan zu entwerfen, denn Memhard war ein Genie gewesen, welchem der Roturier Eosander nicht gleichkommen konnte. Schlüter mußte wagen, mußte die Hoffnungen der Feinde vernichten. Er war entschlossen. Man sah es ihm an, wie seine geistige Kraft sich aufbäumte, wie die augenblickliche Betroffenheit schwand. Er trat dem Könige einen Schritt näher und die Blicke durch die Versammlung schweifen lassend, sagte er mit festem Tone:

»Majestät – allerhöchst Ihr Plan, dessen Schönheit ich bewundern muß, stimmt nicht mit meinem Entwurfe

überein, den ich doch nur in Euer Majestät Auftrage gemacht. Dieses hat mich allein betroffen gemacht, und ich war gesonnen, meinen allergnädigsten Herrn zu bitten, mich von dem Auftrage, den Münzthurm auszubauen, entbinden zu wollen. In diesem Augenblicke liegt die Sache anders. Euer Majestät haben eine großartige Idee entwickelt, Sie wollen solche ausgeführt haben, und tragen mir gnädigst die Arbeit auf, die ich ablehnte, weil dabei jene Zeichnung benutzt werden soll. Würde es nur darauf ankommen, meine Gedanken auszuführen, ich würde noch jetzt bei meiner Bitte beharren, aber Euer Majestät scheinen zu glauben, daß ich mich vor der Arbeit fürchte, daß ich, weil die Schwierigkeiten groß sind, ein Mißlingen besorge, das darf ich meinen gnädigsten Herrn nicht denken lassen, und so bitte ich denn: vertrauen Sie mir, dem bis heute kein Auftrag, keine Ausführung, kein Werk mißlang, auch den Bau jenes Thurmes an. Ich werde ihn, wie Euer Majestät selbst bewilligten, mit Hinzufügung meiner Ideen und Zierrathen nach dem alten Plane aufbauen.«

Ein leiser Ruf der Ueberraschung ließ sich vernehmen. des Königs Antlitz erheiterte sich, sein Oberbaudirector hatte also doch den Muth, das gefährliche Werk zu unternehmen.

»Wollen den Bau ausführen?« fragte er.

»Ich bitte um Euer Majestät Auftrag.«

»Und wie wir es wünschen? mit Beibehaltung des alten Gemäuers? auf dem alten Platze, dem alten Grunde?«

»Auf dem Platze und Grunde,« wiederholte Schlüter mit dumpfer Stimme.

»Wohlan denn, nehmen Sie den Bau in Angriff,« entschied der König.

»Er ist kühn,« sagte Wittgenstein leise.

»Eosander ist wieder zurückgesetzt,« zürnte die Gräfin.

»Sicherlich zu Schlüters Unheil,« tröstete der Graf.

Jetzt blickte die Königin auf.

»O mein Gemahl,« sagte sie, »wir haben dem Herrn Eosander einer großen Ehre verlustig gemacht. Es war bestimmt, daß *er* einen Theil übernehmen sollte.«

»Majestät,« fiel Schlüter ein, »ich werde eben so wenig wie vor dem Werke selbst, vor einer Concurrenz zurückschrecken; *mein* Plan ist fertig, ich bedarf nur einer Umarbeitung im Sinne jener Zeichnung Memhards, möge nun Herr Eosander *seinen* Entwurf machen, und wir werden sehen, für welchen sich des Königs Majestät entscheiden.«

Alle schienen von diesem Vorsatze Schlüters befriedigt, zumeist der König.

»Es bleibe dabei,« entschied er. »Monsieur Eosander soll den Plan entwerfen, aber so schnell, so schleunig als möglich, damit das Werk schnell beginne und sich vollende, und wenn ich die beiden Entwürfe neben einander sehe, dann werde ich entscheiden, befehlen, welcher Plan verwirklicht werden soll, ohne auf die Person oder irgend

jemand zu reflectiren, der für oder wider einen jener Pläne oder deren Schöpfer sein dürfte. *Dixi*, kein Wort weiter, und nun Meister, ist es genug für heute. Wir haben Euch lange aufgehalten. Adieu.«

»Noch eine Bitte,« fiel Schlüter ein. »Diese Erweiterung des Baues macht auch eine Vermehrung der Arbeitskräfte nöthig. Ich bitte um Euer Majestät Genehmigung, neue Anstellungen für den Bau treffen zu können.«

»Sie haben diese Genehmigung.«

»So erlaube ich mir, Euer Majestät meinen ersten Conducteur vorstellen zu dürfen, und empfehle ihn zur Anstellung.«

Er winkte Kurt heran. König und Königin waren ein wenig betroffen. Obwohl Friedrich selbst die Heirath der schönen Sidonie mit Anatole protegirte, hatte er dennoch immer einigen Widerwillen gegen die Bestätigung der Anstellung Kurts als Bauconducteur, der Edelmann sollte doch am Hofe glänzen. Aber er konnte Schlüter jetzt nichts verweigern.

»Wohlan, *Monsieur Kurt de Berchholz*,« sagte er, ich bestätige Ihre Anstellung, und Ihr Meister wird die königliche Kasse anweisen, Sie angemessen zu honoriren.«

Kurt erröthete vor Freude, aber auch vor Besorgniß. Es war die gefährliche Arbeit für Schlüter, welche den jungen Edelmann hob.

»Ich sage Euer Majestät meinen tiefgefühltesten Dank und hoffe auch mit dem Griffel und Zirkel, mit Maaßstab und Loth zu Euer Majestät Ruhme ein wenig beitragen zu können, wie ich es gern mit dem Degen thun würde.«

»Alles ist gut, was in *fidélité* und *obéissance* geschieht,« sagte der König. »Lebet wohl, Schlüter, in zwei Wochen müssen die Arbeiten beginnen, sei es durch Euch oder den Monsieur Eosander.«

Er winkte zum Gehen, die Gesellschaft schritt ihm nach.

»Es war eine genußreiche Stunde,« sagte die Königin, Schlüter ihre Hand reichend, »und wenn ich auch meinen Architekten protegire, so erkenne ich Ihre *méritен* dennoch an.«

»Ich habe Euer Majestät Protegirten das Feld frei gelassen,« sagte Schlüter.

»Vergessen Sie den Plan meines Palais nicht,« sagte Wartenberg, an Schlüter vorübergehend.

»Es wird erstehen,« entgegnete Schlüter, der die Gräfin mit den funkelnden Augen anblickte.

»Und die Zeichnung? das Relief? o – Sie wissen recht gut, daß es gegen mich gerichtet war,« zischelte die Wartenberg ihm zu.

»Lassen Sie die Leute, die Schreiber, die Dichter, den Sinn entziffern,« erwiderte Schlüter. »Die Königin hat ihn schon verstanden.«

»Ha – Sie bekennen also –«

»Es ist nichts zu bekennen,« sagte Schlüter, neben ihr hergehend. »Es ist erwiesen, daß die Leute in dem Reliefe allerlei finden werden. Warten Sie ab, Frau Gräfin. Mein Steinbild steht fest.«

»Hoffentlich wird die Zeit kommen, wo es herabgerissen wird.«

»Wir wollen sehen – wir wollen sehen,« knirschte Schlüter, der den offenen Kampf ausgebrochen sah.

»Adieu, Schlüter,« rief der König, der bereits am Gartenthore stand.

Schlüter verneigte sich tief. Die Gräfin rauschte vorüber, alles stieg in die Karossen.

»Das Steinbild wird unter den Trümmern des Münzthurmes begraben werden,« rief die Gräfin.

»*Mais* weshalb? es ist doch – –« sagte der Graf.

»Es ist eine schändliche Anspielung auf mich. Der freche Baumeister hat es mir selbst gestanden.«

»Ah – nun denn, er muß an dem Thurme verenden, aber erst unser Palais. Der König gibt mir die Gelder,« sagte der Graf.

Schlüter blieb am Thore, er verabschiedete sich von den Herren und Damen, da trat eine sehr schlanke Gestalt zu ihm, sie berührte leise seinen Arm.

»Sie werden nicht alle für die Kleinlichkeiten Eosanders verantwortlich machen,« sagte sie. »Ich bin schuldlos an dem ehrgeizigen Treiben. Gebe der Himmel Ihnen Gedeihen, großer Meister, die Feinde sind mächtig.«

Margarethe Eosander eilte aus dem Garten.

»Was war das? Eosanders Gattin?« murmelte Schlüter. »Sie kennt die Gefahr, sie ist ein edles Weib – o – ich muß –«

Der alte Merian schritt mit Wittgenstein an ihm vorüber. Die dreie grüßten sich kalt.

»Die Bosheit und die Rücksichtslosigkeit gehen Hand in Hand,« sagte Schlüter leise. »Diese ganze glänzende

Gesellschaft zieht mit dem letzten Reste meiner Ruhe davon, jeder hat ein Stücklein mit sich genommen.«

Er schaute der Wagenreihe noch einige Minuten lang nach, dann kehrte er in das Atelier zurück.

»Dank, tausend Dank,« rief Kurt, des Meisters Hand fassend, »nun bin ich am Ziele.«

»Sie haben heute gewonnen, mein Freund, ich habe verloren,« sagte Schlüter.

Kurt erbleichte. In der Freude seines Herzens hatte er des gefährlichen Auftrages ganz vergessen, jetzt kehrte ihm die Erinnerung zurück.

»Sprechen Sie nicht von Verlieren,« rief Kurt, »Ihnen darf das Werk nicht mißlingen.«

Schlüters Gewalt über sich selbst ließ nach. Mühsam genug hatte er es vermocht, sich aufrecht zu erhalten, so lange der Hof in seinem Atelier gewesen, jetzt schwanden die Kräfte und er sank in den nächststehenden Sessel.

»Ich bin zu kühn gewesen,« rief er, »ich hätte dieses Werk dem anderen überlassen sollen.«

»Sie werden es vollenden,« sagte Kurt.

»Es konnte nicht anders kommen, nein – nein,« stieß Schlüter heraus. »Nachdem mein Geheimniß, welches mich quälte und drückte, wie das Bewußtsein einer schweren That, nachdem *das* von jenen errathen war, mußte ich an den Kampf gehen. Wie geriethen sie in den Besitz? Niemand als Ihr, mein Freund, hat es gewußt, fahren Sie nicht auf, ich weiß ja: Sie hielten es treu bei sich, nun denn, so haben sie mit höllischer Schlauheit das errathen, was mir Verderben bringen soll.«

Kurt erzitterte, er hatte nicht den Muth, seine Schuld zu gestehen, er hoffte auf des Baues Gelingen, weshalb dem Meister noch neue Sorge machen? Die Thüre öffnete sich der alte Rollos trat schüchtern ein.

»Sie sind fort?« sagte er.

»Ja – ja– mein Freund – wir sind allein.«

Simonetti trat ebenfalls in den Saal, der Meister und seine drei Freunde standen zusammen.

»Ich finde Euch in gewaltiger Bewegung, Schlüter,« sagte Rollos. »Was ist geschehen?«

»Was wir fürchteten,« rief Schlüter. »Was schon Memhard, der unverzagte Mann, fürchtete, der Bau des Münzthurmes ist entschieden, er soll an derselben Stelle stehen, aus dem alten Gemäuer soll das neue sich erheben, die Erde drunten wird wanken *müssen*, wenn das Gewicht von Steinen in der Höhe von fünfhundert Fuß auf diese armen Schollen drückt.«

Rollos schüttelte besorgt das Haupt.

»Es ist eine unglückliche Stelle, ich weiß, daß Jedermann sie fürchtete. Habt Ihr den König nicht bitten können –«

»Auf den Bau zu verzichten?« fiel Schlüter ein. »O – ja – ich that es, es ist auch gelungen, aber dann, dann tritt Herr Eosander ein; es ist bestimmt.«

»Lasset ihn bauen.«

»Kennt Ihr die Tücke der Leute dorten nicht? Eosander würde *nicht* bauen auf jener Stelle, für ihn fände sich ein Vorwand, den König zum Abbruch des Thurmes zu bewegen, aber er wäre dann eben doch betheiligt bei der

Arbeit, wäre *das*, was ich bin, für ihn würde die Gefahr beseitigt, welche man mir aufbürdet, damit sie über mich zusammenbreche.«

»Eosander soll mit Euch bauen?« riefen Rollos und Simonetti.

»Ha! ha! ha!« lachte Schlüter wild. »Er soll einen Plan entwerfen, der in Harmonie mit dem alten Thurme ist, der tückische Merian hat es für Eosander ausgeheckt; weil ich ablehnte, sollte Eosander heran, konnte ich da weichen? durfte ich des Königs Gnade, meinen Ruf als Baumeister wagen? durfte ich einem Auftrage zurückschrecken, den ein Eosander ausführen könnte? ihm werden sie die Sache leicht machen, mir wälzen sie die Last zu, die tragen muß, komme was da wolle. Andreas Schlüter darf nicht weichen, er muß wagen und kann sich nicht den Feinden gegenüber verzagt zeigen.«

»Aber,« fiel Rollos ein, »Eosander muß doch den Plan erst entwerfen.«

»Er soll ihn liefern – in zwei Wochen.«

»Und Euer herrlicher Entwurf für die *Place royale*?«

»Ward bei Seite gelegt.«

»Wird der König die Pläne nicht prüfen?«

»Er wird es.«

»So warten wir diese Entscheidung erst ab.«

»O, mein Freund,« sagte Schlüter, »die, welche mich anfeinden, wissen gut zu spielen. Wenn auch des Königs Wille für mich ist, es bleibt dennoch die Gefahr für mich, da der Thurm nun einmal die Höhe erhalten, in der alten Weise – hier – hier ist die Zeichnung, in dieser Art gebaut

werden soll, sein Gewicht ist furchtbar. Ihr selbst, Rolle, sagt es ja.«

Rolle hatte die Zeichnung ergriffen, er sah sie aufmerksam an, das Blatt zitterte in seinen Händen.

»Seltsam,« sagte er. »Dieser Entwurf ist von Memhard, ist richtig, wie kam Merian zu dem Blatte? es ist eines von den wenigen, die aus dem Brande gerettet wurden. Meine mir gestohlenen Copien enthalten dieses Blatt ebenfalls – Eosander wird diesem Plane nicht nacharbeiten können. Er müßte Memhards Genie haben.«

»Ich hoffe es,« sagte Schlüter. »Es ist meine ganze Hoffnung. Wenn Eosander den Plan nicht genügend schafft, dann ist Aussicht, daß der König meinen Entwurf billigt. O, meine Freunde, es war eine schwere Stunde. Es ist schrecklich und schlägt den Muthigsten nieder, wenn er sieht, wie das Unheil gegen ihn herzieht, ohne daß Menschenkraft es zurückhalten kann.«

»Nehmt Euren alten Muth auf,« rief Rollos, »es ist noch nichts verloren. Wartet die Pläne ab.«

»Ich will es,« sagte der Meister entschlossen, »ich will nicht zagen, ehe alles verloren ist. O, ich habe heute auch meine Triumphe gehabt, sie staunten über die Larven der Krieger, sie hatten Furcht vor mir; ich habe der infamen Wartenberg gerade herausgesagt, daß das Steinbild einen Spott auf sie ausdrücken soll, ich habe nicht den Kampf aufgegeben, und meines Feindes Weib hat mir die Hand gereicht. Ich werde wagen –«

»So ist es recht,« riefen die Freunde.

»Bereitet alles vor,« versagte Rollos. Es ist besonders nothwendig, den Grund zu untersuchen. Ich will es thun, ich kenne ihn noch von Alters her, es muß genau sondirt werden.«

»Ihr wolltet, Alter?«

»Ja, ja. Ich kann ein Mann sein, den Ihr in Arbeit nehmt. Ich will Euch den Grund sondiren. Ich weiß, von den Mühlen aus führt ein Gang unter den Damm der Freiheit, seinen Zweck kennt niemand, es ist mir klar im Gedächtniß, von jenem Gange aus kann man an den Grund des alten Münzthurms kommen. Euch, Schlüter, wird es leicht sein, von den Mühlen aus mich in den Gang zu schicken, Ihr seid Herr aller jener Bauwerke.«

»Es wird sehr leicht geschehen sein.«

»Also, ich setze unten den Bohrer an, und danach muß die Stärke der Quaderlagen berechnet werden, die Ihr dem Gemäuer geben sollt, um die Last vor dem Sinken zu bewahren, habt Muth wie immer, und denkt, Eosander hat die Pläne noch nicht fertig.«

»Ja, ich pflichte Euch bei,« rief Schlüter, schnell zur Entschlossenheit übergehend. »Es ist nicht recht, also zu zagen. Noch wartet die Arbeit des Gelingens, und ehe ich sie angriff, darf ich nicht an mir selber zweifeln. Es sei denn! Kurt, Ihr seid in ernster Stunde zu Eurem Glück gekommen, mit Eures Meisters schwerstem Beginnen begann Euer Heil. Fördert Eures Herzens Angelegenheit,

wie ich den Thurm fördern will, den sie mir zum Verderben ersonnen; Glück auf für uns beide! Ans Werk, alter Rollos, von morgen an wollen wir beginnen. Wir suchen die Arbeiter aus, wir prüfen das Material, wir entwerfen eine neue Zeichnung mit Hilfe des Blattes von Memhard, und wenn alles dieses gethan ist: dann hinauf mit den Gerüsten und Leitern an das alte Gemäuer, hinab mit dem alten Bau, daß auf dem von meinen mächtigen Blöcken gewahrten Grunde das neue Werk emporsteige in die Lüfte zum Ruhme meines Herrn, des Königs. Sie haben heute den Stoß gegen mich geführt, ich habe ihn abgewendet. Vorwärts an das Werk! Ich erwarte die Pläne Eosanders, ich werfe ihm die meinigen entgegen und, gelingt es nicht, ist die Bosheit mächtiger als das Talent, nun denn, so möge man Andreas Schlüter unter den Trümmern des zerbröckelnden Thurmes begraben.«

Die Pläne Gregorios.

Das Licht zweier schön verzierter Lampen fiel auf den Arbeitstisch und auf die höchst elegante Zimmereinrichtung des Herrn Eosander von Goethe. Es war still ringsum, die Vorhänge waren trotz des warmen Abends vor den geschlossenen Fenstern herabgelassen und, inmitten eines noch öden, fast unangebauten Stadtviertels liegend, ward die Ruhe des Hauses kaum durch ein fast unmerkliches Summen des fernher schallenden Verkehrs gestört. Aber so friedlich diese Stimmung in Bezug auf Haus und Umgegend sein mochte, der Inhaber des Zimmers, Eosander von Goethe, schritt fast angstvoll durch

das Gemach. Er hatte sich schon einige Male lauschend in die Nähe der Thüre postirt, war dann wieder zum Arbeitstische geeilt, stehen geblieben so recht tief in Gedanken, dann stieß er einzelne Worte aus, die sich zu ganzen Sätzen bildeten, »fatale Machination,« murmelte er, seine Stirne mit einem Tuche fächelnd.

»Wie konnten sie das wagen? Es ist zu unsinnig. Binnen zwei Wochen diese Pläne zu verlangen. Schlüter – ja – ja. Er schafft es – aber ich – wie konnte ich es – o – sie haben mich ins Garn geworfen – wenn sie nicht durch geschickte Wendung mich frei machen, oder wenn EEr nicht hilft – horch,« sagte Eosander plötzlich, »Schritte – es klopft herein!«

Der Diener kam.

»Euer Gestrengen Bauführer ist da,« meldete er.

»Herein, sogleich,« befieht Eosander mit fieberhafter Eile.

In das Zimmer trat Gregorio. Eosander hatte bei dem Erscheinen des Italieners die Thür des Gemaches verriegelt.

»Ihr kommt spät,« sagte er.

»Eine wichtige Familienangelegenheit hielt mich zurück,« sagte Gregorio. »Meister Braun hat seiner Tochter erklärt, daß sie binnen wenig Wochen mein Weib werden solle.«

»Hm, Ihr seid glücklich, Gregorio.«

»Sie haben mir zu diesem Glücke verholfen.

»Erinnert Euch dessen.«

»Gewiß thue ich es, aber auch ich habe Euer Gestrengen redlich beigestanden.«

»Ich weiß es.«

»Diese Hilfe ist es, welche mich heute schon sehr besorgt machte. Ich hörte von dem Besuche des Königs im Atelier Schlüters. Es schien mir gewiß, daß dort etwas vorgehen müsse, Sie aber waren nicht dabei.«

»Nein, ich hielt es für besser, fern zu bleiben.«

»Nun?« fragte Gregorio, die wachsende Unruhe Eosanders wohl bemerkend. »Es ist also Besonderes vorgegangen.«

»Ja, allerdings, Schlüter muß den Münzthurm bauen.«

»Ah!« rief Gregorio. »Also ist der Plan, den ich Ihnen mittheilte, geglückt? Dieser hochmüthige Schlüter wird fallen.«

»Wer weiß es? Der Bau soll vor sich gehen – freilich – aber da Schlüter sich anfangs weigerte, haben meine Gönner – mich – wie soll ich sagen – in eine Ungelegenheit – eine gefährliche Stellung gebracht.«

»Ich kann nicht verstehen, wie das gemeint sein soll,« sagte Gregorio mit gut gespieltem Erstaunen.

»Nun denn,« rief Eosander, »ich ließ Euch deswegen hieher kommen, Ihr sollt rathen, helfen. Genug, der König will, daß auch ich einen Plan für den Schloßbau entwerfen soll; einen Plan, der im Geschmacke einer von Memhard entworfenen Zeichnung, einem Ueberbleibsel verbrannter Pläne glaube ich, gearbeitet werden soll. Dieser mein Plan und der Schlüters sollen zur Prüfung

vorliegen und der König wird entscheiden. Mein Schwiegervater glaubte mir den besten Dienst zu erweisen, er hat mich in Gefahr gebracht.«

Gregorio hatte diese Mittheilung genau verfolgt, seine Züge waren heiter.

»Nun?« sagte er, »weiter?«

Eosander kämpfte ein wenig mit sich, dann sagte er:

»Ihr habt mir damals, als Ihr mir die Furcht Schlüters vor dem Münzthurme entdecktet, gesagt, Ihr würdet, wenn es zum Aeußersten käme, wieder helfen können.

»Ich half Euch immer.«

»O!« rief Eosander, schnell an den Arbeitstisch tretend und ein Schubfach öffnend, »hier ist Gold für das Geschmeide, welches so viel Unheil zu bringen drohte.«

Er ließ Gregorio näher treten.

»Der alte Merian hat weidlich gezahlt,« sagte der Italiener für sich. »Ich nehme das Geld an,« sagte er laut, »morgen stelle ich meinen Schein zurück, wir sind quitt.«

»Wenn Ihr Euch nicht aufs neue verdingen wollt,« setzte Eosander rasch hinzu.

»Wie meint Ihr das?«

»Nun, Euer Versprechen mir zu helfen; ich muß die Pläne liefern, ich muß dem Könige eine Arbeit vorlegen, will ich nicht alles verlieren?«

»So? Und wenn man Euch beim Worte nimmt? wenn *Ihr* nun auf jener Stelle bauen sollt, welche Schlütern zu gefährlich ist, wie dann?«

»Hm!« machte Eosander. »Nähme der König meine übrigen Pläne an, so würden meine Gönner es schon dahin

bringen, daß er von dem Bau des Thurmes abginge, oder doch einen ganz neuen Bau aufführen ließe, der leichter wäre als der jetzt bestimmte, und den der seichte Grund tragen könnte.«

Gregorio lächelte wahrhaft diabolisch.

»Ihr seid ja mit guten Freunden versehen, auch ich bin ein solcher; wohlan, Herr Baudirector, ich habe bereits geholfen, aufs neue geholfen.«

Eosander blickte Gregorio betroffen an.

»Ihr hättet –«

»Geholfen, Herr von Eosander,« fuhr Gregorio fort. »Hören Sie mich. Als ich mit Ihnen damals den Plan wider Schlüter besprach, fürchteten Sie bereits eine Concurrenz. Sie fürchteten, daß der König einen Plan von *Ihnen* fordern würde.«

»Wahr, wahr.«

»Nun denn, auch ich sah das voraus. Wenn man Schlüter verdrängen will, muß man eine Arbeit liefern können. Ich habe für Sie gearbeitet und einen Plan nach dem Gedanken entworfen, wie ihn der König gefaßt hat: nämlich mit Beibehaltung jenes alten Thurmes.«

»Wär's möglich? Ihr hättet –« rief Eosander, vor Erwartung bebend.

»Ich habe Tag und Nacht im Hause Brauns auf meiner Stube gezeichnet, die Pläne sind fertig.«

»Wo sind sie?«

»Bei mir. Ihr müßt zum Scheine zwei Wochen warten, so thun, als arbeitetet Ihr, ich liefere Euch die Pläne aus, und Ihr legt sie dem Könige vor.«

»Sie sollen im Geschmack Memhards sein.«

»Ihr werdet sie genau in diesem gearbeitet finden.«

»Mensch, Dämon, wie kommt Ihr zu diesen Dingen? Ihr seid –«

»Ein armer Polier, nichts weiter,« sagte Gregorio. »Ich hoffe, des Königs Bauconducteur zu werden, wenn ich mit Dora Braun vermählt bin.«

»Ihr sollt es werden, wenn der Bau vor sich geht, an der Freiheit sollt Ihr hoch droben auf dem Gerüste stehen, der erste im Werke,« rief Eosander.

»Wohlan denn, Herr Director, ich hoffe Ihnen die Pläne bald bringen zu können, aber wenn der König auf seinem Kopfe besteht? wenn der Thurm durch Euch gebaut werden soll?«

Eosander zuckte die Achseln.

»Ich hoffe, die Freunde, die Gönner bringen es dahin, daß jener Thurm nicht in den Plan aufgenommen werde, wenn der König sich für denselben entscheidet.«

»Trauen Sie nicht allzusehr. Der König hat seine eigenen unabänderlichen Gedanken.«

»Es wäre möglich.«

»Wir müssen auf alles gefaßt sein. Es thut Noth, den Grund des Thurmes zu erkunden. Sie müssen wissen, wie Sie bauen, wenn der Plan angenommen; wie Schlüter fährt, wenn *sein* Entwurf genehmigt wird. Es wäre möglich, daß Schlüter begänne, eine leichtere Last auf die Grundmauer zu setzen, er hat freie Hand, dann müßte ein Vorwand gefunden werden, den Bau massiver,

drückender zu machen, dazu müßt Ihr den Grund kennen. Seid Ihr selbst gezwungen, den Thurm zu bauen, nun, so ist's erst recht nothwendig, daß Euch die Tragkraft des Grundes bekannt sei. Ich werde den Gang an den Grund des Thurmes thun.«

»Ihr verpflichtet mich sehr.«

»Schlüter ist hitzig. Er wird, wenn der König ihm den Bau überträgt, diesen sogleich beginnen, ohne lange zu zaudern. Er wird auf die Ummantelung des Thurmes alles setzen, wird mit eisernen Ankern und starken Bögen die Last vor dem Sinken schützen wollen, ich kenne ihn. Er ist kühn, und das gefahrvolle Werk reizt ihn gerade. In dieser Hast wird er den Grund nicht genau genug untersuchen, eine oberflächliche Besichtigung vornehmen. Es ist sicher also, denn diese schlimmen Stellen, welche dort unten sein sollen, kennen nur wenige.«

»Und sollte Schlüter niemanden haben, der ihm die Gefahr zeigte?«

»Ich wüßte nicht, wenn nicht etwa –« Gregorio hielt inne und trat dicht zu Eosander. »Herr Director,« sagte er leise, »hat man heute im Atelier Schlüters unter den versammelten Personen niemand gesehen, der Ihnen fremd gewesen wäre?«

»Ich verstehe nicht. Meine Base und ihre Tochter plauderten lebhaft von allem, ich erfuhr durch meinen Schwiegervater, daß Kurt von Berchholz und Simonetti die einzigen gewesen, welche mit Schlüter im Atelier waren.«

»So, so. Also andere waren nicht dort?«

»Nein,« lächelte Eosander. »Nur die Dämonen.«

Gregorio blickte erschrocken umher.

»Es waren die Masken der sterbenden Krieger, welche Schlüter im Hofe des Zeughauses anbringen wird.«

»Es mag sein. Aber in jener Nacht lebten sie auf.«

»Es ist Euch nichts vorzuwerfen. Die Gräfin hat eingesehen, daß Ihr richtig gemeldet. Jenes Steinbild ist ein Spott auf ihre Macht über den König. Thut alles, Ihr dient den mächtigen Wartenbergs wie mir.«

»So werde ich die Pläne fertig machen und in den Grund steigen.«

»Ihr wolltet wirklich? Es wäre gefährlich, sähe Euch jemand. Man weiß, daß Ihr mein Beamter seid.«

»Ich komme hinein in den Grund. Abel Gerritsen, der Baubeamte im Münzthurm, ist der Bruder Vibrandt Gerritsens, des Mühlenzimmerers; durch ihn werde ich in einen Gang kommen, der, ich weiß es sicher, bis an die Fundamente des Thurmes führt.«

»Es ist zu besorgen, daß jene Leute Euch verrathen.«

Gregorio schüttelte den Kopf.

»Nein,« sagte er, »die Glieder der Gesellenbauhütte verrathen einander nicht.«

»Es gibt also noch immer jene geheimen Verbindungen?«

»Sie sind noch immer da. Ich weiß, Ihr waret stets dagegen, denket besser von den Wissenden, sie stehen fest zu einander.«

Er raffte seinen Hut auf und wendete sich zum Gehen.

»Auf morgen denn,« sagte Eosander.

»Noch eins,« bedeutete Gregorio, »wenn ich Euch die Pläne überbracht habe, wäre es gut, Ihr schicktet mich auf einige Zeit fort. Im Geheimen, auf Umwegen komme ich wieder, den Grund zu prüfen, unterdessen ist alles entschieden, und wir wissen, wer den Bau ausführt.«

»Es soll geschehen. Bringt die Pläne, dann sende ich Euch nach Oranienburg.«

Eosander ging dem Italiener voraus. Gregorio stieg die Treppe hinab und verschwand im Hausflur. Als der Baudirector zurückkam, fand er Merian in seinem Zimmer. Der alte Herr war in einer Erregung, welche der Eosanders kaum etwas nachgab.

»Es ist ein Verhängniß,« sagte er. »Dieses Berlin ist gefährlich.«

»Ein neues Ereigniß? welches?«

»O, Helene ist schon seit dem Abende bei der Königin so nachdenklich, heute erst hat sie – es kostete ihr einen Kampf, denkt nur: jener Seeofficier, der Bruder des Berchholz – – –«

»Liegt ihr im Kopfe,« fiel Eosander ein. »Ihr könnt mir danken, Papa, denn ich war es, der im Parke ihre Unterredung belauschte; der feurige Seeofficier hat Helenen seine Liebe gestanden, sie war aber entschieden, sie zeigte ihm an, daß sie verlobt sei, und ich selbst that das Beste, indem ich sie von dem leidenschaftlichen Anbeter hinwegführte. Sie haben mir ein großes Geschenk gemacht, dort liegt es.«

Er wies auf die Schublade, in welcher die Gelder für Gregorios Schmuck lagen.

»Aber ich habe mich revanchirt, indem ich Helenen dem kühnen Anbeter entriß. Die Millionen des Bräutigams, des wackern Herold waren nahe daran, geopfert zu werden. Die Verliebten fragen nicht nach dem Mammon.«

Merian schritt im Zimmer heftig umher.

»Es ist ein gefährlicher Ort, dieses Berlin – dieser Hof – dieser Prunk, sage ich noch einmal, wir wollen fort, morgen verabschieden wir uns bei den Majestäten, wir eilen hinweg von hier. Meine Geschäfte sind ohnehin beendet. Ihr habt gesiegt.«

»Gewiß, gewiß,« sagte Eosander, »meine Pläne werden nicht warten lassen.«

»Also wollen wir fort, es könnte mir wahrlich so ergehen wie dem unglücklichen Werneck, der *nolens volens* in die Mariage willigen muß.«

»O, es geschieht ihm Recht,« rief Eosander.

»Recht?« schrie Merian, dämpfte aber sogleich seine Stimme. »Recht? nein, mein Freund, sagt lieber, es ist die Willkür hier ganz ungeheuerlich. – Der König befiehlt; ohne zu fragen, entscheidet er über die Schicksale, die Personen.«

»Zum Glück derselben.«

»Es ist kein Glück ohne das sichere Fundament des Geldes; ohne den Willen der Eltern zu respektiren, wird verfügt.«

»Herr Merian,« fiel Eosander gereizt ein, »Sie scheinen zu vergessen, daß Sie mir durch den König selbst die

Arbeit am Schlosse verschafft haben, nach Ihren Auslassungen hat man dann wohl eure Ungerechtigkeit gegen Herrn Schlüter begangen?«

»Eine Gerechtigkeit nicht,« ließ sich in diesem Augenblicke eine Stimme vernehmen, und Margarethe trat in das Zimmer.

»Du hier? Du gegen mich?« stotterte Eosander, dem die muthige, edle Frau stets imponirte.

»Ich bin gegen dieses Treiben, nicht gegen Dich, mein Freund,« sagte Margarethe. »Im Atelier Schlüters warnte ich den Vater. Schlüter ist ein Genie, und nur Genie sollte gegen ihn kämpfen, nicht Intrigue. Ihr habt ihm eine ungeheure Last zugewälzt.«

»Wenn er das Genie ist, für welches Du ihn hältst, so wird er jene Last tragen.«

»Nein,« sagte Margarethe. »Er wird sie nicht tragen. Es ist eine innere Stimme, welche es mir zuruft: An dem Münzthurme wird Schlüters Glück zerschellen.«

»So steigt das meine empor,« rief Eosander.

»Die Steine, welche Schlüters Ruhm vielleicht begraben werden die Staffeln zu Deinem Glück bilden, Eosander, aber jene Steine sind morsch, hüte Dich, daß sie nicht unter Deinen Tritten wanken.«

»Ich pflege sanft aufzutreten,« sagte Eosander.

»Auch diese sanften Tritte sind fest und bestimmt, sie gehen sicher, aber nicht zum geraden Ziele führen sie. Sie zertret und Ruhm der andern.«

»So geht doch hin, warne Schlüter, den Genialen,« rief zornig Eosander.

»Ihn warnen, heißt Dich verrathen, ich bin Dein Weib, das ist alles, was ich sagen, sprechen darf; laß Dich warnen, belaste Dein Gewissen nicht.«

Eosander wendete sich erboßt ab.

»Ich werde lieber die Hände in den Schooß legen, werde in der untergeordneten Stellung bleiben,« rief er.

»Mein Herr Schwiegersohn,« sagte Merian streng, »meine Tochter, *ich* wünsche die Sache vorwärts zu bringen. Eosander entwirft Pläne wie Herr Schlüter. Wenn der König diese Pläne geprüft hat, so entscheidet er, also geht alles in bester Ordnung vor sidh. *Silentium*, ich bitte.«

Eosander schwieg.

»Ich zertrete weder Ruhm noch Glück,« sagte er nach einer Pause zu Margarethen.

»Ja, ja, das war hart,« setzte Merian hinzu. »Nicht also?«

»Ihr wißt nicht, was geschehen, was Ihr ausgeführt habt! Seht diese hier,« rief Margarethe, in diesem Augenblicke die Thür öffnend und Helenen in das Zimmer führend. »Sie hat dem Vater ihren Schwur gehalten, ob auch ihr Herz beim Anblicke dessen, den sie in jenen stillen Stunden auf fernem Eilande lieben gelernt, krampfhaft zuckte.«

»Nun und was weiter?« sagte Merian kalt. »Ihre Mutter hätte zu entscheiden. Helene selbst verlobte sich an Herold.«

»Ich that es,« sagte Helene. »Aber ich will Margarethens Worte vollenden. Eosander hat nicht wohlgethan, als er mit hartem, bösem Worte die letzte Unterredung störte, welche ich mit *ihm* hatte, den ich einst geliebt. Ein edler Mann ward verletzt, seine Armuth ihm vorgehalten, o, er ist nicht in Unmuth, er ist in Verachtung von mir geschieden.«

Eosander lehnte an seinem Arbeitstische.

»Papa,« sagte er ruhig. »Ich muß es Ihnen überlassen zu entscheiden. Wollen Sie nicht etwa eine Unterredung zwischen Ihrer *nièce* und Herrn von Berchholz herbeiführen?«

Merian fuhr zornig auf.

»Ich bin das Haupt der Familie,« sagte er. »Ich habe zu entscheiden. Macht Euch fertig. Morgen suchen wir die Abschiedsaudienz bei den Majestäten nach, übermorgen sind wir auf dem Wege in die Heimat.«

Er schritt aus dem Zimmer.

»Ich hatte doch Recht,« sagte Margarethe. »Der Ehrgeiz, die Ruhmsucht, es sind Deine, Eure Dämonen, Eosander. Sie brechen Herzen und Glück, wie sie den Bau eines Genies brechen können.«

»Nun, wenn der Grund unsicher ist,« sagte Eosander schneidend. »Es muß sich zeigen, wer von uns den sichersten aufgefunden hat, um seine Steine darauf zu setzen.«

Abschied für immer.

Welch eine trübe, ernste Stunde trotz des heiteren Sonnenscheines, der durch die Fenster strahlte, welch eine

traurige Stimmung im Hause und unter den Mitgliedern der Familie von Berchholz! Da standen der Freiherr und seine Gattin, und neben ihnen die beiden Söhne. Otto, in der Uniform des Seelieutenants, hielt ein Schreiben in der Hand, Kurt, dessen Gesicht bleicher als sonst war, hatte ebenfalls einen mit großen Siegeln versehenen Brief vor sich.

Beide Brüder hatten an diesem Tage königliche Schreiben erhalten, aber sie waren verschiedenen Inhalts. Das des Seemannes rief diesen fort von der Heimat, es brachte ihm die Ordre, sich sofort nach Stettin zu begeben und von dort nach Stralsund zu gehen, um das Kommando auf Seiner Majestät Fregatte »der Greif« zu übernehmen. Das Schreiben, welches Kurt erhalten hatte, brachte ihm seine Ernennung zum königlichen Bauconducteur des Oberbaudirectors Schlüter, mit einem guten Gehalte. Die beiden Brüder hatten erreicht, was sie wünschten, die Eltern sahen ihre Hoffnungen und Erwartungen zertrümmert, und dazu riß das Schicksal den Sohn, der ihnen seit kurzer Zeit nach langer Trennung wieder geschenkt war, hinweg. Der Freiherr hatte so eben die Hand Ottos heftig gedrückt, die Freifrau trocknete die Thränen. Kurt blickte schweigend durch das Fenster auf die Gasse.

»Es ist die zwölfte Mittagsstunde,« sagte Otto, das Schreiben zusammenfaltend. »Ich muß hinauf in das Schloß, die Vereidung durch des Königs Majestät findet heute statt. Eine Stunde später, und ich habe Berlin im Rücken.«

»Ich kann es nicht glauben, kann es nicht fassen,« jammerte die Mutter, des Sohnes Hand ergreifend.

»Es muß sein,« sagte der Officier. »So ist das Glück verschieden gestaltet; was mich befördert, macht Euch Schmerz, und Kurt ist so froh, er steht am Ziele – –«

»Glaube nicht, Bruder, daß ich froh sein kann,« sagte Kurt. »Zwar halte ich das in Händen, was mich dem Ziele näher bringt, aber darf ich, kann ich freudig aufblicken? Du gehst, Du verläßt uns, Du, den ich kaum wiedergefunden, und ich ahne es, weshalb Du uns verlassen willst, es war Dein eigener Wille, es läßt Dich nicht mehr hier.«

Die Freifrau trat zwischen die Brüder, Freiherr Kaspar sah mit ängstlicher Neugier zu den Söhnen auf.

»Hier gibt es ein Geheimniß,« rief die Mutter, »Du verbirgst uns etwas, sprich, Otto, o, ich ahnte es. Dein Trübsinn seit jenem Abende, es ist etwas Schlimmes in Dein Leben getreten und hat Dich fortgerissen von uns. Theile es der Mutter mit, vielleicht ist noch zu helfen, alles, alles will ich wagen, um Dich bei uns zu erhalten.«

Otto lehnte sein Haupt an die Schulter der Mutter.

»Es ist mir nichts Schlimmes in den Weg getreten,« sagte er mit sanfter Stimme. »O, im Gegentheil. Es war so schön so lieb und gut, was mir erschien, und ich fliehe nicht vor ihm, ich gehe vielmehr hinweg, um es zu beweinen, zu betrauern, und das kann ich nicht hier in dieser bewegten Welt; ich muß einsam bleiben, will ich seiner mit ganzer Seele gedenken, ich darf nicht gestört

werden, und wenn die See zwischen mir und dem Verlorenen liegt, dann wird es mir sein, als habe ich geträumt, das Erwachen wird nicht mehr so schmerzlich sein.«

In diesem Augenblicke bewegte sich leise der Vorhang, welch die Thür des Zimmers verbarg, es war jemand in das anstoßende Gemach getreten.

»Was spricht er da, Kurt?« fragte leise die Mutter, den Seemann betrachtend, dessen Blicke zur Decke des Zimmers gerichtet, fast selig lächelnd waren, während der königliche Brief in seinen Händen zitterte. »Ich weiß es nicht bestimmt,« sagte Kurt, »aber ich möchte wohl glauben, daß ich seines Herzens Weh verstehe und weiß, was ihn von uns trennen mußte.«

»Es ist das Mädchen von Sanct Thomas,« sagte jetzt eine wohlbekannte Stimme, bei deren Klang sich alle heftig bewegt umwendeten. Verstört, fast ganz verändert in seinem Aussehen, stand Freiherr von Werneck auf der Schwelle. Otto fuhr zornig auf, sein zartes Geheimniß ward hier plötzlich ohne Scheu entdeckt, er hätte es so gern mit sich genommen in die Ferne, auf die blaue See.

»Wie wagen Sie es, Herr Freiherr,« rief er, »hier in diesem Augenblicke – –«

»Halten Sie ein, Otto,« sagte Werneck, »es muß ausgesprochen werden, hier vor den Eltern. Ich habe ein Recht dazu. Auf Euch beiden hatten die Eltern, hatte ich Hoffnung gesetzt, Ihr solltet den Glanz der Familien wieder herstellen, Ihr werft alles leichtsinnig über den Haufen. Ihr habt nicht nur Euer Glück, das der Eltern, Ihr habt auch das meinige zerstört. Heute früh hat der König den

Willen kund gethan, meine Tochter dem Kapitän Anatole d'Aubreuil verlobt sehen zu wollen, ich bin ein verlorener Mann, wenn ich nicht ja sage.«

Er hielt inne und blickte die Brüder fest an, beide hatten sich abgewendet, sie schwiegen beharrlich.

»Euer Herz ist starr, Euer Kopf hart,« sagte Werneck.

»Mein Herz ist weich,« rief Otto. »Ihr selbst sagtet es ja, es ist das Mädchen von Sanct Thomas, welches mich forttreibt. Ihr wißt es, mein Vater, am Tage meiner Ankunft habe ich es Euch und dem Bruder erzählt, was mir dereinst auf dem fernen Eilande begegnet.«

»Er liebte ein Mädchen, er sollte nicht Sidoniens Hand gewinnen,« sagte die Freifrau wehmüthig. »Jetzt erst verstehe ich, was dieser Sohn gelitten, was ihn forttreibt von uns.«

»Er braucht nicht fortzugehen,« fiel Werneck ein. »Er kann bleiben, wenn er jetzt noch einwilligt, wenn er jetzt noch mich aufruft, mein Wort zu erfüllen. Ich habe alles gethan, habe die Wartenbergs zu gewinnen gesucht. Der König wird heute noch umgestimmt werden können, er ist zwar streng, aber er wird Ottos Anrecht ehren, der mein Wort hatte, der es freiwillig aufgab.«

»Sie sind ein thörichter alter Herr,« sagte Otto mitleidig lächelnd. »Die Stunde meiner Abreise ist da, und Sie hoffen noch auf ein Wanken? Ich bin Euch, meine Lieben, die Erklärung schuldig, nicht jenem dort,« rief er. »Das schöne, edle Mädchen, welches ich dereinst in der Ferne fand, die mich rettete, die ich liebte, ich fand es wieder an jenem Abende beim Feste der Königin. Da sah ich sie

wieder, Helene Graf, die Base Eosanders, der ein Feind ist unseres Namens, weil Kurt, mein Bruder, der Schüler des Mannes ist, den der Kleinliche fürchtet. Ich sah Helene, ich sprach sie. Wäre sie frei geblieben, ich hätte sie die Meine genannt, trotz aller Gewalten; sie ist es nicht mehr, sie kann mir nicht angehören, und ich mag nicht auf dem Boden weilen, der die Heimatsstätte des Glücklichen ist, der Helene die Seine nennen wird. Ich muß fort von hier und das weite Meer muß zwischen uns liegen, darum bat ich um das Kommando. Ihre Gräfin,« sagte er, sich zu Werneck wendend, »die Wartenberg käme zu spät. Sehen Sie hier, es ist des Königs Befehl, der mich binnen drei Tagen an Bord der Fregatte bringt, welche die Anker lichtet, um nach Afrikas Gestaden ihre Fahrt zu lenken.«

»Alles, auch das letzte dahin,« stöhnte Werneck.

Sybilla verhüllte ihr Antlitz, Freiherr Kaspar war in den Sessel gesunken und stützte sein Haupt in die Hand.

»Und Sie, was sagen Sie?« fragte Werneck nach einer Pause Kurt.

»Sie kennen meine Gedanken, Herr Freiherr,« entgegnete Kurt. »Mein Bruder hat recht gehandelt. Wir stellen die Stimme des Herzens, seine Gebote, über den elenden Gewinn einiger Tausende. Hier mein Patent als königlicher Conducteur, der erste Schritt zum Ziele, dort in meines Bruders Händen seine Bestellung zum Kapitän, ein ehrenvoller Posten; Sie sollen nicht sagen, mein Herr,

die Berchholz ließen sich mit dem Erbschaftsgroschen eines alten Zechbruders erkaufen, nein, sie blieben Edelleute im wahren Sinne des Wortes, denn sie gaben ein edles Mädchen frei, welches der Vater verhandeln wollte, und sie verwarfen den klingenden Lohn, um durch eigene Kraft und Talent den Namen ihrer Familie in Ehren zu erhalten.«

»Meine Kinder haben Recht,« schrie jetzt der Freiherr, »sie werden sich ihren Weg bahnen. Die Gewißheit habe ich erhalten. Otto, mein lieber Sohn, Du willst – Du willst fort? Du – Du –«

»Ich *kann* nicht bleiben, Vater,« sagte der Seemann mit fester Stimme, »hier ist der Befehl, den ich mir erbat, und wenn der Freiherr durch die *Gräfin* gegen den Willen der Tochter wirken wollte, so habe ich mein Patent durch die *Königin* erlangt; es ist der Lohn für die schmerzliche Entsagung Helenens, es ist die Bedingung gewesen, unter welcher ich das Fräulein von Werneck freigebe, es ist das königliche Machtwort, welches die Fessel sprengt, die mich an eine Heimat ketten sollte, in der ich nicht glücklich werden kann. Vater, Mutter, laßt mich ziehen, mir ist wohl, freier ums Herz, wenn ich den blauen Himmel über, die wallende See unter mir habe, weiß ich doch: wir werden nicht unglücklich sein, weil wir der Stimme des Herzens gehorchten, König und Königin danken uns beiden diese Entsagung, es ist der Wunsch des hohen Paares, daß Sidonie von Werneck keinem der Brüder von Berchholz angehöre, wie es unser Wunsch geworden ist, frei zu sein, für mich: um hinaus zu segeln in das weite Meer,

für Kurt: das Mädchen seiner Wahl heimführen zu können. Die Testamentsklausel ist zerrissen.«

»Es kommt mir schwer an,« rief der Freiherr, »aber es muß sein. Solch brave Herzen müssen handeln, wie sie es für gut finden, zieh hin in Frieden, mein Otto, und Du,« rief er, sich zu Kurt wendend: »bring mir die schöne Dora, wenn der Alte sie Dir gibt, sie soll uns eine liebe Tochter sein. Sinken die alten Wappenbilder, so werdet Ihr beide sie wieder neu aufrichten.«

»Sie werden nicht sinken,« sagte Kurt, »aber es werden neben ihnen neue in das Wappen der Berchholz aufgenommen werden: die Flagge des »Greifen« und Zirkel und Winkelmaaß, und der Wahlspruch wird sein: *Mit eigener Kraft zum Ziele.*«

Sie umarmten die weinende Mutter, dann rissen sie sich los und stürmten aus dem Zimmer.

»Eine wilde Jugend,« sagte Werneck, sich langsam erhebend. »Ich bin gezwungen, ich werde dem Schicksal mich ergeben. Wir sind getrennt von heut an, Freiherr Kaspar. Eure Weichherzigkeit hat uns alle um das zeitliche Glück gebracht, wir hätten es an unsere Namen fesseln können.«

»Besser so, besser so, Freiherr von Werneck,« sagte der Alte.

»Wir sind nicht geschickt genug, in solchen Dingen zu handeln, die Ihr zu den Eurigen macht,« sagte Freifrau Sybilla. »Wir werden glücklich sein, wenn dereinst unsere Kinder die Entscheidung der Eltern segnen.«

»Es ist ein langer Weg bis dahin,« sagte zornig der Freiherr von Werneck. »Sie haben beide ihr Geschick an wankende Dinge gekettet. Des einen Heil und Gedeihen trägt die See im Schiffe, der andere baut seine Pläne mit den Mauern empor, welche Andreas Schlüter aufführt; Schiffe kann die See zertrümmern, Mauern können stürzen. Wir werden sehen, ob für Eure Kinder Bretter und Steine besonders geartet sind.«

Im Schlosse zu Berlin war es lebendig wie immer in diesen Tagen. Ab und zu rollten die Wagen, die reich gekleideten Herren und Diener stiegen auf und nieder. In den Vorsälen harrte die Menge. König Friedrich ertheilte an der Seite der Königin Audienzen.

Otto von Berchholz war von dem Hause der Eltern zum Schlosse geeilt, der König wollte ihm in Gnaden die Abschiedsaudienz ertheilen. Der Seemann schritt hastig durch die Garden und Lakaien in den Vorsaal. Er hörte nur mechanisch die Grüße Gröbens und der Kameraden, er sprach, ohne zu wissen, was er gesprochen, sein Sinn war nicht mehr in der Heimat, er wartete mit Ungeduld des Augenblickes, der ihm die Erlösung bringen sollte, und als Lottum seinen Namen rief, ging er wie träumend in das Audienzzimmer. Binnen kurzer Zeit stand er vor dem Baldachin, unter welchem König und Königin die Audienzen ertheilten. Er neigte sich, er vernahm, wie der

König ihn in Gnaden entließ, wie er sprach von den Hoffnungen, welche er auf die Seeleute Preußens setze, wie die Königin ihm Glück auf den Weg wünschte, er küßte des Königs Hand und dann – dann war er aus dem Zimmer, an der Treppe mit dem breiten Geländer; er war frei, er konnte hinweg, da schlug er die Augen auf und vor ihm standen vier Gestalten: Maria Sybilla Graf mit ihren beiden Töchtern und der alte Merian, der ihn tückisch anblickte.

O, es war das Schwerste, was ihm aufgespart war, er mußte im Augenblicke des Scheidens *sie* noch ein Mal sehen, das liebe, schöne, trauernde Antlitz schauen, die Entsagung ward ihm so schwer gemacht; er stand an dem Geländer, er wollte sich hinabstürzen, als Merian dicht an ihm vorüberstreifte und Maria Sybilla die schöne Helene fortführte, er hörte den Alten laut sagen:

»Melden Sie auch uns, Herr Kammerherr, wir kommen, den Majestäten Lebewohl zu sagen.«

Sie verließen diese Stadt, sie zogen auch hinweg, Otto wendete sein Haupt und stieg hinunter, da fühlte er seine Hand ergriffen, es durchbebte ihn, er wendete sich um.

»Helene!« rief er.

Sie hatte noch ein Mal dem Seemann die Hand gedrückt, er schaute ihr in die Augen, ja, sie blickten ihn liebevoll an, und er wollte, er *mußte* scheiden, auf immer von ihr scheiden.

»Nur wenige Augenblicke bleiben mir,« lispelte Helene. »Es ist mir vergönnt, Ihnen Lebewohl zu sagen, hier,

an dieser Stelle Sie zu bitten: scheiden Sie ohne Groll, sagen Sie mir, daß Helene, welche Sie liebten, nicht fähig halten, den Edelmann aufzugeben, weil er nicht im Stande war, ihr zeitliche Güter des Glückes zu bieten, daß Sie es achten an mir, daß ich dem Verlobten mein Wort halte, wie ich es Ihnen gehalten haben würde, hätte ich es Ihnen dereinst gegeben; daß Sie die harten Reden Eosanders nicht derjenigen zurechnen, welche Ihnen auf ewig ein Gedächtniß in ihrem Herzen bewahren wird.«

Otto preßte die schöne Hand an seine Lippen.

»Meine Liebe bleibt Ihnen, theures Wesen,« sagte er. »Mögen Sie glücklich werden, so glücklich, als ich Sie machen wollte, wären Sie mein geworden. Lebe wohl, Helene.«

»*Vite! Vite, mon enfant*,« rief jetzt die Stimme Merians, der schon oben an dem Vorsaale stand und, mit einigen Herren plaudernd, diese kurze Scene nicht bemerkt hatte.

»Eile, mein Kind,« sagte Sybilla herabkommend.

Helene stieß einen leisen Schrei aus, er drang durch das arme verwundete Herz des Seemanns, der die Geliebte hinaufschweben sah, noch ein Mal wendete sie sich nach ihm um, noch ein Mal sah er die theuren Züge, das flatternde, reiche Gewand, dann war die Gestalt zwischen den Gruppen verschwunden.

»Auf immer!« stöhnte Otto und stieg die Treppe hinab.

»Dieser Seelöwe reist, wie ich höre, ebenfalls ab, um ein Schiff zu besteigen,« sagte Merian leise zu Maria Sybilla. »Das ist fatal, hätte ich das gestern gewußt, wären

wir in Berlin geblieben. Aber meine Abschiedsaudienz ist gemeldet, und was thut's: mit Eosander ist alles in bestem Gange. O, *ma chère Helene*, Du mußt heiter sein – ah – jetzt öffnen sich die Thüren, die beiden Majestäten wollen uns empfangen.«

Er schritt mit den Damen zur Audienz.

Die Nebenbuhler.

So nahe hatte Kurt von Berchholz seinem Ziele noch nicht gestanden. Er wollte den letzten, kurzen Weg dahin zurücklegen, er eilte in die Breitestraße, in das Haus des Maurermeisters. Heute mußte sich alles entscheiden; er wollte die Einwilligung des Vaters seiner Dora holen; so schnell als es Athem und Beine nur erlaubten, lief er, den kostbaren Brief in der Tasche, die Straße hinab. Vor dem Hause hielt er an. Er war fast athemlos, und auf dem breiten Flure überlegte er erst, welche Anrede er machen, welche Gründe er dem Meister vorhalten wollte. Es war nicht mehr anders denkbar, als daß der Freiherr Kaspar für seinen Sohn in Person werben würde und das mußte doch Braun besänftigen. Bei diesen freudigen Gedanken zuckte auch allerdings der Blitz der Sorge durch des jungen Edelmanns Kopf. Gregorio war der bestimmte Verlobte; die Zeit der Entscheidung von Braun festgesetzt; die Beendigung der Einzugs- und Krönungsfeierlichkeiten sollten nur abgewartet werden, um die Vermählung des Italieners mit Dora zu vollziehen. Kurt mußte eben

wagen. Er hatte sich nach einiger Ueberlegung in Bewegung gesetzt, die Treppe hinanzusteigen, als von oben herab Leonhardt ihm entgegen eilte.

»Alles ist vorüber,« flüsterte er, »der Italiener ist droben beim Vater; Du kommst zu spät. Die Verlobung soll in zwei Tagen stattfinden. Dora bat, weinte; vergeblich.«

Der junge Edelmann stand wie vom Donner gerührt. Er zog mechanisch den Brief aus der Tasche und reichte ihn Leonhardt, der ihn begierig durchflog.

»O, die Berchholz sind nicht glücklich,« seufzte er, »sie geben das lockende, das winkende Glück auf; sie hoffen auf ein besseres, das im Stillen ihnen blühen, sie mit dem heißgeliebten Wesen vereinen soll; aber dieses Glück zerrinnt in nichts. Mein Bruder hat nach dem schönen Luftgebilde gehascht; es entrückte ihm in weite Ferne. Ich will, heute nahe am Ziele stehend, mit des Königs Brief in der Hand die Geliebte vom Vater erbittert, sie ist verloren für mich durch des Vaters Wort. Wir haben beide den Kelch geleert. Leb wohl, Leonhardt, mein Freund. Noch ist Otto hier; er möge mich mit sich nehmen auf die weite See; er ist glücklicher noch als ich, und meine schlimmste Ahnung hat sich erfüllt.«

Leonhardt vertrat ihm den Weg. Sein Gesicht war bleich geworden, die Lippen zitterten ihm heftig. Er schaute besorgt umher, jeden Augenblick konnte von oben herab ein Fremder kommen, es war deutlich zu merken, wie er dem Edelmanne etwas Besonderes mittheilen wollte.

»Hast Du noch Hoffnung?« rief Kurt. »Sprich, hast Du? ja, ja, ich lese in Deinen Blicken, Du willst mir die Hoffnung nicht rauben; o sprich.«

Leonhardt zog den leidenschaftlich erregten Freund bei Seite.

»Nicht hier sagte er leise, »komm auf mein Zimmer, wir werden dort sprechen können, ohne belauscht oder gestört zu werden. Hier ist nicht der Ort; ich ging im Zorn vom Vater, der mit dem Italiener gegen mich sprach, als ich Dora in Schutz nahm. Ich möchte nicht, daß sie uns hier sähen. Ich stieß Gregorios Hand bei Seite.«

Er ging bei diesen Worten über den stillen Hof dem Edelmanne voraus, bis sie an das kleine Zimmer kamen, welches Leonhardt bewohnte. Der Maurer warf die Thüre ins Schloß; Kurt ließ sich auf den nächsten Sessel nieder, er drückte die Hände vors Gesicht.

»Sei aufmerksam, mein Freund,« begann Leonhardt, »es ist Hoffnung da; aber ein Kampf steht bevor.«

»O, *den* scheue ich nicht,« rief Kurt. »Du hast ein Mittel, die Verlobung zu hintertreiben, Zeit zu gewinnen?«

»Ja,« sagte Leonhardt, »aber es ist ein gewaltsames, und es kann zum Unheil vieler Menschen ausschlagen; ich zittere, indem ich Dir vertraue.«

Kurt blickte auf. »Nun?«

»Wir können den Italiener verderben.«

Der Edelmann fuhr mit der Hand an sein Herz, es pochte gewaltig.

»Sprich, sprich,« keuchte er, »jede Minute ist kostbar.

»Gedenke der Tage,« begann Leonhardt, »während welcher sich der Guß der Statue vorbereitete.«

»Ich gedenke ihrer noch heute mit Bangen.«

»Nun denn: es waren seltsame Gerüchte in Umlauf von Intriguen gegen Schlüter und Jakobi.«

»Ich weiß, ich weiß,« sagte Kurt, seine Blicke an Leonhardts Lippen heftend.

»Jakobi selbst hatte nachts eine Erscheinung zu sehen geglaubt; am Ofen fanden sich seltsame Spuren einer Gewalt –«

»Ich weiß es, sprich weiter.«

»Erinnere Dich, daß das Metall ins Stocken gerieth.«

»Gewiß, gewiß.«

»Jetzt denke, daß Saveni Gregorios Freund ist, daß Gregorio Eosander, dem Todfeinde Schlüters, nahesteht; gedenke der Verbindung mit der Wartenberg.«

»Peinige mich nicht länger, Leonhardt.«

»Nun denn, Gregorio hat es gewagt, den Guß, die Form vernichten zu wollen.«

»O!« schrie der Edelmann fast krampfhaft auf, »ich hatte die Ahnung; wir werden Ihn vernichten; melde alles –«

Leonhardt begann nun das ganze Gewebe der ihm allein bekannten Intrigue, die Scene am Ofen in jener Nacht, seine glückliche Dazwischenkunft zu enthüllen und zu schildern. Er sprach flüsternd, seine Züge waren mit fahler Blässe bedeckt; je weiter er in seiner Schilderung kam, desto ruhiger ward Kurt. Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

»Dieses macht ihn zum verlorenen Manne,« rief er, als Leonhardt seinen Bericht beendet hatte. »Hinaus zu Schlüter, er soll alles wissen. Wir schlagen unsere sämmtlichen Feinde.«

»Noch nicht,« sagte der junge Maurer, den die Furcht vor den Folgen überkam. »Warte ein Mal – es ist – ha – was ist das?« sagte er leiser. »Man pocht.«

Wirklich pochte es an die Thüre des Zimmers. Leonhardt öffnete, die Freunde fuhren betroffen zurück; auf der Schwelle stand Gregorio. Ein Wuthblitz zuckte aus seinen Augen, als er den Edelmann gewahrte, aber er schien ihn kaum bemerken zu wollen. Er ging auf Leonhardt zu und reichte ihm die Hand. Der Maurer wendete sich ab.

»Leonhardt,« begann Gregorio, »nimm meine Hand. Du gingst vorhin im Zorn von mir und dem Vater; nimm sie jetzt. Ich bitte Dich. Ich komme auf Wunsch des Vaters, der zwischen dem Sohne und seinem Eidam keine Feindschaft bestehen lassen will.«

Er hatte die letzten Worte absichtlich scharf betont und Kurt verstohlen angeblickt. Der Edelmann zitterte.

»Noch bist Du nicht meines Vaters Eidam,« sagte der Maurer.

»Aber ich werde es,« sagte Gregorio. »Meine Sachen stehen gut, ich habe des Vaters Wort, und ich werde steigen. Eosander lohnt seine Leute.«

»Es kommt darauf an, wofür er sie lohnt,« rief jetzt Kurt vortretend.

Leonhardt blickte erschrocken auf; jetzt erst begann er an verderblichen Folgen der Entdeckung des Geheimnisses zu denken; er hatte, von der Aufregung, von dem Schmerze Doras und der Verzweiflung Kurts hingerissen, ein Geständniß enthüllt, dessen Bekanntwerden von unabsehbaren Folgen sein, eine ganze Reihe schrecklicher Untersuchungen herbeiführen konnte. Er wollte Kurt Schweigen auferlegen, aber der Haß zwischen diesem und Gregorio war schon nach dem einzigen Worte des Edelmanns in hellen Flammen aufgelodert.

»Wie meint Ihr das, Herr? Was soll das Wörtlein: wofür bedeuten?« rief Gregorio, einen Schritt näher tretend.

»Es soll bedeuten,« erwiderte Kurt mit bebender Stimme, »daß Ihr Eure Hand zu Diensten geliehen, welche abscheulich sind, daß Ihr freventlich an dem Verderben Schlüters nicht allein, sondern an der Vernichtung eines Kunstwerkes gearbeitet habt – ah – zuckt nur auf, Bösewicht! Mit der teuflischen Mischung war es nichts, es gelang diese Unthat nicht –«

Gregorios Gesicht verzerrte sich fast zur Fratze; er sah wie ein Gespenst aus; seine Augen nahmen eine grünliche Färbung an, wie die Augen der Katzen der Alchymisten oder Hexenthiere jener Zeit sie zeigten. Er sah nicht mehr Kurt, er sah Leonhardt an.

»Die Genossen der Bauhütte haben einen Eid geschworen, einander nichts Böses zuzufügen,« zischte er.

Leonhardt überlief es heiß; er senkte das Haupt.

»Böses? Was wißt Ihr von gut und böse?« fuhr Kurt immer eifriger fort. »Ein Mensch von dunkler Herkunft, dessen Treiben hier niemand kennt, der sich an die erbärmlichsten Gewalthaber drängt, der auf schlimmen Wegen wandelt, der will um ein edles, schönes Mädchen werben? will ihre Hand, ihre reine, schöne Hand in seine – in die befleckte Hand legen lassen? o – Ihr –«

»Nicht weiter,« schrie Gregorio. »Ihr stellt meine Geduld auf die Probe. Weshalb beschimpft Ihr mich? weil Ihr die schöne Dora liebtet? weshalb nehmt Ihr sie nicht zur Gattin? O, Ihr seid kein Mann, der auf seine Stellung hin ein Weib wie Dora freien kann, Ihr seid ein Edelmann; bleibt bei Eures Gleichen, aber wenn Ihr freien wollt, zeigt, daß Ihr ohne Euer Wappenschild Ansehen gewinnen könnt. Warum tratet Ihr nicht zurück von den edelmännischen Bräuchen, nach denen nur Adel mit Adel sich verbinden soll.«

»Ich that es, Elender,« rief Kurt. Ich gab um Doras Besitz und eine glänzende Zukunft auf.«

»Derweil *ich* schon von Meister Braun bestimmt war. Ihr erdreistet Euch, mich zum Rücktritt, zum Entsagen Doras bestimmen zu wollen? Wißt: ich liebe Dora mit aller Leidenschaftlichkeit, so feurig, so innig wie Ihr sie nicht lieben könnt, denn Ihr hättet sonst schon alles aufgeboten, die Stelle zu erringen, die Euch die Hand Doras werth macht.«

»Hier ist sie,« rief Kurt den Brief zeigend.

Der Italiener fuhr zusammen.

»Alles abgekartet,« rief er, »aber zu spät, zu spät, die Ankündigung durch Herrn Schlüter; zu spät selbst die Verläumdung.«

Er kreuzte die Arme und sah die Freunde herausfordernd an.

»Einer Verläumdung?« begann Kurt. »Es ist ein ehrenwerther Mund, der Euch die schreckliche Anschuldigung wiederholen wird.«

»Ihr faselt, Ihr seid beide toll,« knirschte Gregorio, auf Leonhardt furchtbare Blicke werfend. »Was wollt Ihr mit Euren Schandreden?«

»Wir wollen es Euch, dem Bösewichte, unmöglich machen, Dora zu ehelichen.«

»Ah, das war es,« lachte der Italiener. »Darum jene Märchen von einem Complotte gegen das Standbild. Darum – ha! ha! ha! Ihr seid beide unerfahren genug, Ihr Herren, zum Glück für Schuldlose, die Ihr ins Verderben bringen wollt. Eure Ränke nutzen nicht. Wohlan,« rief er dreist, »bringt mich vor den Richter, laßt Euren Schlüter zu Gericht sitzen, den eitlen Jakobi dazu; ich erwarte Eure Beweise. Wo sind sie? sprich doch, mein Freund Leonhardt – hast Du irgend einen Beweis? bring ihn doch vor; ich weiß gar nicht, wovon Ihr sprecht! O, Ihr werdet dem Herrn von Eosander viel Freude machen und nicht minder den Wartenbergs – sprechen Sie doch, meine Signores.«

In der That verstummten die Freunde. Sie hatten vorschnell, unüberlegt gehandelt. Der verschlagene Italiener

mußte anders angegriffen werden. Er hatte jetzt die Absichten durchschaut, er war auf der Hut. Leonhardt hatte sich in die schlimmste Lage gebracht: den Eid der Gesellen hatte er gebrochen. Es stand alles klar vor ihm, Gregorio mußte, nach den Bräuchen der geheimen Verbündeten, in der Hütte angeklagt, von den Versammelten zuerst gerichtet werden – und dann – dann – das war schlimmer als alles, welche Beweise konnte Leonhardt beibringen? Es war dieser Mangel ja von Anfang an der Grund gewesen, welcher den jungen Maurer bewog, seine Kenntniß von der Unthat bisher niemandem zu entdecken. Gregorio erkannte sehr wohl sein Uebergewicht. Er wollte aber noch weiter gehen – es kam ihm auf eine Entdeckung an – und er ließ keine Pause eintreten, er wußte, daß die heißblütigen jungen Leute weitergehen würden.

»Ich eile fort von hier,« sagte er. »Ich werde diese dreiste Anschuldigung dem Meister Braun und Herrn von Eosander mittheilen. Jetzt, in dem Augenblicke, wo Eosander an der Schloßarbeit Theil nehmen soll, jetzt wird eine so schwere Intrigue – wie es scheint von Herrn Schlüter angezettelt, welche die dem Herrn Eosander Ergebenen und damit ihn selber verdächtigen soll; in der That ein schönes Treiben.«

»Das ist zu viel,« rief jetzt Kurt. »Hinweg, Elender! Ihr seid nicht werth, daß man Euch schont. Ihr wagt es nicht allein, das Glück eines edlen Mädchens zu bedrohen; Ihr tastet, Ihr erbärmlicher Wicht, den großen Meister an, der Euren Schützer, einen Mann, dessen Werth schon

nach seinem Schützlinge beurtheilt werden kann, durch sein Genie im Wege ist. Ihr habt redlich geholfen zu hetzen, die Arbeiter zu verführen; Ihr seid selbst ausgewiesen von Schlüter, darum Euer ohnmächtiger Zorn, aber Ihr sollt büßen. Wenn Ihr darauf trotzt, daß die Beweise für jene Schandthat fehlen, welche fast eines der herrlichsten Werke auf diesem Erdballe vernichtet hätte, so werden andere Dinge gegen Euch sprechen, Dinge, welche zu bestätigen Personen herbeigeschafft werden können, die da sagen – –«

Er hielt inne, es kam ihm plötzlich der Gedanke, wie nahe er daran war, die Pläne Schlüters zu vereiteln, der den alten Rollos ganz unerwartet vor den betroffenen Italiener und Eosander hintreten lassen wollte; er bedachte, daß Gregorio den Alten erblickt und eifrig nach dessen Versteck geforscht hatte.

»Ah,« sagte der verschlagene Italiener zu sich selber, »es ist richtig, ich weiß genug. Der Alte ist von ihnen versteckt. Er soll wider uns gebraucht werden. Es ist höchste Zeit, daß ich Eosander mit mir unauflöslich verbinde.«

Sein Gesicht nahm einen fragenden Ausdruck an.

»Was soll *das* wieder heißen? Die Leute da bei dem Herrn Schlüter machen tolle Dinge. Die rege Phantasie ihres Meisters läßt sie bald verwirrt werden – o – ein neues Anklagemittel?«

Kurt mußte wiederum schweigen; die Gefahr, vor dem bösen Italiener das Geheimniß Rollos preiszugeben, stand nahe, sie schloß ihm den Mund.

»Ihr werdet vergebens an Schlüters Ruhm zu tasten suchen,« rief er, dem Streite eine andere Wendung gebend. »Es ist sein Genius, der für ihn streitet und – seine Freunde sind es, welche die Waffen für ihn schwingen.«

»Beides kann täuschen,« sagte Gregorio.

»Sprecht dieses Wort nicht noch ein Mal aus,« rief Kurt, alles vergessend, »oder ich werde Euch zeigen – –« er nahm eine drohende Geberde an.

Gregorio wich nicht zurück. Sein Arm hob sich nur, und die Hand fuhr unter seine Weste, wo er gewöhnlich sein Stilet verborgen hatte. Leonhardt hielt sich bereit, beim Beginne eines Kampfes zwischen beide zu stürzen. So standen sie eine kurze Zeit, wie sprungfertige Tiger. Endlich ließ Gregorio seine Hand wieder sinken; auch Kurt trat zurück.

»Mein Herr Edelmann,« begann nun der Italiener mit eisiger Kälte, »was hier in diesen wenigen Minuten vorgegangen, möge, so weit es Leonhardt, meinen zukünftigen Schwager betrIfft, vergessen sein. O, Herr von Berchholz, fahren Sie nicht auf, ich *werde* Leonhardts Schwager wie er der meine wird. So gut wie der Musketierofficier die Ihnen oder Ihrem Bruder einst bestimmte Dame heirathen wird, eben so werde ich Dora Braun heirathen. Ich gönne sie keinem anderen,« setzte er wild blickend hinzu. »Sie werden, wie ich merke, alles wider mich aufbieten; Sie scheuen kein Mittel, ich habe Beweise dafür. Zwischen Ihnen und mir ist es ein anderes, als zwischen Leonhardt und Gregorio. Sie sprachen in Räthseln – Sie

drohen mir mit Personen – mit Entdeckungen – ich erwarte das. Aber während Sie wider mich Helfers schaffen müssen, würde ich in Person wider Sie zeugen; ich würde leicht genug dem Edelmann, dem Freunde, dem Schüler des Oberbaudirectors Schlüter einen gewaltigen Stoß versetzen können, der nicht nur das Band der Freundschaft sprengen – o nein – der auch den Schild des Cavaliers streifen – treffen würde –«

Kurt bebte an allen Gliedern, er ballte die Faust – er wollte sich auf Gregorio stürzen, da schleuderte ihn ein Wort zurück.

»Das Geheimniß des Münzthurmes,« rief der Italiener. »Das Geheimniß ihres Meisters haben Sie verrathen. Seine Sorge – seine Angst – seinen Zweifel am Gelingen haben Sie enthüllt. Was er Ihnen bei ihrer Ehre gebot, vor seinen Widersachern zu verschweigen, das verriethen Sie, der Freund des Meisters, leichtfertig und unbedacht für Schlüters Wohl.«

Kurt taumelte zurück; seine Blicke umflorten sich.

»Ihr wagt es, solche Dinge – o – Ihr seid ein feiner Bösewicht – Ihr denkt – –«

»Ich denke nichts, ich weiß alles. Ihr Leugnen würde nichts helfen, denn vernehmen Sie: Ich war auf der Galerie von Schlüters großem Saale, geborgen im Dunkel des Abends, als Sie drunten beim Schein der Lampe das quälende Geheimniß Ihres Meisters an Leonhardt und Dora verriethen.«

»Schurke, Bube!« rief Kurt, »es waren Freunde, denen ich es sagte, weil – –«

»Aber der Feind hörte es,« höhnte Gregorio.

»Also Du, Du warst jener Einbrecher?« schalt Leonhardt.

»Ich war es. Klage mich an, mein Freund, wenn Du willst, dann werden die Wartenbergs bezeugen müssen, weshalb ich in das Atelier gelangte, und ich werde dem Könige mittheilen, welche Zeichnung ich fand, ehe die Teufel Schlüters aus dem Dunkel auftauchten.«

Er hatte seinen Hut aufgestülpt.

»Auf Wiedersehen, Herr von Berchholz; ich erwarte Ihre Anklage, dann werde ich Herrn Schlüter meinen Besuch machen, um ihm seine Freunde zu schildern, wir werden sehen, wessen Beweise für seine Sache die besten sind. Auf Wiedersehen, Schwager – heut Abend versammelt sich die Hütte. Sorge nicht, ich werde nicht vor die Lade der Gesellen treten, um anzuklagen einen, der den Eidgenossen vom »Goldenen Hammer« verderben wollte.«

Er schritt ruhig hinaus.

»Verloren – alles verloren – nicht die Liebe, die Geliebte allein – die Ehre auch. Schlüter muß das gefürchtete, verderbendrohende Werk beginnen, wenn er erfährt, daß ich es war, der seine Angst verrieth, seine Sorgen offenbarte, dann bin ich hin, und dahin ist Vertrauen auf mich – alles,« jammerte Kurt.

»O, warum schwiegst Du nicht?« sagte Leonhardt.

»In der Hand eines solchen Menschen zu sein,« rief Kurt. »Ich trage es nicht – lieber den Tod.«

»Er wird schweigen, wenn wir schweigen,« sagte Leonhardt.

»Er wird siegen und uns dann verderben,« rief Kurt. »Arme, arme Dora! O, der alte Werneck mag wohl Recht haben, an wankende Dinge ist unser Geschick gekettet.«

»Komm, komm,« sagte Leonhardt, »Du mußt Dich fassen. Wir wollen alles wagen.«

»Alles!« rief Kurt mit verzweifeltem Tone und krampfhaft an den Griff eines Degens fassend.

Er sah empor; Doras schönes Haupt blickte aus dem Fenster auf ihn nieder, sie winkte mit der Hand, sie schwand bald seinen Blicken, und der junge Edelmann schlich die einsame Straße hinab dem väterlichen Hause zu. Erst jetzt war er arm, ganz arm, ein Bettler, denn ihm war das letzte geraubt, die Hoffnung.

Ein Nachtwandler und seine Schätze.

Eine Anzahl dunkler Gestalten schlich durch die Gassen und an den Ufern des Spreeflusses dahin. Man konnte sie weit genug deutlich sehen, denn das helle Mondlicht zeichnete mit seinem bläulichen Schimmer die schwarzen Umrisse und die Schatten auf das Pflaster und die Häusermauern. An verschiedenen Stellen, wo einer der Schwarzen von einander Abschied nahmen, konnte man bemerken, wie sie sich Zeichen machten oder ein bestimmtes Wort zuflüsterten. Die Versammlung der Gesellen in der Hütte zum »Goldenen Hammer« war beendet, die Mitglieder der Verbindung suchten den Heimweg. An der Ecke der Spreegasse blieben zwei Männer,

welche sich so eben von einer Gruppe verabschiedet hatten, stehen.

»Du gehst also in Groll von mir?« fragte der eine, der kein anderer als Gregorio war.

»Ich habe mich von Dir losgesagt,« antwortete Leonhardt Braun.

»Sei es denn,« entgegnete Gregorio. »Aber Du kannst nicht sagen, daß ich unbrüderlich Dir gegenüber handelte. Ich lernte Dich als meinen Feind kennen, der mich verderben wollte – jenem Edelmann zu Liebe, und ich habe kein Wort über meine Lippen kommen lassen.«

»Du hast triftige Gründe dazu,« lachte Leonhardt bitter.

»Und welche?« fragte der Italiener. »Was sollte ich fürchten? Du willst mich durch Märlein schrecken; beweise mir doch Deine Anklagen.«

»Freilich, freilich, Du hast Dich gut vorgesehen, bist ein Günstling Eosanders, – der Wartenberg.«

»Du könntest es ebenfalls sein, Du wirst es sein wollen, wenn es vielleicht zu spät ist. Höre mich an, folge mir. Schlüters Stern hat seine Höhe erreicht, es wird abwärts mit ihm gehen, was schließest Du Dich jenen Leuten, die Deinem Vater selbst nicht freundlich gesonnen sind, an?«

»Ich gehorche dem Vater, aber er kann mich nicht zwingen, mit dem Herzen wider Schlüter zu sein.«

»Der phantastische Junker hat Dich eingenommen.«

»Kein Wort wider ihn,« rief Leonhardt. »Du hast genug wider sein Glück, wider Doras Glück gethan.«

»Es wird sich zeigen,« sagte der Italiener, »heute sprichst Du also, heute bin ich es, den Du verdammst; aber wenn es ein Mal anders kommen sollte – –«

»Leere Drohungen. Kurt steigt mit Schlüter und dessen Gestirn werdet Ihr alle nicht verlöschen.«

»Warte es ab, Freund,« sagte Gregorio, sich an das Gitter der Brücke lehnend. »Schlüter fällt wohl durch sich selbst. In wenigen Tagen bin ich der Schwiegersohn des Meisters Braun geworden, und im Besitze der schönen Frau, der sicheren Stellung, kann ich ruhig abwarten, wer von beiden das Feld behaupten wird, mein Feind Andreas Schlüter oder Eosander von Goethe, mein Beschützer. Geh hin, Leonhardt, ich werde Dir nicht zürnen; es wird der Tag kommen, an welchem Du meine Hand suchen wirst –«

»Niemals,« rief zürnend der Maurer.

»Gedenke dessen, was heute in der Hütte gesprochen ward, die Gesellen sollen einander helfen; einer stehe für den anderen; Strafe, die Brandmarkung erwartet den Verräther.«

Leonhardt hörte nur noch dumpf diese letzten Worte, denn er war schon von der Brücke fort und in die Gasse verschwunden. Als er durch die finstere Häuserreihe geschritten und in der Breiten-Straße angekommen war, erblickte er einen Mann. Er stand dem Hause Brauns gegenüber. Leonhardt schritt auf ihn zu.

»Kurt,« sagte er leise.

Der Junker wendete sich um.

»Du bist es? woher so spät?«

»Und Du?« fragte der Maurer, »was führt Dich hierher?«

Kurt von Berchholz seufzte schwer.

»Weiß ich's selber?« sagte er. »Es ist die Unruhe, die Sehnsucht, welche mich hinaustrieb. Es duldet mich nicht mehr im Zimmer, ich mußte hinaus in die Nacht, ich muß das Haus sehen, in welchem sie weilt, die mir auf immer entrissen werden soll; ich hoffte sie noch ein Mal sehen, sprechen zu können, ehe ich auf immer scheide.«

»Wie? Du wolltest?«

»Ich verlasse diese Stadt, dieses Land. Wir sind unglücklich, wir gehören nicht in diese bunte, glänzende Welt. Mein Bruder hat mit gebrochenem Herzen uns Lebewohl gesagt; er wird binnen kurzem auf hoher See, fern von hier dahinsegeln; ich folge ihm nach. Zu Stralsund erwartet er mich.«

Leonhardt fuhr sich in die blonden Locken, er biß die Zähne aufeinander.

»Weiß Dora um Deinen Entschluß?« fragte er.

»Nein. Sie kann dem Willen des Vaters nicht trotzen. Sie wird Gregorios Gattin und ich – ich – mit dem Glück – dem Briefe des Königs in der Tasche – ich muß hinweg – o – es ist hart, mein Freund.«

Der Maurer gerieth in große Bestürzung. Des Edelmanns Entschluß schien fest zu stehen, Leonhardt vermochte ihn nicht zu erschüttern; wenn Dora ein Wort hätte sprechen können, gewiß, sie vermochte Kurt zum Aufschub zu überreden, ihm noch Hoffnung zu geben.

Leonhardt konnte dem Gedanken nicht Raum geben, daß die Bosheit ganz und gar siegreich bleiben sollte.

»Ich denke,« sagte er nach kurzem Sinnen, »es wäre möglich, daß Du zu so später Stunde noch Dora sprächest; ich will's versuchen; der Kummer hält sie lange wach. Komm mit mir.«

»Ich soll sie noch ein Mal sehen?« rief Kurt. »Ach, Freund – ich danke Dir – ich danke Dir für die schöne, schmerzliche Stunde – wohlan, ich will mich zwingen, ich will Abschied nehmen, in dieser Nacht ist das Schwerste zu vollbringen; wenn es geschehen, dann fürchte ich nichts mehr, der Abschied von Dora wird mich gefaßt machen, mich stärken, um den Eltern Lebewohl sagen, von Andreas Schlüter mich trennen zu können.«

Leonhardt hatte des Freundes Hand ergriffen und führte an das Haus. Er öffnete die Thür und ließ den Junker in den Flur treten.

Kurt erbebte unwillkürlich. Fast immer hatte er an dieser Stelle eine schlimme Nachricht oder eine unheilbringende Begegnung erfahren und gehabt. Jetzt wieder stand er im Begriffe, die schmerzlichsten Minuten zu durchleben. Wie hatte er sich die Zukunft rosig ausgemalt; er hatte niemals geglaubt, daß die Bosheit, die Intrigue solche Triumphe feiern könnten. Mit dem Bewußtsen, daß ein schweres Geheimniß, welches ihn um die Liebe, das Vertrauen Schlüters bringen mußte, wenn es verrathen ward, im Besitze des Menschen war, der sich

seinen Todfeind nannte, mit dem Kummer über das verlorene Glück, stand er hier im Dunkel des großen, unheimlichen Gewölbes, dessen Fenster der Strahl des Mondes erhellte, lange, fahle Lichtstreifen auf den Erdboden werfend.

Kurt lehnte an einem der vorspringenden Holzpfeiler, welche das Gebälk stützten; er versank in jenes Träumen, welches die Schwermuth und den Kummer begleitet, er mußte sich für besiegt erklärt, denn alles, was gegen des Italieners Treiben vorgebracht werden konnte, vermochten dessen Ankläger nicht zu beweisen. Der schlaue Bösewicht hatte selbst Sorge getragen, daß der bei dem Streiche betheiligt gewesene Däne Alquist längst aus Berlin verschwunden und in die Weite gezogen war. Saveni stand in Verbindung mit so vielen hohen Herren, daß er sicherlich frei ausgehen mußte. Alle diese Gedanken durchwogten den Kopf des jungen Edelmanns, bis ihn der leise herantretende Leonhardt aus dem Traume weckte.

»Du sollst Dora sprechen,« flüsterte er, »aber nur kurz darf Eure Unterredung sein. Der Vater geht bereits zur Ruhe; dort im Hofe, unter dem Bogen nimm Abschied.«

Kurt wankte; er hatte die Kraft nicht, vorwärts zu schreiten, Leonhardt wollte ihm zureden, als plötzlich die Hausthür erschlossen ward; und eine Gestalt trat ein.

»Es ist Gregorio,« sagte Leonhardt leise, den Freund hinter den Pfeiler drückend. Der Italiener schritt durch die Flur, er kannte den Weg genau, die Freunde sahen

beim Schein des Mondes, er hastig über den Hof die Treppe hinauf und die Galerie entlang ging. Dann trat er in sein Zimmer.

»Wir müssen eilen,« sagte Leonhardt. »Bleib hier unten, ich rufe meine arme Dora.

Leonhardt sich von dem auf der Brücke bleibenden Gregorio entfernt hatte, machte dieser noch einige Schritte gegen das Ufer hin, dann blieb er stehen. Er sah deutlich, wie ein Mann auf die Brücke zukam.

»Abel Gerritsen – ich erwarte Euch,« sagte der Italiener.

»Ihr wolltet mich sprechen,« begann Gerritsen. »Ihr könnt das nicht in der Hütte sagen?«

»Nein,« entgegnete Gregorio, »es bedarf einer kurzen, besonderen Unterredung.«

»Sprecht.«

»Es wird schnell gethan sein. Denkt an den Eid der Gesellen, einander zu helfen.«

»Ihr wißt am besten, daß ich ihn halte; gedenkt der Stunden, wo der Aufruhr wider Schlüter ausbrach.«

»Ich war der erste dabei.«

»Ihr seid des Oberbaudirectors Gegner.«

»Hab' alle Ursach dazu. Sein Plan trieb uns aus dem Münzthurm.«

»Er baut ihn auf.«

»Er sehe sich vor – es kann sein, daß er mit ihm zusammenstürzt.«

»Aber wie sollte das geschehen?«

»Es käme auf die Last an, die Schlüter auf den Grund setzt.«

»Dieser Grund ist nicht der beste. Er hat – –«

»St!« machte Gregorio, »nicht so laut – die Nacht ist keines Menschen Freund. Wenn, sage ich,« fuhr er leiser fort, »der Baumeister den Grund all zu sehr beschwerte – –«

»Er wird es nicht – er kennt dergleichen.«

»Hm! Aber wenn ihm die Aufgabe bestimmt gestellt würde, wenn auf den schlechten Grund eine zu gewaltige Last gesetzt werden *müßte* – wie dann?«

»Ja, dann ginge es wohl schlimm.«

»Es liegt im Sinne gewisser Herren, hoher, gebietender Herren,« fuhr Gregorio fort, »dieses genau zu erfahren, und ich soll – ich *will* den Grund untersuchen.«

»So – so – ich ahne, ich kann mir denken.«

»Ihr habt mit der ganzen Sache nichts zu thun, Abel; Ihr sollt mich nur an den Grund bringen. Von den Mühlschleusen aus läuft ein Gang unter der Freiheit durch, der am Fundamente des Münzthurmes endet – ich kenne ihn. In diesen Gang kann man vom Mühlwerke aus gelangen – Ihr sollt mich mit Hilfe Eures Bruders Vibrandt in den Gang bringen. Ich setze drunten die Bohrer an – und weiß dann die Beschaffenheit.«

Abel kraute sich den Kopf.

»Es ist mit dem Vibrandt schwierig. Er steht unter Schlüters Befehl; Ihr seid bekannt als ein Mann von Eosanders Farbe.«

»Es ist sicher vortheilhaft für Euch.«

»Glaub's gern – aber – hm. Wie sollen wir's machen? Vibrandt darf es nicht wissen, daß Ihr drunten seid; es könnte auffallen.«

»Ich überlasse es Euch, ich werde von Eosander beurlaubt; man wähnt mich in Oranienburg. In dieser Zeit könnte ich sicher kommen.«

»Von wann ab wollt Ihr als verreiset gelten?«

»Von Morgen Mittag.«

»Gut denn. Seid um die achte Abendstunde am Hause des Schleusenmeisters. Ich werde dafür sorgen, daß Vibrandt fern bleibt. Ich steige dann mit Euch in den Keller hinab, von diesem geht der Gang aus. Es ist ein altes Gewölbe; die Leute sagen: es sei von Kurfürst Joachim dem Zweiten her und der Kunstmeister Corbianus habe dort unten Schätze verborgen gehabt, die er – wie die Leute sagen – veruntreuet, obwohl niemand ihm was Schlimmes nachsagen kann; na, Ihr wißt ja, oft wird so allerlei geredet.«

Gregorio hörte diese historischen Belege nicht mehr an. Sein Unternehmen gestaltete sich immer besser.

»Ich komme,« sagte er. »Eure Hand, daß niemand etwas erfährt.«

»Mein Eid – mein Wort,« rief Abel.

Sie trennten sich und Gregorio eilte, wie wir wissen, heim und in sein Zimmer.

Als er die Thür hinter sich geschlossen, trat Dora unter den breiten Bogen der Hofthür, wo Kurt ihrer wartete. Das schöne Mädchen fand eben so wenig Worte, als der junge Edelmann. In diesem großen Kummer, der ihre jugendlichen Herzen zu brechen drohte, vermochten sie nicht in Worten zu klagen. Erst nach einiger Zeit stammelte Kurt einige Klagen.

»Es ist schlimmer gekommen, als wir alle dachten,« flüsterte Dora. »Ich kann nichts thun, als standhaft bleiben, und wenn der Vater mich zwingt – vor dem Altare *nein* sagen.

Kurt hatte eine Fassung wieder gewonnen.

»Ich thue morgen den letzten Schritt,« sagte er. »Ich zeige Deinem Vater an, daß ich des Königs Majestät bitte, mich in Gnaden von der soeben bewilligten Stelle zu entlassen, daß ich gehe, weil Dein harter Vater uns trennen will. Ich werde dem Könige, der gnädigen Königin vorstellen, wie ich um Dich der glänzenden Aussicht gern entsagte, wie ich das Glück des Fräuleins von Werneck gründete, das ich stören konnte; o, wenn die Königin für jenen Anatole handelte, wird sie nicht gerührt werden durch meine Bitten? wird sie nicht des Bruders gedenken, der ebenfalls großmüthig verzichtete, um ihren Liebling glücklich zu machen? dann – dann vielleicht wird Dein Vater bewogen – er unterwirft sich dem Wunsche des Königs, Schlüter ist im Begriff, den großen Bau zu beginnen – er kann mich nicht entbehren –«

»O, Hoffnung! Hoffnung!« rief Dora, deren Hand Kurt an seine Lippen führte.

»Und Gregorio? Dein – Schlüters Geheimniß?« raunte Leonhardt ihm zu.

»Ha – er wird alles wider mich wagen,« stöhnte Kurt, »es ist wahr – –«

»St – nicht so laut,« mahnte Leonhardt. »Der Italiener zeichnet noch. Er hat seine Lampe angezündet.«

»Wirklich – er arbeitet.«

»Schon seit geraumer Zeit – jede Nacht.«

»Und was arbeitet er?«

»Wie es scheint, Pläne für Oranienburg, wohin er morgen oder doch bald reisen soll.«

»Ihr kennt die Arbeit?«

»Nein. Er läßt niemand in sein Zimmer, welches er stets sorgfältig schließt.«

»Auch hat der Vater jede Störung verboten,« sagte Dora. »Er hält ihn sehr hoch.«

»Ich wäre neugierig, dieses Zimmer kennen zu lernen; hätte ich nicht jetzt andere tausend Mal wichtigere Dinge vor,« sagte Kurt. »Wir wollen den König – die Königin bitten –«

»Armer Freund,« sagte Leonhardt, »die Bösen sind mächtig.«

»O, nimm uns nicht alles – nicht das letzte. Ich war schon so arm un Hoffnung – heute, wo ich Dora wieder sehe – lebt die Hoffnung wieder auf – ich – ha! zurück, was ist das dort oben?«

Die Freunde und Dora erblickten jetzt eine Gestalt, welche aus der Thüre des kleinen, am Ende der Galerie liegenden Zimmer trat und hart am Geländer entlang schritt. Diese Gestalt sah fast blendend weiß aus, denn sie schritt gerade im Schimmer des Mondes dahin. Ihr Antlitz war der vollen Mondesscheibe zugewendet und deutlich war zu erkennen, daß sie das Gestirn der Nacht mit wahrhaft verzückten Blicken betrachtete. Sie hatte die Hände weit vor sich ausgestreckt.

»Es ist Gregorio,« flüsterten Dora und Leonhardt dem erstaunten Kurt zu, »er pflegt oft zu wandeln.«

Der junge Edelmann war durch die ihm ganz neue Erscheinung vollständig gefesselt, so daß er auf einige Zeit alles um sich her vergaß. Erst als der Nachtwandler auf der Galerie, dem Fenster Doras gegenüber, stehen blieb und einige Worte murmelte, kam Kurt wieder zu sich.

»Und diesem unheimlichen – gespenstischen Burschen,« sagte er, »will der Vater Dich opfern? – es darf nicht sein.«

»St!« machte Leonhardt, »nicht so laut – seht, was er dort treibt.«

Die Lauscher sahen nun, wie die Gestalt sich mit großer Gewandtheit auf die Galerie schwang und mit einer unbegreiflichen Geschicklichkeit auf dem Geländer entlang ging. In diesem Augenblicke war es, als öffne sich Brauns Fenster. Angstvoll trat Dora zurück.

»Der Vater darf mich nicht sehen,« flüsterte sie. »Ich wage alles mit Dir – für Dich. Ich folge, wohin Du mich führst. Adieu!«

Kurt athmete freudig auf; er blieb mit Leonhardt allein.

»Sieh, wie er immer höher steigt,« flüsterte Leonhardt. »Er will empor zur Mondesscheibe.«

»Es ist ein Verfluchter,« murmelte der junge Edelmann, den das Grauen erfaßte, als er die Gestalt zwischen Himmel und Erde auf dem dünnen Geländer schweben sah.

»Ein Ruf seines Namens, und er erwacht, um in den Tod zu stürzen,« sagte Leonhardt leise. »Wir sahen ihn oft schon diesen Gang machen.«

»Ich will rufen,« sagte der Edelmann unwillkürlich – aber als schäme er sich dieses Gedankens, setzte er gleich hinzu: »Pfui da – es wäre abscheulich – mag er leben, bis die Gerechtigkeit ihn erteilt.«

Der Wandler hatte unterdessen seinen Weg fortgesetzt. Er war von dem Hause Brauns auf das Dach des Nebenhauses gegangen. Deutlich hörten die Freunde Stimmen; es war zu erwarten, daß ein lauter Ruf den Wandler wecken, ihm den sicheren Tod bereiten werde. Wenn auch Kurt zaudern wollte, die Menschlichkeit trieb ihn, dem voraneilenden Leonhardt zu folgen, den Wandelnden einzuholen, ihn zu wecken, ehe er bei einer Stelle ankam, wo das Erwachen zugleich sein Verderben werden mußte. Leonhardt eilte die Stiege hinan, welche zur Galerie führte; es trieb ihn der Eid, den er geleistet, dem Bundesgenossen der Hütte beizustehen in jeder Gefahr, der Eid, den er schon ein Mal verletzt hatte, als es galt, Kurt zu helfen. So durfte Gregorio nicht enden. Als die Freunde droben ankamen, war der Mondsüchtige bereits

auf das spitze, in Form eines Thurmes auslaufende Dach geklettert. Hoch droben saß er dort, zusammengekauert unter der Wetterfahne, welche über ihm sich im Nachtwinde drehte; einem leblosen Klumpen gleichend, nur sein bleiches, vom Mondlichte übergossenes Antlitz trat deutlich hervor und die Arme streckten sich gespenstisch lang hervor nach der hellen Mondesscheibe, während aufs neue halbwimmernde Klagelaute erschallten.

»Wir können jetzt nicht helfen,« sagte Leonhardt, »er sitzt öfters dort, bis der Anfall vorübergeht, dann steigt er herab. Wecken ihn, so ist er nicht fähig hinabzuklettern.«

»Seltsam und schauerlich,« sagte Kurt. »Es ist eine schlimme Nacht.«

Die Freunde zogen sich, die Galerie entlang gehend, die Blicke auf den Wandler gerichtet, zurück. Sie waren jetzt dicht an seinem Zimmer, die Thür desselben stand noch offen. Kurt konnte nicht unterlassen, einen Blick hinein zu thun; auch Leonhardt schaute dahin. Der Moment, wo er einst die Scene zwischen Gregorio und Alquist belauschte, trat wieder vor seine Seele.

»Sieh,« flüsterte Kurt, »er hat gearbeitet. Dort am Zeichnenbrett flimmert die Lampe.«

Er trat neugierig näher – Leonhardt folgte ihm – sie hatten die Schwelle überschritten – sie waren im Gemache. Den Zeichnentisch bedeckte ein großes Reißbrett, auf welches der Schein der Lampe fiel. Kurt erblickte einen auf dem Brette ausgespannten Plan, an welchem der Wandler gearbeitet haben mußte, als der Anfall ihn überraschte.

»Es ist eine Planzeichnung,« sagte Kurt, dessen Kennerblick sogleich die Zeichnung als eine werthvolle musterte.

»Gehen wir zurück,« bat Leonhardt ängstlich.

»Nein – nein,« entgegnete Kurt, »sehen wir uns das Ding an. Es sind großartige Pläne: Bogen, Thürme, Façaden. Dort liegen noch andere.«

Die Aufmerksamkeit des Edelmanns ward immer mehr rege; er übersah die Zeichnung. Sie stellte den Entwurf zu einem großen Gebäude dar, dessen lange Fluchtlinien sich in sauberer Ausführung auf dem Papiere hinzogen.

»Es ist ein ganz fertiger Plan – die Maaße – die Höhen und Breiten sind genau angegeben – ha – sieh dieses – was ist das?«

Er war hinter den Tisch getreten und hatte dort zwei nebeneinander stehende Pläne gefunden. Sie waren auf Bretter gespannt. Neben diesen stand ein offener Koffer, in welchem der junge Edelmann noch andere Pläne entdeckte. Ohne auf Leonhardts Bitte zu achten, nahm Kurt hastig einen der aufgespannten Entwürfe in die Hand und näherte ihn der Lampe.

»Es ist, wie eine Ahnung mir sagte,« rief er. »Hier steht es deutlich – es sind Handzeichnungen – da steht der Name – die Bezeichnung: Meinhard *fecit*.«

»Es sind die gestohlenen Pläne Rollos,« murmelte er. »Ich bin an der Entdeckung.«

Leonhardt hatte den Augenblick benutzt, ihm den Plan zu entreißen.

»Was ist es, welche Entdeckung?« flüsterte er.

»Ah – dieser Italiener ist ganz in unsere Hand – er weiß nicht, daß die Vergeltung ihm nahe ist – –«

»Ich darf's nicht dulden,« zürnte Leonhardt. »Wir sind in sein Eigenthum gedrungen, wir haben seine Entwürfe erspäht.«

»Seine Entwürfe?« rief Kurt, dem alles jetzt gleichgültig schien. »Es sind freche Diebstähle; er wird sich hüten, er wird Rechenschaft geben müssen.«

Er suchte in der Nähe des Tisches umher; eine Anzahl fertiger Zeichnungen war bereits zusammengelegt, das geübte Auge des Künstlers brauchte nur wenig Zeit, um zu erkennen, daß der Arbeiter die alten Pläne copirt hatte.

»Tausend gegen eins verwette ich,« rief er. »Dieses sind die Pläne, welche Eosander dem König als seine Composition vorlegen will – sie sollen mit dem Entwurfe, dem Fragmente übereinstimmen, welches Merian dem Könige als das einst von Memhard übergebene zeigte; es war das Mittel, den gefährlichen Bau auf Schlüters Schulter zu wälzen, Eosander soll die Entwürfe machen, um mit Schlüter concurriren zu können; der Herr Hauptmann vermag es nicht aus eigener Kraft, er gebraucht seinen Helfer; er wird in der bestimmten Frist diese Copieen als seine eigenen Ideen. vorlegen, und die Originale sind die entwendeten. Ich werde sie nehmen – ich werde –«

Aber als er die Hand aufs neue nach den Plänen ausstreckte, stellte Leonhardt sich vor den Koffer. Seine kräftige Hand stieß Kurt zurück.

»Nicht weiter,« sagte er mit fester Stimme. »Das darf nicht sein. Du hast kein Recht dazu. Ich schütze Gregorios Habe.«

»Wie? Du willst den Mann, der uns allen Unheil bringt, schützen?«

»Ich will es.«

»Ich fasse es nicht – träume ich?«

»Du träumst nicht. Wage es nicht, diese Blätter zu entführen.

»Leonhardt!« rief Kurt außer sich.

»Es darf nicht sein, wiederhole ich Dir. Die Genossen der Bauhütte dürfen ihre Bundesbrüder nicht in Gefahr lassen.«

»Aber diese Pläne sind entwendet; ein Verbrechen führte sie in die Hand des Italieners.«

»So wird er daran verderben. Du aber – ich selbst – wir dürfen nicht diese Dinge antasten, so lange Gregorio sie hütet.«

Kurt fühlte wie sein Blut siedend ward; er hatte in der geringen Zeit so viel erfahren, daß er sich schwer zu fassen vermochte.

»Wohlan,« sagte er endlich, »so bleibe es denn hier. Aber ich gehe zu Schlüter; ich entdecke ihm alles.«

»Du wirst es nicht thun,« bat Leonhardt. »Bedenke, ich stehe gebrandmarkt da, als ein Verräther vor den Genossen.«

»Also wieder dieser gefährliche, geheime Bund. Reiße Dich los von ihm.«

»Ich kann, ich darf nicht. Was gewinnst Du? Gregorio leugnet alles.«

»Es hilft dieses Mal nichts. Wir können Zeugen stellen, die ihn erbleichen machen werden.«

»Er wird Dich nicht schonen bei Schlüter.«

»Ich werde mich zu dessen Füßen werfen, ihm alles gestehen und die Entdeckung dieser Nacht wiegt meinen Leichtsinn auf.«

Leonhardt faßte seine Hand.

»Habe Mitleid, ich bin es, den sie verfolgen, den sie verachten werden. Gregorio gehört dem Bunde an, schweige mir zu Liebe.«

Kurt schwankte.

»Ich kann nicht – um Schlüters willen, dessen Herrschaft, dessen Ruhe auf dem Spiele steht.«

»Warte noch, ich flehe Dich an. Ich rettete die Arbeit, die stolze, die schöne, die herrliche Schlüters, vom Verderben. Gedenke dessen! vielleicht gelingt es mir, den Italiener zu bewegen, ihm die Gefahr auszumalen. Vielleicht tritt er von allem zurück, wenn ich ihm diese Entdeckung berichte, *wenn* alles sich so verhält, wie Du sagst, warte zwei Tage noch.«

Kurt zauderte, er blickte in Leonhardts bleiches Gesicht.

»Wohlan denn,« sagte er, »zwei Tage will ich warten. Sorge, daß Eosander zurücktritt, und ich will schweigen, wenn er seine Bestrebungen aufgibt. Jener Gregorio braucht nur die Pläne dort nicht zu vollenden.«

»Vielleicht irrst Du auch.«

»Meinen Kopf zum Pfande, daß ich alles richtig durchschaue – horch – Tritte.«

»Der Wanderer kehrt zurück; den Mond bedeckt Gewölk, dann steigt Gregorio herab; komm, ehe er erwacht.«

Er zog Kurt hinaus; sie sahen den Wanderer herbeikommen, der jetzt ein sehr trauriges Lied vor sich hinsummte. Er schritt zur offenen Thür des Zimmers und über dessen Schwelle; die Freunde sahen, wie er alles auf dem Tische betastete.

»Da – da sind sie,« sagte er, die Zeichnungen befühlend.

Dann lehnte er an dem Sessel; noch waren seine Augen starr.

»Rollos! Rollos!« rief er plötzlich.

»Er spricht einen Namen aus, der ihn verderben wird!« sagte leise Kurt.

»Hinweg, er wird bald erwachen,« mahnte Leonhardt, den Freund zur Stiege drängend, sie verschwanden im Hinabsteigen. Im Hofe angekommen, blickten sie empor. Die Thür des Zimmers war geschlossen, die Lampe verlöscht, das Fenster dunkel.

»Er ist erwacht,« flüsterte Leonhardt. »Es war hohe Zeit, ich glaube, Du hättest jenes Gemach nicht lebend verlassen, wenn er Dich erblickte.«

Der Edelmann warf einen trotzigen Blick nach des Italieners Zimmer, als er mit dem Freunde in dem dunklen Flur des Hauses verschwand.

»Gedenke mein,« sagte Leonhardt die Thür zur Straße öffnend. »Zwei Tage warte.«

»Zwei Tage,« antwortete Kurt. »Grüße meine Dora; es war kein Abschied für immer, den ich heute von ihr nahm.«

Die Fensterbogen Brauns – und die Zeichnungen Gregorios.

Leonhardt Braun war am folgenden Tage schon früh auf den Beinen. Die Familie nahm schweigend den Frühtrunk. Dora verhehlte ihren Kummer nicht, aber ein kurzes Wort des Bruders: »hoffe aufs neue« machte die schöne Meisterstochter wieder ein wenig freundlicher blicken.

»Wo bleibt Gregorio?« fragte Braun, der seine Pfeife mit holländischem Knaster angebrannt hatte.

Leonhardt fuhr auf. Er hatte schon heute früh dem Italiener aufgelauert, er wollte ihm scharf ins Gewissen reden, die Entdeckung ahnen lassen. Er kämpfte sehr mit seinen Ideen, denn er fürchtete, Gregorio könne die Originale der Pläne leicht vernichten, wenn er Unheil witterte; dann fehlte wieder der Beweis. Leonhardt hoffte auch in milderer Weise verfahren zu können. Aber Gregorio hatte sich nicht sehen lassen; der Maurer ging an die Thür des Zimmers, sie war verschlossen. Gregorio hatte bereits das Haus verlassen. Leonhardt war in nicht geringer Sorge. Er wußte, daß der Italiener auf Befehl Eosanders Berlin für einige Zeit verlassen wollte; wenn er länger ausblieb als zwei Tage, dann war es unmöglich,

die Sache günstig zu wenden, denn der leidenschaftliche Kurt würde – davon war Leonhardt überzeugt – nicht einen Tag mehr warten, sondern ohne Rücksicht auf sich selbst mit den Entdeckungen vorgehen. Leonhardt mußte sich selbst sagen, daß Kurt durch die Verhältnisse zur Eile gezwungen ward. Als daher Braun jene Frage nach Gregorio that, ging Leonhardt eilig hinaus, den Italiener nochmals zu suchen, vergeblich – der Gesuchte war nicht zu finden.

»Ich will ausgehen, ihn zu holen,« sagte Leonhardt, unruhig in das Zimmer zurückkehrend.

»Ei nicht doch,« mahnte Braun. »Gregorio hat einen wichtigen Gang – sicherlich. Ein Mann, wie er, kann nicht lange im Zimmer weilen. Seine Dienste werden gesucht.«

Er war bei diesen Worten aufgestanden und, ohne zu sprechen, schritt er auf und nieder. Leonhardt mußte schweigen, er durfte sich nicht auffällig zeigen. Braun trat zu Dora, die mit einer Handarbeit beschäftigt am offenen Fenster saß, durch welches die frische Morgenluft strömte.

»Du bist noch immer traurig, Kind,« sagte er. Sollte es denn nicht möglich sein, für den sonst braven Mann ein wenig Deinem Sinn geneigt zu machen?«

Dora ließ die Arbeit sinken.

»Mein Vater,« sagte sie, ich habe Dir schon oftmals gesagt: ich bin ein Opfer. Du willst mich dem Manne geben, dem mein Herz nicht geneigt ist – ich muß mich Deinem Willen fügen – aber –«

»Nun? nun?« fragte der heftige Braun schon ziemlich erregt.

»Am Altare werde ich *nein* sagen.«

Der Braune stampfte mit dem Fuße zornig und stieß große Wolken aus der Pfeife.

»Ich wills abwarten,« rief er. »Das hat man davon, wenn man milde gegen die Kinder ist; ich fange an damit, daß ich dieses eigensinnige Ding bitte, frage; das ist mein Lohn dafür, und Du – Du bist ein überspanntes Mädel, hast noch immer die Edelfraumucken im Kopfe – wer sind diese Berchholze denn, he? arme Schlucker – ohne Zukunft, ohne Stellung.«

»Sie sind es nicht,« rief jetzt Leonhardt. »Otto von Berchholz ging fort von hier als königlicher Kapitän; Junker Kurt hat des Königs Bestallung als Conducteur Schlüters in der Tasche.«

»Wa – was?« fragte Braun betroffen, »er ist zum – –«

»Conducteur ernannt,« ergänzte Leonhardt. »Er wollte Euch diesen Brief zeigen, bitten –«

»Nichts da! Mein Wort ist gegeben, ich will keine Verbindung mit den hochadligen Leuten, die immer mit den Wappenschildern prahlen. Es ist mir eine absonderliche Ehre, ein Bürger von Berlin zu sein.«

»Sie können mit ihrem Namen wohl prahlen,« fiel Leonhardt ein. »Sie wissen: woher, was sie sind; das kann mancher nicht.«

»Es soll auf den Gregorio gehen,« rief Braun zornig.

»Auf ih,« sagte Dora. »Ja, sicherlich, mein Vater. Habt Ihr dem Fremden die Frage ans Herz gelegt: von wannen kommst Du? wer bist Du den, daß ich Dir mein Kind geben soll? er hat keine Heimat, niemand kennt seine Herkunft – Ihr wollt dem Fremdlinge mich überliefern, den nur der ehrsüchtige Eosander empfahl? Ihr – der so eben noch das Wort aussprach, es ist eine Ehre, Bürger von Berlin zu sein? und doch thut Ihr den Spruch gegen mich und meines Herzens Neigugn, weil Ihr fürchtet, es könne Eosander schaden! O, mein Vater, Ihr habt nicht gut gehandelt. Es wird nimmer gut enden, wenn Ihr so wider mich steht in diesem Kampe, den mein Herz führen soll.«

»Das sind verdammt alberne französische Romanideen, nichts anderes,« rief Braun. »Nun ja doch – ich *will* Eosanders Empfehlung den Vorzug, *will* dem Gregorio die Tochter geben. Er ist ein tüchtiger Arbeiter, ein Maurer – kein Kunstjünger, die der Werchholz, der nicht arbeiten kann.«

»Er ist Herrn Schlüters Conducteur geworden,« sagte Leonhardt.

»Mit Eurem Schlüter – laßt mich ungeschoren; es wird sich bald ändern. Eosander hat des Königs Vertrauen wie Schlüter, und ich weiß wohl, daß die Arbeit eine gefährliche ist, die dem Großsprecher aufgebürdet werden soll; wir werden sehen, ob Eosander nicht mit dem Herrn Oberbaudirector wetteifern kann; ich habe es satt, mich von Schlüter immer kommandiren zu lassen und herzlich

froh, daß die Arbeit, die ich unter ihm thun mußte, beendet ist; mit dem Aufmauern der Fensterbogen an der Fronte nach dem Lustgarten hinaus ist *meine* Arbeit für ihn zu Ende gewesen – basta – keine Reden weiter. Herr Schlüter mag sich Leute suchen, die so gewissenhaft arbeiten wie ich es that. Ich werde bei Eosander bleiben von jetzt ab.«

Die Geschwister nahten sich noch ein Mal bittend, aber Braun wendete sich ab. Da ward es drunten lebendig; einige Stimmen im Hausflur, sehr deutlich schallend, ließen sich vernehmen, ein schwerer Tritt polterte die Treppe hinauf, er kam näher, und ehe Braun noch sich in Bewegung setzen konnte, ward die Thüre aufgerissen. Bleich, zitternd, die Haare gesträubt, stand Martin Baltzer, der Altgesell, auf der Schwelle.

»Gott im Himmel!« riefen Braun und seine Kinder, »was ist geschehen?«

»Ein Unglück, Meister,« stammelte Baltzer, »kommt schnell.«

»Welches? was?« schrie Braun.

»Der Fensterbogen am Schloßbau, Euere letzte Arbeit, zusammengebrochen; ein furchtbarer Riß im Gemäuer – eilt Euch – sie sind alle zur Stelle. Schlüter und seine Conducteure, Wieg und Jänicke.«

Braun verfärbte sich, die Thonpfeife fiel aus seiner Hand und zerbrach in Stücke; er taumelte.

»Mein Vater! Gott, er stirbt,« rief Dora.

»Lieber Vater,« jammerte Leonhardt, »der Himmel mag helfen, faßt Euch als ein Mann.«

»O – ich bin hin – ich – muß – das zweite Mai ist es schon – o – Gott! Gott! Erbarmen!« Er sank in den Sessel.

»Eilt Euch,« flehte Baltzer, »es ist alles in Aufruhr, die Kommissionen sind zur Stelle, Ihr *müßt* kommen.«

Braun erhob sich. Er war dem schrecklichen Schlage nicht erlegen, aber sein Trotz begann sich zu beugen.

»Ich – ich komme,« stöhnte er. »Ein elender Mann – ein Gefallener – geh mit mir, Sohn. Wo ist Gregorio?«

»Nirgends zu finden,« sagte Leonhardt.

»Meinen Rock, den Hut,« rief Braun. »Baltzer, eile voraus. Ich werde kommen, sage nur, sie sollen warten mit allem –«

Baltzer wankte hinaus. Dora brachte Rock und Hut; der Meister kleidete sich an, Leonhardt faßte seinen Arm, und ohne zu zaudern, kaum seiner Sinne mächtig, stolperte Braun an des Sohnes Arm hängend die Treppe hinab auf die Straße, wo schon viele Menschen in Gruppen zusammen standen; alle sahen auf den bleichen, dahineilenden Mann. Braun senkte die Blicke zu Boden, er stürmte fort, von Leonhardt geführt, dem es im Kopfe wirbelte. Vorbei war alles; die gefährliche Sache zu hintertreiben, war keine Zeit mehr gelassen.

»Komm es, wie Gott will,« murmelte Leonhardt, »ich kann nicht helfen.«

Am Schlosse hatten die Gesellen sich in großen Haufen versammelt.

»Braun kommt,« so flüsterten sie, als der Meister daherschwankte. »Er ist ein Feind Schlüters – es wird ihm hart gehen,« zischelten sie.

Ueber die mit Werkstücken, Balken und Gerüsten bedeckten Plätze stürmten der Meister und sein Sohn, jetzt waren sie am letzten Portale, da standen die Kommissionen, alle, alle waren versammelt – noch ein Schritt, und Braun stand zwischen ihnen; vor ihm lag der Schutthaufen, oben gähnte der Riß, schon hatten die Prüfenden Leitern angelegt und sondirten die klaffende Stelle. Braun sah nichts mehr, er hörte nur den dumpfen Ruf: »da ist Braun, der Unglücksmensch.«

»Eure schöne Wirthschaft,« krähte eine heisere Stimme; er sah wie ein Mann die Leiter herabstieg, auf ihn zutrat, er öffnete die stier blickenden Augen, Schlüter stand vor ihm.

Eine Pause trat jetzt ein. Das Gemurmel legte sich.

»Ein Unglück, Meister Braun,« sagte Schlüter.

»Ein sehr, sehr großes,« entgegnete Braun lispelnd. »Ich bin in Ihren Händen, Herr Oberbaudirector.«

»Und nicht in schlimmen,« sagte Schlüter sanft, seine Hand auf Brauns Schulter legend. »Hebt Euren Blick.«

Leonhardt und sein Vater faßten sich krampfhaft an – was sollte jetzt geschehen?

»Ich ward aus meiner Wohnung geholt,« sagte Schlüter, »als das Unglück kaum arriviret war und bin sofort zur Stelle geeilt. Ihr Herren,« fuhr er zu der Kommission gewendet fort, »ich habe zu entscheiden – ich, des Königs Oberbaudirector. Ich habe geprüft mit Herrn Böhme in Gemeinschaft und ich sage: die Schuld trifft den Meister Braun nicht. Die Eile, in welcher dieser Bau entstand, der hastige Betrieb, das Material, welches nicht

gehörig präpariret werden konnte – dieses sind die Ursachen. Ich werde sofort des Königs Majestät von allem genau unterrichteten; fasset Euch, Meister! Wir können nicht immer mit den bösen Elementen siegreich fechten, und dem Besten widerfährt ein Unheil in seinen Werken. Schauet Euch den Riß an, nehmet alles zu Protokoll und dann – macht Euch aufs neue an die Arbeit.«

»Ihr wollt, daß *ich* die Arbeit – –«

»Ei wer sonst? Ihr seid ein wackerer Meister; niemand hat ein Recht, Euch zu schmähen als ich, wenn etwas zu schmähen wäre; also führe ich Eure Sache; ich allein und ich werde sie gut führen.«

Er wendete sich hinweg.

»Kommen Sie, meine Herren,« sagte er.

Braun blieb wie angewurzelt stehen, aber Leonhardt rief:

»Es ist ein Engel für uns, der Schlüter –«

»Ja – ja,« stöhnte Braun, »er hat mich schwerer getroffen, als es einer jener Steine hätte thun können, die von dort oben herabgeprasselt sind.«

Die Gesellen und Kleinmeister umringten Braun. Er nahm in gedrückter Stimmung die Glückwünsche entgegen, dann stieg er auf die Leiter, den Schaden zu untersuchen.

Während dies am Schlosse vorging, verließ Gregorio die Wohnung Eosanders. Schon am frühen Morgen war

der Italiener an das Haus Eosanders geschlichen. Er trug unter einem Arme eine große, wohl eingeschnürte Rolle. Vorsichtig war er aus Brauns Hause durch die noch stillen Gassen geschlüpft und hatte sich in dem Gehölze des Thiergartens einige Zeit lang aufgehalten, bis er es gerathen fand, die Wohnung Eosanders aufzusuchen.

Gregorio war, von seiner Wohnung in das Zimmer heimgekehrt bald aus dem Zustande erwacht.

»Verdammt,« murmelte er, von der Schwäche fast bewältigt, »diese teuflische Gewalt, welche mich überfällt, wird noch ein Mal das Unglück meines Lebens herbeiführen; da brennt die Lampe noch.«

Er musterte sorgfältig den Tisch, die Zeichnungen, die Pläne. Er stutzte ein wenig.

»Habe ich die Zeichnungen in dieser Weise umgelegt?« fragte er sich, die verschobenen Papiere betrachtend. »Ich weiß es wahrlich nicht mehr. Ich hatte den Theil hier herausgenommen,« sagte er leise, auf den einen Plan deutend. »Es wird doch niemand hier gewesen sein?« Er lauschte hinaus. »Alles still,« murmelte er, die alten Pläne in den Koffer packend. »Pah – was thut's auch? Morgen früh liefere ich Eosander die Copieen ab. Er hat meine Hand gebraucht – wenn er die Pläne vorlegt, ist es für ihn selber die höchste Aufgabe, jede Entdeckung, jede Gefahr zu hintertreiben. Dadurch bin ich aus aller Noth; er kann mich nicht fallen lassen, ich brächte ihn in die schlimmste Lage. Er wird froh sein, wenn ich schweige. Nur schnell ans Werk – er muß so bald wie möglich die Pläne haben. Sind sie ein Mal in seinen Händen, dann

muß er sie behalten und bewahren, oder er steht als Fälscher da; zum Glück bin ich fertig.«

Er stellte sich noch ein Mal an das Brett und zeichnete mit fester Hand in die Ecke des Entwurfes die Worte und Abkürzungen »*Eos. de Goethe inv. et delin*.« Dann löschte er die Lampe und streckte sich auf das Lager.

Wie wir wissen, war er früh morgens bei Eosander.

Eosander hatte den Italiener bereits erwartet. Obwohl Gregorio erst zur Mittagszeit als fern von Berlin gelten wollte, Eosander dem Besuche seines Helfers doch schon früher entgegen. Als der Italiener die Straße herauf kam, ging Eosander eilig die Treppe hinab und führte den Erwarteten in sein Zimmer. Gregorio trug außer der Rolle noch ein kleines Felleisen auf dem Rücken. Es enthielt wenige Habseligkeiten. Der Italiener wollte die Reise nach Oranienburg zum Schein antreten.

»Sie sind fertig, die Pläne?« fragte Eosander.

»Alle. Schaut sie Euch an,« sagte Gregorio, die Rolle hinreichend, »Ihr werdet sie brauchen können.«

Eosander erfaßte mit zitternden Händen die Pläne. Er rollte die breiten Papiere auseinander und betrachtete die trefflich ausgeführten Zeichnungen mit den zustimmenden Blicken des Kenners.

»Es ist schön, – mein Schutz, mein Dank soll Euch nicht entgehen.«

»Es ist drunten in der Ecke Euer Name,« sagte Gregorio, nicht ohne einen Anflug von Lächeln.

»Ah – ja – ich sehe. Es muß so sein – alles vorgesehen – und ganz im Geschmacke des Memhard. Der König wird zufrieden sein – er wird –«

Er stockte.

»Den Bau befehlen,« fiel Gregorio ein, »aber mindestens Herrn Schlüter einen Theil desselben übertragen, den Münzthurm. Deshalb wollen wir den Grund untersuchen.«

»Wahrlich, ich hatte das vergessen,« sagte Eosander erregt auf und abgehend.

»Ich habe dafür gesorgt. Ich gehe jetzt in die letzte Straße, wo die Wagen nach Oranienburg stehen und lasse mich dahin fahren, ich fahre aber nur bis nach Seegefelden. Von da kehre ich nach Berlin zurück. Ich treffe zur Abendstunde hier ein und – für das weitere laßt mich sorgen. Morgen um die neunte Stunde suche ich Euch auf. Ihr werdet genau wissen, wie es mit dem alten Baugrunde steht.«

Eosanders Brust entrang sich ein tiefer Seufzer. Des Hauptmanns Gedanken durchfuhr es wie ein mahnendes Wehe, er gab sich tiefer und immer tiefer in die Hand des geheimnißvollen, gefährlichen Mannes, der ihn schon ein Mal in seltsame und schwierige Lage gebracht hatte – es war eine warnende Stimme, die an sein Ohr zu dringen schien. Er warf einige Blicke auf die Pläne; Gregorio verfolgte jede dieser Bewegungen. Er ersah, daß Eosander mit sich im Kampfe war.

»Schlüter arbeitet Tag und Nacht an den neuen Entwürfen,« sagte er leicht hin geworfen.

Eosander fuhr auf – dieses Wort entschied – er durfte dem mächtigen Gegner nicht nachgeben.

»Ich nehme alles an,« sagte er. »Wir werden abrechnen.«

»Ich denke wohl,« entgegnete Gregorio. »Noch eins. Vergeßt nicht, daß diese Pläne erst nach zwei Wochen fertig sein dürfen – denn so lange müßt Ihr daran zeichnen.«

Eosander wendete sich schnell ab; die Röthe der Scham schoß ihm in sein Gesicht, er konnte sich noch schämen! O, wenn es nicht die großartige Arbeit gewesen wäre, dann hätte er es wohl selber vollbringen können. Aber dieser Auftrag überstieg seine Kräfte; er mußte den Helfer nutzen.

»Es ist alles überlegt,« sagte er. »Ich nehme Euere Hilfe dankbar an – aber –« er zögerte, dann fuhr er fort: »Ihr leistet Gewaltiges. Woher rühren die Gedanken in diesen Plänen? schöpftet Ihr alles aus Euch selber? Ihr traft den Geschmack, den Styl des Memhard so genau, daß man meinen sollte, Ihr habt unter Memhard gearbeitet; dazu müßtet Ihr ein Greis sein.«

Gregorio erbebte unwillkürlich und wendete des Haupt nach dem Winkel des Zimmers, als sehe er dort eine Erscheinung.

»Ich habe viele Leute kennen gelernt in Italien und in der Schweiz, die dereinst unter dem Alten gearbeitet und die mir Stücke seiner Entwürfe zeigten. Hat Herr Merian nicht auch ein solches Stück des Planes gehabt?«

»Es ist richtig. Ich bedaure, daß mein Schwiegerpapa schon abgereist ist. Es würde ihn freuen, diese Entwürfe zu sehen – ah – da fällt mir ein, wir können abrechnen. Ihr gabt mir den Schein zurück – das Geld für den Schmuck – –«

»Wenn ich heimkehre, wenn alles geordnet ist,« sagte Gregorio abwehrend.

»Gut denn. Jetzt geht, hier Eure Bestallung für den Bau in Oranienburg,« setzte Eosander hinzu, ein Papier reichend, welches der Italiener in seine Tasche schob.

»Leben Sie wohl, Herr Director. Morgen Abend erhalten Sie genauen Bericht. Ich hoffe, Sie bringen es dahin, daß Ihnen der Thurmbau erlassen, die Arbeit zugetheilt wird – oder – im schlimmen Falle, daß Herr Schlüter auf dem unsicheren Grunde bauen muß.«

Er verließ den Hauptmann.

»Wie mache ich mich los von ihm?« murmelte Eosander, die Pläne zusammenrollend. »Es ist die Gefahr aufs höchste gestiegen, zuerst den Schein zurück; dann – dann! Ich muß mich Wartenberg ganz entdecken. Es gibt Mittel, solche Leute verschwinden zu lassen, o, ich bin ganz in dieses Italieners Hand. Er kann mich verderben.«

Gregorio war schon auf der Straße, die bereits sehr lebendig wurde. Ohne sich umzusehen, schritt er gegen die Linden des Kurfürstin vor.

»Er hat die Pläne in den Händen,« frohlockte er. »Nun mag Rollos kommen, wenn er lebt; Eosander ist sich selbst schuldig, alles aufzubieten, den Alten zu beseitigen. Pah,« lachte er leise, »ich fange an zu glauben, daß

es ein Phantom war, welches ich gesehen. Nichts weiter. Der Schlüter hätte ihn sicher hervorgeholt. Wozu ihn verbergen? Was war das?« sagte er aufhorchend.

Zwei Männer gingen an ihm vorüber. Er hörte nur einige Worte.

»Gute Leute,« sagte er, »was sprecht Ihr da von Einsturz?«

»Je nun,« antwortete der eine. »Hörtet Ihr nichts? Am Schloßbau ist Brauns Mauerwerk eingestürzt.«

Gregorio blieb stehen, seine Kniee wankten.

»Es ist ein Schlag, der ihn trifft und auch mich,« murmelte er. »Vorwärts, ich darf nicht umkehren.«

Er eilte weiter.

Freudig waren Leonhardt und sein Vater heimgekehrt.

»Ihr werdet anders über Schlüter denken,« rief jubelnd Dora, »und ich meine, die, welche zu ihm halten sind wohl des Lobes werth.«

Braun hatte sich in den weiten, mit Leder gepolsterten Sessel niedergelassen. Erst jetzt machte die Natur ihre Rechte geltend. Der Maurermeister konnte nicht mehr auf den Beinen sich halten. Die schreckliche Nachricht, der Anblick des Unheils, Schlüters wohlwollende Beurtheilung desselben, welche die Gefahr von Braun abwendete, dies alles hatte den Meister gewaltsam aufrecht gehalten; nun brach er zusammen. Er winkte mit der Hand, als Dora jene Worte sprach, und blickte finster drein.

Leonhardt machte der Schwester eine beschwichtigende Geberde.

»Dringe jetzt nicht in ihn, flüsterte er. »Wir wollen später die günstige Wendung nutzen.«

Leonhardt hatte die Zeit verstreichen lassen, die er benutzen wollte, Gregorio aufzusuchen, der schlimme Zwischenfall hatte ihm alle Gedanken um die Gefahr geraubt, jetzt kehrte seine Unruhe wieder. Er hoffte, daß nach der glücklichen Wendung auch die Sache mit Gregorio und Kurt beigelegt werden könne, er ging wieder in des Italieners Zimmer. Er war noch nicht heimgekehrt, obgleich es Mittagszeit war. Wollte er ohne Abschied nach Oranienburg reisen? Die Stunden verrannen und Gregorio kehrte nicht wieder. Er fehlte bei Tische.

Leonhardt trieb die Angst hinaus; er arbeitete heute nachlässiger als sonst, denn zu seinem Schrecken hatte er erfahren, daß Gregorio von Eosander nach Oranienburg zur Führung des Baues entsendet worden. Die Gesellen und Poliere erzählten es sich bereits. Was war zu thun? Einem Briefe durfte Leonhardt dieses wichtige Geheimniß nicht anvertrauen, nach Oranienburg fahren? Unter welchem Vorwande? Zu jener Zeit war die Fahrt dahin eine anständige Reise.

»Zwei Tage, zwei Tage,« jammerte der Maurer, »dann geht Kurt mit der Entdeckung vor. Eine schreckliche Untersuchung beginnt, wenn er Schlüter alles beichtet. Ich muß zu ihm; ich muß ihn bitten flehen, daß er warte.«

Und Leonhardt verließ die Arbeit. Er erfuhr im Hause der Berchholz, daß der Junker in Schlüters Werkstatt sei.

Er eilte dahin. Die Abendglocken läuteten bereits, die Arbeiter kehrten von den Plätzen zurück, als Leonhardt vor dem einsamen Hause anlangte. Er zog die Glocke. Kunze erschien, und bald trat Kurt, das Modellirholz in der Hand haltend, aus der Thür.

»Du hier, Leonhardt?« rief er erfreut. »Ich hoffe, Du bringst frohe Kunde. Dein Vater hat Schlüter kennen gelernt; er ist weich, ist mir geneigt geworden – –«

»Höre mich an, Kurt,« bat Leonhardt. »Der Italiener ist verreist auf Eosanders Befehl. Er kann in zwei Tagen nicht heimkehren. Verlängere die Frist.«

Kurt runzelte die Stirn.

»Es geht nicht. Wir haben Eile,« sagte er.

»Ich bitte Dich, Kurt. Bedenke alles, niemals willige ich darein, daß jene Pläne Gregorios, die Originale, ausgeliefert werden, so lange solches dem Italiener verderblich werden kann; Du kennst die Gründe. Damit aber fällt doch der Beweis, ich würde Gregorio sogar warnen, versuche es auf mildere Art. Wir bringen ihn vielleicht zum Nachgeben – –«

»Wir bedürfen seiner, Deiner nicht,« sagte Kurt.

»Wie meinst Du –«

Kurt wendete sich.

»Sieh dort hin,« sagte er.

Leonhardt erblickte die Gestalt eines alten Mannes. Er kam aus dem Hause durch den Hof und schritt, von zwei handfesten Gesellen gefolgt, den Nebenweg des Gartens entlang. Sein weißes Haar flatterte leicht im Abendwinde, seine Miene war ernst, sein Gang gemessen. Er trug

Werkzeug unter dem Arm. Einer der Gesellen trug einen großen Bohrer mit tiefausgehöhlter Schraube. Sie gingen, ohne die Freunde zu sehen aus dem Garten und schlugen den Weg nach der Stadt ein.

»Dieser ist es, der wider Gregorio zeugen würde.«

Leonhardt war der sonderbaren Erscheinung mit den Augen gefolgt, bis der Alte hinter dem Zaune des Gartens verschwunden war.

»Was hat es mit diesem dort für Bewandtniß?« fragte er. »Jener Alte sieht aus, als wäre er aus dem Grabe erstanden.«

»Es ist beinahe so,« antwortete Kurt. »Und oft kehren die Verstorbenen wieder, um vor das Gesicht zu treten.«

»Du machst mir ordentlich bange, Kurt. Jener Alte kam aus Eurem Hause – –«

»Ja. Wir bergen hier wunderliche Dinge. Unsere Schützer treiben einen Räuber hinweg, wehren ihm den Eintritt; andere geben Zeugniß für uns – –«

»Wär's möglich –«

»Komm hinein,« sagte Kurt. »Du sollst alles erfahren. Vielleicht magst Du weniger zaudern, wider den Italiener zu handeln, wenn Du erfährst, daß er ein Räuber ist.«

Im Grunde des Münzthurms.

Das Haus des Meisters vor der Schleuse lag auf der Werderinsel hart am Wasser. Die Schälung der Spree war hier durch mächtige, in den Grund getriebene Holzpfeiler gedämmt, und über diese Pfeiler lief eine Lage von

Brettern, welche eine Art von Balkon bildete, der mit Geländer versehen war. In das Haus selbst gelangte man von dem Werder aus. Es war nicht weit von hier bis zu dem Laboratorium Savenis. Als die achte Abendstunde angebrochen und die Arbeiter schon von ihren Bauplätzen und sonstigen Werkstätten heimgekehrt waren, lehnte über das Gitter jenes Balkons vom Schleusenhause ein Mann und blickte angestrengt in die Richtung nach der Niederlage hin. Er hatte bereits einige Male die Leute, welche mit Fragen an ihn herantraten, kurz abgefertigt, was denselben nichts Neues sein mochte, denn sie gingen wieder in das Haus zurück und an ihre Arbeiten. Vibrandt Gerritsen, der Schleusenmeister, war nicht daheim, sondern befuhr mit einem Kahne den Graben, um die Verbindung zu inspiciren, während welcher Zeit sein Bruder Abel Gerritsen den Dienst an der Schleuse zu übernehmen pflegte. Abel hatte an der Schleuse mitgebaut, er gehörte als Münzthurmbewohner zu den Beamten und wenn Vibrandt seine Wasserrunde machte, übernahm Abel den Dienst, falls noch ein Kahn durch die Schleuse gehen wollte. Gewöhnlich dauerte die Abwesenheit Vibrandts bis in die Nacht hinein, denn der Schleusenmeister, dessen Amt für alle bei dem Flusse und dessen Benutzung betheiligte Leute eine wichtige Person war, machte oftmals Halt an verschiedenen Stellen, um die Gastfreundschaft der Spreebewohner an der neuen Kaie zu erproben, die ihm willig Erfrischungen darboten. Vibrandt hatte außerdem das Amt des Mühlenzimmerers inne. Er führte die Aufsicht über das Mühlenwerk an der

Freiheit und über die Arche. Heute hatte Abel seinem Bruder sogar besonders zugeredet, die Inspection anzutreten und in sich gemächlich der Labung hinzugeben, da Abel, wie er sagte, den ganzen Abend frei habe.

Abel wußte, daß er dem Manne, den er erwartete, einen besonderen Dienst erweisen würde, daß dieser Dienst belohnt und für ihn daher wichtig werden müsse. Daneben leistete er ihn einem Mitgliede der Genossenschaft zum goldenen Hammer. Abel hatte nicht lange zu warten. Wenig Minuten nach 8 Uhr erschien auf dem Brettergange der Schleuse ein Mann, der hastig über die schmale Verbindung auf das Schleusenhaus zuschritt und von Abel sofort als Gregorio erkannt wurde. Der Italiener hatte einen breitkrämpigen Hut tief in das Gesicht gezogen, seine Hände steckten in den Taschen der Beinkleider, er sah weder rechts noch links, sondern ging sogleich auf Abel zu.

»Ich bin am Thore durch die Bastionsgasse geschlüpft,« sagte Gregorio. »Niemand sah mich, ist alles bereit?«

»Alles still und für Euch in bester Ordnung,« entgegnete der Zimmermann. »Feiern wir nicht lange. Ich gehe in die Mühlen mit Euch.«

»Man wird mich dort nicht sehen?«

»Es ist ganz dunkel drinnen. Die Gesellen sind oben auf dem Gerüste, wir gehen unten hinein, kommt.«

Sie schritten über die Arche in das Mühlengebäude. Gleich von der Straße aus traten sie in den großen Raum. Oben in dem Gerüste gingen die Mühlknappen umher, die Säcke mit Getreide standen in langer Reihe

an den Holzbrüstungen aufgeschichtet, auf den Leitern und Treppen brannten hier und da Laternen und verbreiteten ein schwaches Licht, um den Arbeitenden zu leuchten, welche das Aufschütten des Getreides zu besorgen hatten. Einige der Mühlknechte regelten diese Verrichtungen. Wenn droben in den Gängen noch ein Halbdunkel herrschte, so war dagegen der untere Raum im tiefen Dunkel begraben. Das Wasser rauschte mit großer Gewalt hier unten entlang und schleuderte brausend die mächtigen Räder der Mühlen um ihre Achsen. In dem hohen, weiten Raume sauste und donnerte es, die Massen des Wassers, welche die Schaufelräder peitschten und emporwarfen, klatschten gegen die Wände, von denen sie in kleinen Cascaden wieder hinabrieselten, durch die Zacken des Sparrenwerkes fiel an einigen Stellen der Schein einer der oben aushängenden Laternen und beleuchtete den weißen Gischt, den die Räder in der Tiefe dieses unheimlichen, schauerlichen Trichters durch ihre Schwingungen erzeugten, oder das Licht flimmerte auf der immer nassen Wand, aus deren Fugen die grünlichen Moospflanzen herabhingen.

Abel und Gregorio stiegen in die Tiefe, fortwährend bespritzt von dem Wasser, welches die Räder schleuderten, dicht vorüberstreifend an den riesigen Werken, die in voller Thätigkeit waren, umbraust von dem Winde, den der Schwung erzeugte, wenn das Treibrad die Luft durchschnitt. Unten im Grunde war ein Gang aus Brettern. Er lag nur drei Fuß über der Wasserfläche und durch seine Fugen drang stoßweise die aufgeregte Flut, mit ihren

Wellen häufig die Füße der beiden Männer netzend. Abel hatte eine Laterne mit brennendem Lichte in der Hand. Er leuchtete auf dem Boden umher und zog bald verschiedene hinter einer Tonne versteckte Werkzeuge hervor. Es war ein Spaten und ein Grundbohrer.

»Hier habt Ihr, was Ihr braucht,« sagte er. »Nehmt die Laterne; wenn Ihr fertig seid, kommt den Gang zurück, ein zweites Licht ist hier für Euch, nehmt und eilt Euch.«

Er reichte alles dem Italiener hin und begann nun eine schwere, mit Rost und Feuchtigkeit bedeckte eiserne Thür zu öffnen, welche am Ende des Bretterganges in die Wand gefügt war. Sie drehte sich kreischend im Angel. Ein dunkles Gewölke, aus welchem Moderluft und eisige Kälte, die sich selbst in der Nähe des Wassers geltend machte, hervordrangen, gähnte dem Italiener entgegen.

»Dies ist der Gang,« sagte Abel, »Ihr könnt nicht fehlen. Er macht zwar einen kleinen Bogen, aber sein Lauf führt Euch auf den Münzthurm, in den er noch ein Stücklein hineingeht. Seid Ihr am Grunde des Münzthurmes, so treibt den Grundbohrer ein. Er läß sich drei Mal verlängern, also findet Ihr Tiefe genug.«

Gregorio hatte bereits die Werkzeuge auf seine Schulter genommen und stieg die schlüpfrige Treppe zu dem Gange hinunter. Das Licht der Laterne schimmerte an den Wänden, die wie mit Silberstücken behängt glänzten. Schnecken und Ratten waren die einzigen Bewohner des Ortes, der in der That grausig genug war, um die vielen unheimlichen Sagen zu veranlassen, welche über seine Bestimmung im Volke umherliefen. Gregorio schritt

zwischen dem feuchten Gemäuer, ohne zu zagen, hin. Er kam bald an die Stelle, wo der Gang einen Bogen machte. Es war unter dem Damme des Ganges an der Freiheit, dann lief der Weg wieder gerade aus. Der Italiener sah, daß an einigen Stellen Pfeiler aus dem Mauerwerk sprangen, sie wurden häufiger, jetzt stieß sein Fuß an ein niedriges, aus dem Boden kommendes Gemäuer.

»Was mag das sein?« murmelte der Italiener, mit der Laterne umherleuchtend, aber er sah nur in dichte Finsterniß, welche der röthliche Schimmer des Laternenlichtes nicht zu durchdringen vermochte, doch schien es ihm, als sause und brause es zu seinen Füßen mehr als oben in dem Gange und als fahre der in dem Mauerwerk eingepreßte Wind mit zornigem Geheul in die Tiefe. Die Feuchtigkeit lagerte bereits auf Gregorios Antlitz und der fast schwelende Nebel, welcher als salpeterhaltiger Niederschlag herabfiel, machte die Augen des Italieners blöde. Er vermochte nicht viel weiter zu sehen, als er seine Hand ausstrecken konnte und fühlte mit dem Fuße an dem Mauerwerk entlang, welches rechts abführte. Diesem Merkmale nachgehend gelangte er wieder in den Gang, um nach wenig Schritten in einen, wie es schien, von Mauern begrenzten Raum zu kommen. Er stieß einen kurzen Ruf aus, dumpf und hohl schallte ein Echo wieder.

»Ich irrte nicht,« sagte Gregorio zu sich. »Ich bin unter dem Münzthurme, hier ist es, wo der Gang mündet.«

Er leuchtete rings umher und sah, wie der Bogen des Ganges durch eine Wand gehauen war. Gregorio stand in einem weiten, wüsten Raume. Er setzte die Laterne auf

ein Stück herabgefallenen Gemäuers, that einige Stiche mit dem Spaten, warf diesen dann bei Seite und begann den Bohrer anzusetzen.

Als Abel Gerritsen den Italiener verlassen hatte, stieg er schnell wieder hinauf. Es trieb ihn von dem unheimlichen Gang hinweg zum Lichte. Allerdings begann es schon zu dunkeln, die Schatten wurden bedeutend länger. Abel setzte sich auf die Bank vor dem Mühlenhause. Er wollte ein halbe Stunde warten, dann wieder hinabsteigen; er hatte einige Zeit bereits so gesessen, als er zu seiner Verwunderung seinen Bruder Vibrandt auf das Haus zuschreiten sah.

»Mach Feierabend,« sagte Vibrandt, »ich bin heute früher zurück, es war Zeit. Bei Hootes am Kanal ging's scharf her.«

Abel erkannte bald, daß Vibrandt ein wenig zu tief ins Glas geschaut hatte.

»Laß mich ruhig hier, geh heim,« sagte er.

Aber wie es bei Halbtrunkenen oft geschieht, so auch bei Meister Vibrandt. Er nahm des Bruders Anerbieten sehr ungnädig auf, zumal da noch Zeugen in der Nähe waren.

»Ich will mein Amt verwalten, ich allein, pack Dich fort, Abel,« rief der Schleusenmeister zornig. »Wer heißt Dich hier bleiben? Ich habe hier zu befehlen.«

Abels Unruhe wuchs. Er wollte, er mußte hier bleiben. Gregorio hatte etwa eine Stunde drunten verweilen wollen, niemand wußte, daß der Italiener in die Tiefe gestiegen war, es sollte für Jedermann ein Geheimuiß bleiben,

und Abel hatte auf die schnelle Heimkehr Vibrandts nicht gerechnet. Wenn er darauf bestand zu bleiben, mußte es auffallen, und Abel war erfahren genug zu merken, daß Gregorios Auftrag ein wichtiger sei, dessen Erfüllung auch für Abel vortheilhaft sein mußte. Das alles konnte die trunkene Stimmung des Bruders stören, indessen hielt Abel es für gerathen, bei Seite zu gehen, er rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß der Schleusenmeister bald genug seine Ruhe suchen, und daß er, ohne Widerspruch zu finden, sich schneller entfernen werde.

»Dummheiten das,« murmelte Vibrandt, sich auf die Bank niederlassend, während Abel ihm gute Nacht wünschte, um sich ein wenig seitwärts aufzuhalten. »Ich – bin hier Herr – bin Schleusenmeister.«

»Ja, ja,« sagte einer der Schleusenwärter, »Ihr habt Recht.«

»Immer, immer,« rief Vibrandt.

Abel sah, daß es gefährlich für Gregorios Auftrag gewesen sein würde, hätte er sich bei Vibrandt aufgehalten, denn die Wärter und Mühlenknechte blieben in der Nähe des sehr redseligen Schleusenmeisters und hätten es gewiß auffällig gefunden, wäre Abel nicht gegangen, der oft genug sonst seines Bruders Befehlen lachend gehorchte. Endlich blieb der Schleusenmeister allein; er blickte leise pfeifend und prustend zu den Dächern auf, an deren First noch der letzte Strahl der scheidenden Sonne spielte. Abel sah jetzt, wie neuer Besuch zu dem Schleusenmeister trat. Er vermochte einen alten Mann zu erkennen, dem zwei Leute folgten, der Alte war bereits im

Gespräch mit Vibrandt. Dieser sah ebenfalls den Fremden auf sich zukommen.

»Guten Abend. Ihr seid Schleusenmeister Vibrandt?« fragte der Alte.

»Der bin ich allemal,« sagte der Angetrunkene, ohne aufzustehen.

»Seht hier, eine Anweisung des Oberbaudirectors Schlüter.«

Vibrandt erhob sich denn doch bei Anhörung dieses Namens und versuchte den Zettel zu lesen, was ihm in der Dämmerung und bei seinem Zustande schlecht gelingen wollte. Rollos, der Leser in sicherlich gleich diesen in dem Alten erkannt, merkte sofort, in welchem Zustande sich der Schleusenmeister befand.

»Kurz denn, Meister,« sagte er. »Ich soll auf Befehl des Oberbaudirectors in den Gang steigen, der unter den Damm entlang führt, es gilt ein Stück des Grundes für den Münzkanal zu prüfen.«

»Ah, ah, in den Corbinianusgang? hm – na – ich wünsche Glück. Ein verdammter Weg da unten, und jetzt? warum kommt Ihr nicht bei Tage?«

»Es ist Schlüters Wille.«

»Auch gut, auch gut, laßt mir den Zettel hier, ja, ja, gestempelt und gesiegelt ist er, gut, gut, immer hinab. Ihr seid aber fremd drunten.«

»Ich gehe nicht weit hinein, keine zwanzig Schrit. Ihr gebt mir wohl die Laterne.«

»Sollt Ihr haben, sollt Ihr. Herr Schlüter kann befehlen, ist Herr über die Bauten hier, immer sehr artig, wenn auch stolz. Ihr könnt auch einen mit kriegen, der –«

»Ich bedarf keines Führers. Zeigt nur den Eingang.«

Es hatten sich unterdessen einige Leute eingefunden.

»Lange,« sagte Vibrandt zu dem Nächsten, »führt den Mann an den Corbinianusgang, steckt eine Laterne an, und dann laßt ihm sein Vergnügen,« stammelte Vibrandt sich setzend.

Rollos zögerte nicht länger. Die Gelegenheit war insofern günstig, als wenig Leute in der Nähe blieben. Er nahm hastig die Werkzeuge aus den Händen seiner Begleiter und folgte dem Mühlknechte, der mit ihm denselben Weg einschlug, welchen kurz vorher Abel und Gregorio beschritten hatten.

»Ihr wollt wirklich in den verdammten Gang hinein?« fragte Lange.

»Ei was, es ist ein Erdgang wie jeder andere,« sagte Rollos.

»Es ist ein schändlicher Spaziergang.«

»Ich gehe nur dreißig Schritt weit.«

»Das ist ein anderes. So, wie sind an der Stelle.«

Sie standen vor der eisernen Thür. Der Knecht gab dem Alten die Laterne, die Werkzeuge trug Rollos auf der Schulter.

»Ihr könnt nicht fehlen,« sagte der Knecht, »wenn Ihr am Ende der Treppe seid, immer grad aus. Rechter Hand geht der neue Durchstich für den Münzkanal hin, also

sucht rechts. Wenn Ihr nur dreißig Schritt hinein geht, findet Ihr leicht.«

»Ich brauche keinen Führer.«

»So,« sagte Lange. »Alle Wetter, die Thür ist nicht verriegelt. Wer hat denn die geöffnet?«

Er zog die Thür auf, Rollos stieg in den Gang. Lange schloß hinter ihm die Thür, indem er rief:

»Schlagt gegen das Eisen, wenn Ihr fertig seid. Wir dürfen nicht offen lassen, denn der Wind zieht so toll durch den Gang, daß uns das Mehl aus dem Trichter fliegt.«

Rollos war schon am Fuß der Treppe. Er schritt vorwärts in den Gang hinein.

Als Gregorio den Bohrer in den Erdboden gestoßen hatte, begann er sofort zu drehen. Die Schnecke des Instrumentes wand sich knirschend in den Sand, der Italiener arbeitete emsig, und seine Bemühungen brachten eine genügende Menge von den Bestandtheilen des Grundes herauf.

»Laimen mit Treibsand,« sagte er leise ver sich hin. »Es ist ein verteufelt schlechtes Fundament, große Lasten drüber zu setzen, Eosander muß darauf bestehen, den Thurm abzubrechen. Herr Schlüter mag sein Heil versuchen. Sehen wir an einer zweiten Stelle zu.«

Er setzte den Bohrer etwa zehn Schritte von dem ersten Bohrloche an und arbeitete wieder.

»Es ist dasselbe,« sagte er, »nur scheint noch schlechterer Grund an dieser Stelle, es ist Torfboden hier drunten; wenn ich den Bohrer verlängern könnte, so hätte ich bald Gewißheit. Der Bettel ist nur neun Fuß lang. Noch einen dritten Versuch.«

Gregorio war bei diesen Worten dem Ausgange des Raumes wieder näher gekommen. Er konnte von hier aus in den Gang blicken, so weit dies beim schwachen Schimmer des Laternenlichtes überhaupt möglich war. Er hatte so eben den Bohrer eingestoßen und die Drehung begonnen, als das Eisen auf hartes Gestein zu treffen schien.

»Hm, hier sollte wohl eine Kalksteinschicht sein, vielleicht nur ein einzelner Block –«

Er arbeitete stark, der Bohrer kämpfte vergeblich mit dem Hindernisse. Der Italiener hielt keuchend inne, er blickte, tief Luft schöpfend, zu der Wölbung empor, seine Schläfen pochten. Da war es ihm, als sehe er aus der Tiefe des Ganges, weit aus der Ferne her Lichtschimmer. War es Täuschung, welche die erhitzten, von der Arbeit erregten Sinne ihm vorgaukelten? war es Wirklichkeit? Das Licht kam näher. Gregorio verließ seine Arbeit. Er that einige Schritte in den Gang zurück, er täuschte sich nicht. Es ward ein Licht getragen, und der Träger bewegte sich auf die Stelle zu, wo Gregorio stand. Es war dem Italiener ein verwünschter Zufall, wenn jemand hier sein Treiben belauschen konnte. Aber wer sollte es sein, der in diesen abscheulichen Raum hinabstieg, vielleicht war es Abel –

»He, Abel Gerritsen,« rief der Italiener.

Das Licht bewegte sich bei diesem Rufe nicht weiter, es stand still, und aus dem Dunkel rief die Stimme des nicht sichtbaren Trägers:

»Wer ist da?«

»Alle Teufel, man kommt mich zu belauschen. Tölpel, dieser Gerritsen,« sagte der Italiener. »Wer seid Ihr dort?« rief er zurück.

»Ein Mann von der Oberbaudirection,« antwortete es.

»Ha, von Schlüter,« murmelte der Italiener. »Sehen wir zu, den Bohrer kann ich nicht mehr entfernen.«

Er ergriff den Spaten und die Laterne, und schritt dem Fremden entgegen, der ebenfalls seinen Gang auf Gregorio zu lenkte. Immer näher kamen sich die beiden Männer, ein jeder vernahm des anderen Schritte, die von der Wölbung des Ganges widerhallten; noch vermochte keiner die Gestalt des Angerufenen zu erschauen, denn beide hielten die Laternen weit vor sich hingestreckt. Endlich trafen sie zusammen, Gregorio taumelte mit entsetzlichem Schrei zurück, als die Laterne des anderen hochgehoben ward. Er erschaute ein geisterbleiches, von weißen Haaren umwalltes Gesicht, es war ihm bekannt, es war ihm im Leuchten der Lustkugeln bei dem Feuerwerke erschienen, jetzt trat die Gestalt wie ein Gespenst, hier, in der grausigen Tiefe des Ganges, hier, wo alles Lebende fern war, ihm entgegen.

»Jakob Rollos!« schrie er.

»Ich bin es! Du hier, Bube?« rief der Alte. »Welch neues Verbrechen sinnst Du? was führt Dich hier hinab? irgend ein Schurkenstreich sicherlich.«

Gregorio hatte mühsam nach Fassung gerungen, noch fehlen ihm die Worte.

»Erbebst Du, Schurke?« fuhr Rollos fort, »hast Du noch eine Faser, welche vor Scham erzittern kann, wenn Du mich siehst, denke zurück an den einsamen Wald, an den Schein des Mondes, in welchem Dein Mörderdolch wider mich blitzte; o, es ist ein Wink von oben, der mir ward, als ich mich anschickte, in diesen Schlund hinabzusteigen, ich kannte wohl die schauerlichen Sagen, aber ich glaubte nicht, daß ich wirklich einen Dämon hier unten finden würde.«

Gregorio war der Rede des Alten gefolgt, es kam ihm vor allem darauf an, die Ursache zu ergründen, welche Rollos in den Gang führte, er errieth sie leicht, als er den Erdbohrer ins Rollos Hand gewahrte. Der Alte, den Schlüter sicherlich beherbergte, kam, um den Grund des Thurmes zu erforschen. Gregorio lebte auf, es galt wieder, Eosander einen Dienst zu erweisen, er durfte daher etwas wagen.

»Jakob Rollos,« sagte er, »ich weiß nicht, was Ihr fabeln wollt. Ich kenne Euch wohl, ich war Euch dankbar. Woher wollt Ihr wissen, daß ich es todt, der den Stoß that? Welchen Grund konnte ich haben, Euch, den Armen, aus der Welt zu schaffen?«

Rollos erbebte vor Unwillen. Er warf den Bohrer zur Erde und stieß einen Ruf des Zornes aus.

»Ich will es Dir sagen, Nichtswürdiger,« rief er, »weil Du ein Dieb, ein elender Räuber bist, weil Du nicht Genüge hattest an dem, was ich Dich lehrte, weil Du meinen

höchsten, besten Schatz gestohlen hattest, jene Pläne, die ich thöricht genug Dir zeigte; Du stahlst sie, um mit den köstlichen Entwürfen zu prunken, sie dereinst für schweres Geld zu verkaufen, wie Du im Schlosse Maffeis die Pretiosen stahlst. Du bist ein Feind der Redlichen, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Bösen Dich als Werkzeug wider den Meister brauchen. Aber es sollte nicht also kommen, nein. Du bist entdeckt, entlarvt! Auf die Knie, Bube, denn Du wirst bald genug um Erbarmen flehen müssen.«

Mit Gregorio war bei diesen Worten eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Die Erwähnung der Pläne hatte seine Sinne, seine Nerven aufgeschreckt und in fiebernde Bewegung gebracht. Dieses Wort des Alten genügte, dem Italiener die ganze Größe der Gefahr zu zeigen. Es stand alles auf dem Spiele. Die Pläne, welche bereits in Eosanders Händen waren, mußten sofort von dem Alten erkannt werden. Dieser war Schlüters Genosse, die beiden hätten nichts Besseres wünschen können. Eosander war furchtbar entehrt, wenn Rollos als Kläger auftrat und auch zugleich über Gregorio Licht verbreitete. Ein Zurückhalten, ein Unterdrücken war nicht mehr möglich, Schlüters Ansehen war zu groß, und er schätzte den Alten. Gregorio hatte schnell genug einen neuen entsetzlichen Plan gefaßt. Niemand als Abel wußte um den Besuch des Ganges durch den Italiener. Er konnte hartnäckig leugnen. Gregorio aber, selbst wenn sein Besuch des Ganges entdeckt wurde, verschanzte sich am Ende hinter Eosander und – – das weitere behielt er sich vor.

»Weicht zurück,« sagte er zu Rollos, »ich will hinaus.

»Du gehst nicht von dieser Stelle. Ich kehre um, ich rufe die Leute herbei. Sie sollen Dich hier finden, und es soll an das Licht des Tages kommen, was Du hier treibst,« sagte der Alte.

Gregorios Entschluß befestigte sich schnell. Mußte er dem Alten hier in der Tiefe begegnet sein? wer konnte es behaupten? Gregorio konnte es standhaft leugnen, selbst wenn Abel ihn verrieth. Es hieß, daß in dem Gange Gruben, tiefe Spalten, alte Konäle seien, konnte der Alte nicht dahinein gerathen sein? Gregorio hatte schon ein Mal das Messer auf ihn gezückt, er bebte nicht vor dem zweiten Male.

»Gebt Raum! sage ich noch ein Mal,« rief er.

»Ich gebe Raum, aber nur um hinter Dir herzuschreiten, bis zur Pforte dort unten, und dann, wenn wir droben ankommen, Dich greifen zu lassen, Dich, den Dieb von Safferato, den Dieb der Pläne Memhards, den Banditen, der Jakob Rollos anfiel und ihn fast auf das Schaffot brachte. Komm, Bube, hinauf, wenn Du nicht willst, daß ich Dir –«

Er hob dabei drohend den Spaten. Der Italiener hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Die Lieblingswaffe seiner Landsleute, das Stilet, führte er stets bei sich. Im Nu blitzte es beim Schein der Laterne in seiner Hand, und in derselben Sekunde stürzte er sich mit gewaltigem Sprunge auf den Alten. Rollos taumelte gegen die Wand, die Laterne entfiel ihm, das Licht verlosch sogleich. Gregorio

hatte seine Leuchte beim Angriffe ebenfalls fortgeschleudert, tiefe undurchdringliche Nacht umgab die Kämpfenden. Der Alte fühlte, wie die zähen Finger seines Gegners ihm die Kehle zu umspannen suchten. Er umklammerte den Arm, welcher das Stilet hielt, krampfhaft, und mit dem ganzen Aufgebot seiner Kraft suchte er Gregorio von sich abzudrängen, zwei Mal gelang es ihm, er tappte an der feuchten Mauer entlang.

»Zurück, Verdammter!« keuchte er. »Mörder, in der Nacht dieses Ganges wagst Du es aufs neue?«

Er suchte nach dem Spaten, der ihm bei Gregorios Anfall entsunken war, er fand ihn nicht, aber er fühlte wieder die Nähe seines Feindes, der im Dunkel nach ihm griff, dessen schlammige Hände sein Gesicht erfaßten, wiederum stieß er den Angreifer mit aller Gewalt von sich.

»Fahr hin, alter Schwätzer, sei stumm auf ewig,« heulte Gregorio aus der Finsterniß, den Alten dicht vor sich wähnend, indem er einen kraftvollen Stoß nach ihm führte.

Aber die Klinge traf die Wand und sprang in Stücke. Mit einem Fluche warf der Italiener das Heft zur Erde, er konnte nur noch die Hände zur verruchten That gebrauchen, mit furchtbarem Griffe umklammerte er Rollos, der diese geschmeidigen Arme, welche ihn wie die Glieder eines Schlangenleibes umwanden, von sich abzustreifen suchte.

»Hinweg von mir – Hilfe,« rief der Alte in den Gang hinein.

Die Hände des Räubers fuhren an seine Kehle, sie legten sich um den hageren Hals, Rollos griff von Verzweiflung erfaßt nach des Italieners Gurgel, so rangen sie hin und her, jetzt gegen die Mauern stoßend, dann wieder taumelten sie weiter in den Gang, jetzt sank der Alte in die Knie, um sogleich wieder mit der Gewalt der Verzweiflung sich empor zu raffen. Sie glichen zweien der schwarzen Molche dieser Tiefe, welche sich untereinander verzehren, der heiße Athem seines Opfers fegte Gregorios Wange, das Knirschen der Zähne seines Mörders hörte der Alte, der mit den Knieen stoßend, die dürren Hände in des Peinigers Weichen grabend, sich den erstickenden Umarmungen zu entziehen suchte. Immer fester verschlangen sich die Kämpfer, die Finger preßten sich tief in das Fleisch, beide waren eins geworden, ein zuckender, hin- und herwälzender Klumpen, der im schauerlichen Dunkel sich um sich selber drehte. Die Kräfte des Alten ließen nach, er hatte nur noch das Bestreben, so nahe als möglich an den Ausgang zu kommen; die Füße wühlten, den schlammigen Boden auf.

»Gott sei barmherzig!« röchelte er und zog mit der letzten Kraft seinen Gegner vorwärts; jetzt greift die Hand nicht mehr den Arm Gregorios, sie beginnt zu sinken, noch ein Mal krallen sich die Finger fest in des Mordgesellen Kleider, die Ringer taumeln einige Schritte weiter, es stößt der Fuß an Gemäuer, die Keuchenden sind einige Sekunden gehemmt.

»Hilfe! Hilfe!« kreischt Rollos, ein Brausen erschallt, da greift der Mörder aufs neue zu, der Alte wankt, er

stürzt hinten über, leere Luft, ein heulender Windstoß, kein Halt dort, Rollos hält seinen Feind festgepackt, er stürzt mit ihm. Ein entsetzlicher Schrei scheucht die Ratten des Ganges aus den Winkeln, beide Ringer haben diesen Schrei ausgestoßen, es war ihr letzter, ihr Todesschrei, denn mit gräßlichem Schwunge fahren sie hinab in eine grauenvolle Tiefe; fest aneinandergekrallt sind sie drunten im feuchten Grabe angelangt, nur noch wenige Minuten lang zittert das Gewimmer der Erstickenden herauf, dann ist es wieder still in dem Gange, aus der Tiefe nur heult der Wind und streicht klagend den Schlund entlang, die eiserne Pforte in ihren Angeln rüttelnd.

»Teufel, noch ein Mal, Vibrandt! Vibrandt!« rief Abel seinem schlafenden Bruder ins Ohr.

Der Schleusenmeister war in sein Haus zurückgegangen und hatte sich in einen Sessel geworfen, woselbst ihn denn bald Schlaf aufs neue befiel. Der Befehl Schlüters lag neben ihm am Boden. Abel hatte lange genug gewartet. Die Nacht kam schnell herauf, er wagte nicht eher in die Mühle zu gehen, bis Vibrandt ins Haus gegangen war. In der Mühle traf er Lange, den er hastig befragte und der ihm bald genug von dem Besuche des Alten, nach Schlüters Befehl, meldete. Abels Furcht stieg mit den Worten Langes. Entweder mußte Gregorio mit dem

Gesandten Schlüters zusammentreffen, und dann war eine Untersuchung und zugleich Entdeckung der geheimnißvollen Angelegenheit sicher, oder Vibrandt gerieth in eine schlimme Lage, weil er in trunkenem Zustande, vielmehr gar nicht auf seinem Posten gewesen war. Abel und Lange warteten, kein Pochen von unten erschallte. Die Mühlen standen still, man hätte es hören müssen. Von Angst getrieben, stiegen Abel und Lange hinab bis zur Pforte.

»Wir müssen den Alten sehen können,« sagte Lange, »er wollte nur auf dreißig Schritt hinein.«

Sie öffneten, nichts war zu sehen. Sie riefen in den Gang, der Müller holte einen Trichter herbei und rief durch denselben – keine Antwort;

»Wetter noch ein Mal,« sagte Lange, »es läßt sich nichts hören, der wird doch kein Unglück gehabt haben?«

»Welches Unglück?« fragte zitternd Abel.

»Je nun, was weiß ich? Wenn er nicht weiter gegangen ist, dann mag's sein, aber da hinten, da soll, wie sie sagen, eine Cisterne sein, die schnurgerade in die Erde geht und ehemals das Wasser aus dem Thurme aufnahm; wenn einer so im Dunkel dahintappst – –«

Abel hörte nicht weiter. Er stürmte die Treppen hinan, ins Haus Vibrandts, den er weckte.

»Was – wer – was,« stöhnte der Trinker.

»Es ist ein Unglück passirt,« rief Abel, dem Erwachenden die Muthmaßungen Langes ins Ohr rufend.

»Cis – Cisterne, ja, ja. Es ist möglich. Sie muß da in der Gegend der Freiheit sein, wo des Franzosen Mangian

Haus steht. Dieses Haus liegt drüber, ja, ja. Herr Gott, warum habe ich das nicht gesagt? Wenn er weiter ging, so ist es nicht unmöglich, daß er hinabgestürzt ist.«

Die Trunkenheit war völlig gewichen, wie es so häufig bei plötzlichem Schrecken oder bei Ueberraschung geschieht.

»Gott im Himmel, es gibt viel Noth,« rief Abel, der noch andere Ursachen zum Schrecken hatte.

»Hinaus, hinab,« rief der Schleusenmeister, der ebenso entschlossen als nachlässig sein konnte. Er zog die Schleusenglocke, die Wärter und Knechte kamen herbei.

»Geschwinde, Lichter, Laternen,« befahl er, »es geht in den Corbinianusgang.«

»O da – nicht,« stöhnten einige.

»Maul gehalten,« rief der Schleusenmeister. »Zum Geier mit Euch, wenn Ihr nicht gehorchen wollt. Lichter, Seile, Stangen! Vorwärts oder ich will Euch – –«

Aber schon gehorchte alles. Vibrandt, Abel, Lange und ein halb Dutzend Knechte stiegen hinab in den Gang. Abel ging wie ein Träumender. Die Erleuchtung war natürlich eine bessere als vorher, die Knechte sondirten mit langen Stangen, ehe sie weiter schritten, eine ganze Zeit lang fand sich nichts. Plötzlich stieß der erste Knecht mit der Stange an etwas.

»Halloh, ein Spaten,« sagte er.

Alle leuchteten.

»Vater!« befahl Vibrandt.

»Ho! ho! ho!« riefen alle.

Nichts antwortete.

»Hier ein Bohrer –«

»Es ist der seinige,« sagte Vibrandt. »Herr Gott im Himmel,« schrie er, »da, wir sind neben der Cisterne, hier, was ist das? zwei Laternen, und dort noch ein Spaten, seht den durchwühlten Boden, hier liegt etwas, wie eine Messerklinge, da seht, am Rande hängen Tuchfetzen, Gott sei ihm gnädig, er ist hinabgestürzt.«

Abel drückte sich in den Schatten des Gemäuers, seine Zähne klapperten vor Entsetzen, nicht *ein*, – *zwei* Menschen waren in das schreckliche Grab gesunken. Die Knechte brachten bald den Bohrer herbei, den Gregorio im Boden hatte stecken lassen.

»Hier sind zwei Männer gewesen,« rief Vibrandt. »Wo ist der andere hergekommen? Weiß es niemand?«

Die Knechte betheuerten, keinen bemerkt zu haben.

»Abel, Du warst doch hier oben, während ich meine Fahrt machte. Sahst Du nichts?«

»Gar nichts,« entgegnete Abel mit dumpfer Stimme. Er hatte sich gebückt, er bemerkte am Boden das Heft eines Dolches und schob es schnell in seine Tasche.

Vibrandt ließ rings umher leuchten, es fanden sich Spuren von Fußtritten ringsum im Sand.

»Es sieht aus, als hätten hier zwei gekämpft,« sagte er. »Hinauf jetzt. Komme was da wolle, ich muß den Vorfall melden. Es ist seltsam, da seht, da liegt ein Fetzen Tuch, da noch einer. Sie sind abgerissen worden.«

»Ich muß Leonhardt Braun sprechen,« murmelte Abel. »Ich muß mein Gewissen erleichtern, aber es kann schon sein, daß ich ohne zu wollen, kein schlimmes Werk

gethan habe, einer von diesen beiden war ein gefährlicher Mann. Wär' ich nur nicht Schuld an des Alten Verderben!«

Leonhardt der Maurer.

Die Nachricht von dem noch mit einem Schleier des Geheimnisses bedeckten Vorgange in dem Kanale der Mühlen verbreitete sich schnell genug in der Stadt. Zwei Personen waren besonders durch diese Kunde betroffen worden, Andreas Schlüter und Eosander von Goethe. Der Oberbaudirector hatte sogleich eine Untersuchung angeordnet. Ihm lag vor allen Dingen daran, die Person zu ermitteln, welche der verunglückte Rollos in der Tiefe des Kanals aufgefunden haben konnte. Aber noch schien es unmöglich, Gewißheit darüber zu erlangen. Der König hatte bereits diese Vorgänge vernommen, Schlüter hatte keinen Grund, mit der von ihm durch schriftlichen Befehl angeordneten Untersuchung geheim zu halten. Daß sein Abgesandter verunglückt war, stand fest. Den Schleusenmeister und Mühlwart, Vibrandt Gerritsen, traf endlich kaum ein Vorwurf. Er war nicht verantwortlich für das Schicksal der Leute, welche in die Tiefe kletterten, denn nach Aussage und Bestätigung Langes hatte dieser dem Abgeschickten die Gangthüre nur geöffnet, weil der Alte etwa dreißig Schritt hineingehen gewollt, um die Mauerung für den Münzkanal zu untersuchen.

Andreas Schlüter war in tiefem Schmerze. Das Schicksal, welches Rollos ereilt hatte, ging dem Meister zu Herzen, wie selten ein Kummer ihn berührte. Der Verschollene, der in einem günstigen Augenblicke wieder ins Leben treten sollte, war nun für immer aus dem Kreise der Lebenden gerissen; das Grab, dem er anzugehören schien, ließ ihn nicht los, es forderte den, der ihm schon längst gehört zu haben schien. Aber es machte auf den Meister noch einen besonders beängstigenden Eindruck, daß dieses düstere Ereigniß gerade in dem Momente stattfand, wo die Entscheidung über den verhängnißvollen Thurmbau immer näher rückte. War es ein Wink des Schicksals, der dem Meister zukam? war es eine Mahnung, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, welche ihm durch das grausiges Ende desjenigen ertheilt wurde, der mit dem gefährlichen Grunde eben so wie mit den Entwürfen bekannt war und ihm, dem Meister, von hohem Nutzen sein konnte? der als ein gewichtiger Zeuge gegen die geheimen Feinde aufzutreten vermochte?

Schlüter verwarf schnell genug diese Gedanken, er trauerte über den Verlust des Alten, dessen Tod ihn mit Entsetzen erfüllte, aber der Meister befand sich genau in der Lage, die er einst Kurt geschildert hatte, er suchte die Gefahr, die er andererseits fürchtete. Noch stand es ja dahin, ob der König nicht die Pläne Eosanders denen des Oberbaudirectors vorziehen werde. Eifrig arbeitete Schlüter an dem großartigen Entwurfe weiter, der binnen zwei Wochen mit den Plänen Eosanders zugleich dem König zur Wahl und Entscheidung vorgelegt werden

sollte. Schlüter hatte gewünscht, gehofft, daß ihm der Thurmbau erspart, oder mindestens der Abbruch bis auf den Grund gestattet werden möge, wenn aber Eosander dieses Unternehmen wagte, wie konnte er zurücktreten? Und wenn der König die Pläne Schlüters verwarf, so war dieser freilich einer großen Sorge und Last ledig, aber er bebte wiederum bei dem Gedanken, daß der Günstling der Wartenbergs ihm vorgezogen werden könne. Die Annahme der Eosanderschen Pläne zum Bau des Schlosses und des Münzthurms war ein Todesstreich für Schlüters Ruhm.

»Lieber das gefahrvolle Unternehmen wagen,« rief er, »als zurückstehen müssen, lieber die Last der Sorge tragen, die Nächte ruhelos zubringen, als jenem weichen; o, es ist nicht möglich, der Schmeichler der Wartenberg *kann* keinen Plan entwerfen, der dem meinigen gleich käme, und wenn der König ihn bevorzugte, es wäre furchtbar für mich. Sie haben alle gesagt, ich werde es nicht wagen; ich wage es, komme was da wolle. Ruhe! Ruhe über Dich, Jakob Rollos, im stillen Grunde,« sagte er leise. »Wer war es, der tief drunten mit Dir zusammentraf? gäbe es wirklich Dämonen?«

Es schüttelte ihn wie im Fieberfrost.

»Sie werden vielleicht an dem Grunde des Thurmes rütteln,« murmelte er. »Pah, hinweg mit der kleinlichen Furcht! An die Arbeit.«

Und wieder fuhr sein Griffel über das Papier und neue Figuren erschienen unter seiner arbeitenden Hand.

Anders dachte Herr Eosander. Er wußte, wer mit dem Abgesandten Schlüters zusammen geendet hatte, Eosander athmete hoch auf. Alle Gefahr schien vorüber. Die Pläne des Italieners waren in Eosanders Händen, er konnte sie dem Könige am bestimmten Tage vorlegen, und er hatte nichts mehr zu fürchten. Freilich war auch Eosander noch in Ungewißheit über die Person, welche der von Schlüter abgesendete Arbeiter dort unten getroffen hatte, aber der Hauptmann zweifelte nicht, daß Gregorio es gewesen sei. Man fand die zwei Bohrer, zwei Spaten, zwei Laternen, alles war deutlich und ohne Zweifel, es hatten in der Tiefe des Brunnens oder der Cisterne zwei Menschen den Tod gefunden. De Portz hatte den Platz untersucht, er behauptete, es habe ein Kampf stattgefunden. Eosander schickte Boten nach Oranienburg, Gregorio war gar nicht dort angekommen, im Hause Brauns befand er sich nicht, alle im Geheimen versuchten Nachforschungen blieben ohne Erfolg, Eosander frohlockte. Sein gefährlicher Freund war fort, die schlimmen Beziehungen, welche Eosander mit dem Italiener unterhielt, schadet jetzt nicht mehr, es bedurfte keiner neuen Intrigue, um sich den Gefährlichen vom Halse zu schaffen, denn mit jeder Stunde wuchs die Gewißheit, daß Gregorio tief drunten im grundlosen Schlamme der Cisterne versunken sei.

Welche Unruhe aber herrschte im Hause Brauns, als die Nachrichten von dem schrecklichen Ereignisse dort eintrafen! Dora und Leonhardt zweifelten keinen Augenblick daran, daß der Italiener ein Opfer seiner geheimen

Schliche geworden. Doch wagte Leonhardt nicht offen hervorzutreten. Es lastete genug auf ihm. Kurt hatte ihm Dinge berichtet, welche das Herz des jungen Maurers mit Abscheu erfüllten. Der Dieb, der Raubmörder des alten Rollos, sollte die Hand seiner Schwester erhalten? Leonhardt zitterte bei dem Gedanken, er zitterte aber auch, wenn er an die ungeheuerlichen Scenen dachte, welche diese Entdeckungen begleiten würden. Die Stunden verrannen.

»Zwei Tage will ich warten,« hatte Kurt gesagt. Da kam die Kunde von dem geheimnißvollen Ereigniß in der Tiefe des Ganges, dem jungen Edelmanne stieg eine ungewisse Ahnung auf, es war ihm, als rufe eine Stimme in sein Ohr: »Gregorio ist es, der drunten im Grunde der Cisterne liegt, er wird Dora nicht länger quälen, er kann Schlüter nicht verrathen, daß Du sein Geheimniß Deinem Freunde entdecktest.«

Kurt hatte schon seit dem Einsturze des Fensterbogens, bei welchem Ereignisse sich Schlüter so edel benommen, Hoffnung genug gefaßt, jetzt trieb es ihn hinaus, Leonhardt zu suchen, die Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf, wenn es sich verhielt, wie er es ahnte; wenn die Strafe den Italiener ereilt hatte, so war alles glücklich vorüber. Der junge Edelmann brauchte nicht anzuklagen, er brachte den Meister Braun nicht in eine peinliche Lage, er konnte schweigen über alles, wenn Leonhardt ihm *einen* Dienst erwies, die Copieen der Pläne Memhards, welche Rollos gefertigt, Gregorio benutzt, Eosander als

seine Ideen verlegen wollte, wenn Leonhardt ihm diese Pläne auslieferte.

Braun befand sich in größter Bewegung. Vergebens hatte man auf Nachricht von Gregorio gewartet, Eosander hatte nach ihm gefragt, in das Haus Brauns gesendet; dieser erfuhr, daß der Italiener nicht in Oranienburg angekommen sei, wohin er doch reisen wollte. Man ermittelte, daß er bei dem Fuhrmanne, der nach Oranienburg beförderte, einen Platz genommen und bezahlt hatte, daß er aber schon in Seegefeld ausgestiegen und, wie es den Anschein gehabt, nach Berlin zurückgekehrt sei. Auch bei Braun stieg der Verdacht auf, daß Gregorio dem Ereignisse im Mühlengrunde nicht fern stehe, er kannte das geheimnißvolle Treiben des Italieners

»Wo ist Leonhardt?« fragte er Dora, »er läßt sich heute nicht sehen.«

»Er ging hastig aus dem Hause,« sagte die Tochter. »Abel Gerritsen der Zimmermann war bei ihm.«

»Es ist des Schleusenmeisters Bruder,« fiel Braun schnell ein.

Er stand an dem Fenster und blickte über den Hof seines Hauses hinweg nach dem kleinen Anbau, in welchem sich Gregorios Zimmer befand, Dora folgte seinen Blicken. Unheimlich starrten die Fenster herüber, die Vorhänge waren herabgelassen, wie sie der Italiener bei seiner letzten Anwesenheit im Gemache geschlossen hatte. Dora lehnte ihr schönes Haupt an des Vaters Schulter, er legte den Arm um den Hals des Kindes.

»Wie werden, meine ich, schlimme Dinge hören,« sagte er. »Würden manches erfahren, wenn das Zimmer dort geöffnet wäre, aber niemand darf hinein, Gregorio wird heimkehren.«

Dora seufzte.

»Und wenn er heimkehrt, was wirst Du thun, mein Vater?«

Braun senkte das Haupt.

»Es ist ein schlimmes Ding,« sagte er. »Ich bin Eosanders Untergebener, wenn er den Schloßbau mit Schlüter theilt.«

»*Wenn* er ihn theilt,« sagte Dora. »Es wird hoffentlich nicht geschehen.«

»Wer kann es wissen? Der König wird die Pläne Schlüters und Eosanders prüfen und dann entscheiden. Der, dessen Plan angenommen wird, hat die Ehre – und die Gefahr. Er muß den Münzthurm bauen, und es steht fast zu erwarten, daß Eosanders mächtige Freunde diesem den Sieg verschaffen, die Entscheidung des Königs zu seinen Gunsten lenken, die *Gefahr* werden sie dann schon beseitigen.«

»Aber Schlüter ist ein Genie, er kann, er darf nicht unterliegen.«

»Fast möcht' ich es ihm von Herzen wünschen er siegte, und doch fürchte ich diesen Sieg, denn für Schlüter würde nicht die Gefahr beseitigt werden, welche jener Bau mit sich bringt, ich fürchte für ihn, weil ich seine Hochherzigkeit kennen lernte. Er that mir Gutes. Gewinnt aber Eosander, so bin ich ihm untergeordnet, und

er wird darauf dringen, daß ich mein Gregorio gegebenes Wort halte, der Italiener ist sein Schützling.«

»Wenn er aber nicht heimkehrt? wenn Schlüter siegt?«

»Dann, Dora,« rief Braun fast leidenschaftlich, »dann soll Schlüter entscheiden, in wessen Hand ein Maurermeister die Hand der Tochter legen soll.«

»Vater, lieber, guter Vater,« rief Dora, sich an seinen Hals werfend, »Gott gebe Schlüters Genie den Sieg!«

»Es mag sein,« sagte Braun, »aber vielleicht ist Euer Glück des Meisters Unheil.«

Als Kurt von Berchholz die damals noch öde Burgstraße erreicht hatte und die Brücke überschreiten wollte, um zur Breiten-Straße zu kommen, erblickte er den hastig ihm entgegen eilenden Leonhardt. Der Maurer winkte schon von weitem. Kurt blieb stehen. Leonhardt war bald genug in seiner Nähe.

»Komm hier hinab,« sagte er leise zu dem Edelmanne, ich suchte Dich auf.«

»Du bist bleich, Du zitterst, ein neues Unheil?«

»Wie Du willst, ja und nein, komm schnell.«

Die Freunde schritten in die Burgstraße bis zu dem Mauerreste, der in der Gegend der heutigen kleinen Burgstraße damals noch zu sehen und von der alten Stadtmauer übriggeblieben war. Hier war man ziemlich ungestört, nur wenig Leute gingen vorüber.

»Was hast Du mir zu sagen?« fragte Kurt.

»Nicht viel – –«

»Der Italiener ist heimgekehrt – –?«

»Nein,« antwortete Leonhardt dumpf, »er kehrt nicht wieder.«

Kurt faßte kräftig des Maurers Hand.

»Du weißt es gewiß?«

»Er wird nicht wiederkehren, weil er mit dem Alten tief unten im Grunde der Cisterne ruht.«

Kurt stieß einen Schreckensruf aus, sein Gesicht ward bleich.

»O, es ist furchtbar, meine Ahnung – –«

»Sie täuschte Dich nicht. Ich sehe alles klar, nachdem Du mir die Geschichte von Rollos und Gregorio erzählt hattest, die beiden Feinde trafen aufeinander im Grunde des Ganges und sie sind im Kampfe hinabgestürzt.«

»Furchtbar, furchtbar,« stöhnte der Edelmann. »Schlüter muß es wissen.«

»Halt da,« sagte jetzt Leonhardt mit fester Stimme, »nicht zweiter. Ich stand zu Dir, ich war es, der großes Unheil wider Deinen Meister vereitelte. Ihr seid mir Dank schuldig. Ich fordere von Dir unverbrüchliches Schweigen. So wie ich das Geheimniß Schlüters von der Sorge um den Münzthurm bewahrte, so mußt Du diese Nachricht wahren. Die Todten sind tief unten im Grunde des Münzthurms begraben, niemand wird sie heraufholen zum Lichte. Der Alte gehört dem Grabe schon längst an. Gregorio ist verschwunden, wie er gekommen, niemand weiß woher er kam; sein Grab ist keinem sichtbar, aber sein Ende, die Kunde davon soll nicht weiter berichtet werden, denn es ist ein Mann dabei betheiligt, der zur Bauhütte gehört und mir gestanden hat.«

»Noch ein Mörder,« rief Kurt.

»Nein, ein Unbesonnener. Deine Hand, daß Du schweigen wirst.«

Kurt reichte sie stumm.

»Jetzt darf ich reden,« sagte Leonhardt. »Abel Gerritsen weiß alles.«

»Der Zimmermann? Der Feind, der Unruhestifter?«

»Derselbe.«

»Und Du hast Gewißheit – –?«

»Ich habe sie. Gregorio war drunten im Grunde. Abel hat Peitschen hinabgelassen. Hier, sieh dieses.«

Er zeigte Kurt den sauber gearbeiteten, verzierten Griff eines Stilets.

»Es ist das Heft von Gregorios Messer, Abel fand es neben der Cisterne, die Fetzen der Kleider des Italieners hingen am Rande des schrecklichen Brunnens.«

»Todt, verschwunden,« murmelte Kurt. »Es ist Gottes Gericht, der nicht wollte, daß der Böse sich seiner Siege freue. – Rollos gehörte dem Grabe an, er mußte dahin zurückkehren. Aber die Pläne des Alten, jene Copieen,« fuhr er hastig auf, »sie sind in Eosanders Händen.«

»Es ist wohl anzunehmen,« sagte Leonhardt, »daß der Italiener die Copieen, welche er gemacht, die wir an jenem Abend sahen, dem Eosander auslieferte, aber die Zeichnungen nach Memhards Originalen, die von Rollos gefertigten, sie müssen noch in des Italieners Zimmer sein.«

»Ha, dann können wir – –«

»Du kannst nichts thun,« sagte Leonhardt. »Ich werde handeln, Schweigen hast Du mir gelobt. Ich werde es lohnen. Ich bin ein kleines Menschenkind, aber zum zweiten Male werde ich Schlüter vor Unheil bewahren. Gregorio ist gestrichen aus der Reihe der Lebenden, ich werde jetzt thun, was ich nicht thun dürfte, wandelte er noch auf Erden.«

Kurt schüttelte des Freundes Hand.

»Ich meine Dich zu verstehen,« sagte er, »thu nach Deinem Gutdünken.«

»Ob es zum Heile des Meisters geschieht, das wird die Zukunft lehren, der Münzthurm ist ein gefährliches Unternehmen, aber Schlüter will das Wagniß bestehen, er wird es beginnen können.«

Die Freunde schritten die Straße zurück. An der Ecke der Königsstraße, dicht an der Brücke tummelten sich, bei dem Hintergebäude der Poststraße, schon Arbeiter. Auf einer Leiter stand Böhme, der Conducteur Schlüters.

»Was geschieht hier?« fragte Leonhardt.

»Das Grundstück wird vermessen, welches der König dem Wartenberg schenkte. Auf diesem Boden soll der neue Palast des Grafen, von Schlüter erbaut, erstehen.«

»Der Meister baut das Haus seines Feindes,« sagte Leonhardt leise vor sich hin. »Wird er die Vollendung sehen?«

Sie gingen über den Schloßplatz. Obwohl tief erschüttert von dem Gehörten und von den Nachrichten, die Leonhardt ihm jetzt noch genauer angab, wie Gregorio sicherlich auf Eosanders Befehl in den Grund gestiegen,

wie er ohne Zweifel den Alten angegriffen habe; athmete Kurt doch freier. Sein Glück schien sicher, Dora konnte jetzt nicht mehr ihm entrissen werden. Das schwerste Hinderniß war verschwunden, Braun mußte einwilligen, und nur noch die Entscheidung des Königs schwebte als dunkle Wolke am Himmel, aber Kurt blickte auf Leonhardt, der ernst und schweigend neben ihm dahinschritt. Als sie am Dom angekommen waren, kreuzten sie so eben mit einer prächtig verzierten Sänfte. Ein Gesicht erschien am Fenster derselben. Es war das des Herrn Eosander, und es lächelte vergnügt, zufrieden. Der Glücksritter war auf dem letzten Wege zum Ziele. Leonhardt blickte der Sänfte noch einige Sekunden nach, dann nahm er Abschied von Kurt und eilte zum Hause seines Vaters. Herr Eosander hatte so eben der Gräfin Wartenberg einen Besuch gemacht.

»Der König ist sehr für Sie,« hatte die Dame gesagt.

Die Hinterlassenschaft des Italieners.

Der heimkehrende Junker von Berchholz ward durch das Schreiben seines Bruders überrascht. Der Seemann befand sich in Stettin. Ein Mal getrennt von der Heimat, in welcher er so viel des Bittern erfahren, hatte Otto nur noch Sinn für das Meer und die Fahrt nach fernen Ländern. Kurt entfaltete das Schreiben und las es aufmerksam durch.

»Komm zu mir,« schrieb Otto, »die Anker werden bald gelichtet. Du bist nicht glücklich in der Heimat, so wenig als ich es war. Ziehen wir hinweg, die Welt ist weit und

vielleicht finden wir eine bessere Stätte, vielleicht kehren wir heim mit Schätzen beladen, die wir in Berlin nicht erwerben mochten.«

Kurt faltete das Schreiben zusammen. Er schüttelte traurig das Haupt, diese Trauer empfand er um des Bruders Willen, er selbst war hoffnungsvoller als je. Er hielt sich nicht mehr für unglücklich, nur um Schlüters Triumph bangte ihn. Er wollte Berlin nicht verlassen, wo ihn vielleicht das Glück an Doras Seite erwartete. Kurt hatte freilich keine Ruhe im Hause der Eltern, nach der Unterredung mit Leonhardt. Was wollte der Maurer beginnen? Der mächtige Eosander war schwer zu erschüttern, selbst Schlüters Genie konnte durch eine Kabale in den Hintergrund gedrängt werden. Kurt verließ das Haus seiner Eltern wieder und lenkte die Schritte zum Atelier des Meisters. Er fand Schlüter am Reißbrette stehen, er arbeitete nicht in seiner Stadtwohnung, er floh das Geräusch. Als Kurt zu ihm trat, lächelte Schlüter und reichte dem jungen Edelmann die Hand.

»Ihr werdet glücklich sein, mein Freund,« sagte er. »Ich hoffe es. Alles liegt trefflich für Euch.«

»Nur mit Euch, durch Euch,« sagte Kurt.

»Wer weiß es?« entgegnete Schlüter ernst. »Ich that alles, was ich vermochte, schaut her, ich habe noch ein Mal versucht, den Plan so zu ändern, daß der König damit zufrieden sein müßte, sollte ich denken. Wenn es Eosander dennoch gelänge –«

Er stieß heftig den Griffel gegen das Brett.

»Es wird nicht gelingen,« rief Kurt. »Ihr werdet siegen.«

»Ich hoffe es. Und dennoch, dennoch ist dieser Sieg vielleicht mein Verderben. Rollos Tod im Grunde des Münzthurmes ist eine schreckliche Mahnung.«

»Auch Eosanders Helfer deckt die Nacht jenes Schlundes, Ihr seid wohl von einem Feinde befreit, wenn auch der Freund dabei verloren ward.«

»Ihr wißt es gewiß? Man hat genaue Kunde davon, daß es ein Helfer Eosanders war, der drunten im Grunde –«

»Ich weiß es nicht gewiß,« sagte Kurt ausweichend. »Gerüchte, Annahmen.«

»Hm, hm. Er könnte wieder kommen, gleichviel. Ich muß hier siegen, der König muß mir die Arbeit übertragen, welche zu beginnen ich mich scheue. Das ist der schwere, der furchtbare Kampf, vor dessen Anfange ich stehe; aber lieber fallen mit dem Werke, als es in des Feindes Hand gelegt sehen. Auf, mein Freund, nehmt Griffel und Reißschiene zur Hand, hier sind kleine Detailzeichnungen zu machen, ich vertraue sie Euch an, die Zeit drängt und wir müssen arbeiten. Ich traue niemandem mehr als Euch, macht Euch an die Arbeit, wir müssen siegen; denn an dem Tage, wo der Bau durch Andreas Schlüter beginnt, wo Eosander ganz zurücktreten muß, steigt Ihr auf die Gerüste als des Königs Bauführer.«

Er breitete vor Kurt die Zeichnungen aus, beide begannen zu arbeiten, sie sprachen nicht mehr, sie achteten kaum darauf, daß die Dämmerung hereinbrach, sie arbeiteten ein jeder für seine Hoffnungen, seine Zukunft.

Zu derselben Zeit als draußen im einsamen Atelier Schlüters der Meister und der Schüler emsig die Griffel führten, Zirkel und Winkelhaken gebrauchten, schritt Leonhardt Braun aus seinem Zimmer über den Hof des väterlichen Hauses. Der Maurer schaute vorsichtig nach den Fenstern. Er bemerkte, daß die Vorhänge herabgelassen waren. Es dunkelte bereits, die Sonne war hinter den Dächern der Häuser verschwunden, und Leonhardt schien wohl mit zufrieden. Er trat auf eine kurze Zeit in den Hausflur zurück und erschien dann wieder mit Hammer, Zange und schwerem Stemmeisen bewaffnet. Wiederum horchte er in den Hausflur hinein, es war alles still. Nunmehr trat Leonhardt seinen Weg an. Er stieg leise die Treppe hinauf, welche zu der kleinen Galerie, von dem Hintergebäude aus, führte.

Leonhardt stand vor dem verschlossenen Zimmer Gregorios. Noch war niemand in dieses Gemach getreten, seitdem der Italiener auf so geheimnißvolle Weise verschwand, niemand von den Hausbewohnern hatte gewagt, die Thür zu öffnen. Leonhardt blieb in derselben stehen, er seufzte tief. Es schien ihm, als begehe er jetzt ein Verbrechen. Er wollte in das Zimmer dringen, welches die Habseligkeiten und zugleich die Geheimnisse des Verunglückten enthielt und barg, seine Hand zitterte. Er war in derselben Lage wie der von ihm verabscheute Gregorio einst gewesen, als er es wagte, in Schlüters Heiligthum zu dringen. Leonhardt fürchtete beinahe eine Erscheinung, aber er rief sich zurück, wie es dringend sei,

Hand anzulegen, denn von dem, was er zu finden hoffte, hing alles ab: das Glück der Schwester, des Freundes und Schlüters vielleicht, dem der schlichte Maurer den zweiten großen Dienst erwies. Diese Gedanken spornten Leonhardt zur That an. Er ergriff die Zange und begann von dem Schlosse die Schrauben auszuwinden, einige Mal hielt er inne, er meinte seines Vaters Gestalt am Fenster zu erblicken, er sah bald, daß er sich getäuscht hatte und fuhr in der Arbeit fort. Die letzte Schraube war gelöst, das Schloß saß nur noch lose im Holz, Leonhardt stieß das Eisen in die Oeffnung, ein Schlag mit dem Hammer dagegen, und das Schloß fiel mit Gepolter in das Zimmer hinein. Der Maurer zog das Eisen zurück, klemmte es in die Fuge der Thür und öffnete diese. Sie sprang plötzlich auf, Leonhardt stand auf der Schwelle. Er zögerte noch ein Mal.

Das seit längerer Zeit nicht geöffnete Zimmer war mit dumpfiger Luft erfüllt, eine bei der warmen Jahreszeit doppelt fühlbare Kälte strömte heraus und machte Leonhardt leise frösteln. Der Maurer aber nahm sich zusammen und schritt in das Gemach, nachdem er die Thür hinter sich zugezogen hatte. Es ist stets ein seltsam beklemmendes Gefühl, welches uns beschleicht, wenn wir das Zimmer eines Abgeschiedenen betreten; die Möbel, die Kleider und sonstigen Gegenstände scheinen berührt von dem Hauche des Grabes; was sonst hell und glänzend blickte, erscheint trübe und mit einem Schleier umzogen. Noch mehr als sonst waren dies Leonhardts Empfindungen im Zimmer Gregorios.

Der unheimliche Gesell, über dessen schreckliches Ende Leonhardt nicht mehr im Zweifel war, schien ihm aus den dunklen nur noch spärlich erhellten Ecken hervorzutreten. Leonhardt begann Licht zu schlagen, er deckte die Flamme der Kerze nach der Seite des Fensters hin durch ein Buch, damit niemand von außen her Licht gewahre, jetzt erst vermochte er das Zimmer zu überschauen. Das Bett Gregorios stand, wie der Italiener es verlassen haben mochte, die Kissen waren durcheinander geworfen, die Vorhänge geöffnet. Der Schrank und die Truhe waren geschlossen. Der Koffer befand sich noch an dem Zeichnentisch, hier lagen die Griffel, die Zirkel, die Lineale und Pinsel mit den Tuschnäpfchen bunt durcheinander. Einige Papierschnitzel am Boden ließen erkennen, daß Gregorio den letzten Bogen vom Reißbrette geschnitten hatte, bevor er das Zimmer verließ. Der Koffer stand geschlossen neben dem Tische. Leonhardt warf nur flüchtige Blicke umher, für ihn hatte nichts weiter Wichtigkeit, als der Inhalt des Koffers.

Seine Hände versagten ihm fast den Dienst, als er das Behältniß öffnen wollte. Wenn Gregorio jene Pläne, die Copieen nach Memhard vernichtet hatte, dann war es unmöglich, das auszuspioniren führen, was Leonhardt beabsichtigte; denn die Pläne, Gregorios Zeichnungen, befanden sich gewiß in Eosanders Händen, und der Zeichner war todt. Nur durch Auffindung der Copieen von Rollos Hand konnte der Maurer seinen Zweck erreichen. Er schlug halb abgewendet den Deckel des Koffer zurück, er fühlte Papiere, ein Rascheln. Er blickte hinein, da lagen

die drei Rollen nebeneinander, die Zeichnungen, welche der Italiener dereinst dem Alten entwendet, durch welche er sein Glück zu machen gehofft, die er für Eosander copirt hatte. Leonhardt hob eine der Rollen heraus, entfaltete und brachte sie dem Lichte nahe, er hatte sich nicht getäuscht, er hielt ein Blatt der Copieen in der Hand, welche Rollos sorgfältig dereinst gemacht, bevor Memhards Originale im Feuer untergingen; das zweite und dritte Blatt befanden sich ebenfalls in dem Koffer, und der Maurer rollte die Blätter hastig zusammen und nahm sie unter den Arm. Er wollte nicht eine Sekunde länger in dem unheimlichen Gemache verweilen. Er löschte das Licht und befand sich in vollkommener Finsterniß. Ein nie gekanntes Grausen überfiel ihn, es schien, als husche es dicht vorüber an dem Zeichnentische und klappere mit den Griffeln, er wendete sich eilig zur Thüre und stieß dabei gegen einen Sessel, daß dieser mit Gepolter umfiel, wobei Leonhardt einen jähen Schreck empfand.

Als er glücklich die Thür geöffnet hatte, war es ihm wieder, als rufe eine schwache Stimme aus dem Gemache ihm Halt zu, aber er hörte nicht auf diese Mahnungen, hatte er doch gefunden, was seinem Freunde, dem großen Meister, nützen konnte. Er kam sich viel größer und wichtiger vor, als er so aus dem Zimmer trat und die Thüre nachzog. Sorgfältig lehnte er die Flügel zusammen. Er fürchtete nicht den Zorn des Vaters, weil er sich von dem Gelingen des Planes große Vortheile versprach, und ohne noch ein Mal das Haupt zu wenden,

stieg er schnell wieder hinab in den Hof, eilte hinauf ins Haus und pochte an Doras Thür. Sie öffnete, eine Lampe brannte auf dem Tische. Dora zog den bebenden Bruder in das Gemach.

»Ich – habe sie – gefunden,« keuchte Leonhardt, die Pläne zu Boden werfend, indem er sich zugleich erschöpft gegen die Wand lehnte.

»Sie sind noch zu finden gewesen?« rief Dora. »Gelobt sei Gott, weis her, mein Bruder.«

Ihre schönen Hände entrollten die Papiere, sie war mit dergleichen Werken vertraut genug, um sofort die Wichtigkeit dieser Entdeckung zu begreifen.

»Es sind meisterhafte Zeichnungen, sie sind wie von der Hand eines Mannes gefertigt, der hoher Künstlerschaft theilhaftig war,« sagte sie, »was willst Du beginnen, mein Bruder?«

Leonhardt war einige Male durch das-Zimmer geschritten. Er stand jetzt vor Dora still und sagte:

»Ich darf davon nicht reden. Ich thue einen kühnen Schritt, und so mancher Soldat, der im Felde gestanden, kann nicht mehr gewagt haben, als ich morgen wagen werde. Aber es wird Euch allen und auch uns helfen.«

»Du willst dem, der sich mit diesen Gedanken brüsten möchte, solches Beginnen vereiteln,« sagte die kluge Meisters-Tochter.

»Es ist so,« entgegnete der Maurer, »ich bereitete Dich darauf vor, als ich Dir gestand, daß ich gewisse Pläne aus des Italieners Zimmer nehmen wolle.«

»Leonhardt,« rief Dora, seine Hand fassend, »Du wirst uns allen helfen, aber es ist ein gefährliches Ding, ich ahne, wem Du entgegentreten willst, hüte Dich.«

»Es muß sein.«

»Und,« fragte sie ängstlich, »der Italiener ist wirklich hinunter?«

Leonhardt fuhr erschrocken auf.

»Er ist verschwunden von hier, urplötzlich, unbeschreiblich, wie er einst gekommen. Kehrte er selbst zurück, er käme zu spät.« Er hatte während dessen zwei Pläne wieder ineinander gerollt, den dritten legte er bei Seite. »Jetzt höre mich,« sagte er, Doras Hand ergreifend, »ich gehe morgen den schweren Gang zu thun, der Schlüter und mit ihm Kurt und Dir Glück bringen soll. Ich weiß, daß jene Leute, denen, ich jeder einfache Mann, entgegentreten will, mächtig sind, daß sie vor keinem Mittel zurückschrecken. Ich kann vielleicht nicht wieder kommen.«

»Um Gott, mein Bruder – –«

»Es kann also geschehen, sage ich noch ein Mal, es kann auch sein, daß man mich bewältigt und die Pläne mir entreißt, welche wider den Mann sprechen, der –« er wagte den Namen nicht auszusprechen. »Für solchen Fall verwahre diesen dritten Plan sorgfältig. Mit zweien werde ich ihm beweisen, daß ich um den argen Handel weiß, entrisse er mir auch diese zwei der dritte spräche dann laut genug, denn er hat die drei Copieen Gregorios, die nach diesen Zeichnungen gefertigt sind, in Händen, und einer der Entwürfe ergänzt den anderen. Er kann nicht

zwei vorlegen ohne den dritten. Kehre ich also nicht wieder, bringen sie mich beiseit, so gehe zu Schlüter mit diesem dritten Plane und entdecke ihm alles. Wider Gewalt bin ich jeder Pflicht ledig, und nun leb wohl. Wir werden uns wieder sehen, ich hoffe Euch glücklich zu machen.

»Nein, bleib,« rief Dora angstvoll, »laß uns mit Kurt sprechen, seinen Rath hören.«

»Kein Wort zu ihm,« sagte Leonhardt. »Ich habe ihm nur angedeutet, daß etwas geschehen werde. Kehre ich nicht heim, so weißt Du, daß er handeln wird. Die Stunde zum Abendessen naht, wir sind mit dem Vater zusammen, sei ruhig und laß nicht merken, daß wir beide Großes vorhaben.«

Als einige Zeit darauf die Geschwister mit dem Vater am Tische saßen, sagte Braun vor sich hinblickend:

»Uebermorgen früh kommen die Leute vom Bauamte, um des – des Italieners Wohnung zu untersuchen. Eosander will die Habseligkeiten des Mannes an sich nehmen, um sie den Verwandten zu übergeben.«

»Hatte er welche?« fragte Leonhardt.

»Es muß doch also sein.«

Die Geschwister warfen einander bedeutsame Blicke zu, Leonhardt stöhnte leise. Einen Tag später, und sein Plan wäre vereitelt worden.

Der königliche Baudirecteur, Herr Eosander von Goethe, war eben in bester Laune von dem Frühstückstische gekommen und in sein Arbeitskabinet getreten. Er hielt in der Hand ein Schreiben, auf dessen Außenseite ein mächtiges Siegel zu sehen war. Es war das Siegel des Königs von Preußen. Beeilen wir uns zu sagen, daß der Brief die Ernennung des Herrn von Eosander zum *Generalquartiermeisterlieutenant* enthielt. Der Titel erscheint sehr gesucht und wunderlich für einen Architekten, aber er hatte damals große Bedeutung und war besonders deshalb wichtig, weil er ein Gnadenbeweis des Königs für Eosander, in Folge der »trefflichen Arrangements und Bauten derer Ehrenpforten und Decoration bei statthabender Krönung« war. Außerdem hatte Eosander gesorgt, daß die Welt von den Werken, welche er geschaffen, Kenntniß erhalte, denn die neuesten Lieferungen des europäischen Theaters brachten neben den Abbildungen der Triumphbogen bei der Krönung auch lange Artikel mit Lobeserhebungen des Herrn Eosander von Goethe. Der alte Merian hatte trefflich dafür gearbeitet. Eosander war vollkommen befriedigt von den Verhältnissen. Er hatte noch obenein die Summe für den Schmuck gespart, die er Gregorio schuldete. Saveni, der um die Sache wußte, ängstigte ihn nicht. Der Laborant war froh, wenn man ihn von Seiten der angesehenen Personen schätzte.

Der gefährliche Italiener war von der Erde entführt wie durch Wirbelwind und mit seinem Lächeln blickte Eosander auf eine schöne, große Mappe, vor welcher ein

Schloß lag. Diese Mappe barg die Zeichnungen, die Gregorio kurz vor seinem jähen Ende dem Hauptmann überreicht hatte. Immer näher rückte der Tag, an welchem König Friedrich das entscheidende Wort sprechen sollte. Eosander bangte vor dem Genie Schlüters, aber er hatte die Wartenbergs hinter sich und die Pläne waren, das vermochte der immerhin geschickte Eosander wohl zu beurtheilen, so schön, daß mit Hilfe von Protection der König leicht zu Gunsten eines Mannes entscheiden konnte, dem er selbst nicht abgeneigt, dem sogar die Königin zugethan blieb, obenein, da Schlüter nicht mit ganzer Seele bei der Arbeit war.

»Es ist das Schwerste überstanden, wenn ich mit ihm die Arbeit theilen kann,« murmelte Eosander das *Theatrum Europaeum* betrachtend. »Und daß der Münzthurm für mich abgebrochen, der alte Boden nicht bebaut werde dafür lassen wir die *comtesse* sorgen.«

Er klappte die Abbildungen und Blätter zusammen und legte sie auf den Schreibtisch.

»Was gibt es?« fragte er den so eben eintretenden Diener.

»Es ist ein junger Mann draußen, der Euer Gnaden zu sprechen wünscht.«

»Was will er? wer ist es?«

»Es ist der junge Braun. Er hat wohl von seinem Vater etwas auszurichten, denn er bringt wie es scheint, Zeichnungen.«

»Laß ihn eintreten.«

Der Diener ging hinaus.

»Wahrscheinlich vom Bauamte,« sagte Eosander, sich einen Griffel spitzend und zu dem Zeichnentisch tretend, auf welchem eine halb fertige Zeichnung lag, an welcher Eosander scheinbar arbeitete, als Leonhardt Braun ins Zimmer trat.

»Ich habe die Ehre, Euer Gestrengen einen guten Tag zu wünschen,« sagte der Maurer.

»Ich desgleichen, mein Freund,« sagte Eosander mit Zeichnen fortfahrend, ohne den jungen Mann anzublicken. »Was bringt Ihr mir? vom Papa eine Meldung?«

»Dieses Mal nein. Es betrifft eine andere Sache,« sagte Leonhardt.

»Ah, *un moment*, so.«

Eosander that, als vollende er eine begonnene Partie einer Zeichnung und legte dann den Stift bei Seite.

»Nun?« fragte er, sich zu Leonhardt wendend, »Ihr seht ernst aus, *mon ami*. Ich meinte, es sei jetzt gut für Euch, weil – weil eine Person, die Eurer schönen Schwester nicht genehm war, verschwunden ist.«

»Lassen Sie mir meinen Ernst, Herr Directeur,« sagte Leonhardt Braun ruhig. »Es ist vielleicht der Grund, welcher mich hierher führt, der mich ernst stimmte.«

»Ein Grund, der Sie ernst stimmt?«

Eosander richtete den Blick auf die Rollen, welche Leonhardt unter dem Arm hielt.

»Ah, haben Sie vielleicht sich ein Mal in Entwürfen versucht? Eine selbständige, eigenhändig entworfene Arbeit?«

»Auch das nicht, Herr Directeur. Aber vielleicht könnte sich mein Besuch weniger um selbständige Arbeiten, als vielmehr um Copieen handeln.«

Eosander stutzte.

»Was soll's mit diesen Reden?« fragte er etwas unwillig. »Ihr seht, mein Freund, daß ich beschäftigt bin. Eine große Arbeit, welche dem Könige vorgelegt werden soll, wartet auf Vollendung.«

Leonhardt verzog sein Gesicht ein wenig.

»Man kann Ihnen wohl Glück dazu wünschen,« erwiderte er, »denn Sie werden mindestens neben Herrn Schlüter bestehen können.«

Eosander fuhr zornig in die Höhe. Dieses Wort war dreist, der junge Mann stand zu Eosander in einem vollständig abhängigen Verhältnisse.

»Was faselt Er da von Bestehen neben Schlüter?« platzte Eosander zornig heraus. »Was versteht Er, Er Maurergesell, von Plänen? Es scheint wohl, Er hat bei seinem Vater etwas gehört, was die Leute schwatzen, sehe Er sich vor. Ich habe genug Geduld mit Ihm gehabt, und um Ihn für Seine naseweis Bemerkung zu züchtigen, werde ich Seine Gesuche gar nicht weiter anhören, sondern ihm hiermit die Thüre weisen. Links um und hinaus.«

Leonhardt Braun war trotz seiner bestimmten Vorsätze nicht ohne Zagen in das Zimmer Eosanders getreten und hatte die ersten Reden halb in einer Art von Taumel ausgesprochen. Allein die brüske Art und Weise, welche Eosander dem jungen Manne gegenüber annahm, die Verachtung, welche er ihm bewies, indem er ihn, den Sohn

eines Berliner Bürgers, auf die Straße werfen wollte, veranlaßten es, daß bei Leonhardt jede Befangenheit wich und einem sehr begreiflichen Zorne Platz machte. Der junge Maurer hatte schnell genug erkannt, daß den Director nur das Verschwinden Gregorios so kühn gemacht habe und die brutalen Worte reizten ihn zum Widerstande, der sich sonst wohl sanfter geltend gemacht haben würde.

»Ich bin ein Berliner Bürger- und Meisterkind,« sagte er, einen Schritt vortretend. »Mein Vater ist ein königlich angestellter Mann.«

»Dem die Steine über den Kopf zusammenfallen,« höhnte Eosander.

Leonhardt erbleichte. Seine Faust ballte sich und er mußte besonders Acht haben, daß er die Pläne nicht zerknitterte.

»Herr Hauptmann und Directeur,« begann er mit zitternder Stimme, »Sie werden diese harten Worte zurücknehmen.«

»Ah, das ist stark,« rief Eosander, in der That erstaunt, daß ein so junger, unbedeutender Mensch es wagte, ihn zur Rede zu stellen. »Aber,« fuhr er fort, »es ist ganz richtig, ganz richtig – der Ton der Herren Gesellen, das kommt von den geheimen Verbindungen, die hier in der Stadt ihr Wesen treiben sollen, ich werde ernstlich mit Herrn de Portz sprechen.«

»Sie haben Ihnen keinen Schaden gebracht,« fuhr Leonhardt heraus. »Der Italiener Gregorio ist wohl auch Mitglied einer Bauhütte gewesen.«

»Was war das, Bube?« rief Eosander, dem Leonhardt gleich die Befangenheit und Besorgniß ansah. »Es ist mir kein Amüsement, mich am frühen Morgen mit Maurergesellen zu zanken, daher sage ich noch ein Mal, hinaus, hinaus aus meinem Zimmer.«

Leonhardt hatte sich zum entscheidenden Moment gerüstet.

»Gut, Herr,« sagte er, »ich gehe, aber ich kehre nicht heim in meines Vaters Haus, ich gehe von hier über den Domplatz, in die Brüderstraße zum Hause Schlüters und lasse den Oberbaumeister um eine kleine Unterredung bitten. Er wird mich nicht hinausweisen, sondern diese Dinge, die ich hier unter dem Arm trage, anschauen.«

»Mag er es thun,« sagte Eosander sich wendend. »Ich habe keine Zeit, Seine stümperhaften Zeichnereien zu besichtigen, lassen Er mich mit diesen Erzeugnissen eines Gesellen, der noch obenein naseweis ist, ungeschoren.«

»Ei,« sagte Leonhardt, »die Zeichnungen, die ich hier trage, sind nicht stümperhaft, sie werden Herrn Schlüters Beifall finden, denn er ist Kenner und liebt es, Zeichnungen anderer Leute zu sehen, um so mehr, wenn solche Zeichnungen an Meister Memhard erinnern.«

Eosander drehte sich blitzschnell um, sein Gesicht war kreideweiß geworden die Nennung jenes Namens hatte alles Blut aus seinen Wangen getrieben.

»Mem – Memhard, Memhard?« stammelte er, »was thut dieser Name hier? Ihr habt Zeichnungen –«

»Die denen Memhards sehr gleichen,« setzte Leonhardt hinzu.

»Laßt ein Mal sehen,« gebot Eosander, die Hand nach den Rollen streckend.

»Gemach,« entgegnete Leonhardt, »es sind Dinge von hohem Werthe, für mich wenigstens, für Sie, Herr von Eosander, vielleicht weniger, denn ich vermeine, Sie seien schon im Besitze solcher Zeichnungen.«

»Ich? Zeichnungen von Memhard? sie sind mir gleichgültig.«

»So viel mir bekannt ist, sollten die von des Königs Majestät befohlenen Entwürfe, so weit Sie, Herr Directeur, zum wenigsten Theil mit solchen betraut sind, im Geschmacke des Memhard ausgeführt werden, daher mögen Sie mit Recht sagen: es sei Ihnen gleichgültig, diese meine Schätze zu betrachten, denn Sie haben wohl bereits Pläne erhalten, welche den meinigen ganz ähnlich sein dürften.«

Eosander wankte zurück, seine Hand fuhr in die Tasche der langen seidenen Weste.

»Ich verstehe Euch nicht,« sagte er mit erkünstelter Ruhe, aber er war schon höflicher geworden.

»Nun, so will ich zu dem Herrn Oberbaudirector gehen, der mich verstehen wird,« sagte Leonhardt, sich zur Thür wendend.

»Halt, halt, da geblieben,« rief Eosander, »dahinter steckt mehr. Es ist ein absonderlich Ding, welches Ihr da vorbringt.«

Leonhardt blieb stehen. Eosander war hinter ihm her gegangen und hatte die Thür verriegelt.

»So, mein Bursche,« sagte er, »jetzt können wir ruhig mit einander reden. Was habt Ihr vor?«

Der junge Maurer ging einige Schritte seitwärts, so daß in der Nähe des Fensters blieb.

»Ich bin nicht in Ihrer Gewalt,« sagte er, »denn ein Mal fürchte ich nichts, da ich meine Kräfte kenne, dann ist für weiteres gesorgt.«

»Was faselt Ihr von Gewalt? Niemand will gewaltsam gegen Euch verfahren. Ich will wissen, um was es sich handelt.«

»Nun denn, Herr Hauptmann und Directeur,« sagte Leonhardt, »wenn die Sachen also stehen, werden Sie auch keinen Versuch machen mir zu schaden, ich bestehe aber dennoch darauf, daß Sie an der Stelle bleiben, wo Sie jetzt sich befinden, Sie können deutlich sehen.«

Er entrollte die Papiere. Eine dieser Rollen legte er auf das Fensterbrett, die zweite hielt er, sie weit ausbreitend, vor sich, dergestalt, daß Eosander die Zeichnung deutlich und genau sehen konnte.

»Ist Ihnen dieser Plan, die Zeichnung unbekannt?« fragte Leonhardt.

Trotz seiner Gewandtheit vermochte Eosander doch nicht Herr der Bewegung zu werden, welche ihn jetzt erfaßte, er hatte den Kopf weit vorgestreckt, seine Hände hatten das gestickte Taschentuch ergriffen – und er fuhr damit über seine feuchte Stirn.

»Es ist eine Copie des Planes, den ich besitze,« murmelte er.

»Nun?« fragte Leonhardt.

»Allerdings,« antwortete Eosander, »scheint dieser Plan dort viel Verwandtschaft mit gewissen Entwürfen zu haben, die meinen Gedanken entsprungen sind.«

»Nur diese Zeichnung? vielleicht auch diese,« fiel Leonhardt schnell ein, das zweite Blatt entfaltend.

Eosander starrte dasselbe an. Es war die zweite Zeichnung eine Fortsetzung des ersten Blattes, welchem es genau angepaßt war. Beide Blätter ergänzten einander vollständig.

»Seltsam, sehr seltsam,« keuchte der Hauptmann.

»Gewiß,« sagte Leonhardt, »und ich bin überzeugt, daß Herr Schlüter und die königliche Baukammer es noch seltsamer finden werden.«

»Her damit,« schrie Eosander, einen Sprung thuend, und dem Maurer eines der Blätter entreißend.

Leonhard trat vor die zweite Rolle.

»Schonen Sie die herrliche Zeichnung,« sagte er. »Es würde Ihnen nichts nützen, Herr Hauptmann, auch diese zweite könnten Sie zerreißen, es nützte dennoch nicht, weil ich die dritte wohl verwahrt habe und weil ich weiß, daß alle drei zusammengehören, daß kein Blatt von Werth ist, ohne das andere. Daraus aber folget: Sie müssen die drei Blätter und Zeichnungen genau so haben, wie die drei in meiner Hand befindlichen. Wenn Sie also diese zwei Blätter auch vernichten, so behielte ich immer noch das dritte, welches ich mit dem vergleichen könnte, das in Ihrem Besitze sein muß, wollten Sie dem Könige einen vollständigen Plan und Entwurf im Style Memhards vorlegen.«

Eosander schritt wie ein Toller im Zimmer auf und nieder.

»Lächerlich,« rief er, »woher sollte ich die – die Copieen bekommen haben? Diese, Eure Pläne dort, sehe ich heute zum ersten Male.«

Er warf den Plan zu Boden, Leonhardt hob ihn auf.

»Sie hätten – wenn der ungeheuere Zufall, das Wunder wirklich geschehen wäre, wonach drei große Pläne und Zeichnungen bis auf das kleinste, in jeder Verzierung, bis auf das Maaß stimmten, Pläne von zwei verschiedenen Personen gefertigt, von denen die eine längst im Grabe ruht – Sie hätten dann weniger erschrecken, weniger hitzig sein müssen; Sie wissen, wie es mit diesen Zeichnungen steht, und da Zorn, Besorgniß oder was es sonst sein mag, Ihnen die Zunge fesseln, will ich das Wort führen. Vielleicht sind Sie, Herr Hauptmann, ein Betrüger, der trügen will, es mag sein, aber ich sage Ihnen: da Sie Pläne haben, welche diesen hier vollkommen gleichen, so sind Ihre Pläne und Zeichnungen nur Copieen von diesen hier, die wieder abgenommen wurden von Memhards Originalen, welche das Feuer zerstörte. Der, welcher Ihnen die Zeichnungen als seine Ideen unterschob, war Gregorio. Sie wollen am Tage der Prüfung jene Pläne als von Ihnen erdachte dem Könige vorlegen, Pläne, welche der Italiener geschaffen zu haben vorgab, welche er Ihnen verhandelte? Sein Tod zog den Strich durch die Rechnung, denn Gregorio endete in der Tiefe des Ganges am Münzthurm mit dem Manne zusammen, der diese Copieen nach Memhards Zeichnungen fertigte. Der Italiener

hatte diese hier liegenden Blätter dem Manne gestohlen, mit welchem ihn das Verhängniß in dem Gange zusammenführte. Beide wollten an den Grund des Münzthurmes gelangen, beide ereilte ein schreckliches Ende in der Tiefe des abscheulichen Schlundes, aber ich bin im Besitze der Hinterlassenschaft des Diebes, der Ihnen die Entwürfe gab, damit Sie siegen sollten über Schlüters Genie.«

Eosander stampfte wüthend den Boden.

»Ich bin also in Ihren Händen,« sagte er.

»Es kommt so heraus,« entgegnete Leonhardt.

»Was wollen Sie? was begehren Sie? reden Sie schnell. Wie hoch ist der Preis, den ich für Ihr Schweigen zahlen muß, um den Sie mir die Pläne dort ablassen wollen?«

Leonhardt hielt mühsam an sich. Er fühlte und wußte genau, daß er ein bedeutendes Uebergewicht gewonnen, er wollte den Sieg nicht durch einen plötzlichen Ausbruch stören.

»Sie würden vergeblich eine Summe bieten, Herr Hauptmann,« sagte er mit Ruhe. »Mir sind die Pläne nicht feil.«

»Also wollen Sie mir einen Scandal zu Gunsten des Herrn Schlüter bereiten?«

»Es hängt das von Ihnen ab.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Es ist sehr einfach: Sie übergeben mir die Pläne, welche, leugnen Sie nun nicht mehr, der Italiener Gregorio fertigte, damit Sie dieselben am Tage der Entscheidung

als von Ihrer Hand entworfen, Ihrem Geiste entsprungen, dem König vorlegen sollten, diese Pläne thue ich mit denen, welche ich in meinem Besitze befinden, zusammen; und sämmtliche Zeichnungen werden den Flammen überliefert.«

»Und weiter? Die Pläne sind vernichtet, am Tage der Prüfung werde ich nicht mehr die Concurrenz mit Schlüter bestehen können, denn es ist nicht mehr möglich, bis dahin neue Pläne zu entwerfen.«

»Das ist eben die eigentliche Sache. Sie können leicht an jenem Tage erklären, daß Sie zurücktreten von der Bewerbung um den Schloßbau, daß Sie mit Schlüter nicht concurriren wollen, daß Sie ihm allein die Arbeit überlassen.«

Eosander schwankte gegen den nächststehenden Sessel, dessen hohe Lehne er krampfhaft erfaßte.

»Das heißt mich ruiniren, mich selbst tödten,« stammelte er.

»Sie irren. Man wird es als eine gerechte Huldigung betrachten, welche Sie dem Genie Schlüters bringen.«

»Ich kann nicht, ich darf nicht.«

»So bin ich verbunden, dem Herrn Schlüter diese Pläne auszuliefern,« sagte Leonhardt.

Der Hauptmann that einige Schritte in den Hintergrund des Zimmers, dann kam er wieder vorwärts. Er schien gefaßter und ruhiger. Sein Gesicht hatte einen fast lächelnden Ausdruck angenommen, er schien eine Hoffnung zu hegen.

»Machen wir *bonne mine au mauvais jeu*,« sagte er leise für sich. »Wer weiß, wozu es gut ist.«

Er war an den Tisch getreten, auf welchem die Mappe lag – er öffnete sie schnell und nahm drei große, trefflich ausgeführte Blätter, Zeichnungen mächtiger Façaden und Thürme, Pläne und Details heraus.

»Hier sind die Hinterlassenschaften des Betrügers, den jetzt, *dieu merci*, die Ratten verspeisen,« sagte er. »Diese Zeichnungen sind von seiner Hand. Er reichte sie Leonhardt zu. »Es ist nur eine Frage zu thun,« fuhr er fort. »Wer bürgt mir dafür, daß Ihr nicht dennoch einen verrätherischen Schritt gegen mich unternehmt?«

»Die Zeichnungen werden in Ihrer Gegenwart, hier mit den Originalen vernichtet. Ich bin verschwiegen und will nur, daß durch dieses Werk des Italieners nicht ein Mann wie Schlüter gestürzt werde.«

Eosander hielt die Blätter noch in den Händen, seine Lippen bissen sich aufeinander, und wieder bäumte sein Stolz sich empor, er der Günstling, der Mächtige, er wich einem unscheinbaren Gesellen, dessen Vater obenein von ihm abhing, sein ganzer Ruf, seine Stellung stand auf dem Spiele; es war unerhört, niemand würde für Wahrheit gehalten haben, was zu unbegreiflich schien. Er zögerte noch ein Mal:

»Fordert Geld, viel Geld, mein Freund, fordert eine Stellung unter mir, alles, alles was Ihr wollt,« rief er aus.

»Ich bleibe bei der einzigen Forderung,« entschied Leonhardt, »ich werde Sie nicht betrügen.«

»Wer zum Teufel steht dafür?«

»Die Sache selber liegt so, Herr Hauptmann. Ich bleibe nicht mehr im Besitze der Pläne, nach denen Gregorio copirte, sie werden mit den Copieen vernichtet. Da Sie freiwillig von der Bewerbung zurücktreten, bedarf es keiner Vorlagen, und es wäre nutzlos, Sie verrathen zu wollen, da ich keine Beweise vorbringen könnte, daß Sie den König täuschen wollten, Herr Hauptmann,« fuhr er fort, »hätte ich Sie in schlimme Lage bringen wollen, es wäre mir früher schon ein Leichtes gewesen. Ich kenne das Geheimniß, welches Sie mit Gregorio verband, als es sich um den Guß der Statue handelte.

Eosanders Gesicht und Stirn bedeckte der Angstschweiß, seine Haare sträubten sich, und er vermochte nur einige unzusammenhängende Reden zu stammeln. Leonhardt hatte vollkommen gesiegt. Er fühlte aber zugleich, daß dieser Sieg ihm theuer werde zu stehen kommen, wenn Eosandern jemals Gelegenheit zur Rache geboten wurde, er mußte deshalb in kurzen Worten dem Hauptmann mittheilen, auf welche Weise er einst hinter die Intrigue gekommen war, welche beinahe den Guß des herrlichen Standbildes vereitelte. Esoander hörte ihm schweigend zu; auf dem bleichen Antlitze wechselten Verdruß, Beschämung und Staunen mit einander ab. Als Leonhardt schloß, entgegnete Eosander nichts. Er trat zu dem leeren Kamine und öffnete dessen Klappe, dann ging er zu dem mit kostbaren von Perlmutter gezierten Eckschranke und nahm eine Krystallflasche heraus, stellte in die Mitte des Kamins eine reich gearbeitete metallene Schale und goß in dieselbe ein ziemlich starkes Quantum

wohlriechender Flüssigkeit aus der Krystallflasche. Dann setzte diesen feinen leicht entzündlichen Stoff in Brand. Die Flamme stieg bis zu einer Höhe von zwei Fuß aus der Schale ein betäubender Duft zog durch das Gemach.

»Gebet her, die ganzen Zeichnungen – oder,« fuhr er fort, »steckt sie mit eigener Hand in diese Flamme.«

Leonhardt zögerte nicht. Festen Schrittes ging er zum Kamine, zwischen dessen Feuerblöcken die Schale stand, deren flammender Inhalt um die Stahlstangen leckte. Der Maurer legte die Zeichnungen Eosanders, nachdem er sie noch ein Mal geprüft hatte, über die Blocke, die Flamme erfaßte die Werke der beiden Todten, der Feinde, welche tief unten in der Nacht des Abgrundes schlummerten, bläuliche Spitzen fuhren aus dem Papiere, zitternde Funken stiegen in den Rauchfang des Kamines, und bald war nur noch ein Stücklein von wenig Zoll Breite auf dem Blocke des Kamines sichtbar. Eosander und Leonhardt starrten, ohne einen Laut zu sprechen, in die Flammen; als wollten sie sich unumstößliche Gewißheit von der Vernichtung der Blätter verschaffen, folgten sie jedem Zuge der Flammen. Jetzt war das letzte Restchen verzehrt, als Aschenflocke trieb es der Wind in den Rauchfang, knisternd erlosch die Flamme in der Schale.

Eosander stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Ihr habt erreicht,« sagte er, »der königliche Baudirecteur, Hauptmann und Generalquartiermeister weicht einem Maurer, aber wenn ich nun der Vorsicht halber noch andere Copieen, doppelte hätte anfertigen lassen – –«

»Ich weiß gewiß, daß dem nicht so ist,« sagte Leonhardt, »*wenn* es wäre, Ihr würdet jetzt mir nicht damit drohen, gesetzt aber auch, Ihr hättet sie, bedenkt, daß ich den dritten Plan Memhards noch nicht verbrannt habe. Ihr könnt nichts unternehmen, das ich nicht vereitelte.«

»Ein verteufelt kluger Bursche,« lachte Eosander gezwungen, »man kann Euch vielleicht noch zu etwas anderem nützen, aber jener dritte Plan – –«

»Wird den Flammen überliefert an dem Tage, wo ich erfahre: Eosander von Goethe hat auf den Schloßbau verzichtet.«

»Und nun, wenn es später sich änderte, wenn Schlüter durch irgend ein Verhängniß gezwungen, mir Platz machen müßte, was werdet Ihr dann thun?«

»Unverbrüchlich schweigen über alles, Euch den Sieg lassen. Ich bin dann quitt mit Herrn Schlüter und habe kein Recht, in das zu greifen, was eine höhere Macht über ihn verhängte.«

»Ah,« machte Eosander sichtlich erleichtert, »so lassen wir die Kunst entscheiden, geht, geht.«

Leonhardt öffnete selbst den Riegel der Thür und eilte schnell hinaus. Drunten auf der stillen Gasse ward ihm freier, seine Stirn verlor das Band, welches die Erregung und der betäubende Duft um dieselbe gelegt hatten. Als er sich dem Hause des Vaters näherte, bemerkte er Kurt.

»Sei glücklich, Du kannst es sein,« sagte er, des Freundes Hand fassend.

»Du glaubst, daß es – –«

»Es wird alles gut werden, sage ich Dir. Schlüter hat keinen Feind mehr zu fürchten.«

Er schritt, den Freund mit sich ziehend, in das Haus, sie fanden Dora.

»Du lebst, Du kehrst ungefährdet heim,« rief das schöne Mädchen, den Bruder umarmend, während Kurt freudig beide betrachtete.

»Es ist gelungen,« sagte Leonhardt. »Jetzt zum Vater.«

Als der Maurer das Zimmer verlassen hatte, war Eosander in das Kanapee gesunken. Er raffte sich auf, starrte noch ein Mal in den Kamin, dann ordnete er schnell seine Kleider.

»Es wird so gehen,« murmelte er. »Anerkennung der Größe Schlüters, bescheidenes Zurücktreten, er soll *allein* die Arbeit haben – aber dabei den Münzthurm in seiner ganzen Größe. Er soll ihn bauen, wankt die Erde nicht, dann gebe ich den Kampf gegen ihn auf.«

Er schritt in das Zimmer Margarethens.

Die Prüfung der Pläne.

Der Graf von Wartenberg lehnte an dem großen, im Vorzimmer des Königs stehenden Tische. Der Graf hielt

ein Blatt in der Hand. Es war ein Rapport des Polizeimeisters de Portz über die Vorfälle, welche in so geheimnißvoller Weise im tiefen dunklen Gange unter der Freiheit an der Arche sich ereignet hatten. De Portz rapportirte, daß man vergeblich in der Cisterne nachgeforscht, auch durch die angestellten Verhöre mit Vibrandt Gerritsen kein Resultat erreicht habe; daß von Herrn Schlüter ein Mann gesendet, der in den Grund des Kanals gestiegen und dort leider verunglückt sei. Der Name des Mannes sei von Herrn Schlüter angegeben zwar heiße der Verunglückte *Jakob*. Ueber die andere Persönlichkeit fehlten nähere Angaben, wie der Verschwundene in den Grund gelangt war; ob er mit dem sogenannten Jakob daselbst zusammengetroffen, ließ sich nicht ermitteln. Es war dem Grafen von Wartenberg kein Geheimniß, daß bezüglich des einen die Forschungen serh oberflächlich betrieben worden waren. De Portz begnügte sich zu erklären, daß nach allem der Verunglückte der Italiener Gregorio gewesen sein müsse, und der Graf von Wartenberg war mit dem Verschwinden Gregorios eben so zufrieden, als Eosander und der Alchymist Saveni, dem ein großer Stein vom Herzen fiel.

Anders hatte der König gedacht. Dieses dunkle Ereigniß beunruhigte ihn, er hatte an de Portz die Weisung ergehen lassen, die Sache zu untersuchen, und Graf Wartenberg war deshalb sehr erfreut, den Rapport des Polizeimeisters übergeben zu können, der jede weitere

Nachforschung als nutzlos darstellte. Der Graf hatte einige Male seinen kleinen Spaziergang durch das Zimmer gemacht, aus dem Fenster auf die Spree hinweggeblickt, sah nach der prächtigen Pendüle, welche auf dem Ebenholzsockel prangte und kramte dann wieder in seiner rothsammtenen Mappe, aus welcher er ein Papier hervorzog, das er mit leichtem Nicken betrachtete. Graf von Wartenberg befand sich ganz allein im Vorzimmer. Niemand wagte es, die Betrachtungen dieses mächtigen Mannes zu stören. Erst nach einiger Zeit trat eine zweite Person in das Zimmer. Es war Graf Wittgenstein, der Freund Wartenbergs.

»Ah, *mon ami*,« rief Wartenberg ihm entgegen, »Sie sind pünktlicher als der Mann, der heute eine so wichtige Entscheidung erwartet.«

»Eosander noch nicht hier?« fragte Wittgenstein, sich umwendend. Das wundert mich.«

»Es ist sicherlich ein gutes Zeichen, lieber Wittgenstein. Denn wenn man seiner Sache nicht sicher ist, dann befällt den Betheiligten die Unruhe; er ist schon früh auf dem Platze. Eosander scheint seines Erfolges gewiß.«

Wittgenstein machte eine zustimmende Geberde.

»Ich wünsche Eosander den besten Erfolg,« sagte er. »Wäre es auch nur, um Schlüter ein wenig in den Schatten zu stellen. Seine Kühnheit geht weit.«

»Schon wieder? Etwa die Reliefs –«

»Allerdings. Man bespricht sie im Publikum sehr lebhaft.«

»*Ah, diable!* Meine Gattin wird schelten.«

»Außerdem soll er an dem für Sie bestimmten, neben der Brücke zu erbauenden Hause gleichfalls gewisse Dinge anbringen wollen –«

»Das wäre. Lassen Sie nur,« setzte Wartenberg leise hinzu, »wir werden ja controlliren können und dann – wer weiß, ob ich ihn den Bau vollenden lasse, wenn Eosander siegt – die Pläne – ah, da kommt unser Architekt.«

In diesem Augenblick trat Eosander ein. Sein Gesicht war ernst und bleich aber gefaßt und ruhig, obwohl die Lippen aufeinander gekniffen erschienen.

»Sie kommen spät, *mon cher*,« rief Wartenberg, »es ist schon eilf Uhr vorüber.«

»Herr Graf,« sagte Eosander mit leicht zitternder Stimme, »die Prüfungskommission ist noch nicht hier; auch fehlt Herr Schlüter, dessen Werke ebenfalls geprüft werden sollen.«

»Wahrhaftig, ich dachte nur an Sie, *mais tout seul? Eh donc*, wo haben Sie Ihre Schätze? Die Mappe mit den Plänen?«

»Wir kommen später darauf; jetzt, da sind die Herren.«

Es traten in das Zimmer: Werner, Nuglisch, de Both, Grüneberg, der Bauschreiber Jänicke, Hofrath Mieg und ein hagerer Mann, der sehr unwirsch dreinschaute, sich auch in einiger Entfernung hielt.

»*Voilà la commission*,« rief Wartenberg. »Sehr gut! Alles Bekannte, die Baumeister unseres Hofes, nur dieser Herr hier,« er zeigte auf den Hageren.

»Es ist Herr Professor der Mathematik Leonhardus Sturm aus Frankfurt an der Oder,« sagte Werner vorstellend; »ein Mann, dessen Rechnungstabellen und sonstige Kenntnisse in *mathematicis* ihm eine große *réputation* in der gelehrten Welt verschaffen.«

»Ah, sehr willkommen. Sie sollen bei der Prüfung der Pläne Ihre Berechnungen abgeben?« fragte Wartenberg.

»Ja,« sagte der Professor, »ich habe zu solchem Zwecke verschiedene Aufstellungen gemacht.«

Er zog ein Packet Papiere hervor. Jänicke lächelte.

»Lachen Sie nicht, Herr,« sagte Sturm, »ich habe schon ehedem gute Dinge geliefert; es ist mancher, der sich mit meinen Federn schmückte.«

Er warf einen wüthenden Blick auf Eosander, der jedoch in sich gekehrt erschien. Der Leser wird sich wohl des Mannes erinnern, der eines Tages, während der Arbeiten zum Empfange des Königs in Berlin, hinter Eosander so bedenklich herschimpfte. Es war derselbe Mann, der jetzt im Vorzimmer des Königs mit der Kommission stand.

»Wo bleiben Ihre Dessins?« fragte Wartenberg leise Eosander. »Es ist die höchste Zeit. Der König wird gleich eintreten.«

»Schlüter fehlt noch.«

»Was zum Henker geht Sie Schlüter an? Sie hätten hier gerade die Pläne ausbreiten, die Leute *captiviren* müssen, indem Sie ihnen die Trefflichkeit Ihrer Intentionen darlegten.«

»O, Herr Graf, die Leute dort sind meine Freunde; sie mögen Schlüter nicht. Sie gönnen ihm den Thurmbau.«

»Wie? Was soll das? Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie haben es nur vergessen. Sie hoffen, daß Schlüter an seinem eigenen Werke, dem Münzthurme, stürze.«

»Aber vorher? Es ist doch erst Ihr Sieg nothwendig, damit wird Schlüter genug gestraft.«

»Er wird nicht gestraft werden durch meinen Sieg,« sagte Eosander, den Grafen in die Fensternische ziehend, während die übrigen sich laut unterhielten.

»Wa – as?« stotterte Wartenberg, »Sie sagen?«

»Ich sage einfach: ich verzichte auf die Concurrenz mit Schlüter, ich lege Seiner Majestät keine Pläne vor.«

Wartenberg schlug auf das Fensterbrett.

»O, Sie räumen das Feld? und wir? unsere nutzlose Bemühung?«

Der Graf war blaß vor Zorn geworden. Er bebte an Händen und Füßen, er wollte Eosander einige bittere Worte entgegnen, als plötzlich die Thür geöffnet ward und Schlüter in elegantem Hofkleide in das Zimmer trat. Kurt von Berchholz, nicht minder glänzend gekleidet, folgte ihm, eine große schwarze Mappe tragend

»Es sind die Pläne, Sie werden *misérable* dastehen,« lispelte der Graf.

»Ich warte meine Zeit ab,« sagte Eosander.

Schlüter grüßte artig nach allen Seiten. Die Herren von der Kommission befanden sich sogleich in Unterhaltung

mit ihm. Auch Wartenberg trat näher. Er reichte gleißnerisch dem Oberbaudirector die Hand, welche dieser artig ergriff.

»Es wird sehr interessant werden,« sagte der Graf, »dieses *tournoi de génies* zu sehen.«

Schlüter neigte sich wieder, ohne zu sprechen.

»Ich habe stets Ehre des Voranreitens in die Schranken dem Herrn Oberbaudirector überlassen,« sagte Eosander.

»Aber zum Lanzenbrechen kam es noch nicht,« antwortete Schlüter, ohne eine Miene zu verziehen.

»*Ah, Monsieur de Berchholz*,« fiel Wartenberg ein, bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, »Sie nehen Theil an diesem Vorgange?«

»Nur in untergeordneter Weise,« sagte Kurt. »Ich bin der Page, welcher seinem Ritter die Waffen nachträgt, da Euer Gnaden einen Vergleich mit dem Turnier beliebten.«

»Gut gesagt,« erwiderte Wartenberg. »Page, ja, ja. Sie sind Edelmann; nun, die Kunst ist ja heutzutage auch dem Adel befreundet, *voilà Monsieur Eosandre*, und Sie, die Berchholz, werden hoffähig sein.«

»Ich zweifle daran, Herr Graf,« sagte Kurt.

»*Pourquoi?* Ihr Bruder ein Officier von *méritеn*, Sie ein junger Architekt, der Conducteur des Herrn Schlüter – –«

»Aber der Eidam des bürgerlichen Maurermeisters Braun,« sagte Kurt.

»O,« machte Wartenberg, »in der That?«

»Gewiß, Herr Graf, denn der Hofmaurermeister hat mir gestern die Hand seiner schönen Tochter zugesagt. Ich bin der Verlobte der Jungfrau Dora Braun.«

»So, so,« sagte der Graf Wartenberg. »Es wird eine Neuigkeit für die Damen geben. Freilich, die Hoffähigkeit –«

»Ich hoffe meinem Herrn dennoch zu dienen,« sagte Kurt.

»Ich zweifle nicht. Sie haben in gewissem Sinne schon gedient, inbesondere Ihrer Majestät der Königin, denn, *c'est remarquable*, gestern ist auch die Verlobung der schönen *Baronesse de Werneck* mit Herrn Anatole d'Aubreuil bestätigt worden, damit ist Ihrer Majestät sehr gedient worden, und Ihnen dankt man diesen Dienst; Ihnen und Ihrem Bruder, den,« er blickte auf Eosander, »eine andere Leidenschaft fesselte, die ihn hinaustrieb auf die See. Es scheint, daß nicht alles glücklich abläuft, was man sich vornimmt.«

»Aubreuil ist verlobt?« fragte Wittgenstein.

»Es ist so. Heute stellen sich die jungen Leute der Königin vor, nachdem Werneck, wiewohl sehr ungern, Ja sagen mußte. Der König hat die Herren von Hildesheim empfangen, welche in aller Form von dem Vermächtnisse des Herrn von Döbbern Besitz für die Stiftung ergriffen haben.«

Kurt athmete leichter. Alle Hindernisse waren aus dem Wege geräumt.

»Nun noch Schlüter den Sieg,« murmelte er, »und ich bin am Ziele.«

In diesem Augenblick ward die Thüre nach des Königs Cabinet geöffnet. Printzen trat heraus.

»Seine Majestät wollen die Herren von der Kommission, die Architekten und Maurer zur Prüfung der Pläne empfangen,« rief er.

Die ganze Gesellschaft schritt hinein. Kurt folgte mit der Mappe. Der König stand vor seinem Tische, den er ganz hatte abräumen lassen; in einiger Entfernung vor ihm stand Markgraf Christian. Printzen blieb auf der anderen Seite. Die Kommission machte vor dem Tische einen Halbkreis, an dessen Endpunkten Eosander und Schlüter standen. Etwas rückwärts hielten Wartenberg und Wittgenstein ihre Stellungen.

»*Bon jour, messieurs*,« rief freundlich der König, sofort aber einen etwas strengen Blick auf Kurt richtend. »Sie sind hier?« fragte er.

»Ich bin meinem Meister gefolgt, weil es einer Hand bedarf, die kundig im Vorlegen der Blätter ist, befehlen Euer Majestät, so werde ich Dero Cabinet verlassen.«

»*O non donc*,« rief der König, dessen Gutmüthigkeit schon wieder die Oberhand gewann. »Bleiben Sie, Monsieur! Wir sind Ihnen ja eigentlich zu Dank verpflichtet. *Un mariage charmant* vollzieht sich durch Ihren und Ihres Bruders Rücktritt. Graf Wartenberg, wie steht es mit dem Rapport von de Portz?«

»Hier, Majestät. Erfolglose Nachforschungen –«

»Gut, oder vielmehr *nicht* gut; *après*, zuerst hier die Sache, das ist wohl der Herr aus Frankfurt?« fragte er, auf Sturm deutend.

»Zu Befehl,« sagte Wartenberg.

»*Merci, monsieur*, daß Sie gekommen. Es könnte nöthig sein, daß wir Ihr Urtheil brauchten.«

»Majestät,« begann Sturm salbungsvoll, »die Mathematik wird bei seltsamen Plänen immer gebraucht. Die *Tabellae*, welche ich construiret – –«

»*Après! Après*,« fiel der König ein, »jetzt, *messieurs*, ist der Moment gekommen, wo die Prüfung der Pläne, welche ich aufgab, erfolgen soll. Wir haben Sie geladen, dem Akte beizuwohnen. Zwei meiner Architekten werden ihre Arbeiten vorlegen, ich denke, Monsieur Schlüter, als der Höhere im Amte, macht den Beginn.«

Schlüter senkte das Haupt, die anderen neigten sich dem Könige zustimmend. Auf einen Wink Friedrichs trat Schlüter mit Kurt an den Tisch. Er öffnete die Mappe und begann mit Kurts Hilfe, die köstlich gezeichneten Pläne auf der Platte auszubreiten. Gespannt trat alles näher; die Künstler und Architekten, selbst Eosander, betrachteten die Zeichnungen mit höchstem Interesse. Schlüter begann dem Könige bei jedem Blatte eine Erläuterung zu geben. Das letzte Blatt war dasjenige, auf welchem der Münzthurm zu sehen war; Schlüter hatte, dem Wunsche des Königs nachkommend, den Styl des Ganzen mit dem von Memhard beliebten in Einklang gebracht; nur war, in seinem eigenen Interesse, der Münzthurm leichter in seiner Architektur gehalten als die übrigen Theile.

»Das ist sehr schön, *magnifique*,« rief der König.

»Man kann in der That nichts Schöneres sehen,« sagte Markgraf Christian.

Eosander und Wartenberg blickten einander an, während Schlüter, seinen Vortrag endigend, mit tiefer Verbeugung wieder zurücktrat.

»Jetzt wollen wir den Herrn Eosander mit seinem Genie schauen,« sagte der König.

Kurt gerieth in Bewegung, er hatte die Mappe in der Hand, er heftete seine glühenden Blicke auf Eosander. Was würde geschehen? Kurt wußte, daß Eosander die Pläne zurückgezogen, daß Leonhardt sie vernichtet hatte; spielte er dennoch ein hohes, falsches Spiel? Kurt war vorbereitet, alles zu wagen; hier stand er dem Könige gegenüber. Niemand konnte ihn antasten. Die schauten nicht minder erwartungsvoll auf Eosander; die Pläne Schlüters waren so vollendet, daß sich die Neugierde, die Concurrenzarbeiten zu sehen, noch bedeutend steigerte. Eosander trat vor. Er hatte gegen alle Etikette seine rechte Hand in den Spitzenbesatz geschoben, der aus seiner Weste quoll. Diese Hand drückte er auf die wogende Brust.

»Wo sind Ihre Helfer, Ihre Pagen oder Träger?« fragte der König lächelnd.

»Ich bedarf derselben nicht,« sagte Eosander mit fester Stimme, »weil ich Eurer Majestät keine Entwürfe vorlegen werde.«

Ein Ruf des Staunens durchlief die Versammlung. Der König fuhr betroffen zurück.

»Hören wir recht?« fragte er, sich vornüberbeugend, als wollte er schärfer sehen. »Keine Pläne?«

»Nein, Majestät,« sagte Eosander, die Augen niederschlagend.

»Er hat Leonhardts Drohung, die Vernichtung der Papiere hingenommen,« jubelte Kurt leise. »Er ist besiegt, er gibt seine Sache verloren.«

»Sie haben also unsere Befehle nicht erfüllt?« rief der König, »gar nicht sich die Mühe genommen, Arbeiten zu schaffen für eine Sache, die Sie seit langer Zeit sehnlichst wünschten?«

»Majestät halten zu Gnaden,« sagte Eosander. »Ich *habe* gearbeitet, habe Pläne geschaffen, aber Dero Weisheit und Gerechtigkeit werden mir es nicht in Ungnaden aufnehmen, wenn ich sage: nachdem ich die Arbeiten des Herrn Oberbaudirectors Schlüter hier gesehen, halte ich es für besser, meine Entwürfe nicht vorzulegen.«

Neues Erstaunen durchlief die Gesichter der Anwesenden.

»Ich traue noch immer meinen Ohren nicht,« rief der König. »Sie wollen also zurücktreten?«

»Euer Majestät sprechen es aus. Und ich hoffe, Dero Gnade wird es vielmehr billigen, wird es als ein redliches und modestes Bekenntniß hinnehmen, wenn ich gestehe: ich beuge mich gern vor dem Genie des Herrn Schlüter und überlasse ihm den Bau des Schloßflügels so wie des Münzthurmes.«

Der König hatte mit wachsendem Erstaunen dieser Rede Eosanders zugehört. Wartenberg zerriß die Hemdmanschetten vor Aerger, die Architekten, die Maurer

schauten von Eosander auf Schlüter, der den Nebenbuhler gar nicht beachtete, sondern seine Blicke auf den König richtete.

»Ich bin so erstaunt, so betroffen,« begann Friedrich, »daß ich kaum weiß, ob ich von einem Traume umfangen, oder in wachem Zustande bin. Was sagen Eure Hoheit dazu?« fragte den Markgrafen.

»Ich kann in dem Zurücktritte des Herrn Eosander nur eine lobenswerthe Bescheidenheit finden, mit welcher ein *talentvoller* Mann das *Genie* des anderen willig anerkennt und sich ihm beugt,« sagte Markgraf Christian.

»Ah, Sie haben Recht,« rief der König freudig, dem es willkommen war, eine gute Ausrede für Eosander zu finden. »Und Sie, Graf Wartenberg, was sagen Sie dazu?«

»Ich bin der Meinung Seiner Hoheit, obwohl ich die Zurückhaltung des Herrn Eosander für übertrieben halte. Weit entfernt davon, Herrn Schlüters *génie* nur im geringsten anzweifeln zu wollen, meine ich doch, es wäre gut gewesen, Herr Eosander hätte seine Pläne vorgelegt, damit man vergleichen könnte, denn es dürfte – –«

»Zukünftig wohl ein Mal die Gelegenheit für Herrn Eosander sich bieten, seine Pläne zu verwirklichen,« fiel der König ein, der innerlich hohe Freude über den Sieg Schlüters empfand. Blieb er doch vor jedem Vorwurf sicher, Eosander war selbst zurückgegangen.

»Und da Sie, *monsieur Eosandre*, augenblicklich, für jetzt auf die Arbeit freiwillig verzichten, so wird sie hiermit Herrn Schlüter allein übergeben. Ich will die Bestallungsordre –«

Wartenberg reichte jenes Papier, welches er schon vorher betrachtet hatte, dem Könige.

»Thor, es war für Sie,« sagte er im Vorübergehen zu Eosander.

Der König unterzeichnete die Schrift.

»Sie beginnen den Bau?« sagte er zu Schlüter, der kein Wort gesprochen hatte. »Sie haben Ihre Ansicht noch nicht mitgetheilt.«

»Majestät,« begann Schlüter, »ich bin nicht minder erstaunt als Höchstdieselben und die übrigen Herren; wenn Herr Eosander meinem Talente heute eine Rechtfertigung zu Theil werden läßt, so wundre ich mich, daß er bis Dato es nicht an Versuchen fehlen ließ, meine Person in den Schatten zu stellen.«

»Herr Oberbaudirector!« fuhr Eosander auf.

»St!« machte der König, »ich befehle, diese Conversation nicht weiter fortzusetzen. Ein für alle Mal hören hiermit die Verhandlungen über den Schloßbau auf. Bei Strafe meiner Ungnade verbiete ich, mir irgend einen Vorschlag zu thun, der die getroffenen Anordnungen zu *changiren* beabsichtigt; ich will es so. Kein Wort weiter, nie mehr. Sie, meine Herren von der Kommission, werden ein Protokoll über den Vorgang aufsetzen, Sie werden darin sagen, daß Sie mit mir über die von Herrn Schlüter vorgelegten Pläne einig und von denselben befriedigt sind, mithin also sei dem Andreas Schlüter diese neue Arbeit einzig übertragen in der von mir befohlenen Weise.«

Der Mathematiker Sturm trat jetzt vor.

»Dann wage ich zu bemerken,« sagte er, »daß die Höhe und Breite des Münzthurmes größer sein müßte, als auf dem Plane angegeben, wenn nämlich, wie Euer Majestät befohlen, der besagte Thurm auf eine Höhe von fünfhundert Fuß gebracht werden soll.«

Schlüter machte unwillkürlich eine Geberde des Entsetzens; Kurt zitterte, Eosander lächelte hämisch.

»Ist es wohl also?« fragte der König zu Schlüter gewendet. »Ist in der schönen Zeichnung der Thurm zu niedrig?«

»Ich kann es nicht leugnen,« sagte Schlüter resignirt. »Des Thurmes Verhältnisse müssen größer und breiter sein, wenn Euer Majestät darauf bestehen, daß der Thurm in Höhe von fünfhundert Fuß erbaut werde.«

»Ich bestehe darauf,« sagte der König mit fester Stimme. »Es bleibt *alles*, wie ich befohlen.«

»Und ich werde die Befehle erfüllen, der Thurm erhebe sich fünfhundert Fuß hoch.«

»Gut und genehmigt,« sagte der König.

»Es wird sich zeigen,« murmelte Eosander, »ob die Erde mit ihm im Bunde ist.«

»Es ist entschieden kein Rückweg,« stöhnte Schlüter.

»Der Schulmeister aus Frankfurt verhilft uns zu seinem Sturze,« sagte Eosander leise, auf Schlüter deutend. Die Kommission trat in eine Gruppe zusammen.

»Die Berathung ist beendet, *messieurs*,« sagte der König, »schneller als wir glaubten. »Monsieur Eosander, Sie haben für Ihre Modestie etwas bei uns zu gute. Wir werden es nicht vergessen.«

»Ich wage es zu hoffen, Majestät,« sagte Eosander. »Vielleicht bedarf Herr Schlüter bei seinem schweren Werke dereinst meiner Hilfe, ich werde mich gern einfinden.«

»Vorläufig bin ich mit guten Kräften versehen,« sagte Schlüter stolz; »wenngleich schon vor Beginn der Arbeit ein wichtiger Mann mir genommen wurde.«

»Wer war das?« fragte der König.

»Es ist eine dunkle, traurige Begebenheit,« sagte Schlüter mit scharfer Betonung. »Jener Mann, der in dem Dunkel des Ganges verunglückte, war es.«

»Ah, ich sollte davon hören,« fiel der König ein. »Es ist hier der Rapport des Herrn de Portz.«

»Er wird nur wenig Aufklärung enthalten, Majestät. Der Mann, den ich in die Tiefe des Ganges sendete, um den Grund zu untersuchen, war nur mir bekannt.«

»Es ist ein Maurer, der den Namen Jakob führte, gewesen,« sagte der König.

»Das war sein Vorname, Majestät. Der Mann hieß *Jakob Rollos*. Es war derselbe, der einst unter des Großen Kurfürsten glorreicher Regierung hier in Berlin unter Memhard arbeitete und den alle Welt für todt hielt.«

Eosander erbebte wie Espenlaub.

»Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben,« sagte der König. »Das ist merkwürdig.«

»Er kam zu mir,« fuhr Schlüter fort, »als ein Hilfesuchender, ich nahm ihn auf, und da gerade um jene Zeit

Euer Majestät Wunsch und Wille, den Schloßbau im Style Memhards weiterzuführen, eine Aenderung erheischte, war mir der Mann, der einst unter jenem Meister arbeitete, sehr werthvoll. Er ist ein Opfer seines Berufes geworden. Er kannte genau die Pläne Memhards.«

Schlüter blickte kühn auf Eosander, der indeß seinen Blick auszuhalten versuchte. Kurt kämpfte mit sich, ob er sprechen oder schweigen solle; das Wort, welches er Leonhardt gegeben, band ihm die Zunge.

»Sie wissen die eigentliche Sache nicht, der Bursche hat geschwiegen,« murmelte Eosander. »Seien wir kühn.«

»Da war aber noch eine zweite Personage,« fuhr der König fort. »Ein Mensch, der ebenfalls in dem Gange gefunden oder gewesen sein soll?« sagte er, sich an Wartenberg wendend.

»Herr Eosander könnte allein darüber Auskunft geben,« sagte der Graf, boshaft und mißmuthig Eosander anblickend.

»Wenn der Polizeimeister, Herr de Portz, darüber keine Mittheilungen machen kann, so bin ich doch gewiß noch weniger im Stande, dergleichen zu geben. Mir ist die ganze Sache unbekannt,« entgegnete Eosander keck.

»Ganz und gar?« fragte Schlüter.

»Total, Herr Oberbaudirector. Wenn Seine Majestät weitere Untersuchungen anbefehlen, so würden diese das Ergebniß liefern, daß ich in gar keiner Beziehung zu den verschwundenen Persönlichkeiten stand; es ist ja überhaupt gar nicht erwiesen, ob zwei verunglückten.«

»*Laissez cela*,« entschied der König. »Die Sache soll ruhen.«

Eosanders Gesicht erheiterte sich. Er hatte diese Entscheidung des Königs erwartet, dem nichts widerwärtiger als inquisitorisches Verfahren war. Alle verneigten sich.

»Die Arbeiten sollen unverzüglich beginnen, die Kassen sind angewiesen. Mieg und Jänicke haben meine Ordres. In dem Bauamte findet die Niederlegung des Protokolls statt und somit – Gott befohlen.«

Er winkte zum Abschiede, die Herren, außer Markgraf Christian, verließen das Zimmer.

»Sie sehen, wie man sich Ihrem Genie unterwirft,« sagte Wartenberg zu Schlüter.

»Ich kenne die Motive, Herr Graf,« entgegnete Schlüter.

»Sie sind mißtrauisch, Sie sehen zu schwarz.«

Schlüter zuckte die Achsel.

»Ich kenne meine Freunde,« sagte er, »sie haben mir zu hohen Ehren verholfen, der Münzthurm wird erstehen, erstehen nach dem Plane, den Seine Majestät hegten, und wenn, Herr Graf,« er erhob seine Stimme, »wenn es nicht gelingt, dies Werk mit allen Ehren auszuführen, dann ist vielleicht Andreas Schlüter nicht der einzige, der unglücklich dabei ist; noch gelang mir alles, ich hoffe auch, daß dieses gelingen werde; führe ich es nicht aus, so sage ich Ihnen wie ein Prophet: auf jener Stelle

wird sich dennoch niemals der stolze Bau eines Thurmes zur Zierde für das königliche Schloß von Berlin erheben. Was Andreas Schlüter nicht auszuführen vermochte, das wird ein anderer sicherlich nie vollbringen. Das wenigstens wird die Genugthuung sein, die mir das Schicksal bereitet, wenn meine Kraft an jenem Werke erlahmte. Ihr Diener, Herr Graf.«

Er schritt mit Kurt die Treppe hinab.

»Ein stolzer Mann,« sagte Wartenberg.

»Fühlen Sie wohl, daß ich Recht hatte zurückzutreten?« zischelte Eosander.

»Es scheint beinahe so,« lächelte der Graf. »Sie werden den Thurm auch nicht vollenden, wenn Schlüter ihn nicht erbaut.«

Schlüter und Kurt waren über den Schloßhof in das Portal getreten. Unter demselben hielt eine Karosse. Gerade jetzt kamen aus dem Flügel, den die Königin bewohnte, ein Officier, eine Dame und ein ältlicher Herr. Es waren Anatole d'Aubreuil, Sidonie und Freiherr von Werneck.

»Mein Freund, unser Helfer,« rief Anatole, auf Kurt zueilend. »Soeben haben wir uns Ihrer Majestät als Verlobte vorgestellt.«

Kurt reichte Anatole und Sidonie die Hand.

»Mögen Sie glücklich sein,« sagte er. »Auch ich bin es —«

Werneck kam langsam näher. Sein Gesicht in finstere Falten gelegt, musterte er Kurt.

»Sie haben alles entschieden, Sie und Ihr Bruder,« sagte er schneidend. »Das Geld ist verloren, aber des Königs Majestät haben meinem Schwiegersohn eine brillante Aussicht eröffnet; Sie, mein Herr, kommen allein zu kurz, denn der Verlobte der Maurerstochter –«

Kurt fuhr zornig auf, Schlüter trat dazwischen.

»Der Verlobte,« fiel er ein, »wird durch seine Kunst nicht minder glänzend dastehen, als der Herr von Aubreuil. Die Kunst ist etwas Großes; Sie hätten sich davon überzeugen können, Herr Freiherr, wären Sie in mein Atelier gelassen worden, wohin der geheime Befehl der Wartenberg Sie getrieben hatte.«

Werneck erbleichte, er stammelte einige Worte.

»Meine Thüren sind fest gegen Neugierige und gegen Diebe,« rief Schlüter mit Kurt hinwegeilend.

»Rufen Sie ihn zurück, mein Vater,« bat Sidonie. »Er ist der Gründer meines Glückes.«

»*Non, non*,« trieb der Freiherr, »steigen wir in den Wagen, ich will mit den Leuten nicht mehr in *collision* kommen. Gott sei Dank, Monsieur Anatole, daß Sie auf der Liste der *avancements* stehen. Ah, diese Hildesheimer,« murmelte er leise, als die beiden Glücklichen in die Karosse gestiegen waren.

Risse im Münzthurm.

Mächtige Gerüste stiegen zum Himmel empor. Ein Treiben und Arbeiten längs der ganzen Front, welche die Seite der Freiheit des königlichen Schlosses zu Berlin ausmachte. An der Ecke des Schlosses, mit dem Gemäuer in

gleicher Linie, aber etwa fünfzehn Fuß von der Mauer entfernt, erhob sich der Münzthurm, oder wie man ihn jetzt schon nannte: der Glockenthurm, bis zur Höhe von 210 Fuß. Um ihn her starrten die Gerüste und Leitern, in und an welchen die Arbeiter emporkletterten – drunten hoben sich im Takte, von 80 rüstigen Armen gezogen, die Rammen, mit jedem Niederfalle eine erschütternde Wirkung hervorbringend, die man weithin verspürte. Der Münzthurm war gefördert worden. Mit ihm und seinem Aufbau zugleich hatte Schlüter in gewohnter rastloser Weise schaffend, die schönsten Werke geliefert.

Da stand auf der Brücke die herrliche Statue Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten, da erhob sich an der Ecke der Königsstraße, fast dem Standbilde gegenüber, der Palast des Grafen von Wartenberg, und im Hofe des fertigen Zeughauses blickten die schrecklich schönen Larven von den geschlossenen Fensterbogen herunter. Alles, alles war Schlüter gelungen; der Feind, Eosander von Goethe, lauerte vergeblich auf den Sturz des Meisters. Er arbeitete seine kleinlichen Werke, seine Aufträge für die Cavaliere, die einzelnen Bauten, welche die Gnade der Königin oder die Protection der Wartenberg ihm übertrugen.

Die Glocken in den Höfen und von den Thürmen kündeten die Feierstunde der Arbeiter. Der Abend nahte, die Sonne des heißen Junitages war herabgesunken, und ein erfrischender Hauch zog über die Stadt Berlin. Auf dem Damme der Schloßfreiheit bemerkte man eine Gruppe von Menschen, welche sämmtlich nach dem Thurme und

dessen Gerüsten schauten. Es waren Leute aus dem wohlhabenden Bürgerstande, und wer in der Gegend bekannt war, der kannte auch jene Männer als Bewohner der Häuser an der Schloßfreiheit. Es waren besonders zwei der französischen Kolonie Angehörige, welche sich außerordentlich für den Bau zu interessiren schienen: die Kaufleute Coullet und Mangion.

Sie können sehen, wie es nicht richtig mit der Sache ist,« sagte leise Coullet zu Mangion, »bemerken Sie die Vorrichtungen für das Heranbringen neuer Steinmassen?«

»Hm, Sie haben nicht Unrecht. Mir sagte gestern in der Ressource der alte Grüneberg – –«

»Nun? was sagte er?« fuhr ein dritter Mann, der Eigenthümer Wernicke, dazwischen.

»Er *sagte* nichts, aber er deutete an,« erwiderte Mangion.

»Ja, ja,« fiel Coullet ein: »Ich hörte vorgestern in der Tabagie an den Zelten allerlei munkeln, es ist nicht richtig.«

Coullet that einige Schritte gegen den Thurm.

»Herr Gott im Himmel, mir wird angst und bange, wenn ich denke – –«

»Was?«

»Daß diese ganze ungeheure Masse etwa ein Mal auf unsere Häuser niederschlagen kann.«

»Herr Nachbar,« rief Mangion halblaut, »sprechen Sie so etwas nicht aus; meine Frau hätte keine Minute Ruhe im Hause, bei mir ist es so nicht geheuer.«

»Was ist bei Euch, Monsieur Mangion?« sagten jetzt zwei Stimmen zugleich, welche den Gebrüdern Bleidorn angehörten, die ebenfalls an der Schloßfreiheit wohnten.

»Es ist unten am Grunde meines Hauses etwas geschehen,« lispelte Mangion. »Ich hörte in der Tiefe arbeiten. Als ich einen der Arbeiter fragte, sagte er mir: es sei ein Rost für den Münzthurm gelegt worden, Pfähle seien eingerammt, weil man sichre Anzeichen von dem Sinken und Brechen des Gemäuer habe.«

»Ach Gott – wie entsetzlich!« riefen verschiedene Stimmen.

»So was muß man sehen,« sagte der Uhrmacher Hübner, der in den Buden ein Gewölbe besaß. »Ich war an dem Gewölbe der Parochialkirche, als es dem Braun einstürzte.«

»Was ist da zu machen?« fragte Bleidorn.

»Gar nichts.«

»Oho, wenn man im Publiko solche Dinge flüstert – –?« meinte Hübner.

»Nicht nur im Publiko,« sagte Coullet heftig, »es geht weiter. Mir hat der Hausvogt des Schlosses, Lonicer, gesagt, Herr Eosander von Goethe hätte dem Baurath von Pein neulich gesagt, es sei mit dem Bau des Münzthurmes nicht richtig.«

»Aha! Und so heißt es an zehn Stellen in der Stadt,« sagte Bleidorn.

»Wir müssen uns zusammenthun, eine Vorstellung bei des Markgrafen Philipp Wilhelm Hoheit machen, der

während der Abwesenheit des Königs die Statthalterschaft ausübt,« sagte Coullet.

»Ja –,« fiel Mangion ein, »wir wollen es heut Abend in der Ressource besprechen.«

»Nehmt Euch in Acht, daß Ihr keine Gerüchte in Umlauf setzt, die Ihr nicht beweisen könnt,« warnte Hübner. »St! da kommt der Oberbaudirector!«

Schlüter trat aus dem Plankenzaune, der das Gerüst umgab. Er war im Laufe der Zeit merklich älter geworden. Hastig schritt er auf die Gruppe zu.

»Schönsten Abend, Herr Oberbaudirector,« riefen Coullet und Mangion.

»Ich danke Ihnen, meine Herren,« entgegnete Schlüter, die Gruppe scharf betrachtend. »Sie sind in so später Abendstunde noch auf der Gasse?«

»Ach, wir betrachten zuweilen den Gang des Baues.«

»Sie sind sehr gütig,« sagte Schlüter, »dem Gebäude so viel Ehre zu erweisen. Es wird ein Schmuck der Gegend werden. Gute Nacht.«

Er ging schnell weiter.

»Es ist doch wohl nicht so gefährlich,« sagte Mangion. »Wie würde er sonst so ruhig sein!«

»Ah – der Kuckuck traue der Ruhe,« entgegnete Coullet.

Die Dunkelheit lagerte schon auf dem Gemäuer – die Arbeiter zerstreuten sich allmählich.

»Sie schöpfen schon Verdacht, sie sind in Angst,« murmelte Schlüter weiter eilend.

Er blickte weder rechts noch links, bis er in seinem Hause angekommen war. Er schritt die Treppe hinan und stürmte in sein Zimmer. Hier standen fünf Männer. Es waren Leonhardt, Braun, Kurt, Jörgen, Donat der Polier und der Zimmermeister Reichmann. Schlüter hatte seinen Hut abgeworfen, sein Gesicht zeigte den Ausdruck höchster Erregung.

»Setzt Euch! – ich bat Euch, hieherzukommen,« keuchte er; »das Unheil naht.«

Er kreuzte die Arme und senkte den Blick zur Erde.

»Es wäre nutzlos, Euch zu verbergen, was unsere Ansicht ist,« sagte Braun. »Ihr habt mir geholfen, Ihr wart milde gegen mich, als ein Unheil mich traf, ich bin der Eure, aber verhehlen wir nicht, der Münzthurm senkt sich, seine Risse klaffen täglich weiter.«

Schlüter stieß einen Wehruf aus.

»Es ist nicht mehr zu verbergen,« setzte Donat ernst hinzu. »Ich habe heute mit dem Loth gemessen. Die Senkung gegen die Bibliothekgebäude zu ist bedeutend.«

Die andern nickten stumm.

»Das Unheil naht,« rief Schlüter. »Ich rufe es noch einmal aus; ich habe alles gethan, was in der Kraft des Baumeisters lag, Ihr könnt mir's bezeugen, um das Gemäuer stark, den Grund fest zu machen – vergeblich.«

»Ihr habt alles gethan,« betheuerten die Männer.

»Es wird, es muß anerkannt werden,« sagte Braun.

»Ihr habt Euch gegen den Bau gesträubt,« vollendete Reichmann.

»Ha! ha! ha!« lachte Schlüter fast wild. »Ihr guten Leute, wißt Ihr, was Neid, Geifer und Kabale bedeuten? Braun, als Ihr noch wider mich waret, da habt Ihr Eosanders Trachten kennen gelernt. Sie haben mir die Last des Baues aufgebürdet, weil sie wohl wußten, daß es über des Menschen Kraft ginge, ihn auszuführen. Sie haben den König zu überzeugen gesucht, daß nach den alten Zeichnungen der Bau des Thurmes in die Höhe von fünfhundert Fuß getrieben werden müsse, ich war zu kühn, zu überstolz auf mein Gelingen; meine Ehre als Künstler stand mir höher, eine Schwierigkeit reizte mich, heute bin ich bestraft dafür, denn zum zweiten Male berstet des Gemäuer und senkt sich der Thurm weiter. Menschliche Gewalt reicht nicht aus, es ist der trügerische Grund, in dessen Tiefe Rollos und der Dämon ruhen – es sind diese Schollen, welche sinken und unter der Last des Gesteines nachgeben.«

»Wenn wir neue Pfahlroste, kurze Pfähle legten und rammten,« meinte Donat.

»Es ist schon gewaltig viel Holz in den Grund gesenkt, die Menschen werden ängstlich,« wandte Schlüter ein.

»Noch weiß Niemand davon,« eiferte Kurt.

»Ihr irrt. Sie ahnen etwas,« sagte Schlüter.

Alle blickten sich besorgt an.

»Wir haben es treulich bei uns behalten,« betheuerte Leonhardt.

»Ich glaub's gern,« sagte Schlüter, »aber das haust so in der Luft. Einer sieht es vom andern ab, der tückische Eosander ist überall bereit, wo es zu schaden gilt. Heut

schon sprechen die von der Freiheit über den Thurm, ich weiß es.«

»Wir müssen handeln, Meister,« rief Braun.

»Handeln!« rief Schlüter. »Der Grund ist seicht, das ist das Unheil. Ich war zu schnell, ich traute meinem Glück. Der Grund mußte schärfer untersucht werden; oh, als ich die ersten Pfähle wieder heraus nahm, die zweiten einsetzen mußte, da erkannte ich jenes abscheuliche Gemisch im Grunde, von moorigem Geschiebe, mit den dumpfig riechenden Torfadern durchzogen; hier Triebsand, dort der seichte Moorboden, ich wußte es, aber der Dämon des Ehrgeizes ließ nicht nach, er drängte mich, ohne genaue Prüfung das Werk zu beginnen, ich kannte die Gefahr – da seht her.«

Er nahm eine Zeichnung aus der Schublade des Tisches. Sie zeigte den Münzthurm im Längendurchschnitt und unten eine Skizze des Grundes, auf welchem das Gemäuer ruhte. Neben diese Stelle hatte Schlüter die Worte geschrieben: »Dieser Ort ist die Ursache alles Unheils.« Wehmüthig betrachteten alle den Meister, den großen Schlüter, der hier in seiner Herzensangst ohnmächtig vor den Gewalten stand, die seine Werke zu vernichten drohten. Es war ein trübes Bild, dieses vergebliche Ringen des Genies gegen die rohen Elemente. Die Männer schwiegen, sie wagten nicht ihre Blicke zu erheben, denn ein peinliches, ein marterndes Gefühl durchzuckte alle. Schlüter hatte einen Ausspruch gethan, der den Meister selbst hart traf, er hatte ausgesprochen, daß der Grund

nicht genau genug untersucht, daß der Meister im Vertrauen auf sein Glück, auf andere Mittel, allzu schnell ans Werk gegangen war. Er selbst hatte die Schuld auf sich genommen.

»Meine Feinde! meine Feinde!« rief er, sich gegen sein Pult stützend.

»Seid festen Muthes, Herr Andreas,« mahnte jetzt Braun. »Ihr habt Euch nicht umsonst an uns gehalten. Wir stehen treulich zu Euch, und es wird sich Hilfe finden lassen.«

»Wir finden sie, wir finden sie mit Euch,« riefen alle.

Schlüter raffte sich auf.

»Wohlan!« rief er, »wir wollen es versuchen. Gebt mir Eure Hände, ich fasse sie zusammen; ich will kämpfen, so lang es geht. Nur eines, meine Freunde: tiefes Schweigen über die Gefahr, welche dem Bau droht. Kein Wort komme über Eure Lippen, laßt die Leute schwatzen. So lange wir an dem Thurme arbeiten, so lange die Gerüste das Gemäuer umstehen, wird man nicht sagen können: Schlüter gibt seine Arbeit verloren, er hört auf, den Bau zu führen. Aber schweigt beharrlich, daß die Feinde nicht von dem Wanken sichre Kunde erhalten.

Er drückte krampfhaft die Hände der Männer, und stumm sich verneigend gingen sie, von Schlüter geleitet, die Treppen des Hauses hinab. Andreas Schlüter blieb allein zurück. Er athmete tief und schwer, die Lampe haltend, ging er in das Zimmer, wo seine Kinder schliefen. Er blickte wehmüthig auf die Schlummernden, er konnte sich nicht von ihnen trennen, bis seine Gattin erschien.

Sie sprach nicht, sie faßte seinen Arm und führte ihn hinweg von dem Lager der Kinder.

»Kühle Deine brennende Stirne, Andreas,« bat sie, »Du wirst siegen wie bisher, traue auf Deine Kraft.«

»Sie wankt, wie das Gemäuer des Münzthurmes,« seufzte Schlüter leise.

»Wir müssen heut' in die Bauhütte,« sagte hastig der Polier Jürgen Donat zu Leonhardt, als beide drunten auf der Gasse waren. »Einst, als die Gesellen wider Schlüter auftraten, rief ich: es wird der Tag kommen, wo ich zu Euch sage: helft mir, dem großen Schlüter beizustehen, ich werde die Genossen daran erinnern und jeder, der am Münzthurm arbeitet, muß tiefes Schweigen geloben.«

»Sie werden es halten, wir alle,« sagte Leonhardt. »So lange wir können.«

»Wir können es immer.«

»Täusche Dich nicht, Jörgen Donat,« entgegnete der Maurer.

»Es kann geschehen, daß wir in Eid und Pflicht genommen werden: auszusagen wie es mit dem Bau steht, wie hoch die Gefahr stieg; dann müssen wir antworten, müssen erklären, wie wankend das Gemäuer geworden. Kein Weigern hilft.«

»Es wird dahin nicht kommen. Der Hauptfeind Schlüters, der böse Eosander, ahnt nichts davon, höchstens das

Geplapper der Bierbrüder ist es, was die Gerüchte herumstreut. Schlüter wird Hilfe finden – ein Mittel, den Thurm zu halten.«

Leonhardt schwieg – er hatte Donats Arm gefaßt, und sie schritten über die Arche auf den Werder.

Kurt und Braun waren bis an des Maurermeisters Haus gekommen, sie traten hinein. Dora erwartete beide.

»Ihr seid verstört!« rief sie ihnen entgegen. »Was ist geschehen?«

»Es droht Euch und Schlüter Unheil,« antwortete Braun, Hut und Stock ablegend.

»Meine Dora,« sagte Kurt ihre Hände fassend, »wie hoffte ich, bald die Hochzeit feiern zu können! An dem Tage, wo hoch oben auf dem Gerüste des Thurmes der Richtkranz prangte, wollte ich in Deine Locken den Brautkranz drücken, den meine gute Mutter Dir reichen sollte; es ist ein Traum gewesen, wir sind fern vom Ziele.«

»Der tückische Bau wankt!« rief Dora, »sieh, ich ahnte solch Unheil; wie kämpfen wir um unserer Liebe willen.«

»Die Berchholz sind nicht glücklich,« seufzte Kurt. »Dennoch – es sei. Ich habe den Segen der Eltern, ich führe Dich zur Kirche, Dora! Vater Braun, lassen wir uns nicht durch das drohende Unheil schrecken. In schwerer Zeit knüpft sich das Band desto fester.«

»Kurt,« sagte Dora sanft, »zürne mir nicht, wenn ich bitte: Mit dem schönen Tage unseres Kirchganges. Du mußt zu Schlüter stehen, Du kannst nicht Dein Schicksal von dem seinen trennen. Du darfst nicht jetzt glücklich sein, solange Schlüter, der edle Meister, in Sorgen bangt.

Ich bleibe Dein, wir lassen nun nicht mehr von einander; aber die Ringe wollen wir wechseln an dem Tage, wo das Geschick Schlüters entschieden sein wird. Er wird Mittel, er wird Kraft finden, das Unheil abzuwenden, und mit ihm mit dem Ueberwinder aller Gefahr, werden auch wir froh sein können.«

»O könnten die stolzen, die bettelhaften Reichen dieses Wort von ihr hören,« rief Kurt begeistert, Dora umarmend. »Solch ein Herz, solch ein Sinn! Was bedeuten dagegen die elenden Gulden Wernecks?«

»Fürwahr, Dora ist ein Schatz,« sagte Braun, die Tochter liebkosend. »Es sei, wie Du sagtest, Dora. Ich halte das Wort, wenn Ihr es Euch haltet, und,« setzte er trotzig hinzu: »der Hofmaurermeister Braun kann denn doch auch an den Seckel schlagen, wenn es gilt, seiner Tochter und seinem Eidam ein wenig zu helfen.«

»Vater! lieber guter Vater,« riefen die Kinder.

»Schon recht, Kinder, schon recht. Ich vergesse dem Schlüter seinen Edelmuth nicht. Er hielt mich aufrecht am Tage meines Unheils; ich halte bis aufs Letzte zu ihm, nicht eher wollen wir uns freuen, bis Schlüter Ruhe gefunden.«

Die Feinde rühren sich.

Der Markgraf Philipp Wilhelm – während der Abwesenheit des Königs, der sich zum wichtigen Besuche nach Holland begeben hatte, mit der Statthalterschaft betraut – saß vor seinem hohen, alterthümlichen Arbeitspulte.

»Seine Majestät sind nach Cleve zurückgekehrt,« sagte der Prinz zu dem vor ihm stehenden Hofrath Mieg. »Ich erhielt dieses Schreiben durch die Staffette.« Er hielt inne. Mieg betrachtete lauernd den Prinzen. »Ihr kennt den Inhalt?« sagte der Markgraf.

»Hoheit, wie käme ich dazu?«

Der Prinz warf das Schreiben fast bei Seite.

»Mein Herr Rath,« begann er, indem er sich erhob, »hier gehen absonderliche Dinge vor. Hinter meinem, des Statthalters Rücken, ist an Seine Majestät ein Bericht gesendet worden, worin von dem Sinken des Münzthurmes eine Notation gegeben und die Gefahr geschildert ist, so der Stadt drohet. Dieses kann nur von Leuten geschehen sein, welche Kenntniß von derlei Dingen haben. Ich bin in Exaltation darüber, mir mußte Rapport erstattet werden, bevor man sich an Seine Majestät wendete. Der König hat hier in diesem *lettre de main* mir anbefohlen, Untersuchung einzuleiten; Graf Wartenberg, der die Majestät begleitet, hat wohl das seinige dazu gethan. Wie es in dumpfen Gerüchten umgeht, heißt es, der Thurm drohe einzustürzen, aber ich selbst bleibe ohne Bericht. Sie, mein Herr, Sie *müssen* mehr davon wissen. Heraus mit der Sprache.«

»Hoheit,« entgegnete Mieg. »Ich weiß nur, was die Fama spricht. Es soll im Gemäuer des Thurmes ein Riß sich zeigen.«

»Wer sagt das?«

»Die Fama.«

»Ah – bah. Darauf gebe ich nichts, die Arbeiter, die Meister?«

»Freilich, diese sind ja bisher still gewesen. Trotz allem Gerede haben die Werkleute nicht gesprochen.«

»Sehen Sie wohl.«

»Es beweist dies nur, daß die Sache zu Gunsten Schlüters sehr geheim gehalten wird.«

»Sie waren nie Schlüters Freund, Herr Rath.«

»Ah, Hoheit thun mir Unrecht. Ich schätze ihn sehr.«

»Schlüter ist ein Genie, dem wir vieles verdanken.«

»Auch ein Genie kann Unglück haben. Der Gewalt der Elemente weicht ein Mensch.«

Der Markgraf schwieg. Er nahm wieder das Schreiben des Königs durchflog es und sagte:

»Ich werde mit der Antwort zögern, bis mir Bestimmtes mitgetheilt wurde. Schlüter arbeitet eifrig weiter; Beweis genug, daß er nicht an dem Gelingen verzweifelt, ihm traue ich.«

»Hoheit, ich – –«

»Nichts weiter, mein Herr. Gehen Sie und suchen Sie doch die Beweise für die Unhaltbarkeit des Thurmes zu bringen – *si non* – so werde ich Seiner Majestät berichten, daß die *minauderies* gegen Höchstdero Oberbaudirector beginnen und beendet werden müssen. Adieu.«

Mieg ging betroffen hinaus.

»Es ist höchste Zeit,« murmelte er. »Eosander muß sich beeilen, wenn er Erfolg haben will. Dieser Brief hinter des Markgrafen Rücken war eine Thorheit –; bah – schweige ich lieber in der Sache?«

Dem Hofrathe lief es über den Nacken. Seine Aengstlichkeit war größer als seine Abneigung gegen Schlüter.

»Nein! – nein!« sagte er, »ich kann nicht schweigen; ah – da naht etwas, das mir zu statten kommt, die Gräfin von Wartenberg.«

Die Gräfin rauschte so eben die Stufen hernieder, welche von den Gemächern der Frau von Ketschen herabführten. Der Rath war in ihrer Nähe.

»Ei, mein werther Herr Rath – so eilig?« rief sie. »Ich habe mit der Staffette so eben einen Brief meines Gemahls erhalten, der auch Grüße für Sie mitbringt –« Mieg verbeugte sich. »Sie sehen so perplex aus,« sagte die Gräfin, die gern fremdartige Wörter anbrachte.

»Hm – hm,« machte der Rath.

»Sie scheinen Unangenehmes zu haben,« lachte sie. »Ah, werfen Sie es bei Seite. Man muß sich nichts daraus machen. Mein Gemahl hat mir auch eine fatale Bosheit mitgetheilt, auf daß ich mich nicht schokire, wenn sie hier von unsern Neidern verbreitet wird. Die holländischen Zeitungen sprechen von den Schlüterschen Steinpuppen am Schloß. Sie können sich denken, in welchem Sinne. Es geht über die Wartenbergs her.«

Mieg hielt an sich. Es schien ihm der passende Moment gekommen, wo er seiner Besorgnisse und Wahrnehmungen sich entledigen konnte, ohne direkt handeln zu müssen.

»Herr Schlüter sollte sich vorsehen,« sagte er halblaut und neben der Gräfin hergehend. »Es ist ein Schreiben an

des Königs Majestät gelangt, welches von dem Wanken des Münzthurmes berichtet.«

»Ha!« rief die Gräfin.

»Ja. Der Herr Markgraf hat nun von der Majestät die Weisung erhalten, solches Gerücht zu erforschen, das heißt: eine Untersuchung über des Thurmes Festigkeit anzustellen, Beweise zu bringen, daß sich die Mauern in bedrohlichem Zustande befinden.«

Die Gräfin stand still.

»Hofrath,« sagte sie, »es gehen, Sie wissen es, seltsame Gerüchte. Gestern Abend sprachen Eosander und Jänicke davon.«

»Ah – beweisen müssen sie es. Der Markgraf hält seine Antwort zurück. Bevor nicht die Beweise da sind, unternimmt er keine Untersuchung.«

»Beweise – Beweise. Man kann die Untersuchung nur auf solche hin anstellen.«

»Die Meister, die Arbeiter sind schweigsam, sie sind für Schlüter sie sprechen nichts. Es müßte ein Verhör stattfinden, die Leute müßten befragt werden: wie es im Innern des Baues hergehe, denn niemand darf in denselben hinein. Schlüter sperrt alles ab.«

Die Gräfin legte die Hand an die Stirn.

»Wer ist nach Schlüter der Erste in den Bauangelegenheiten?«

»Niemand als Herr Eosander. Er ist der Nächstfolgende.«

»Und es käme darauf an, von einigen bei dem Bau Betheiligten zu erfahren, daß der Thurm unsicher sei, nicht wahr?«

»So ist es. Dann könnte man die Leute, da sie alle auf königlichen Dienst vereidet sind, amtlich befragen, dann würde man leicht erfahren, wie es steht. So lange nur Gerüchte im Publiko umherlaufen, ist nichts zu machen. Herr von Eosander muß eilen, denn Schlüter kann leicht Mittel finden, einen Schaden flüchtig zu verdecken.«

»Sie rathen sehr gut.«

»O, nur die Pflicht, die Sorge. Mich kümmert ja keiner der beiden Herren, nur meines gnädigen Monarchen Dienst fesselt mich. Bedenken Sie: wenn jetzt ein schwerer Schaden übertüncht würde, um in acht Tagen desto schlimmer aufzubrechen, welch Unheil!«

»Ja, ja. Sie haben recht, Mieg. Lassen Sie mich machen.«

Sie eilte weiter. Mieg rieb sich die Hände; er wußte, daß die Gräfin handeln würde.

»Herrn Eosander zu mir befehlen,« herrschte sie ihrem Läufer zu, als sie in die Karosse stieg, welche sie ihrem Palais zuführte.

»Eilen Sie, das Werk zu vollenden. Sie haben gute Gelegenheit. Der König ist fern – die Königin ebenfalls zum Besuch in Hannover, Sie sind der Erste nach Schlüter. Wenn Sie Ihre Zeit nützen – –«

»Sorgen Sie nicht. Ich werde handeln.«

Das waren die letzten Worte eines Gespräches zwischen Eosander von Goethe und der Gräfin von Wartenberg. Der Baudirector Eosander richtete seine Schritte zur Wohnung des Polizeimeisters Herrn de Portz.

»Ich täusche mich nicht,« murmelte er. »Auf diese Weise erfahre ich es am besten.«

De Portz war in seinem Bureau. Er hatte so eben die Befehle für den Tag gegeben.

»Sie bringen mir – was?« fragte er Eosander.

»Ich komme, um Sie zu bitten,« entgegnete Eosander. »Sie wissen, daß ich stets für die verdiente Anerkennung Ihrer trefflichen Arrangements in dem *Theatro Europaeo* sorgte.«

»Ich bin Ihnen stets verbunden,« sagte de Portz.

»Ich meine, Herr Polizeimeister, Sie müssen auf der Hut sein.«

»Wie so?«

»O – Sie kennen die Gerüchte vom Wanken des Münzthurmes.«

De Portz lächelte.

»In Berlin klatscht man viel.«

»Mag sein, allein der Klatsch ist bis zum Könige gelangt.«

De Portz sprang empor.

»Sie scherzen.«

»Durchaus nicht. Markgraf Philipp hat heute ein Schreiben erhalten, welches Untersuchung befiehlt.«

De Portz war betroffen.

»Was soll da geschehen?« rief er. »Es wäre nur Herr Schlüter zu befragen. Aber er wird sich weigern. Die Arbeit geht weiter, niemand kann einen so hochgestellten Mann ins Verhör nehmen, und ehe keine Beweise da sind – –«

»Diese Beweise ohne Herrn Schlüters Bericht zu schaffen, muß die Aufgabe all derer sein, welchen es obliegt, Unheil zu hindern. Schlüter hält nicht mit dem Bau inne; er wagt immer mehr. Er wird an seinem Glück nicht eher zweifeln, als bis der Thurm auf die Freiheit am Schlosse hinabstürzt und die Häuser zerschmettert; das wäre auch für Sie ein böser Chagrin.«

»Entsetzlich!« rief de Portz. »Ich hielt die Sache nicht für so weit gediehen, was ist zu thun?«

Eosander erhob sich.

»Man muß die Arbeiter, einige Werkleute, auch ein paar Meister verhören,« sagte er.

»O, diese Leute sind schweigsam. Nur Gewalt – –«

»Damit geht es nicht.«

»So verzichten Sie darauf, wenn der König nicht Schlüter verhören lassen will.«

»Der geschieht nicht, aber die Leute –«

»Halten zusammen. Sie kennen die Verbrüderungen. Es ist erwiesen, daß die Arbeiter Schlüters zu jener geheimen Bauhütte gehören, die ich immer überwache, ohne etwas Bestimmtes zu erfahren.«

Eosander lächelte verschmitzt.

»Darauf will ich kommen,« sagte er. »Kennen Sie die dabei betheiligten Gesellen?«

»Sehr gut. Ich habe ihre Namen, hier, sehen Sie.«

Er holte ein in blauen Deckel geheftetes Schriftstück hervor.«

Eosander hatte die Namen der Verzeichneten durchgesehen, er fand viele, welche er kopfschüttelnd betrachtete; endlich machte er eine Geberde der Befriedigung.

»Dieser ist es,« sagte er. »Lassen Sie mich machen. Ich werde Ihnen und uns allen helfen.

Eosander verließ an diesem Tage sein Haus in der Abendstunde. Er hatte absichtlich gewartet, bis die Dunkelheit weit genug vorgeschritten war und lenkte nun die Schritte zum Schleusenhause. Nachdem er einige Male auf- und niedergegangen war, stand er still. Er sah einen Mann auf sich zukommen.

»Guten Abend, Herr Gerritsen,« sagte er.

Abel Gerritsen fuhr auf. Er erkannte Eosander, den er seit jenen Ereignissen, die das Verschwinden Gregorios begleiteten, sorgfältig gemieden hatte.

»Herr Director, Sie hier?« stotterte er.

»Wie Ihr seht – und zwar Euretwegen.«

Gerritsen war ein Handwerker, ein Mann, der, mit den Künsten der großen Welt wenig vertraut, leicht einzuschüchtern war.

»Es ist doch nicht wieder was – von wegen – da unten?« er wies auf die Mühlen hin. »Ich kann nichts weiter sagen.«

Eosander summte einige Töne, dann sagte er:

»Wer weiß? Dieser Herr de Portz ist unermüdlich.«

»Herr Director,« betheuerte Abel. »Ich sagte aus, was ich wußte; ich bin –«

»Ihr seid oft verschwiegen,« fiel Eosander ein, »wo es nicht wohlgethan war. In der Sache wißt Ihr mehr.«

»Herr Gott, es geht also von neuem an?« rief Abel so laut, daß einige in der Entfernung vorübergehende Leute stehen blieben.

»St!« machte Eosander. »Nicht so laut. Es wird darauf ankommen, was Ihr thut, wenn ich Euch frage?«

Abel sah den Director groß an.

»De Portz ist Eure Verbindung bekannt, die geheime –«

»Wir wissen es.«

»Gut also. Dort wird allerlei verhandelt.«

»Allerlei.«

»Auch über Bauarbeiten und was dabei vorgeht?«

»Ich darf nicht reden, ein Eid –«

»Pah! Spielerei unter Euch. Ich wette drauf, Ihr habt sicher früher geplappert.«

»Sicher nicht. Sonst wäre von Gregorio viel zu reden.«

Eosander biß die Lippen.

»Es käme darauf an,« sagte er. »Portz ist nur auf *meine* Verwendung so leicht darüber hingegangen.«

»Hattet Ihr Gründe dazu?« fragte Abel kühn.

»Damals vielleicht, heute nicht mehr,« entgegnete Eosander entschlossen und kaltblütig. »Wer hieß Gregorio in den Kanal steigen, saget doch?«

Abel schwieg.

»Weiter denn,« fuhr Eosander fort. »Ihr seht, ich bin nicht besorgt um die Sache – ich bin gekommen Euch zu suchen. Ward in Eurem Bunde von dem Bau des Münzthurmes gesprochen?«

Gerritsen schreckte zurück.

»Ich weiß es nicht,« sagte er. »Ich war nicht dort.«

»Ah, Ihr als einer der Beamten in der Hütte?«

»Woher wißt Ihr – –«

»Ich sagte Euch schon, Euer Bund ist de Portz wohl bekannt.«

»Aber ich weiß nicht –«

»Gut, so will ich mit dem Polizeimeister weiter reden. Er hat die dunkle Geschichte noch im Gedächtniß. Euer Amt bei der neuen Münze ist gut, haltet es fest –«

»Teufel, was soll's?« rief Abel. »Ich mag nicht wieder verhört werden.«

»So habt Ihr recht. Also denn: hörtet Ihr nichts in der Hütte? nichts von dem, was man in der Stadt spricht?«

»Was denn?«

»Daß des Münzthurmes Mauern leck sind.«

Abel seufzte.

»Ich weiß es nicht.«

»Ihr sollt's auch nicht wissen. Ihr arbeitet nicht daran, aber die andern?«

»Wenn ich rede, so schlagen sie mich todt, wenn sie's erfahren, also – –«

»Mein Wort darauf, Euer Name kommt nicht über die Lippen.«

»Ihr habt mir das gelobt?«

»Gewiß und wahrhaftig.«

»Was wollt Ihr wissen?«

»Wie es im Münzthurme aussieht?«

»Schlecht!« stieß Abel heraus. »Es haben sich Risse gezeigt, Schlüter muß in Sorgen sein; aber die Poliere, Jörgen Donat voran, haben in der Hütte jedem Schweigen auferlegt. Es soll niemand davon reden. Sie haben im Thurm schon stark geankert, gestützt. Jetzt wird wohl eine neue Hilfe kommen müssen; aber die Gesellen sollen schweigen, bis geholfen ist.«

»Wenn nun eine Kommission erschiene – auf die Gerüchte im Publikum hin, das Gemäuer zu untersuchen – wenn die Arbeiter verhört würden, so fände sich sicherlich ein Schaden?«

»Gewiß, denn die Poliere und Gesellen sagen selber, daß sie nur so lange schweigen können, als das Amt sie nicht bei ihrem Eide aufruft.«

»Ah, das ist mehr als ich brauche,« frohlockte Eosander. »Genug denn,« setzte er hinzu. »Ich gedenk's Euch.«

»Macht mich nicht zum Schurken,« bat Abel. »Ich bin in Eurer Hand.«

»Was denkt Ihr? ich weiß genug. Das Amt kann jeden verhören – Ihr seid ohne Schuld – gehabt Euch wohl, Abel Gerritsen.«

Er trennte sich von dem Münzmann, der, einige Flüche vor sich hinmurmelnd, den Kanal entlang schritt. Eosander ging die Freiheit hinab. Es standen wiederum Leute vor dem Gerüste des Baues am Münzthurme und die Laternen flimmerten und schwankten im Abendwinde hin

und her. An der Hundebrücke luden die Handlanger gewaltige Steinblöcke aus, die zur Nachtzeit an den Bauplatz geschafft wurden. Eosander hörte die Reden der Leute, welche den Bau begafften. Sie waren alle von Sorgen erfüllt – jeder fühlte das Unheil kommen.

Unterbrochenes Verhör.

Der Markgraf Philipp Wilhelm war von einem Besuche bei dem holländischen Gesandten heimgekehrt. Als er durch das Vorzimmer gehen wollte, erblickte er den Director Eosander von Goethe und Hofrath Mieg und den Bauschreiber Jänicke. Der Markgraf grüßte artig aber flüchtig und trat in sein Zimmer.

»Diese Herren da wollten mich sprechen?« fragte er den Kammerdiener.

»Zu Befehl. Sie kommen in einer wichtigen Angelegenheit.«

Der Markgraf warf Handschuhe und Hut bei Seite, legte den Degen ab und brummte unwillig vor sich hin.

»Kann mir den Grund schon denken.« Dann wendete er sich zu dem Kammerdiener. »Führe die Herren herein.«

Die drei Gegner Schlüters erschienen vor dem Statthalter.

»Sie kommen in Sachen des Münzthurmes,« begann der Prinz.

»Euer Hoheit haben gewissermaßen den Befehl ertheilt,« nahm Mieg das Wort, »die Sache ein wenig zu prüfen.«

Der Prinz verzog ein Gesicht. Er konnte die Richtigkeit dieses Ausspruches nicht antasten; es lag ihm ob, das Werk zu prüfen, welches so viel Unruhe veranlaßte.

»Ich hätte freilich gewünscht, durch eine Kommission solches Examen vorzunehmen.«

Eosander trat jetzt vor.

»Es würde das geschäftlich richtig gewesen sein, Hoheit,« sagte er, »aber ich, der ich im Bauamte nach Herrn Schlüter der Erste bin, dem also jene Gerüchte mitgetheilt, die Befehle Seiner Majestät bekannt gegeben wurden, ich habe mich dagegen gesträubt, einem Manne, wie Herrn Schlüter eine Untersuchungskommission zu setzen, wenn nur *Gerüchte* über einige Fehler im Baue in Umlauf gesetzt sind.«

Der Markgraf war zu redlich und unbefangen, als daß er eine Arglist vermuthet hätte.

»Sie haben recht gehandelt. Herr Director,« sagte er. »Ich muß Ihnen dafür meine Anerkennung zollen. Als des Königs Majestät nach Uebergabe des Baues an Schlüter die Reise nach Holland antraten, ward mir die Leitung der Geschäfte des Staates übergeben, und es wäre mir höchst verdrießlich, geschähe in dieser Angelegenheit ein unüberlegter Schritt. Wir kennen alle die Vorliebe Seiner Majestät für Dero Bauten.«

»Gewiß, Hoheit,« sagte Eosander, »freilich ist damit auch die größte Aufmerksamkeit geboten. So wenig man voreilig handeln darf, so wenig darf man ohne sorgliche Beachtung verfahren.«

»Schlüter wacht über seine Werke.«

»Allerdings, aber Herr Schlüter, dem ich willig den Vorrang überließ, ist mit allem Genie ein *Mensch*.«

»Mieg hat das schon gesagt.«

»Und der Hofrath hatte wohl recht. Der Herr Oberbaudirector wird im löblichen Eifer etwaige Fehler, Schwächen des Baues so lange verhehlen, bis – –«

»Nun?«

»Bis sie vielleicht nicht zu bessern sind.«

»Das heißt, Sie meinen, es seien Fehler zu decken.«

»Ja, Hoheit. Hier ist ein Mal die letzte Rechnung des Herrn Jänicke. Demnach sind immense Materialien herangeschafft worden, die allem Anscheine nach bestimmt sind, dem Gemäuer absonderlichen Halt zu geben. Dieses deutet auf eine Schwäche des vorhandenen Mauerwerkes, denn die Materialien sind nicht für den ursprünglichen Plan bestimmt gewesen.«

Der Markgraf schwieg betroffen; es lag eine große Verantwortung auf ihm.

»Es ist nur seltsam, daß von Seiten der Werke keine Mittheilung gemacht wird,« sagte er.

»Sie sind eben die Arbeiter Schlüters, aber sie werden, bei ihrem Eide genommen, keine Aussage weigern können. Sagen *sie*, daß der Thurmbau sich nicht als geschädigt zeige, so wäre man über alles im Klaren; sagen sie aus, daß Gefahr vorhanden, so müßte die Untersuchung stattfinden.«

»Also sollte man diese Leute verhören.«

»Hoheit sprechen es aus.«

»Aber das müßte geschehen *sans bruit*.«

»Wir haben dafür gesorgt,« fiel Mieg ein. »Der königliche Hausvogt, Herr Lonicer, ist bereits davon benachrichtigt, und da es gerade die Feierstunde ist, wird er die Werkleute verhören, wenn Hoheit den Befehl hierzu ertheilen.«

Der Markgraf schüttelte unwillig das Haupt, er sah aber die Nothwendigkeit ein.

»Sie haben das alles im Interesse der Sache und Seiner Majestät schon vorbereitet, wie es scheint,« sagte er spitz.

»Es ist unsere Pflicht auch Euer Hoheit gegenüber,« versetzte Jänicke.

»Ich will,« fuhr der Markgraf fort, »daß dieses Verhör in meiner Gegenwart stattfinde; die Leute mögen geholt werden. Wer wird es sein?«

»Zimmermeister Reichmann, Hofmaurer Braun, der Polier Jörgen Donat. Der Hofmaurer Martin Grüneberg durfte auch zugegen sein müssen.«

Der Markgraf nickte stumm. Mieg ging hinaus.

Andreas Schlüter hatte den Bauplatz am Münzthurm verlassen. Er war gedankenvoll nach seinem Atelier geschritten. In der tiefen Stille dort sammelte er Muth und Kraft. Auf dem Bauplatze entstand plötzlich eine Bewegung. Der Hausvogt des Schlosses, Herr Lonicer, war so eben erschienen und hatte die drei oben genannten Personen in das Schloß beschieden. Was ging dort vor? Leonhardt lauschte eifrig, aber er vernahm nichts. Er sah

nur, wie sein Vater mit den andern ging, aber er sah plötzlich Grüneberg und Mieg erscheinen. Er wußte genug: es handelte sich um eine Sache, die den Münzthurm betraf. Immer lauter waren die Gerüchte geworden, der tückische Eosander verbreitete dieselben in großer Geschäftigkeit. Leonhardt zögerte nicht. Er mußte Schlüter von der Gefahr unterrichten; ohne Kurt aufzusuchen, eilte er weiter, den Oberbaudirector zu finden.

Der Markgraf legte den letzten Bericht bei Seite, als Lonicer mit den Geforderten eintrat.

»Ihr sollt mir Auskunft geben,« begann der Markgraf. »Im Namen des Königs Majestät und bei Eurem Eid, sage ich. Es gehen Gerüchte vom Brechen des Münzthurmes um. Was wißt Ihr davon?«

Die drei Leute schwiegen.

»Wer nimmt das Wort?« fragte der Markgraf.

»Wenn Hoheit gestatten: ich,« sagte Braun.

»Reden sie.«

»Wir sind befangen,« begann Braun, »denn wir wußten nicht, aus welchem Grunde man uns herbeschied; ich möchte bitten, uns Fragen zu stellen.«

»Ein Fuchs,« flüsterte Eosander.

»Lonicer,« befahl der Markgraf, »Ihr mögt die Thür schließen und das Protokoll führen.«

Lonicer that, wie befohlen. Die drei Männer schauten finster vor sich hin, die andern schienen verlegen.

»Die Hauptfrage dürfte sein,« begann Lonicer, »ist der Thurm geborsten?«

Eine tiefe Pause. Die drei Männer blickten einander an.

»Ja,« sagte Braun mit fester Stimme, »er hat schwere Risse an drei Stellen.«

Eosander athmete leicht, der Markgraf stieß einen Seufzer aus.

»Es ist also Gefahr vorhanden?«

»Man kann es nicht leugnen.«

»Die Risse zeigten sich wann?«

»Schon im verflossenen Jahre.«

»Und ist der Grund wohl untersucht worden?«

»Es ist geschehen,« sagte Donat, »aber – –« er stockte.

»Bei Eurem Eide die Wahrheit,« rief Lonicer.

»Es ist erst genau visitirt worden, als schon zwei Stockwerke gemauert waren.«

»Wie fand man das alte Fundament?«

»Kalkstein auf gutem Eichenholz.«

»Ihr haltet diesen Grund für gut und sicher, Meister Reichmann?«

»Ich bin Zimmerer, ich kümmere mich nicht darum.«

»War der Grund gut, Meister Braun?«

»*Dieser* Grund war gut,« sagte Braun ausweichend.

»Ich gebe das zu,« fiel Grüneberg ein, »aber es kann dabei wohl der obere Grund gut sein, doch kommt es auf die Pfähle an.«

Braun warf ihm einen wüthenden Blick zu.

»Ward das Pfahlwerk untersucht?« fragte Lonicer schnell.

»N – ein,« sagte Braun zögernd.

»Das ist ein ungeheurer Fehler,« entschied Lonicer, den Markgrafen anschauend, der sich fortwendete.

»Ihr Herren,« nahm nun Reichmann das Wort, »es ist wohl ein Fehler zu nennen, aber es ist geschehen, da mit Hast und Eile gebaut worden. Der Fehler ist, der alte Thurm mußte niedergebrochen werden, oder auf den Grund eine leichtere Last gesetzt sein – –«

Eosander verzog sein Gesicht, es ward hier vertheidigt, nicht ausgesagt. Das Beste war schon für Eosanders Pläne heraus, der *Bau wankte*. Eosander gab Mieg den Wink, dieser stieß Lonicer an, der weiter verhörte und Reichmann das Wort abschnitt. Die Männer konnten nicht leugnen. Ihr Eid band sie. Lonicer formulirte die Fragen sehr geschickt. Ehe eine Stunde vergangen war, stand es im Protokolle: daß der Thurm sich bedeutend senke, daß die Risse an allen Ecken sichtbar und mühsam mit Mörtel beworfen seien, um den Schaden zu decken, daß die Anker schon mehrmals gebrochen und daß verschiedene Pfahlroste gelegt worden seien. Es wäre mit Macht gerammt worden, um den Grund zu halten, aber da man beim Bohren Morast gefunden, habe Schlüter nicht weiterrammen lassen, sondern sich mit der Hoffnung getröstet, die Mauer werde sich setzen. Im Geheimen sei ein starker Pfeiler gemauert und die Wände des Thurmes selbst verstärkt worden. Es ward festgestellt, daß die Werkleute dem Oberbaudirector die Risse im Mauerwerk stets nachgewiesen hatten, daß der kühne

Meister aber immer Hilfe gefunden und mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit den Bau weiter geführt hatte.

Lonicer war mit 25 Fragen fertig. Die Gegner Schlüters konnten ihren Triumph nicht verhehlen; sie warteten ungeduldig auf den Schluß. Der Markgraf enthielt sich jeder Einsprache, er bedauerte den Ausfall des Verhörs, das nun Lonicer mit den Worten schloß:

»Und wenn das Unglück über die Stadt kommen, wenn der Thurm stürzen sollte: wohin meinet Ihr, daß er fallen werde?«

»Er wird gegen die Freiheit und gegen die Brücke fallen,« sagte Braun dumpf.

»Und Schlüter mit ihm,« frohlockte Eosander vor sich hin. »Meine Rechnung stimmt.«

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür.

»Wer da?« fragte der Markgraf.

»Herr Oberbaudirector Schlüter wünscht Euch zu sprechen,« sagte der Page meldend.

Alle erbebten. Die Gegner geriethen in sichtliche Angst, Grüneberg zog sich in die Fensternische. Eosander wollte dem Markgrafen etwas zuflüstern, aber dieser hatte schon die Thür geöffnet. Schlüter trat ein. Er glich einem Löwen, der unter kleines Gethier tritt. Er übersah mit einem Blicke, was hier vorgegangen; er wußte, was wider ihn ausgesagt war. Braun und Donat senkten die Blicke, Eosander spielte mit den Breloques seiner Uhr und Mieg kramte in den Papieren. Lonicer allein ertrug

Schlüters Blick, denn der Vogt war Beamter, mußte gehorchen. Der Markgraf trat auf Schlüter zu und faßte dessen Hand.

»Sie kommen gelegen und – nicht gelegen,« sagte er, »wie man's nimmt. Die Sache, welche hier verhandelt werden *mußte*, gewinnt vielleicht durch Ihre Aussagen eine andere Bedeutung.«

Schlüter zitterte. Es leg in diesem Ausspruche des Markgrafen eine Bestätigung, daß *gegen* den Oberbaudirector ausgesagt worden war, und Schlüter wußte am besten, daß sein Werk schwankte.

»Hoheit,« sagte er, »es ist nur billig und recht, daß eines Meisters Werke geprüft werden, wenn die Fama und ihre Diener sich beeilen, Schlimmes davon zu berichten. Sie, mein Prinz, sind verantwortlich wie wie alle, es wäre unbillig, wollte ich darüber schmollen, daß Sie meine Werke prüfen. Nur,« fuhr er mit erhobener Stimme fort, »hätte ich gewünscht, daß ich zum Beginn der Verhandlung herbeigezogen worden, daß ich nicht *zufällig* eingetreten wäre, um zu sehen, wie Freunde und Gegner im Geheimen über mich abgestimmt haben.«

»Sie irren,« sagte Mieg, »es sind nur Prüfende.«

»Ich habe nur die Herren anzuschauen, um zu wissen, was ich von den Prüfungen halten soll.«

»Herr Oberbaudirector,« fuhr der Markgraf auf, »*ich* war zugegen. Es ist ein Protokoll geführt, diese Leute dort sind vereidet.«

»Sie thun nur ihre Pflicht, wenn sie aussagen, was sie wissen,« sagte Schlüter, »aber da ich zu dieser Sitzung

gekommen bin, werden Hoheit mir gestatten, einen Blick in das Protokoll zu werfen?«

»Es ist Euch nicht verweigert,« sagte der Markgraf.

Schlüter nahm das Protokoll. Alle blickten offen oder verstohlen auf ihn. Er sah blaß und angegriffen aus, ein Zittern seiner Hände machte das Papier leise knistern.

»Er wird vielleicht diese Aussagen widerlegen,« dachte der Markgraf.

»Er kann nichts gegen uns finden,« flüsterte Braun.

Jetzt legte Schlüter das Protokoll bei Seite.

»Dieses Verhör und das nach ihm geschriebene Protokoll enthält kein einziges unwahres Wort,« sagte er mit fester Stimme.

Durch die Anwesenden zuckte es wie ein Blitz; Schlüter hatte sein Urtheil gesprochen.

»Ihr wollt sagen, daß –« stammelte der Markgraf.

»Daß es eine schreckliche Wahrheit ist, wenn es heißt: der Münzthurm sinkt,« rief Schlüter, »aber so gewiß ich dieses Unheil kenne, so gewiß weiß ich, daß ich *schuldlos daran* bin, daß ich nach dem besten Gewissen gewarnt, des Königs Majestät gebeten habe, auf diesen Grund nicht solche Last setzen zu lassen. Wer meines gnädigen Herrn Sinn wider meine Vorschläge gewendet,« fuhr er, Eosander fixirend, fort, »der hat allein dieses Verderben zu verantworten. O,« stieß er leidenschaftlich heraus, »ich hätte nicht einwilligen sollen, ich hätte zurücktreten müssen; so wird man mir zurufen. Aber wer es kennt, wie der gefährliche, der schwere Auftrag die Seele des Künstlers erfüllt, wie der Gedanke, das vielleicht

dennoch zu vollenden, schaffen zu können, was andere voll Angst und kleinlicher Bangigkeit nicht zu beginnen wagen, der wird Nachsicht haben mit dem löblichen Ehrgeize, für den königlichen Herrn, für den Ruhm der Stadt und des Landes ein Werk aufrichten zu wollen, das denen Furcht einflößte, die mit neidischem Blicke auf des Meisters Erfolge sahen, die gerade das schwere Werk benützten, um es auf die Schultern Andreas Schlüters zu wälzen, daß er zusammensinke unter der Last. Wenn ich den Bau verweigert hätte? Was wäre geschehen? Feigheit! hätten sie alle gerufen, er wagt es nicht. Wer hätte den Bau unternommen? Glauben Euer Hoheit, es hätte sich keiner gefunden? Sicherlich, es *hätten* sich Leute gefunden, aber so gewiß als ich diese Hand erhebe, so gewiß ist es, daß jene Leute den Münzthurm nicht in solcher Gestalt erbaut hätten, als es mir zugemuthet ward, für sie wäre Nachsicht gewesen, sie hätten Wege zum Ohre des Herrn gefunden, den Plan ändern, eine geringere Last auf den Grund setzen zu dürfen. Kleinlichen, mittelmäßigen Menschen hätte man nachgegeben, bewilligt, was Andreas Schlüter versagt wurde, als er bat, als er neue Zeichnungen, Entwürfe vorlegte, als er bebend vor Sorge die Gefahren jenes Baues schilderte, den Memhardt schon für hochgefährlich erklärte; aber der Mann, der das Erzbild des Kurfürsten vollendete, der die Stadt Berlin zum Nutzen seines gnädigen Herrn mit Gebäuden bereicherte, der den Strebepfeiler einer mächtigen

Kirche durchschnitt, um ein Bauwerk hineinzuschieben,[1] der Mann sollte leisten können, was übermenschlich erscheint, wenn der Kenner es genau betrachtet. Daß dieser Mann solches wagte, es mag vermessen erscheinen, denn die Elemente spotten unserer Gewalt, aber gequält von löblichem Ehrgeize, getrieben vom Eifer seinem Fürsten zu dienen, bauend auf seine Erfolge und auf das, was unter diesem Schädel hier arbeitet, wies der Mann die furchtbare Arbeit nicht von sich. Er nahm sie auf seine Schultern und sein Bau stieg empor, der Grund wankte; der Muth, die Hoffnung des Mannes wankten nicht. Hier stehen sie, die mit mir arbeiteten; senkten wir nicht ungeheure Pfähle in die Tiefen? rammten wir sie nicht in den Moorgrund? legten wir nicht eiserne Bänder und Klammern in das Gemäuer? wälzten wir nicht Quadern auf die Balken dort unten? Sehen Sie, die Männer bestätigen es. Ich wollte meines Gebieters Willen zur That machen, ich hoffte den Grund zu festigen, derweil man trieb: In die Höhe mit dem Thurm! in die Höhe! Die Dämonen der Lüfte umstreichen mein Werk vergebens, die Dämonen der Tiefe, der Erde waren siegreicher, sie rüttelten an dem Grunde und es begann zu sinken. Was ich gefürchtet, geschah, ich aber schüttelte die Furcht ab, als der Wille meines Gebieters mich an die Spitze dieses Unternehmens stellte, als kein Entwurf neben dem meinen erschien; erst da, als mein Gemäuer wankte, sah ich vollkommen ein, wie vermessen ich gewesen, aber es war zu

[1] Pfeiler und Kanzel in der Marienkirche. Eins der kühnsten Werke.

spät. Ich wollte den wankenden Bau stützen; was ihn halten konnte, versuchte ich herbeizuschleppen, umsonst. Verdammen Sie diese Hartnäckigkeit des Künstlers, aber lassen Sie in Ihrem fürstlichen Herzen Raum für ein Bedauern, daß einige elende Sandschollen es vermögen, das zu vernichten, was mit Eifer und Fleiß er nach angstvoll durchwachten Stunden geschaffen.«

Er hielt inne. Seine Brust wogte heftig, seine Hand, zur Faust geballt, stützte sich auf den Tisch und die bleichen Lippen bebten. Ein tiefes Schweigen herrschte in dem Gemache.

»Was soll ich thun?« fragte endlich der Markgraf.

»Senden Sie Seiner Majestät dieses Protokoll, Hoheit,« sagte Schlüter. »Setzen Sie gnädigst mein Bekenntniß hinzu, sagen Sie, daß ich mich bemühen werde, den Willen des Königs durchzuführen.«

»Wie? Sie wollen noch ein Mal wagen?« rief erstaunt der Markgraf.

»Ich wage es,« sagte Schauer kraftvoll. »Der Thurm wird noch nicht stürzen, er wankte nur. Ich habe neue Mittel herbeigeschafft, ich werde Berge, Klippen gegen die Mauern wälzen; drückt er auch diese nieder, dann muß ich weichen, dann mögen meine Richter ein Werk vollenden, dem Andreas Schlüter unterlag.

»Sie wagen viel. Es ist das Letzte.«

»Ich *muß* es wagen. Geben Sie den Befehl, daß ich die Arbeit aufs neue beginne?«

»Ihr sollt ihn haben,« rief der Markgraf. »Möge es gelingen.«

»Bin ich entlassen?«

»In allen Ehren.«

Schlüter schritt stolz aus dem Zimmer.

»Hol mich der Teufel, er wird sich noch helfen,« murmelte Mieg.

»Er wird es nicht,« sagte Eosander.

Der Markgraf winkte zum Abschied. Braun, Reichmann und Donat verließen das Gemach.

»Wie fiel es aus?« fragte die Wartenberg den bei ihr eintretenden Eosander.

»Er beginnt den Bau aufs neue.«

»Ah!« rief die Gräfin, »der König wird in Berlin sein, wenn das Werk wiederum mißlingt. Ich gratulire Ihnen, Eosander.«

Brechende Anker, berstende Mauern.

Mit Staunen und stillem Grauen sahen die Bewohner der Freiheit am Schlosse, so wie die große Zahl der Neugierigen Berlins und anderen Stadttheilen, seit einiger Zeit auf den Bau des Münzthurmes. Die Gerüste umstanden zwar nach wie vor den Thurm, dessen Emporsteigen deutlich genug erkannt wurde. In den Galerien sah man fast täglich die Gestalt Schlüters. Es schien, als habe der Baumeister Flügel, als könne er im Nu von unten nach oben und wieder zurückschweben. Bald war er auf dem Rande des Gerüstes, sein Antlitz hob sich scharf gegen den Himmel ab, bald trat er unter die Leute, welche am Fuße des Thurmes arbeiteten.

»Da steht er wieder. Seht Ihr ihn?« riefen die Gaffer und die Bewohner des Schlosses.

»Es treibt ihn auf und nieder,« sagten die andern.

Schlüter hatte in der That keinen anderen Gedanken mehr, als den unglücklichen Bau. Der König sollte zurückkehren, der Thurm mußte gesichert sein gegen den Einsturz, und zugleich sollte er in die Höhe steigen. Massen von Arbeitern tummelten sich um das Gemäuer, die Kosten waren bedeutend gestiegen; was schadete es? wenn die Mauern nur hielten. Schon konnte man von unten die erste Säulenreihe erblicken, die Vorbauten zum Glockenstuhl hatten begonnen, und allmählich beruhigten sich die Gemüther der Erregten.

Von dem Hause Savenis aus beobachtete Eosander mit einem Fernrohre den Gang des Baues.

»Es scheint, als stocke das Sinken,« murmelte er. »Die ungeheuren Dinger dort halten das Gemäuer.«

Welches waren diese Ungeheuer, von denen Eosander flüsterte? Es waren sogenannte Klippen, Felsen, welche Schlüter um den Bau gethürmt, gegen die wankenden Mauern gewälzt hatte. Der Thurm stieg nun zwischen diesen Massen empor. Sie waren es, welche die Menge mit Staunen und Grauen betrachtete, sie waren es, auf deren Gewicht Schlüter bei dem Verhöre seine letzte Hoffnung gesetzt hatte.

Schlüter beobachtete täglich; er blieb auch dabei nicht. Oft in den Stunden der Nacht schlich er sich in den öden Bau.

Mit ihm theilte Kurt die Sorge, die Arbeit. Die Eltern des jungen Edelmannes waren allem entfernt geblieben. Nach dem Scheitern ihrer Hoffnungen auf Glanz der Familie, schien ihnen die Stellung Kurts eine treffliche. Die schlimme Kunde von dem Sinken des Thurmes trübte auch ihre Aussichten. Der alte Freiherr hatte den Maurermeister Braun gar wohl empfangen, und die liebliche Dora war der Freifrau Herzblatt geworden. Umso trauriger stimmte es diese guten Leute, als Kurt, Braun und Leonhardt nach dem Verhöre die Wahrheit von der drohenden Gefahr bestätigten; wie weit wurde aufs neue das Ziel für die Liebenden hinausgerückt, wie ungewiß erschien Kurts Zukunft, die auf des Meisters nie wankendes Glück sich stützte! Darum war des jungen Edelmanns Ruhe dahin.

Oft weckte ihn Schlüters Botschaft mitten in der Nacht; der Meister hatte irgend ein verdächtiges Anzeichen bemerkt, ein Geräusch gehört, er wollte die Ursache erkunden, er traute sich nicht die Forschung bei Tageslicht vorzunehmen, da er sich von Spähern umringt glaubte. So verbrachte er oftmals qualvolle Tages, bis die Nacht heraufzog, und dann riß er sich aus den Armen des Schlafes und ohne auf den Jammer der leidenden Gattin zu achten, huschte er aus dem Hause, pochte Kurt heraus und beide Männer verschwanden in dem Plankenzaune, der die Unglücksstätte umgab, um im Thurme, in den Nischen und Winkeln zu spähen, das Gemäuer zu betasten, hier und da zu klopfen, zu messen. Nur der Bauwächter

kannte diese nächtlichen Besuche, und er war Schlüter ergeben, er plauderte nicht.

Deshalb begann schon ein Schleier der Sagen und schauerlichen Mähren um den Thurm sich zu breiten. Die Bewohner der Freiheit am Schlosse wollten oftmals Licht in dem Bau gesehen haben, man konnte sich diesen Schein nicht erklären; die Arbeiter waren längst fort, alles war still, öde. Es ging die Sage, daß die Meister der auf so geheimnißvolle Art Verschwundenen, Gregorio und Rollos, im öden Baue umgingen. Alle Welt sah mit Furcht an dem Gemäuer hinauf und man schalt darüber, daß der König trotz jenes Berichtes, nach dem Verhöre dennoch die Fortsetzung des Baues gestattet hatte.

Eosander und die Verbündeten lagen im Hinterhalte; die nächsten Wochen mußten Entscheidung bringen. Des Königs Heimkehr aus Holland wurde erwartet, der Thurm sollte dann von ihm in Augenschein genommen werden; war es Schlüter gelungen, das Bauwerk vor dem Sinken und dem Sturze zu retten, dann schien alles vergessen, alle Fehler waren gestrichen, der Baumeister, der so Ungeheuerliches überwunden, stand größer da als jemals. Des Königs ganzes Trachten, sein ganzes Wünschen hatte sich auf das Zustandekommen des Münzthurmbaues concentrirt, von seinem Gelingen oder Mißlingen hing alles ab.

Schlüter glich einem um zehn Jahre älter gewordenen Manne. Sorgen und Angst hatten an seinem kraftvollen Körper gezehrt. Was die anhaltenden Arbeiten, die großen geist- und körperanstrengenden Entwürfe nicht

vermocht hatten, das gelang binnen kurzem der quälenden Sorge. Sie beugte den Nacken, sie machte den Blick unstät und trübe, sie zog weiße Streifen durch die dunklen Locken. Schlüter fühlte, wie sich alles vor ihm scheu zurückhielt. Seine früheren Freunde beobachteten argwöhnisch das Kommende und, ein noch schlimmeres Anzeichen, seine Feinde waren nirgends sichtbar. Sie hielten sich verborgen, sie arbeiteten im Stillen. Kaum einer der Beamten ließ sich blicken, aber Schlüter wußte, daß Eosander viel mit der Wartenberg verkehrte.

Dennoch war seit einigen Tagen des Meisters Gemüth ruhiger. Er hatte seinen Conducteur Böhme als dritten Vertrauten herangezogen; mit ihm und Kurt hatte er gemessen. Leonhardt hielt das Loth; von dem Gerüste aus berechneten sie unter irgend einem Vorwande, und – die Mauern hielten Stand, es ward keine Senkung beobachtet. Die tückischen Geister im Grunde schienen versöhnt, die Risse in den Wänden klafften nicht mehr, der Thurm hatte sich gesetzt. Schlüter begann aufzuleben, mit ihm seine Freunde. Die Arbeiter merkten wohl, daß sich besonders Glückliches zeige, sie waren immer für Schlüter gewesen, dies Gefühl, »es bessert sich mit der Arbeit,« belebte alle. Das Wanken des Gemäuers schien nicht mehr zu fürchten, die Titanenarbeit, das Heranwälzen der Klippen hatte das Unheil gehemmt. Bald sollte der König eintreffen. Schlüter konnte ihm den Bau zeigen, sich rechtfertigen; schon zeigte sich den staunenden Gaffern die große Glocke, welche die Stunden schlug;

aber noch fehlten hundert von Fußen bis zur befohlenen Höhe des Thurmes.

Die Kunde von dem Setzen des Gemäuers war schnell zu den Bewohnern der Schloßfreiheit gedrungen, von diesen zu Eosander. Der Director zitterte vor Wuth. Schlüter sollte wieder siegen. Die Wartenberg vermochte nichts; der König war abwesend. Der Markgraf berichtete mit Freuden von dem Fortschreiten des Baues. Eosander mußte Gewißheit haben. Er wollte sehen, prüfen. Es ward ihm nicht schwer. Dem königlichen Hausvogte Lonicer mußte sich die Pforte des Bauzaunes öffnen.

Als die Glocken des Domes die zehnte Nachtstunde summten, knurrte die Thür, welche auf der Seite nach dem Lustgarten in den Bauzaun führte. Es waren zwei Männer, die, in ihre Mäntel gehüllt, in den Bereich des Zaunes traten. Lonicer der Hausvogt ging vorauf.

»Werda?« rief die Stimme des Wächters. »Ah, Ihr seid es, gestrenger Herr Vogt,« setzte er sogleich hinzu, als er den Beamten erkannte.

Lonicer wechselte einige Worte mit ihm, der Wächter zog sich zurück. Der Vogt winkte dem anderen Manne. Es war Eosander. Beide traten in den Thurm. Sie zogen Blendlaternen hervor und begannen die Wände zu untersuchen.

»Ich kann mir nicht erklären,« flüsterte Lonicer, »was Sie, Herr Director, hier *finden* wollen?«

Eosander stieg weiter.

»Ich will nur über eins Gewißheit haben,« sagte er, »ob wirklich durch die Lager und die Bogen Anker gezogen

wurden. Ist dieses der Fall, so traut Schlüter dem Bau der Felsklippen nicht und die Mauern sind dennoch der Gefahr des Versinkens ausgesetzt. Man hat mir davon berichtet.« Er war eine Leiter hinangestiegen und leuchtete an den Widerlagern umher. »Es ist also,« sagte er, »hier ist eine neue Verankerung, sehen Sie nur, welch ungeheure Stärke diese Eisen besitzen, mindestens acht Zoll im Quadrat. Es ist, wie einst Gregorio sagte,« setzte er leise hinzu. »Schlüter hat den Grund zu flüchtig untersucht; die Leute sagten es im Verhör schon aus, mit Ankern und Klammern will er die Basis vor dem Sinken schützen.«

»Horch,« sagte Lonicer, »man kommt von unten herauf. Wendet die Laterne.«

Eosander that, wie der Vogt sagte.

»Hierher,« flüsterte Lonicer. »In diesen Winkel, schnell. Es ist Schlüter, der dort kommt, sehen Sie?«

Von unten herauf stiegen zwei Männer. Sie kletterten behende die Leitern hinan. Es waren Schlüter und Kurt von Berchholz.

»Ah,« sagte Schlüter, mit einem Windlichte umherleuchtend, »es ist nichts, mein schrecklicher Traum hatte mich geäfft.«

»Meister, theurer Meister,« bat Kurt, »Ihr solltet nicht so schlimme Gedanken hegen.«

»Sie kommen ungerufen. Mir träumte heute Nacht, als ich kaum entschlummert war, es stürze der Thurm ein, zusammengerissen von zwei Schatten, Rollos und der böse Italieners kämpften im Bau. Mir ahnte Unheil, und so eilte ich Euch zu wecken und in den Thurm zu kommen.«

Eosander und Lonicer hatten sich in einen von Stangen, Brettern und Gebälk umstellten Winkel verkrochen. Sie sahen genau die Gestalten.

»Er fürchtet das Mißlingen, er traut nicht,« zischte Eosander.

Schlüter hatte an den Wänden umhergeleuchtet, er stand mit Kurt unter der Verankerung, welche Eosander untersucht hatte.

»Es ist leeres Spiel gewesen,« sagte er mit freierer Stimme. »Das Gemäuer ist gesetzt, die Klippen halten es. Der König ist in wenig Tagen hier. Ich flehe seinen Schutz an, und die Mauern sind doch von mir gehalten worden. Gehen wir. Morgen werden die neuen Klammern gelegt.«

Sie schritten auf die Leiter zu, plötzlich blieb Schlüter stehen. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck des Schreckens; die Mundwinkel verzerrten sich.

»Hörtet Ihr nichts?« fragte er Kurt.

»Nein, Eure erregte Phantasie läßt allerlei vernehmen.«

»Nein, nein, es ist keine Täuschung, hört Ihr?«

Beide hielten den Athem an, um zu lauschen; es war kein Trug des Ohres, auch Kurt vernahm ein seltsames Knistern, als ob Gestein oder Sand abbröckelte und hinabfalle; das Geräusch ward in kurzem stärker. Auch die Lauscher vernahmen es, aufmerksam durch Schlüter selbst gemacht.

»Allmächtiger Gott!« rief der Oberbaudirector, über die Bretterlagen nach der Richtung eilend, woher das Geräusch kam. »Es geht etwas vor, ha, seht.«

Sie standen wieder an der Stelle, wo der schwere Anker das Gemäuer verband, Schlüter hielt das Windlicht hoch empor; die Flamme flackerte vom Zugwinde bewegt, aber bei diesem Lichte konnten die beiden dennoch genug sehen. Ein breiter Riß klaffte durch die Mauer und zog sich an derselben entlang, der Mörtel fiel hernieder, und als Schlüter mit seinem Freunde noch stumm vor Schrecken das neue Unheil betrachtete, schrillte es unheimlich aus dem Gemäuer, ein heller, fast klagender Ton drang hervor, ein größeres Stück löste sich von dem Gestein und prasselte in die Tiefe. Schlüter stützte sich keuchend gegen die Mauer; Kurt faßte die Hand, welche das Licht hielt, sie war eisig wie die eines Todten. Der Meister hob das Haupt empor.

»Der Anker ist geborsten,« hauchte er. »Es ist der Anker, der meines Glückes Schiff gegen den Sturm hielt, der schrillende Ton mir wohl bekannt. Wir kamen zur schrecklichen Stunde und mein Traum täuschte mich nicht; der Thurm beginnt aufs neue zu sinken.«

»Sehr richtig geschlossen,« sagte Eosander leise zum Vogte. »Der Bau ist verloren.«

Schlüter und Kurt hielten sich bei den Händen.

»Gehen wir,« sagte der Baumeister resignirt, »es ist nur noch von des Königs Gnade zu hoffen.«

»Wir werden das abwarten,« zischelte Eosander.

»Gott! Gott! und dennoch wollte ich versuchen –« rief Schlüter leidenschaftlich, sich noch ein Mal zu der Unglücksstelle wendend.

»Kommt, theurer Meister,« bat Kurt.

»Es ist die höchste Zeit, wir können jetzt herausschlüpfen, ohne mit ihnen zusammenzutreffen, ohne gesehen zu werden. Schlüter ist im Stande, jetzt schon Arbeiter zu holen und Versuche zu machen,« sagte Lonicer.

»Recht so,« sagte Eosander, »wir können fort; sie wenden uns den Rücken.«

Sie huschten aus dem Winkel, eine breite Leiter stand zunächst, sie konnten vor den beiden unten und außerhalb des Bauzaunes sein. Schon waren sie an der Leiter, als Schlüter sich wendete, er sah die schwarzen Gestalten in die Tiefe klettern.

»Ha, da sind die Gespenster,« rief der Baumeister, dessen klaren durchdringenden Verstand das Unheil verwirrte. »Seht Ihr, sie sind da? Rollos und Gregorio sind es, sie sinken hinab, holla, Ihr Schemen, bleibt, haltet mein Werk, Ihr Dämonen.«

Er stürzte zur Leiter; das Licht erlosch, und Kurt hielt ihn mühsam vom Hinabstürzen zurück. War es Täuschung? waren es wirklich Gestalten? Schatten? Der junge Mann sah, wie dunkle Körper die Leitern hinabschwebten, durch die offenen Fenster des Münzthurmes fiel spärliches Licht, bei demselben glaubte Kurt die Umrisse jener Schattenbilder zu erkennen, er hatte die Leiter gewonnen, Schlüter mit ihm, hastig stiegen sie hinunter, noch im Bauhofe glaubten sie die Gestalten zu erblicken, die zwischen den Steinhaufen verschwanden. Der Bauwächter trat ihnen entgegen.

»Waren Menschen hier?« fragte Schlüter.

»Niemand außer Euer Gnaden und dem Herrn Conducteur,« lautete die Antwort, welche Lonicer befohlen hatte.

»Ich dachte es wohl,« sagte Schlüter, seine feuchte Stirn trocknend. »Es waren die Ausgeburten unserer Phantasie, das Flimmern des erregten Blutes. Gute Nacht,« rief er dem Wächter zu. »Es bedarf keiner Dämonen,« sagte er, mit Kurt aus dem Bauplatze tretend. »Dieser Grund spottet menschlicher Gewalt, menschlichen Witzes, und er sinkt in sich selbst zusammen, ohne daß Geister der Tiefe seine Schollen rütteln. Der Ruhm Schlüters wird bald neben der Leiche Jakob Rollos ruhen, die hier unten modern.«

Er drückte krampfhaft den Arm seines Schülers und zog ihn mit sich fort, immer schneller und schneller gehend, als wären die Feinde seiner Ruhe hinter ihm und trieben ihn in die Weite.

Schon in den nächsten 24 Stunden konnte man in Berlin eine außerordentliche Aufregung bemerken. Damals kreuzten sich noch nicht hundert Neuigkeiten zu gleicher Zeit. Die Zahl dessen, was der Tag brachte, war viel geringer, daher auch werthvoller für die Bewohner der Hauptstadt. In unbegreiflich schneller Weise hatten sich neue beunruhigende Gerüchte über den Münzthurm verbreitet. Woher sie gekommen waren, das wußte niemand zu sagen; der Feind Schlüters allein wußte es.

Viele zeigten sich auf dem Damme, man sah Schlüter droben stehen, das Loth halten und mit den Werkmeistern sprechen. In dem Amte des königlichen Schlosses versammelten sich die Räthe und Kommissarien, die Bauschreiber und Conducteure. Die unglückliche Nachricht durchlief alle Schichten der Bevölkerung. Schlüter mied jene Leute; Braun, Reichmann, Kurt, Böhme und Leonhardt machten seine Umgebung aus. Da standen sie alle droben auf dem Gebälk und senkten die Lothe hinab, das war kein Phantom der Nacht, es wer die schreckliche Gewißheit: der Thurm begann aufs neue zu sinken, die Mauern waren an drei Stellen geborsten, und die stärksten Anker, mitten durchgesprungen, hielten an jenen Orten nur noch Stücke von Mauerwerk zusammen.

Lautes Getümmel ward vernehmbar, man sah viele Bewohner der Schloßfreiheit aus den Häusern eilen; die Kaufleute in den Buden am Schlosse packten ihre Waaren zusammen und luden sie auf Wagen.

»Der Thurm stürzt! Eilt! rettet Euch, sonst seid Ihr verloren,« so durchlief es die Menge.

Es hatte sich mit Windeseile die Nachricht verbreitet, daß binnen wenig Stunden der Münzthurm auf die Schloßfreiheit niederstürzen werde. Verzweiflungsvoll irrte Schlüter in dem Gebäude umher; er machte kein Hehl aus dem drohenden Unglück.

Die Menge ward immer zahlreicher. Kurt lehnte an dem Gemäuer und blickte finster auf die Gasse hinab; neben ihm stand Leonhardt.

»Sieh, was dort geschieht,« rief der Freund.

Sie sahen, wie aus dem Hause Mangians ein Tisch geholt ward, auf diesem Tische lag ein Bogen Papier, daneben stand ein Dintenfaß nebst Federn. Der Kaufmann Coullet trat heraus und setzte sich an den Tisch. Er schrieb etwas auf, dann redete er laut, darauf traten nach einander viele Leute hinzu und setzten ihre Namen unter die Schrift.

»Sie unterzeichnen eine Petition,« sagte Kurt. »Es wird schlimm mit unserm Meister.«

Als Schlüter heraufstieg, streckten sich viele Hände zu ihm empor. Ferngläser richteten sich auf den Münzthurm.

»Es ist mein Pranger,« sagte er schaudernd. »Kommt hinab, meine Freunde, Ihr sollt nicht mit mir leiden.«

Um die Nachmittagszeit bewegte sich ein langer Zug nach dem Schlosse. Der Markgraf war gerade bei dem Ertheilen der Parole, als ihm eine Deputation der Bewohner der Schloßfreiheit angekündigt ward. Coullet und Mangian gingen vorauf.

»Euer Hoheit,« keuchte Coullet, die Petition überreichend, »wir kommen mit kurzen Worten und ehrfurchtsvoll supplicirend, um gehorsamst zu fragen, wie es mit dem Münzthurme stehe? Nach allgemeiner Kunde fürchtet man, daß er auf unsere Häupter niederstürzen werde, alles ist in Schrecken.«

Der Markgraf erbleichte; er hatte nur flüchtig gehört, was die Stadt durcheilte.

»Es ist also wirklich so weit?« rief er.

»Es sind in der letzten Nacht vier Anker gesprungen; die Mauer beginnt zu sinken und zeigt Risse,« sagte Coullet.

»Herbei! herbei!« rief der Markgraf außer sich.

Die Lakaien und Pagen liefen herzu. »Holt mir die Werkleute, holt –« er hielt inne.

»Wollen Euer Hoheit nicht Herrn Schlüter befragen?« sagte Printzen, der zugegen war.

»Erst die andern, die andern.«

Der Markgraf befand sich in größter Aufregung. Er scheute sich noch immer, an die Wahrheit des Berichtes zu glauben. Im Schlosse herrschte furchtbarer Tumult; er ging auf die Plätze, die Gassen hinaus. Im Amte ward nach den Schreibern und Conducteuren geforscht, man rief sie von allen Plätzen herbei. Eosander, Grüneberg und Jänicke waren beim Hofrath Mieg. Im Tumulte kreuzten sich die verschiedensten Gerüchte. Braun und Böhme eilten ins Schloß. Sie waren bis jetzt bei Schlüter gewesen; sie wollten das Schlimmste hindern.

»Kommt, Ihr Herren, kommt,« rief der Markgraf ihnen entgegen. »Da stehen die geängstigten Bürger; die ganze Stadt ist in Alarm, ich *muß* handeln, entscheiden; was ist's mit dem Thurm? antwortet frei heraus, er wird stürzen?«

»Er steht in Gottes Hand,« sagte Braun.

Coullet und die Deputation schreckten zusammen.

»Und was sollen diese dort thun?« fragte der Markgraf.

»Es wäre gut,« sagte Böhme, »wenn man den Leuten zu verstehen gäbe, sie möchten die Häuser räumen.«

Ein Schrei des Entsetzens durchfuhr die Versammlung. Eosander trat ein.

»Hörten Sie schon?« rief der Markgraf ihm zu.

»Hoheit,« sagte Eosander, »es ist von mir längst vorausgesagt worden. Aber ich begriff niemals Herrn Schlüters Verwegenheit. Freilich,« setzte er gleißnerisch hinzu, »ist es nicht der Fehler des Genies, der Boden trägt die Schuld; nur hätte Herr Schlüter bei der Uebernahme des Auftrages den Grund besser untersuchen sollen.«

»Also was soll geschehen?« rief der Markgraf.

»Der Thurm muß abgebrochen werden,« sagte Eosander. »Es ist die einzige Rettung.«

Die Meister nickten stumm. Sie sahen ein, daß der Feind Schlüters Recht hatte.

»Sofort einen Courier an Seine Majestät, befahl der Markgraf. »Ihr Herren der Deputation, sorgt für die Auszüge an der Freiheit – geht – ich danke Euch.«

Er war bald mit Eosander und Grüneberg allein. Mieg und Jänicke erschienen gleichfalls.

»Ich muß im Namen Seiner Majestät entscheiden,« sagte der Markgraf. »Breche man den Thurm ab.«

»Gehen Sie vorsichtig zu Werke, Hoheit,« mahnte Eosander. »Wir wollen noch einige Leute zu Rathe ziehen. Der berühmte Mathematiker Sturm aus Frankfurt muß seine Relation geben, die Herren Meister müssen kommen, sehen, entscheiden, im Verein mit uns.«

»Trefft alle Anstalten,« befahl der Markgraf. »Laßt Sturm kommen; ich entwerfe den Bericht an den König.«

Die Versammlung ging auseinander.

»Wir haben gesiegt!« rief Eosander, in das Zimmer der Wartenberg tretend. »Seine Arbeit wird heruntergerissen; er kann sie nicht halten. Der Markgraf hat befohlen.«

»Ah!« jubilirte die Wartenberg. »Wenn ich Sie zum Schloßbaudirector gemacht habe, werden Sie die Steinbilder über den Fenstern entfernen.«

»Es ist entschieden? entschieden?« rief der todtenbleiche Schlüter, als Braun, Leonhardt und Kurt ihm die Nachricht brachten.

Zitternd vor Sorge und Unmuth war er durch die Menge geeilt, er hatte nicht mehr wie am Tage des Verhörs die Kraft, vor dem Markgrafen zu erscheinen, er verbarg sich vor den Augen der Menschen.

»Es ist des Endes Anfang,« sagte er dumpf. »Als ich den schrecklichen Auftrag erhielt, war ich zu vermessen. Der tückische Eosander hat besser gerechnet.«

»Laßt Euch nicht muthlos machen,« bat Kurt. »Der Thurm wird bis zur ersten Säulenreihe abgebrochen, dann kann man weiter sehen. Die Last wird gemindert und Euer Plan geändert.«

»O meine Freunde,« rief Schlüter, dessen Augen Thränen füllten, »täuscht Euch nicht. *Der Thurm ist mein Fall* – nichts weiter. Niemals werde ich wieder die Leitern der Gerüste besteigen, den Bau des Schlosses zu leiten; ich bin ein Gestürzter! Ich wollte ein Titane sein, der Felsen

herwälzt gegen die drohende Gefahr, aber die Felsen begraben mich. Am Treppenhause des Schlosses könnt Ihr sehen, wie Jupiter die Riesen zerschmettert; mit Göttergewalten darf der Sterbliche nicht kämpfen wollen.«

»Was soll geschehen?« fragte Braun.

»Nehmet neue Arbeiter,« sagte Schlüter mit festem Entschlusse. »Von morgen an beginne ich mein Werk abzubrechen.«

»Und des Markgrafen Befehl?«

»Ich warte ihn nicht ab. Die Mauern sind wankend; ich will das Unheil verhüten.«

Der gestürzte Meister.

Graf und Gräfin von Wartenberg hatten so eben ihre Wohnung erreicht. Die Gräfin war im Schlosse anwesend, als König Friedrich, von ihrem Gemahl begleitet, von der Reise heimkehrte. Der ganze Hof empfing den Monarchen. Die Königin befand sich an der Spitze. Sie sah schöner aus als jemals; sie sollte bald in der Gruft ruhen, die herrliche Frau, welche dem Throne Glanz verlieh. Aber heute war sie noch ganz Freude, Prunk und Liebenswürdigkeit, Frische und Anmuth. Der König begrüßte seine Hofleute freundlich. Er stieg, von der Menge geleitet, im eleganten Reisekleide die Treppe hinan. Droben empfing ihn der Markgraf mit allen Beamten des Schlosses. Der König musterte mit schnellem Blicke die Menge.

»Ich grüße Sie, Herr von Eosander,« sagte er. »Graf Wartenberg hat mir jeder Zeit im Haag und in Houdslaerdyk Berichte von Ihrer *Fidelité* und genauer *Observation* unsres Nutz und Frommens gegeben, besonders was die letzten *Evenements* betrifft, die wir bedauern. Wo ist der Oberbaudirector Schlüter?« fragte er finster.

»Der Oberbaudirector ist nach Rüdersdorf gefahren, – neue Steine zu suchen für den Unterbau,« sagte der Markgraf.

»Nutzloses Beginnen,« murmelte der König vor sich hin, in sein Zimmer schreitend.

Die Bewohner der Schloßfreiheit konnten am nächsten Tage sehen, wie der König selbst den Thurm bestieg. Die oberen Theile desselben waren schon heruntergebrochen, der Rand der Säulen starrte in der Luft, wie ein mächtiger, halb zahnloser Kiefer. Wer leitet den König in dem Baue umher? es war nicht der, welcher auf des Monarchen Befehl die gefahrvolle Arbeit unternommen. Es war des Meisters Todfeind: Eosander von Goethe, der dem unwilligen Gebieter die schadhaften Stellen des Gemäuers nachwies; der Director hatte gut reden, denn es war leicht das Unheil zu beweisen. Hinter Eosander schritt Jänicke mit den Rechnungsleuten, bei jeder Erklärung Eosanders die Belege der ungeheuren Kosten aufweisend. Neben dem Director ging ein hagerer Mann: der Professor Sturm, der Gegner Eosanders. Eosander hatte diesen Widersacher schnell dadurch zu versöhnen gewußt, daß er ihn als Sachverständigen vorschlug, um sein Gutachten wider Schlüter abzugeben.

Mit stillem Unmuthe und finsterer Miene sahen die Arbeiter und Meister diesem Rundgange zu. Sie wußten, welche Bedeutung er hatte. Der König schritt durch die Räume. Er prüfte mit hellem Blicke die Lage der Dinge, der Feind Schlüters hatte freilich recht; der Grund wankte, und der Oberbaudirector hatte nicht sorgfältig geprüft; aber daß er selbst die Last zu groß gefunden, daß er gebeten, den Thurm niedriger machen zu dürfen, das ward vergessen, mit Schweigen bedeckt. Der König sprach mit den verschiedenen Beamten und Werkleuten, alle stimmten darin überein, daß der Abbruch erfolgen müsse.

Zornig darüber, sein Lieblingswerk vernichtet, seinen eigensten Gedanken unausgeführt zu sehen, begab der König sich zur Tafel. Er war sehr still. Er speiste wenig. Seine Laune war die schlimmste von der Welt und er zerknitterte die Serviette, ein Zeichen höchster Mißstimmung. Graf Wartenberg machte einige Bemerkungen, der König antwortete kurz, dann erhob er sich und sagte:

»Ich will nach dem Kaffee die Gräfin sprechen.«

Alle Anwesenden blickten verstohlen auf den Grafen. Er lächelte seltsam. Der König hatte bei übler Laune keine bessere Zerstreuung, als die Unterhaltung der Gräfin; sie sollte viel plaudern, denn in des Königs Abwesenheit war doch manches passirt, was des Erzählens werth sein mochte.

Als die »Promenade« nachmittags im kleinen Garten des Schlosses vorüber war, rauschte die Gräfin, von ihrem

Pagen begleitet, durch das Portal des Hauses der Herzogin im Schlosse. Eosander war hier auf und nieder gegangen. Er wußte, daß heute der letzte gewichtige Moment gekommen sei; als er die Gräfin erblickte, schritt er auf sie zu.

»Sie mögen nur immer Ihre Pläne bereit machen,« lachte die Wartenberg; »das schöne Portal an der Freiheit, welches bis heute nur als Decoration der Oper glänzte, wird ausgeführt werden durch Eosander von Goethe, den königlichen Schloßbaumeister.«

Eosander taumelte vor Entzücken und Vergnügen. Er eilte, ohne weiter zu fragen, nach dem Domplatze, um sich dort in eine Sänfte zu werfen. Am Ausgange stieß er auf den Hoffourier Geverts. Gewöhnt, allen Leuten des Hofes höchst zuvorkommend zu begegnen, rief Eosander trotz seiner Eile:

»*Bon jour*, mein bester Herr Geverts! – wohin so schnell?«

Geverts kannte, wie alle Diener des Hofes, die Beziehungen genau, welche zwischen Eosander und Schlüter stattfanden. Er trat dicht auf Eosander zu und flüsterte, ihm ein Schreiben zeigend, bedeutungsvoll:

»Ich gehe, den Herrn Oberbaudirector auf heut Abend zu einer Audienz bei Seiner Majestät zu bestellen.«

»Haha!« frohlockte Eosander. »Es wird der Schluß sein.«

Er stieg in die Sänfte; als er sich die Schloßfreiheit hinuntertragen ließ, mußte er sich durch eine dichte Gruppe von Leuten bahnen, die mit allerlei Hausgeräth die

Straße entlang fuhren. Sie zog aus Besorgniß vor dem Einsturz des Münzthurmes nach der Brüder- und Breitenstraße. Eosander betrachtete durch das Fenster die Arbeiter droben auf den Gerüsten. Sie tummelten sich emsig, um das Werk Schlüters herunterzubrechen, und gerade, als Eosander an der Ecke der Freiheit war, stürzte ein großes Stück Mauer mit Gekrach in die Tiefe. Ein gellender Hohnschrei des Janhagels[1] begleitete den Sturz.

Der König hatte den ganzen Nachmittag über in seinem Cabinet zugebracht. Als die Promenade mit der Gräfin beendet war, sprach er niemand weiter. Jede Audienz ward abbestellt, und keine Person, selbst nicht Printzen, zu ihm gelassen. Er hatte seine Lampe auf einen bronzenen Gueridon gesetzt, und das Licht derselben fiel auf eine Menge verschiedener Papiere, Zeichnungen und Tabellen, die theils unordentlich, theils geordnet, vor dem Monarchen lagen. Ein Fenster war geöffnet, die erquickende Abendluft drang herein, in ihrem Zugwinde bewegten sich die Vorhänge, als der diensthabende Page die Thür öffnete und den Oberbaudirector Andreas Schlüter meldete. Der König winkte bejahend.

Schlüter trat ein. Seine Erscheinung flößte Achtung und Wehmuth zugleich ein, wer ihn kannte, der mußte sich sagen, daß das Unglück die Züge und die Haltung des Meisters bedeutend verändert hatte. Er bebte wie

[1] Pöbel, veraltet. – HP

vom Froste leise geschüttelt, einerseits starrende Kälte legte sich um seine Brust – auf der Stirn brannte es ihn, es war die Stelle, auf welcher die Lippen seiner Gattin Christina, in langem, schmerzlichen Kusse geruht hatten, als sie ihn zu dem schweren Gange von sich ließ. Der Meister war schwarz gekleidet, was die Blässe seines Antlitzes noch mehr hob. Der König ging ihm entgegen; er reichte dem Künstler die Hand, welche dieser mit tiefer Verbeugung erfaßte.

»Ihr seid in die Farbe der Trauer gekleidet,« begann der König milde.

»Ich muß trauern über den Verlust meines Ruhmes; daher ziemt mir und meiner Lage solche Farbe,« antwortete Schlüter.

Der König wendete sich mit heftiger Geberde.

»Zu viel – zu scharf,« rief er. »Es ist ein Unheil, das ist wahr, aber Ihr werdet es durch Besseres gut machen, Ihr seid ein Mensch, Ihr habt menschlich gefehlt.«

Schlüter nickte bedächtig.

»Gefehlt, mein allergnädigster Herr, weil ich Dero Befehlen nachkommen wollte. Ich hatte meine Bedenken vorgebracht, ich hätte andere Pläne entwerfen wollen. Aber Ihr Wille sollte durchgeführt werden, er erdrückte mich und meinen Bau.«

»Sie hätten das wohl erwägen, von dem Bau zurücktreten sollen,« fiel der König ein wenig gereizt ein. »Eosander wich, als Sie die Arbeit übernahmen.«

»Ich wollte Großes, Schönes, wie es mir bisher alles geglückt. Daß ich nicht erreichen konnte, wonach meine Seele in stillen Stunden rang, das ist mein Verhängniß, dem ich weichen mußte. Ich baute wie der Mann im Evangelium auf Sand, und die Mauern meines Hauses fielen.«

»Ah!« rief der König. »Da liegt es. Ihr redet die Wahrheit, der Grund, der – der Sand ist es, der Euch das Werk störte. Ihr mußtet mehr thun, um die losen Schollen zu dichten.«

Schlüter senkte das Haupt, er fühlte die Wahrheit dieser Worte, er sah aber auch ein, wie seine Feinde geschickt alles vorbereitet hatten.

Der König hatte die Papiere und Notizen ergriffen.

»Seht hier die Gutachten aller, seht hier die Aufnahme der Stellen, wo das Unheil geschah; hier einen Bericht des berühmten Mathematikers Sturm aus Frankfurt.«

Schlüter nahm die Papiere, seine umflorten Augen durchliefen die Zeilen, er ward beim Lesen bald roth, dann blaß; mit tiefer Verbeugung gab er dem König die Berichte wieder.

»Es ist viel Schlimmes darin enthalten, und viel Thörichtes,« sagte er. »Ich sehe wie Aufgeblähtheit und Pedanterie, wie Neid und Eifersucht gegen mich arbeiteten, aber« – seine Stimme klang hohl und dumpf, »ich darf selbst zu meinem Schaden vor Euer Majestät Antlitz keine Lüge sagen: Ich *trage* eine schwere Schuld, ich versuchte Gott, als ich meine Mauern auf einem Grunde erbaute, den ich nicht genug geprüft, nicht drei Mal so

stark mit Quadern, Pfählen, Rosten und Schutt gedichtet und gefestigt hatte, als es geschehen mußte – mein Werk war verloren, da ich es auf solchem Grunde erbauet.«

Der König stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, der zugleich wie Unwille klang, er wendete sich ab. Es wäre ihm lieber gewesen, Schlüter hätte sich hartnäckig vertheidigt, eine Wendung konnte leicht gefunden werden; er klagte sich selbst an – es gab keine Entschuldigung mehr.

»Nun? und weshalb dennoch der Bau? Ihr übernahmt ihn. Ihr waret bereit, als wir die Pläne prüften, als Eosander zurücktrat.«

»Ich war bereit, ja; ich sah dennoch im Geiste das Werk vollendet, sah dieselben gütigen Genien, welche die große Arbeit für das Standbild schützend umschwebten, mich auch hier beschirmen. Ich achtete nicht auf jenen Wink des Geschickes, welches einen meiner Freunde in die Tiefe des Grundes hinabgeschleudert hatte; mein Ehrgeiz, des Künstlers verhängnißvolles Erbtheil, trieb mich hin, das kühne Unternehmen zu beginnen, ich wähnte es, mit dem Willen meines Königs ausgerüstet, trotz der ungeheuren Schwierigkeiten glücklich zu vollenden – o – gnädigster Herr, ich habe gerungen, gearbeitet, gesorgt. Mein Geist ward verwirrt, als die ersten Risse sich zeigten, ich förderte die Arbeit, kein Mittel blieb gespart, kein Kampf mit den Elementen ward gescheut. Inmitten all dieser Sorgen und Noth, in der Unruhe meines Herzens und Geistes welche die Adern und Gefäße meines arbeitenden Gehirns zu sprengen drohte, mußte ich

wohl zwanzig andere Arbeiten vollenden. Wenn ich gerechnet und gemessen hatte den sinkenden Thurm zu halten, eilte ich an den Modellirtisch, von da zum Reißbrette – ich mußte tausende von Rechnungen und Aufträgen schreiben, genehmigen und ausführen; die Zahlen tanzten einen feurigen Reigen in meinem Schädel, und es brauste mir vor den Ohren, wie eine verheerende Flut, welche das Gemäuer hinwegzuspülen drohte. Zuweilen hoffte ich. Wenn das Unheil keinen Fortschritt gemacht hatte, athmete ich auf. Dann packten mich die Dämonen des Stolzes, und ich rief: »Ich werde es dennoch vollenden,« und neue Massen warf ich gegen den Thurm, daß er stehen sollte – ich thürmte vermessen die Steine in die Höhe – ich wollte eine steinerne Hand in die Wolken hinaufrecken, Gott stieß diese meine Hand zurück, noch ehe sich der Arm ganz gestreckt hatte. Der Erfolg des Menschen war verunglückt, die Welt hat nur Augen für den Erfolg, darum bin ich ein Geschlagener, dessen Glück in der Tiefe des Grundes jenes unheilvollen Thurmes begraben liegt.«

Der König war sichtlich ergriffen, er hatte nicht die Kraft, diese Unterredung noch weiter zu führen, aber er konnte dem Meister das Schlimmste nicht erlassen; die öffentliche Stimme war mächtig genug, sie rief voll Schrecken zum Könige.

»Es ist ein herbes Mißgeschick,« sagte er. »Und mein Bedauern ist nicht gering, aber ich muß handeln, wie es in solchem Casus nothwendig scheinet. Alle Gutachten

sind einig in dem Punkte: der Thurm muß heruntergerissen werden.«

Schlüter war erschrocken und erfreut zugleich. Er hoffte, daß nunmehr nach seinem ersten Plane verfahren werden, ein neues leichteres Gebäude aufgeführt werden solle.

»Unverzüglich muß das geschehen,« fuhr der König fort. »Ich habe erwogen, daß Euch dieses Werk abzubrechen wohl schmerzlich sein dürfte, denn auch mir ist es ein hartes Muß, also habe ich entschieden, solchen Abbruch des Thurmes durch –« seine Stimme ward unsicherer, »durch den Director Eosander vollenden zu lassen.«

Schlüter wankte, er stotterte einige Worte, die er selbst kaum begriff und verstand.

»Ihr scheinet betroffen darüber,« sagte der König. »Eosander hat sich in den Gutachten mit größter *modestie*, mit größter Anerkennung Eures Genies ausgesprochen. Er selbst bedauerte den Fall des Baues, und wenn Euch sein Mitwirken dabei nicht *commode* ist, so will ich hiermit, daß Ihr vereint mit Eosander den Abbruch beginnet.«

Schlüters ganze Gestalt spannte sich, seine Züge, bisher vom Schmerze und von der Sorge milde und wehmüthig im Ausdruck, nahmen den einer Härte, eines Stolzes an, wie er nur dem Sieger ziemte. Seine Stimme hatte den sanften, klagenden Ton verloren, und fast schneidend war sie, als er heftig erregt sagte:

»Ich gehorche Euer Majestät stets willig und gern, aber hierin *kann* ich nicht gehorsam sein; dieses ist außer meines Willens Gewalt; ich überwinde es nicht. Wenn Euer Majestät mein mühsames Werk, die Arbeit sorgenvoller Monate und schwerer Rechnungen, durch den Mann abbrechen lassen wollen, der mein schlimmster Feind gewesen, so muß ich solchem hohen Befehle mich beugen. Aber vereint mit *jenem*, an seiner Seite arbeitend, die Zerstörung meines Baues zu leiten, das *kann* ich nicht, gnädigster Herr und König, das geht über die Gewalt des Menschen in mir und ist ein zwiefaches Unheil, dessen Last ich nicht zu tragen vermag.«

»Ihr weigert Euch also, diesem *Befehle* zu gehorsamen?« rief der König heftig und die Stirn runzelnd.

»Ich bitte unterthänigst mich zu entbinden von solcher Verpflichtung und dem Herrn Eosander den Abbruch allein zu übertragen.

»Ihr seid eigensinnig und hart.«

»Ich *bitte* nur. Von dem Augenblicke an, wo Eosander den Abbruch des Thurmes beginnt, ist Andreas Schlüter nicht mehr des Königs Baumeister.«

»Ihr sollt es dennoch sein; ich habe Euch schon vom Haag aus neue Werke übertragen: den Thurm der Petrikirche, reiche Bildhauerarbeit.«

»Ich erkenne diese Gnaden an, aber sie vermögen nicht die Schmach zu bedecken, welche das Mißlingen der Arbeit um mich häufte, nur der Abbruch des Thurmes durch Andreas Schlüter und nachher der Wiederaufbau durch

mich selbst können meinen gesunkenen Ruhm herstellen.«

Der König stampfte zornig mit dem Fuße. Der Widerstand reizte ihn, er hatte auf Nachgiebigkeit gerechnet.

»Dieses wird und kann nicht geschehen,« sagte er mit festem Tone. »Wenn Ihr nicht mit Eosander vereint die Arbeit beginnen wollt, wird er allein sie vollenden. Ihr wollt nicht?«

»Ich *kann* nicht, gnädigster Herr,« sagte Schlüter nicht minder fest. »Ich habe geschaffen – ich allein kann zerstören, um an derselben Stelle wieder aufzubauen. Möge Eosander mein Werk vernichten, das da wanket und sinket. Er wird an jener Stelle kein neues aufführen können, das ist mein Trost in schwerem Leiden.«

Der König wendete sich ab, er wartete auf ein letztes Wort Schlüters. Es fiel nicht, und Friedrich winkte zum Abschiede stumm dem Baumeister.

Bleich und zitternd trat Schlüter in sein Zimmer. Seine Gattin, Kurt und Dora, Leonhardt, Braun und Böhme erwarteten ihn. Keiner der Anwesenden wagte zu fragen oder zu sprechen. Sie lasen in seinem Antlitze die Kunde von schwerem Unheil für des Künstlers Ruhm.

»Fasse Dich,« sagte Schlüter, seine Gattin in die Arme schließend. »Auch ich bin gefaßt, mindestens für den Augenblick.

»Rede, sprich, Andreas,« rief Christina. »Was geschah? was sagte der König?«

»Er hat entschieden; er hätte vielleicht anders entschieden, wäre ich minder stolz, als ich sein darf. Der Münzthurm wird niedergerissen von Eosander. Er zerstört meine Arbeit und ich bleibe belastet mit dem furchtbaren Bewußtsein, ein Werk begonnen zu haben, das ich nicht vollenden konnte. Meine Feinde haben gesiegt.«

Ein Ruf des Schmerzes war es, den die Freunde ausstießen.

»Ihr seid – in des Königs Ungnade?« rief Kurt heftig. »Es ist nicht möglich.«

»Ich bin es vielleicht nicht,« sagte Schlüter. »Ich soll Aufträge erhalten, ich bleibe des Königs Baumeister, aber täuscht Euch nicht, meine Freunde! An dem Tage, wo Eosander den Abbruch des Münzthurmes beginnt, ist er in die Stelle Andreas Schlüters geschoben. Er hat sich trefflich salvirt. Gleißnerisch hat er sich mit Mäßigung bei den Gutachten wider mich gezeigt; klug und gewandt hat er die andern vorgeschoben. Ein Rechenmeister aus Frankfurt urtheilt über die Werke Andreas Schlüters; ich bin kein Meister mehr, ich bin ein Lehrling, ich bin ein gebrochener, verlorener Mann, meine schlimmsten Befürchtungen sind schreckliche Gewißheit geworden und ich sinke unter der Last des stürzenden Münzthurmes.«

Seine Kraft versagte ihm den Dienst. Mit wildem schmerzlichen Aufschrei sank er ohnmächtig in die Arme seiner Freunde.

Geschäftig und zahlreich wie Bienen um den Stock wimmeln, tummelten sich die Arbeiter um die Gerüste des Münzthurmes. Scheu und ängstlich lauschten die Bewohner der Schloßfreiheit diesem Treiben, denn bevor der Thurm nicht bis auf den ersten Stock abgebrochen war, hatten sie keine Sicherheit vor dem Sturze desselben. Mit Angst und Bangen vernahmen sie das Stürzen der Mauerblöcke, das Kreischen der Winden und Fallen der Planken. Hoch oben auf dem Rande des Gerüstes erblickten sie die Gestalt eines Mannes, der sich recht absichtlich an die Galerie drängte. Es war Eosander von Goethe, dessen lächelndes Gesicht den mühsam und gleißnerisch errungenen Sieg nicht zu verbergen vermochte.

Der Director der Bauten schaute in die Tiefe, aus der jetzt ein Mann auf das Gerüste stieg. Braun stand Eosander gegenüber. Beide Männer blickten einander herausfordernd an.

»Es ist bald mit dem oberen Gemäuer zu Ende,« sagte Braun.

»Ihr fördert die Arbeit gut,« entgegnete Eosander freundlich, »hm, es ist seltsam. Gedenkt Ihr jenes Tages, als wir dort im Hofe den Andreas Schlüter hoch oben auf den Gerüsten stehen sahen?«

»Ich gedenke dessen.«

»Damals war ich unten; ich hoffte herauf zu kommen.«

»Es ist geschehen. Der sinkende Thurm war Eure Leiter.«

»Ihr selbst habt damals mein Steigen gewünscht, heute ist es anders. Euere Tochter ist die Verlobte des Schlüterschen Conducteurs. Ihr sähet Schlüter viel lieber hier oben.«

»Ich halte dem Junker von Berchholz mein Wort,« sagte Braun. »Was sonst geschehen, mag Gott richten.«

»Es ist unnöthig, darüber zu streiten. Wir stehen auf einem Grabdenkmale. Drunten ruhen zweie in der Tiefe: der Freund Schlüters und ein Mann, der mir ergeben war. Er sollte Euer Eidam werden, als das Geschick ihn ereilte – sein Tod – –«

»War ein Vortheil für Euch,« sagte eine Stimme.

Eosander wendete sich erschreckt um. Leonhardt Braun war aus dem Unterbau auf das Gerüst gestiegen.

»Aber es sind Leute, die von des Italieners Erbtheil etwas erhalten haben.«

Eosander maß den jungen Maurer mit besorgtem Blicke.

»Meister Braun,« sagte er, »Leonhardt, Ihr wißt, daß nicht leicht ist wider mich zu kämpfen, aber der Stärkste kann fallen, Ihr seht es an Schlüter; der Frieden ist besser, wollt Ihr ihn von mir annehmen?«

Vater und Sohn zauderten.

»Ich fürchte den Kampf nicht,« sagte Leonhardt. »Was bietet Ihr für den Frieden ohne Streit?«

»Sagt Eure Bedingungen,« entgegnete Eosander.

»Wohlan,« rief Leonhardt. »Es wird kein Wort über meine Lippen gleiten, wenn Ihr Kurt von Berchholz die Stelle anweiset, die Schlüter ihm zugedacht, wenn Ihr ihm niemals hindernd in den Weg tretet.«

»Es sei also; hier mein Wort,« rief Eosander.

Ein lauter Ruf schallte herauf, viele Stimmen riefen Lebehochs.

»Was gibt es?« fragte Eosander.

»Schlüter hat der Kommission seine Arbeit übergeben,« sagte Braun. »Die Bauleute bringen ihm ein Hoch.«

Eosander wich scheu von dem Geländer zurück. Schlüter war von den Arbeitern umringt, aus dem Plankenzaune, die Straße war mit Menschen gefüllt, die dem gestürzten und dennoch hochgeachteten Künstler ihre Sympathieen bezeugten. Als der Oberbaudirector die Mitte des Dammes gewonnen hatte, blickte er schmerzvoll zum Thurme empor, er hatte Eosander erkannt; beide schauten einander finster an.

»Er wird dennoch auf dieser Stelle keinen Bau schaffen, es wird ihm nicht gelingen,« rief Schlüter leidenschaftlich, Kurts Arm erfassend.

Der Schüler zog den Meister fort, und noch über den Domplatz hin tönte das Rufen der Arbeiter. Aus der Breitenstraße rasselte eine Kutsche, sie hielt ein wenig vor den beiden; mit freundlich boshaftem Lächeln neigte sich das gräflich Wartenbergsche Paar aus dem Wagen. Schlüter zuckte mitleidig die Achseln, für die Größe seines Schmerzes waren diese Persönlichkeiten kaum der Beachtung werth.

Am Abende des Tages, der für Berlin großes Interesse hatte, weil man erfuhr, daß Schlüter der Schloßarbeit am Thurme enthoben sei, strahlte das Haus des Freiherrn von Biberstein in der Spandauerstraße im hellsten Lichte. Pechfackeln und Feuerbecken warfen ihren Glanz auf die Straße, in der sich die Gaffer drängten, fast unpassirbar ward die Straße, als um die eilfte Abendstunde die glänzenden Karossen des Königs und der Königin vor das Haus fuhren, welches mit der prächtig gekleideten Schar der Gäste gefüllt war. Die schöne Sidonie von Werneck feierte ihre Hochzeit mit dem Hauptmann der Musketairs Anatole d'Aubreuil. König und Königin waren als Gäste anwesend, die auserlesenste Gesellschaft drängte sich glückwünschend um die beiden.

Der Freiherr war einigermaßen für die Verluste entschädigt, welche die Weigerung der Kinder der Familie zugefügt hatte. Er nahm Theil an den Ehren, die des Königspaares Besuch über das junge Paar brachte. Der König stand inmitten des Saales, neben ihm die Königin. Die Gäste betraten erfreut die schönen Neuvermählten, die Königin blickte mit Wohlgefallen in den Kreis der reizenden Damen, welche Sidonie von Werneck umringten. Als das königliche Paar den jungen Leuten sich genähert hatte, führte Fräulein von Pöllnitz die Braut, Marschall von Biberstein, der Eigenthümer des Hauses, in welchem das Fest gefeiert wurde, den Bräutigam Königin und König zu. Hinter dem königlichen Paare standen Pagen mit

den Geschenken. Unter gütiger und freundlicher Ansprache überreichten die Herrschaften Sidonie ein prächtiges Perlenband, dem Hauptmann Anatole einen kostbar gearbeiteten Degen. Hierauf wurden alle Angehörigen des Paares den Herrschaften vorgestellt, dann gab der König den Befehl zum Beginne des Tanzes.

Das Fest begann. Die Paare drehten sich im wirbelnden Reigen, die Instrumente der Musiker schmetterten und fidelten ihre Weise, der Wein perlte in den Gläsern, der König geruhte ein Spiel zu machen, an welchem Werneck, Biberstein und die Oberhofmeisterin von Wensen Theil nahmen. Die Königin dagegen unterhielt sich mit allen in der ungezwungensten Weise. Sie schien ihre fröhlichste Laune wiedergefunden zu haben, sie ward nicht verstimmt, als um Mitternacht Graf und Gräfin von Wartenberg erschienen, denen der Freiherr von Werneck eine besondere Aufmerksamkeit erwies. Die Unterhaltung bildete die große Stadtneuigkeit: Schlüters Enthebung von der Arbeit am Schloßbau, doch hatte der König kein Wort für diese Ereignisse, man raunte sich nur zischelnd die Kunde zu. Mit der größten Offenheit sprach aber die Gräfin von Wartenberg über den Triumph Eosanders und die vielen Schleppenträger des gräflichen Paares unterließen nicht, ihren Beifall zu erkennen zu geben. Für den einst so hoch gefeierten Schlüter hatte niemand ein Wort.

Als eine Pause in dem Feste eingetreten war, erhob sich der König. Er wechselte einige Worte mit der Königin, dann winkte er dem Hauptmann Anatole d'Aubreuil.

Man sah den König mit dem Officier in ein Nebenzimmer schreiten, dort sprach der Monarch lange mit Anatole, dann sahen die Lauscher, wie der König dem Officier ein Papier übergab, Anatole nahm es mit tiefer Verbeugung an sich und geleitete den König in die Gesellschaft zurück, welche der Monarch bald darauf, bis zum Wagen von den Gästen geführt, verließ. Wenige Zeit nachher folgte die Königin. Anatole war sehr heiter.

»Es ist eine Dotation,« lispelte man, »oder ein neues Avancement.«

Werneck jubelte im Stillen.

»Es ist sicherlich eine ungeheure Schenkung,« murmelte er. »Die Ungerechtigkeit wird gut gemacht.«

Anatole wich allen leisen Fragen aus, nur als Sidonie ihn schüchtern befragte, drückte er die Hand seiner schönen Gattin und sagte flüsternd:

»Ich habe ein herrliches Geschenk. Es ist nicht für mich bestimmt, und dennoch freut es mich mehr, als hätte der König es mir selbst zugewendet.«

Kurt von Berchholz stand in seinem kleinen Zimmer. Er hatte so eben den Morgenimbiß mit den Eltern eingenommen. Der junge Edelmann war spät aus dem Hause Brauns heimgekehrt; er hatte mit Leonhardt, dem Meister Braun und Dora in traulichem, aber ernstem Gespräche die Zukunft erwogen. Wenn auch Leonhardt ihn getröstet, Eosanders Versprechen ihm mitgetheilt hatte,

so blieb der Hoffnungshimmel Kurts dennoch umwölkt. Schlüters Ungnade war sicher, und wenn der König auch den verdienstvollen Mann nicht ganz von seinen Stellungen enthob, wenn ihm auch zahlreiche Arbeiten übertragen werden konnten, so ließ sich doch mit Bestimmtheit annehmen, daß der tief empfindende Schlüter diesen Schlag nicht überwinden werde, daß sein Geist, seine Thatkraft unter solchen erschütternden Stößen erlahmen mußten. Seine Feinde regten sich seit dem Abende, wo er die letzte Audienz bei dem Könige gehabt, mit doppeltem Eifer; kein Mittel blieb unversucht, welches nicht angewendet worden wäre, auf Schlüter die ganze Verantwortlichkeit für den verunglückten Bau zu wälzen, ihm die Schuld des Unheils und damit seine Unfähigkeit, das schwere Werk durchzuführen, beizumessen und zu beweisen. Der ehrgeizige und stolze Künstler litt furchtbar, und es lag in der Natur der Verhältnisse, daß er die Stellung eines Oberbaudirectors nicht behalten konnte, war es doch nur der Neigung des Königs für den Schöpfer so vieler großer Dinge zu danken, daß die bissigen Gegner den Künstler nicht sofort ganz verdrängten.

Eosander hatte gesiegt. Seine mächtigen Freunde nutzten den Fall des Oberbaudirectors, um den Günstling, selbst mit Zustimmung der Königin, in die offene Stelle Schlüters zu bringen. Mit Eosanders Steigen war für Kurt wenig Aussicht auf eine Stellung, auf ein Amt, und er hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, der Heimat den Rücken wenden, im Auslande sein Glück suchen zu müssen. Einsam in seinem Zimmer sitzend, mit

solchen trüben Ideen beschäftigt, störte ihn ein leises Pochen; er erhob sich von dem Sessel und öffnete die Thür.

»Herr von Aubreuil!« rief er erstaunt, »Sie hier? Ich sah gestern Abend die Kutschen von Ihrer Hochzeitsfeier heimkehren; am ersten Morgen Ihrer jungen Ehe sind Sie bei mir?«

»Ich erfülle nur eine Pflicht der Dankbarkeit,« sagte Anatole, ihm die Hand reichend. »Konnten Sie glauben, daß ich Sie vergessen hätte, dem Sidonie und ich ihr Glück verdanken? Ohne Ihre edle Uneigennützigkeit wären wir heut betrübte Menschen; Ihnen danken wir alles.«

Kurt wendete sich hinweg; in seinen Augen blitzte eine Thräne der Wehmuth.

»Sie sind glücklich, Herr von Aubreuil,« sagte er. »Ich freue mich Ihres Glückes, und ich bin erfreut darüber, daß auch mein Bruder für Sie handeln konnte.«

»Unser Segen folgt ihm nach.«

»Sie werden verzeihen, wenn ich den Wunsch hege, daß ein kleiner Schimmer Ihrer Freude auch auf meine Lebensbahn gefallen sein möchte, aber – Sie kennen alles, seit Schlüters Ansichten und Ruhm mit dem Münzthurme sanken, ist auch für mich das Hoffen vorüber. Ich konnte nur mit ihm steigen, ich falle mit ihm. Die Gnade des Königs war das helle Licht, welches unsere Bahn erleuchtete, es ist erloschen.«

»Nicht ganz, nicht für Sie,« rief Anatole, erfreut Kurts Hand fassend. »Ich bin erfreut, daß ich Ihren künftigen Pfad erleuchten, erheitern kann. Der König hat uns

mit reichen Geschenken bedacht, aber er hat mir kein schöneres, werthvolleres gemacht, als dieses, welches er mir für Sie übergab,« er reichte dem erstaunten Kurt ein Schreiben, welches dieser öffnete. »Der König sagte, als er es mir reichte,« fuhr Anatole fort, »es ist mein Wille, daß Leute die ich protegire, denen, welche ihnen Dienste erwiesen, die Schulden abtragen. Bringen Sie dem Herrn von Berchholz diesen Versicherung meiner Affection.«

Kurt hatte gelesen, seine Hände zitterten wie seine Lippen. Er hatte gelesen:

> »Es ist Unser Wille, daß der königliche Conducteur Herr von Berchholz in Unserem königlichen Bauamte zu Potsdam als *Baumeister* Anstellung finden und mit derer Führung von *bâtissements*, bei dem neuerlich aufgenommenen Bau der Friedrichsstadt zu Potsdam betraut werden soll, und werden Wir die nöthigen Verfügungen bei dem Amte treffen lassen; wollen auch, daß besagter Freiherr von Berchholz nicht ohne Unsere ausdrückliche Erlaubniß und *annotation* anderweitige Verpflichtung *contrahire*. Unter Unserem Insiegel gegeben. *Fridericus Rex.*«

Kurts Antlitz glühte; aufs Neue stieg die Sonne seines Glückes, und er reichte Anatole die Hand.

»Wir sind Freunde,« sagte der Hauptmann. »Nehmen Sie auch meiner Gattin Freundschaft für sich und Ihre schöne Braut an, gewiß, Sie sehen frohe Tage wieder –«

»Ich hoffe es,« rief Kurt. »An ihrer Seite, mit des Königs Gnade wird es mir gelingen; Ihre Freundschaft ist ein neues kostbares Geschenk, welches Sie mir bringen, bewahren Sie dies dem Edelmann und dem Künstler; die Kunst versöhnt und verbindet, sie gleicht die Gegensätze aus, sie war es, die mich hoch erhob über die kleinlichen Zumuthungen Wernecks, die mich verächtlich auf den Mammon blicken ließ und die mich kühn in die Zukunft schauen macht.«

»Ich bringe meiner Sidonie die Kunde, sie weiß noch nichts von der Gabe des Königs,« sagte Anatole. »Leben Sie wohl, mein Freund; ich darf auch Sie zu den Glücklichen zählen.«

Kurt hielt das Schreiben in der Hand, als Anatole schon längst aus dem Zimmer war. Er lächelte fröhlich, da zog plötzlich ein Schatten über sein Gesicht. Er gedachte des tiefgekränkten Meisters; er wollte die Stellung annehmen, die Schlüters Wohlwollen ihm einst eröffnet, Schlüter, der nun, wie es augenscheinlich war, sein Amt verloren hatte. Kurt faltete das Papier zusammen, mit schnellem Entschlusse eilte er fort, er lief mehr, als er ging, zum Hause Schlüters. Hier war alles still und leer. Nicht wie sonst eilten die Conducteure, die Arbeitempfänger und Diener Treppen auf und nieder. Schlüter hatte sein Bureau geschlossen, nur der alte Martin empfing mit trauriger Miene den jungen Edelmann. Kurt trat schüchtern in

Schlüters Zimmer. Vor seinem Zeichnentische stand der Meister. Er hatte verschiedene Skizzen um sich her liegen, die Pläne zu Bauten lagen aufgerollt vor ihm; er schien so eben eine Fachschrift, ein Blatt, den Ausschnitt aus irgend einem Buche gelesen zu haben. Als er Kurt erblickte, erheiterten sich seine Züge, er streckte ihm die Hand entgegen und sagte:

»Willkommen! was bringt Ihr dem Freunde?«

Kurt reichte ihm das Schreiben.

»Leset, Meister,« sagte er.

Schlüter durchlas das königliche Schreiben. Seine Blicke strahlten vor Freude und er rief, am Schlusse der Ordre angekommen, aus:

»Vortrefflich! Was wollt Ihr mehr?«

»Ich will Euch fragen, was ich thun soll, Meister,« sagte Kurt, Euch danke ich die erste Beförderung, ich danke Euch meine Kenntnisse, mein Talent habt Ihr in die rechte Bahn geleitet –«

»Nun?« sagte Schlüter erstaunt.

»Ich bin mit Euch gestiegen, Meister. Ich will Euer Geschick theilen. Ich kann nicht diese königliche Gnade annehmen, ohne daß Ihr mir die Erlaubniß dazu gebt. Ich bin der Conducteur Andreas Schlüters, in Eurem Dienste bin ich und es wird auf Eure Entscheidung ankommen. Glaubt nicht, daß ich einen Augenblick schwanken werde, wenn Ihr sagt: Weiset die Anträge derer zurück, die mich kränkten und verkannten – nein, ich will bei Euch bleiben – mit Euch vereint arbeiten, mit Euch tragen, was Ihr tragen müßt.«

Schlüter drückte gerührt die Hand des jungen Mannes.

»Ich konnte das von Euch erwarten,« sagte er. »Aber es wäre zu viel der Hingebung, es wäre eine Sünde, die ich beginge, wollte ich es zugeben, daß Ihr Euer Leben an das meinige ketten solltet. Strebt weiter; wie Euch das Glück lächelt, ist es auch eine Freude, die mir zu Theil wird. Diese Gnade, so Euch widerfährt, ist auch ein Stücklein, das auf mich niederfällt, da ich sehe: wie diejenigen, welche Andreas Schlüters Freunde waren, nicht leiden unter seinem Mißgeschicke. Ich *will*, daß Ihr dies königliche Erbieten annehmt, daß ein Schüler des gestürzten Meisters zu Ehren gelange. Zieht ein in die friedliche, glückliche Häuslichkeit, die sich Euch und Dora öffnen wird, und arbeitet und wirkt in meinem Sinne weiter; verkörpert die Gedanken, welche ich einst in stillen und glücklichen Stunden bei Euch erweckte. Ich lasse meinen Feinden die Spuren meines Talentes zurück, indem ich Euch dem Dienste des Königs übergebe; daß Ihr solcher Dienste für werth befunden seid, ist eine Anerkennung meines Wirkens: Sie können meine Werke schmähen, aber sie können die Saat nicht vertilgen, welche ich gesäet habe; dieses Blatt von des Königs Hand wiegt die Erbärmlichkeit zehnfach auf, die der elende Eosander hier wider mich in die Welt schleudert.«

Er reichte Kurt die Druckschrift hin, welche dieser sogleich als ein Stück aus dem »Europäischen Theater« erkannte. Es war eine detaillirte Abbildung des Münzthurmes; daneben stand die Beschreibung des Unglücks, des Sinkens und der Gefahren.

»Besagter Herr Schlüter,« hieß es in dem Artikel, »ist ein unwissender Bildhauer, der nicht einmal so raisonnirte, wie ein erfahrener Stallknecht, der da weiß, daß ein Pferd oder Maulesel in die Knie sinket, wenn er überladen wird. Königlicher Majestät *Clémence* und Gütigkeit ließ nicht zu, den Baumeister nach Verdienst zu strafen, er ward nur schlechterdings seines Dienstes entsetzt, ohnerachtet er nicht allein aus Ignoranz, sondern aus Muthwillen und Arroganz gesündigt, daher er verdient hatte, andern zum Exempel gestraft zu werden, damit sich niemand unterstehe, etwas zu unternehmen, das er nicht versteht. Auch kann man daraus abnehmen, daß mehr dazu gehöre einen Bau zu führen, als bloß zeichnen zu können.«[1]

Kurt warf die Schrift bei Seite.

»Und Ihr – was thut Ihr darauf?« rief er.

»Ich endige meine Arbeiten in Berlin und wende dann für immer der Stadt den Rücken, in der ich so viel Ehre und so viel Schmach erfuhr,« sagte Schlüter. »Belastet mit dem Makel des Mißgelingens kann ich hier nicht ferner weilen – Ihr aber müßt bleiben. Ihr müßt die Weise Andreas Schlüters verbreiten, sein Angedenken erhalten und,« seine Stimme hob sich, »seid dessen gewiß, es wird der Tag kommen, wo derjenige stürzt, der heute über Andreas Schlüter den elenden Sieg feiert. An jenem Tage werdet Ihr es sein, der den verkannten, gemißhandelten

[1] *Theatrum Europaeum. Theil XVII. Seite 102. Jahrgang 1706.*

Meister rächen wird, indem er seinem Feinde gegenübertreten wird in böser Stunde, die über den Gleißner heraufzieht. Noch einmal sage ich es: sie haben mein Werk zertrümmern helfen; aber sie werden – alle, die daran halfen – sich ihres Triumphes nicht freuen. Sie werden alle sinken, wie der Münzthurm sank, und auf der unheilvollen Stätte wird kein Bauwerk entstehen, wie es durch mich entstehen sollte; mit dieser Gewißheit will ich das harte Geschick zu tragen suchen, auf Euer Glück schauend, auf das Gedeihen dessen, den ich liebte.«

Kurt wollte antworten, aber der tief bewegte Meister schob ihn sanft zur Thüre, preßte ihn noch einmal ans Herz und machte sich dann schluchzend von dem Freunde los, – der sein Unglück mit ihm theilen wollte.

Epilog.

Andreas Schlüter hatte recht prophezeit, er hatte sich selbst Wort gehalten. Die königliche Gnade ward ihm nie wieder im ganzen Umfange zu Theil. Seine Arbeiten und Aufträge blieben unbedeutend, und in fieberhafter Hast vollendete er sie. Hoch auf dem Gipfel des Glückes standen seine Feinde. Die herrliche Gestalt Sophie Charlottens war nicht mehr in den festlich geschmückten Räumen des Schlosses sichtbar – sie ruhte im Grabe.

Fast ein zweiter Herrscher im Lande – waltete Graf Wartenberg. Mit seinem Steigen war das des Oberbaudirecters Eosander verbunden. Eosander hatte alles erreicht. Er stand fest in der Gunst des Hofes, er baute das Schloß aus nach den Plänen Schlüters, denen er

seine kleinlichen Ideen zusetzte, die er nicht ohne Geschick dem erhabenen Ganzen anzupassen verstand, und er krönte seinen Triumph durch den Bau jenes Portals, welches er einst als Skizze zum Feste in Lützenburg auf das Papier geworfen.

An der Seite des Schlosses, welche der sogenannten »Schloßfreiheit« gegenüberliegt, erhebt sich der große und reich verzierte Bau Eosanders, und am 3. Oktober des Jahres 1709 rollten die Wagen der Wartenbergs durch das vollendete Portal; stolz blickte die Gräfin empor, es war das Werk ihres Schützlings, der, als königlicher Oberbaudirector in Schlüters Stellung mit glänzendem Gehalte, überhäuft mit Ehren und Auszeichnungen stand, der sogar in diplomatischer Mission nach Schweden gesendet ward, der die Aufsicht und die Führung aller königlichen Bauten erhielt, während Schlüter, fast vergessen – nur geehrt und gesucht von seinen Freunden – im Stillen als »Hofbildhauer« arbeitete und sehnsüchtig dem Augenblicke entgegenseufzte, der ihn aus Berlin befreien, nach einer anderen, entfernten Stelle bringen sollte.

Er harrte lange – lange. Er sah den Sturz der Wartenbergs; es ließ ihn kalt. Sein Leben war ein gebrochenes, nur die Rücksicht auf seine Familie trieb ihn an, die Arbeiten zu fördern. Zuweilen sah man ihn im kleinen Wagen zum Thore hinausrollen auf die Straße nach Potsdam. Nach langer Fahrt hielt das Gespann endlich vor einem kleinen, reizenden Häuschen. Es lag dicht an dem lachenden Ufer der Havel; eine kleine Freitreppe, aus

Holz erbaut, lief in das Wasser hinaus, und vor der Thüre, welche auf die Landstraße führte, rankte sich eine Laube aus Weinblättern bis zum Dache empor.

Wenn Schlüters Wagen hielt, dann eilten ein junger Mann und eine junge Frau aus dem Hause und empfingen den gebeugten Meister, den sie freudig begrüßten. Es waren Kurt von Berchholz und seine schöne Gattin Dora. Der königliche Befehl hatte dem Edelmann eine treffliche Stellung bereitet, in welcher sein Talent ihm die beste Stütze ward. Die Freigebigkeit des alten Braun schuf das reizende Häuschen für die jungen Leute; es war die Hochzeitsgabe der schönen Dora, und in dem neuen Besitzthum entfaltete sich das glücklichste Leben, an welchem der Freiherr und seine Gattin Sybilla oftmals Theil nahmen.

Der Oberbaudirector Eosander von Goethe trat dem jungen Baumeister stets mit kalter Höflichkeit gegenüber, aber er wagte niemals einen Schritt gegen Kurt zu thun, und auch Braun, sowie dessen Sohn, der wackere Leonhardt, hatten nicht Ursache, dem Oberbaudirector ernstlich zu zürnen, der ihnen jede Arbeit, jede Rücksicht zu Theil werden ließ, auf welche die Brauns Anspruch machen konnten. Die Leute von Fach und Gewerbe, die Beamten des Schloßbaues sahen mit stiller Bewunderung diesem Verfahren zu, das sonst nicht von Eosander gegen Personen inne gehalten ward, die ihm einmal feindlich gegenübergetreten waren. Nur Abel Gerritsen wußte, weshalb der Oberbaudirector so rücksichtsvoll gegen

die Brauns handelte – und Leonhardt lächelte seltsam, wenn die Leute ihn ausholen wollten.

Andere lobten Eosander wegen seiner Unparteilichkeit und die meisten schrieben dieses Wesen auf Rechnung des Einflusses der Frau von Eosander, die als wackere Dame allgemein war. Sie vermied es, Schlüter zu begegnen, von ihm zu sprechen; sie war ängstlich, wenn sie in dem prächtig geschmückten Hause des Oberbaudirectors Eosander die Gäste empfing, welche der hochgestiegene Günstling dort fast fürstlich bewirthete.

Wenn Schlüter einen Tag und eine Nacht in seines ehemaligen Schülers Hause verbracht hatte, kehrte er in der Frühe des Morgens nach Berlin zurück. Er war dann neu gestärkt und heiterer als sonst. Man hatte am Flußufer gesessen, geplaudert, zuweilen sogar recht fröhlich gescherzt. Kurt und Leonhardt lauschten den lehrreichen Gesprächen des Meisters. Welch eine Fülle von Schöpfungen, von Gedanken lebten noch in dem Kopfe Andreas Schlüters – Ideen, deren Ausführung Berlin schon damals zur prächtigsten Stadt Deutschlands gemacht haben würden. Kurt sammelte vieles, und er ging dann um so lieber an die Arbeit, welche ihm aufgetragen war: die Erbauung der Häuser in der Friedrichsstadt zu Potsdam, deren Dächer sich aus den Gärten erhoben, welche um jene Zeit noch bis zur Havel hin sich ausdehnten.[1]

[1] Die heutige Friedrichsstraße in Potsdam.

Wenn Schlüter nach Berlin zurückkehrte, umfuhr er in weitem Bogen die Stadt. Er hatte sein Haus in Berlin veräußert; er wohnte mit den Seinigen in dem einsamen Gebäude am Rixdorfer Damme, das sein Atelier enthielt. Er vermied es, die Stadt selbst zu betreten, den Schloßbau zu sehen, den nach seinen Plänen Eosander fortführte. Er wollte die Stätte seines Unglücks nicht mehr betreten; er hatte die Genugthuung: zu wissen, daß der Münzthurm von der Erde verschwunden, daß kein anderer im Stande war, auf jener Stelle den gefährlichen Bau zu errichten. Freilich drückte es die Brust des Meisters centnerschwer, wenn er bedachte, daß die unglückbringende Arbeit *ihm* aufgebürdet worden war, die nun Eosander nicht zu verrichten brauchte. Schlüter arbeitete im Stillen, von niemand behelligt, von keinem gekränkt, nur allein mit sich und dem nagenden Schmerze über sein verlorenes Glück beschäftigt.

Die Glocken läuteten, die Trommeln rasselten, die Menschen eilten in fieberhafter Hast durch die Straßen, an verschiedenen Stellen bildeten sich Gruppen; Reiter jagten nach dem Schlosse, und die Thore der Stadt Berlin wurden gesperrt.

König Friedrich I. war nach langen Leiden entschlafen – auf den Thron von Preußen stieg *Friedrich Wilhelm I.*, der starke, eisenfeste Kronprinz, der die Wartenbergs gestürzt hatte, der die Kabale am Hofe mit gewaltiger Hand

zerstört und ihre Anstifter austrieb. Der junge König, ein eifriger Freund des Bauwesens, förderte dasselbe; alle hofften für Schlüter aufs neue; Eosander sah nicht ohne Bangen dem Wechsel entgegen. Noch blieb er in seiner Stelle, noch hielt er die Hand über all' die Dinge ausgestreckt, welche den Schloßbau betrafen.

In dem einsamen Atelier saß Andreas Schlüter bei ernster Arbeit, er modellirte den Sarkophag für seinen entschlafenen Herrn König Friedrich I. Es war die letzte Arbeit, welche der Meister in Berlin fertigte.

Ein trüber Herbstabend lag auf der Stadt Potsdam und ihrer Umgegend. In dem Hause des Baumeisters Kurt von Berchholz schimmerte das Licht und verbreitete durch die herabgelassenen Vorhänge der Fenster seinen matten Schein. So eben war ein Wagen ist den Hof gefahren. Der Baumeister und seine Gattin waren von Berlin heimgekehrt; sie saßen bald in dem großen Zimmer, dessen Fenster auf die Havel hinausgingen. Die jungen Leute blieben still und traurig; Kurt stand am Fenster und schaute schwermüthig auf die Wellen des Flusses, die im Scheine eines fahlen Mondlichtes glänzten. Dora trat zu ihm, ihr Arm umschlang den Gatten, sie legte den Kopf an seine Brust und sagte:

»Bemeistere Deinen Schmerz, mein theurer Kurt. Es ist besser für Andreas Schlüter. Er wird in der Fremde, in dem mächtigen Schutze eines Kaisers sich und sein Genie wieder finden. Er wird heimkehren dereinst, mit neuen Lorbeeren geschmückt.«

Kurt schüttelte das Haupt.

»Er kehrt nicht wieder,« safte er feierlich. »Andreas Schlüter kann nicht gedeihen in dem kalten, eisigen Hauche, der rings um die neue Kaiserstadt, um Sanct Petersburg, aufsteigt. *Hier* war seine Stelle, *hier* mußte er bleiben, wenn er glücklich war, er kann nicht fortdauern, fern von dem Orte, der seine herrlichsten Werke einschließt; aus ihrem Anblicke hätte er noch Kraft gesogen; von ihnen getrennt, wird er vergehen.«

Andreas Schlüter war an jenem Tage nach *Petersburg* gereist, wohin ihn eine Einladung des Czaren *Peters des Großen* rief. Er hatte keine Berücksichtigung gefunden; die Ladung nach der Czarenstadt war ehrenvoll, und Schlüter folgte ihr. Berlin war ihm ein Kerker, seine Abreise die Befreiung geworden, und mit thränenfeuchten Blicken hatten die Freunde ihm das Geleit gegeben. Eosander von Goethes letzter größter Wunsch war erfüllt; der gestürzte Gegner ward noch immer von ihm gefürchtet; jetzt räumte Schlüter das Feld, der neue König liebte die Baumeister, er wird dem geschäftigen Eosander seine Gunst zuwenden.

Ein Wagen hielt vor dem Hause Kurts von Berchholz. Die Glocke ward gezogen. Wenige Minuten später trat Dora in das Zimmer ihres Gatten, der emsig arbeitend vor dem Reißbrette stand.

»Komm schnell hinaus,« sagte Dora hastig. »Der Hauptmann, unser Freund Anatole d'Aubreuil, ist hier, er kommt in hohem Auftrage.«

Anatole und seine Gattin hatten oftmals die Freunde aufgesucht, sie hielten zu dem, der ihr Glück befördert,

aber heute erschien der Hauptmann zu ungewöhnlicher Stunde.

»Was führt Euch heut nach Potsdam?« fragte Kurt, Anatole die Hand reichend.

»Werft Euch schnell in Eurem Uniformrock Kurt,« rief Anatole. »Der König will Euch sprechen.«

»Er war vorgestern erst hier in Potsdam?«

»Gleichviel, es gilt königlichen Befehl.«

Kurt war schnell bereit. Er stieg mit Anatole in den Wagen, der die Landstraße hinabrollte.

»Sagt mir, ob Ihr nichts Näheres wißt? Wem gilt der Auftrag?«

»Ihr werdet Genaueres von dem König selbst erfahren,« sagte Anatole. »Soviel kann ich Euch melden: der König hat befohlen, gegen Eosander eine Untersuchung einzuleiten; er soll im Besitz wichtiger Pläne und Papiere sein, er soll eine prächtige Sammlung von Miniaturbildern, alle in silberne und goldene Rahmen gefaßt, in Händen haben, eine Sammlung, welche der verstorbene König ihm zur Bewahrung gab, und es heißt: er habe schlechten Gebrauch davon gemacht.«

»Kommt die Vergeltung jetzt schon?« rief Kurt.

»Sie ist da,« sagte Anatole. »Eosanders Vermögensverhältnisse sind vollständig zerrüttet. Sein unsinniger Aufwand, seine Bestechungen, die tolle Neigung zur Goldmacherei, welche jener Saveni bis auf den heutigen Tag nährte und durch geheimnißvolle Arbeiten steigerte, dies alles hat ihn den Wucherern in die Arme geführt. Von

Sorge getrieben, soll er Dinge verkauft haben, die königliches Eigenthum sind, die von großem Werthe für den Staat sein dürften. Seit gestern ist es ruchbar, denn seine Gattin hat auf Befehl ihres Vaters, des alten Merian, den Eosander verlassen müssen, dessen Haus die Gläubiger umlagern; ich selbst, unter Kommando des Oberstlieutenants Decrolles, bin beordert, mit einem königlichen Beamten, der unter Schlüter im Bauarchive arbeitete, dem Eosander die Pläne abzufordern, welche er etwa noch besitzen sollte – da für eignet sich niemand besser als Ihr. Ihr müßt die Pläne, die Risse genau kennen, die später von der Kommission geprüft werden sollen.«

Kurt hatte schweigend zugehört.

»Es ist Schlüters Prophetenwort, das sich erfüllt,« sagte er. »Er wußte, daß ich dereinst Eosander in schlimmer Stunde gegenübertreten würde.«

Der Wagen fuhr durch das Leipziger Thor, rollte durch die Leipzigerstraße in die Kurfürstenstraße, beim Fürstenhause vorüber, fuhr über die Schleuse und am Schloß- oder Domplatze vor das Portal, unter welchem das Bauamt lag. Hier stiegen die beiden aus dem Wagen. Anatole führte Kurt in das Amt. Oberstlieutenant Decrolles, ein ältlicher Officier, empfing den Baumeister und geleitete ihn mit Anatole in das Schloß zum Könige. Hier oben war alles verändert. Die prachtvollen Schweizer, die Pagen, die goldbetreßten Lakaien fehlten; statt derselben: Soldaten in einfacher Uniform auf den Gängen, Soldaten in den Höfen, Soldaten im Vorzimmer.

Als die drei Männer zu dem Könige in das Zimmer gingen, wurde ihr Eintritt durch das Kommando: »Marsch« von dem diensthabenden Officier bestimmt.

Der königliche Oberbaudirector Eosander von Goethe hatte einige Befehle an seine Maurermeister ertheilt und war dann in sein Wohnzimmer gegangen, um einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen. Er ging einige Mal zum Fenster, blickte auf die Straße und stampfte ungeduldig mit dem Fuße. Ohne Zweifel erwartete Herr von Eosander jemanden; es war in der That so, und der Erwartete war kein anderer, als der Postbote mit Briefen aus Frankfurt, denn der Oberbaudirector hatte eine Geldsendung seines Schwiegervaters in Aussicht; Margarethe, die zwar auf des Vaters Befehl den Gatten verlassen hatte, war dennoch dessen guter Engel geblieben. Sie ließ nicht ab, für Eosander zu wirken. So hatte sie ihm, der in großer Verlegenheit steckte, eine neue Sendung in Aussicht gestellt. Eosander wartete schmerzlich darauf, die Zeiten waren vorüber, wo man ins Volle hineingreifen, beliebige Rechnungen stellen konnte, heute war ein scharfer Aufpasser da, und der saß auf dem Throne, von welchem herab er alles übersehen konnte.

Indessen behielt Eosander sein bedeutendes Gehalt als Oberbaudirector mit den vielen Nebeneinkünften; er konnte seine Gläubiger darauf anweisen, er verwünschte

die neue Zeit, sein Aufwand hatte ihm gewaltige Summen gekostet und jetzt, unter dem sparsamen Herrscher, war alles nutzlos.

Eosander rechnete; da störte ihn der Diener, der drei Herren vom Amte meldete. Eosander war an solche Besuche gewöhnt; als er den Oberstlieutenant Decrolles und Aubreuil gewahrte, zuckte er betroffen auf. Er sah übrigens einen Dritten nicht.

»Mein Diener,« begann er, »sagte mir, es seien Herren vom Amte?«

»Es ist richtig, Herr Oberbaudirector,« entgegnete Decrolles. »Wir sind vom Amte; wie Sie wissen, ist heute alles militärisch in Preußen und so auch das Amt im Schlosse; daher kommen wir, denen die Baukommission Auftrag gegeben, an welche sie ihre Functionen abgetreten hat.«

»Und Ihr – Ihr Begehr?« fragte Eosander schneidend.

»Mit kurzen Worten,« platzte Decrolles heraus. »Wir kommen im Namen Seiner Majestät, Ihnen sämmtliche Risse, Zeichnungen und Pläne des Bauarchives, die noch in Ihren Händen sind, abzufordern.«

Eosander wankte zurück.

»Das heißt: Sie – oder Seine Majestät vielmehr, lassen eine Untersuchung anstellen?«

»Es kommt so heraus.«

»Ich werde mich nicht weigern, es ist meine Pflicht,« sagte Eosander gefaßt. »Sie werden ja finden, was in meine Hände gegeben wurde.«

»Wir wissen wenig Bescheid, gehen nur nach Verzeichnissen, aber wir haben Hilfe mitgenommen.«

Er öffnete die Thür; Eosander prallte erschrocken zurück, Kurt von Berchholz trat ihm entgegen. Er trug, wie alles was zum Könige gehörte, die Uniform.

»Sie, Sie sind bestimmt dazu?« sagte Eosander bleich werdend, indem er die Faust ballte. »O, die Freunde des ehemaligen Oberbaudirectors Schlüter konnten mir keinen empfindlicheren Stoß versetzen. Jener Herr dort ist mein Untergebener,« sagte er zu Decrolles, auf Kurt weisend.

»Es ist der Beamte, den Seine Majestät befohlen. Ich bitte, zur Sache.«

Eosander schritt den drei Männern voran in ein Arbeitskabinet. Er öffnete einen niedrigen Schrank, der viele Fächer enthielt.

»Hier,« sagte er, »hier ist mein Inventar; prüfen Sie.«

Die Dreie begannen nach dem Verzeichnisse die vorhandenen Pläne und Risse einzusehen und bei Seite zu legen. Eosander hatte ihnen den Rücken gewendet; er blickte aus dem Fenster, sein Blut siedete vor Aerger und Furcht, er kannte des Königs Strenge.

»Herr Oberbaudirector,« sagte Decrolles, »ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß an die neunzig Blatt fehlen.«

»Hab' ich sie bekommen? Weiß ich, wo sie sind?« rief Eosander. »Man hat sie mir nicht gegeben – wer hat meine Quittung?«

»Wenn auch Euer Gestrengen keine Quittung gaben,« sagte Kurt jetzt, »so lag das in den damaligen Verhältnissen, erhalten haben Sie jene Blätter. Es wurden Ihnen dieselben mit den hier vorhandenen ausgeliefert, als Herr Schlüter seine Stellung verlor, weil –« Kurt blickte Eosander drohend an, »der Münzthurm wankte. Ich kenne die Risse, die Blätter alle genau, da ich von Herrn Schlüter bei der Uebergabe beauftragt war die wichtigen Zeichnungen zu registriren. Herr Schlüter hat das ganze Archiv bis auf den letzten Zettel abgeliefert.«

»Und ich, ich liefere nicht richtig ab, das wollen Sie sagen?« rief Eosander wüthend.

»Zweiundneunzig Blätter fehlen,« sagte Decrolles ruhig. »Wollen Sie uns dieselben zeigen?«

»Ich habe sie nicht,« keuchte Eosander.

»Dann haben wir Seiner Majestät Bericht zu erstatten und Sie erwarten das Weitere.«

Er winkte Anatole und Kurt, sie schritten, die Mädchen zurücklassend, aus dem Zimmer. Eosander hielt sie nicht auf; er warf sich keuchend in den Sessel.

»Es geht hier zu Ende,« murmelte er. »Sie wollen an meinen Kragen; es ist Zeit, daß ich gehe. Dieses hier ist der letzte Anker.« Er nahm einen schweren Brief aus der Schublade und schloß ihn dann wieder vorsichtig ein. »Indessen,« fuhr er fort, »versuchen wir noch einen Gang; sie können mich nicht so schnell entbehren.« Er that einige Schritte auf das Vorzimmer, ein Mann ward

so eben hineingeführt. »Finanzrath Kraut,« sagte Eosander betroffen. »Heute kommen lauter liebenswerthe Personen,« setzte er leise hinzu. »Sie sind willkommen,« fuhr er laut fort.

»Vielleicht willkommener noch immer, als mein Auftrag,« sagte Kraut, mit Eosander in das Zimmer zurückgehend. Er nahm hier Platz.

»Sie spannen meine Erwartung,« begann Eosander scheinbar ruhig.

»Nach der heute stattgefundenen Prüfung durch die Abgesendeten der Kommission erwarten Sie gewiß nicht viel,« sagte Kraut.

»Ich bitte, kommen Sie zur Sache.«

»Sie werden einsehen, Herr Oberbaudirector, daß man in gewissen Kreisen Ihnen nicht wohl will, wenn man einen ehemaligen Conducteur des Herrn Schlüter, Ihren Untergebenen, als Mitglied einer Kommission beigibt, welches Ihr amtliches Inventar prüfen soll.«

»Allerdings, es war ein herber Schluck, den ich hinabwürgte.«

»Es hat viel Aehnlichkeit, diese *situation*, mit der Affaire Wartenberg-Wittgenstein-Wartensleben,« sagte Kraut kalt und boshaft.

»Herr Finanzrath,« schrie Eosander, blau und roth im Gesichte.

»Ereifern Sie sich nicht. In den Feuerkassen fanden sich damals keine Gelder; in Ihrem Archive fehlen eine Menge Zeichnungen, außerdem wollten Sie in Gold

gefaßte Bilder abliefern, etwa dreißig Rechnungen sind nicht belegt – *et caetera* – viel Aehnlichkeit – in der That.«

Eosander bebte, er biß vor Zorn und Angst in den Zipfel seines Taschentuches, welches er als Fächer gebraucht hatte.

»Ich werde Ihre und des Hofes Angriffe erwarten,« rief er wüthend und in ein krampfhaftes Lachen ausbrechend.

»Angriff?« fragte Kraut ruhig. »Untersuchung würde richtiger sein. *Recherche*, wenn es Französisch besser klingt.«

»Das ist eine unerhörte Beleidigung,« rief Eosander. »Ich fand es schon empörend genug, daß man meine Zimmer visitirte, daß man einen Untergebenen, den ehemaligen Conducteur Schlüters, in dieser Angelegenheit nützte, freilich bei der Soldatenwirthschaft, die an Stelle der Civilisation getreten ist, darf es nicht wundern.«

»Herr Eosander,« sagte Kraut streng, sich erhebend, »hüten Sie sich. Man *muß* untersuchen, denn – nun es mangeln allerlei Dinge in verschiedenen Ressorts. Ich aber bin Ihnen gegenüber noch zart genug verfahren, eingedenk mancher früheren Beziehungen. Ich bin gekommen, Ihnen *persönlich* mitzutheilen, was durch Briefe geschehen mußte, die durch Amtsschreiber gefertigt werden, nämlich: daß Seine Majestät der König Sie zur Rechenschaft ziehen wollen bezüglich der Archive, dann aber, Ihnen mitzutheilen, daß Ihr Gehalt auf die Hälfte herabgesetzt und die Stellung eines Oberbaudirectors Ihnen genommen werden soll.«

Eosander war sprachlos geworden. Er hatte auf sein hohes Einkommen die Gläubiger angewiesen, er war in ihren Händen. Merian vermochte nicht größere Summen zu senden. Er hatte indessen bald genug den Entschluß gefaßt.

»Seine Majestät,« sagte er, »bemühen sich meinetwegen ohne Noth. Sehen Sie hier.«

Er nahm aus der Schublade jenes dicke Schreiben und reichte es Kraut hin.

»Es ist mein Patent als schwedischer Generalmajor, welches König Karl der Zwölfte mir sendete. Ich bin hiermit Unterthan Seiner schwedischen Majestät und werde mich als entlassen aus preußischen Diensten ansehen. Meine Person vertraue ich dem Schutze des Gesandten Schwedens, dem Baron Friesendorf an.«

Kraut lächelte zufrieden.

»Sie sind dadurch vollkommen gedeckt, und man kann von Rechtswegen Ihre Untersuchung nur mit Einwilligung Ihres neuen Souverains beginnen, aber Sie wissen, jetzt ist hier manches gewaltsam, Sie sind in üblem Leumund, es *kann* sich allerlei ereignen, ich kam als Freund. Handeln Sie bald. Gott befohlen.«

Kraut ging schnell hinaus.

»Ich wette drauf,« kicherte er, »wir werden ihn schnell los. Er wartet nicht die Recherche ab, er geht davon und wir haben ihn abgeschüttelt, die Wucherer können eine Lehre erhalten.«

Der Finanzrath hatte sich nicht getäuscht. In dem Dunkel des Abends rollte aus dem Leipzigerthore eine Kalesche. Sie entführte den einst so glänzenden, allmächtigen Oberbaudirector Eosander von Goethe, den Besieger Schlüters, für immer aus Berlin. Er flüchtete als ein mit Verdacht Beladener. Man setzte ihm nicht nach.

»Sehr gut, daß ein unreiner Gast vom Tische fort ist,« sagte der König, als Ihm Eosanders Entfernung gemeldet ward. »Ich werde ihm noch eine kleine Ueberraschung machen.«

Als Kurt von Berchholz, der einige Tage in Berlin blieb, eines Morgens in das große Zimmer seiner Eltern trat, jauchzte er laut auf vor Freude. Am Tische saß – Otto, der Seekapitän. Er war von Danzig nach Berlin gekommen, nach langer Abwesenheit kehrte er in die Heimat zurück. Er brachte Berichte über die Zustände der Flotte, welche der neue König als ein kostspieliges Ding ansah, dessen Ausgaben eingeschränkt werden mußten. Otto war sichtlich gealtert, er hatte die Frische des Aussehens verloren, der Gram und die Beschwerden begannen sein Haar zu bleichen. Die Brüder umarmten sich gerührt. Als Kurt eine Frage über die Lippen drängte, winkte der Seemann ihm – zu schweigen.

»Ich habe sie nicht wieder gefunden,« lispelte er.

»Komm hinaus mit mir, zu Dora, in unser stilles, glückliches Haus,« rief Kurt. »Verbanne allen Kummer. Wenn Eure Flotte aufhört, dann trittst Du in des Königs Landarmee, o, wir werden glücklich, werden alle vereint sein,

im Gedächtniß vergangener Zeiten auch der fernen Lieben gedenken. Vielleicht kehrt alles heim, was noch fehlt, und an Stelle des bösen Eosander sehen wir wieder unsern Meister Andreas Schlüter.«

Otto schüttelte das Haupt.

»Nein, Kurt,« sagte er, »ihn siehst Du nicht wieder.«

»Wie? was wäre das?« fragte Kurt hastig.

»Andreas Schlüter weilt nicht mehr unter den Lebenden. Als ich mit unserem Schiffe die Rhede von Kronstadt verlassen wollte, brachte mir der russische Hafenkommandeur die Kunde, daß der Baumeister des Czaren, Herr Andreas Schlüter, am zwanzigsten Mai dieses Jahres zu Petersburg verstorben sei.«

Kurts Augen entrollten Thränen des Schmerzes, die Eltern trösteten ihn.

»Ich wußte es,« sagte er, »er konnte dort nicht ausdauern, er gehörte hieher, von wo er verschwunden ist, gleich wie das Werk, welches sein Unglück geschaffen – verweht wie der Münzthurm.«

Die Ueberraschung, welche der König Friedrich Wilhelm Eosander bereitete, bestand darin, daß er in Frankfurt am Main durch den Gesandten Preußens noch einmal angehalten und untersucht ward: ob er nicht königliches Eigenthum mit sich genommen habe. Es kam wenig bei der Untersuchung heraus. Zerrüttet in seinen Finanzen, von Schulden überflutet, hatte Eosander

auch den reichen Merian an den Rand des Verderbens gebracht. Dennoch war er äußerlich glücklicher, als der große Mann, dessen Sturz er wesentlich gefördert. Nachdem er in Schweden Dienste geworben, ging er später nach Sachsen und starb zu Dresden im Jahre 1723 als Generallieutenant.

Die undankbare Mit- und Nachwelt hat von Schlüter wenig genug verzeichnet. Nur die Geschichte seines Unglücks hat die Tradition von Geschlecht zu Geschlecht getragen. Mühsam genug haben emsige Forscher aus den Archiven und staubigen Aktenbündeln Kunde über einen Mann hervorsuchen müssen, der berufen war, unter den Besten seiner Nation zu glänzen. Aber lauter als Schrift und Lob der begeisterten Verehrer sprechen seine unsterblichen Werke, und auf keinen sind die Worte besser anzuwenden: »wenn Menschen schweigen – werden die Steine reden,« als auf Andreas Schlüter, den das Mißgeschick stürzte, welches der Münzthurm über ihn brachte. Aber es ist, als hätte eine unsichtbare Gewalt jeden von der Stelle gescheucht, über welcher einst Schlüters Bau zusammenbrach. Kein Versuch, einen hohen, schlanken Thurm emporzuführen, ward gemacht – niemand wagte es mehr, einen Plan zu entwerfen.

Auf der Stelle des Unheils tummelt sich heute die geschäftige Menge der Bewohner der neuen Kaiserstadt Berlin – und wo die riesigen Steinpfeiler sich erhoben,

den wankenden Bau zu stützen, zieht sich eine schöngebaute Terrasse hin, deren Geländer üppiges Grün umwuchert. Eine schlanke Säule, gekrönt von einem vergoldeten, die Flügel spreizenden Adler, erhebt sich an der Stelle, wo einst in dunkler Nacht Andreas Schlüter in ahnungsvoller Stimmung, sorgend und fürchtend das Gemäuer untersuchte, in dessen Räumen die Räder des Münzwerkes sausten und die Hämmer dröhnend pochten.